Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Neunter Band.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1861.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings

sämmtliche Werke.

1816 – 1832.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort des Herausgebers.

Der gegenwärtige Band bietet einen mannichfaltigen Inhalt von bisher entweder nicht oder nur wenig bekannten Produktionen Schellings dar. Zu den ersteren gehört das Gespräch über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt, von welchem, da sich im Manuscript kein Datum findet, nicht genau zu sagen ist, wann es entstanden sey. Wahrscheinlich in der Zeit von 1816 bis 1817. Nach den am Schluß des Manuscripts hinzugefügten Notizen war dieser kleinen Schrift eine künftige weitere Ausbildung zugedacht, es lag im Plan, vier Gespräche sich folgen zu lassen, entsprechend den vier Jahrszeiten; wobei das bereits Ausgearbeitete den Stoff der zwei ersten Gespräche (Herbst und Winter) enthalten und einiges in demselben, namentlich das über philosophische Gespräche S. 68 ff. Gesagte, viel weiter ausgeführt werden sollte.

Zu dem philosophisch Neuen in diesem Bande gehört ferner ein Vortrag in Erlangen, enthaltend eine der philosophischen Entwicklung selbst vorausgeschickte allgemeine Theorie der Philosophie. Die Vorlesung, aus welcher dieses Prolegomen genommen ist, vollständig drucken zu lassen, wäre zwar nicht unmöglich gewesen, schien mir aber weniger für diese Gesammtausgabe passend, als etwa für den Zweck einer ganz speciellen Darlegung der allmählichen Gestaltung des am Ende hervorgetretenen Systems. Ueber eben diese Vorlesung berichtet Platen in seinem Tagebuch und erwähnt des Eindrucks, den besonders eine S. 217 dieses Bandes vorkommende Stelle auf die Zuhörer gemacht habe.

Die kritische Arbeit über den Kirchenscribenten Arnobius in die Werke aufzunehmen, konnte schon deßhalb nicht ungeeignet erscheinen, weil sie, wie der Verfasser selbst (S. 266) sagt, mit seinen sonstigen, mythologischer Forschungen wegen unternommenen Studien zusammenhängt und insofern mit zu den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gehört. Außerdem aber liefert sie einen Beitrag zur Herstellung und zum Verständniß mancher Stellen eines Schriftstellers, von welchem bis heute anerkannt ist, daß er nicht aufgehört hat der Verbesserungen ex ingenio zu bedürfen. Einige von den Conjekturen sind durch ihr Zusammentreffen mit neuerdings aufgestellten in ihrem Werth bestätigt worden. Schelling hatte sich seiner Anmerkungen zum Arnobius auch später noch angenommen und den Wunsch gehabt, daß sie bei einer neuen Ausgabe desselben benutzt würden. Das lateinische Epigramm an F. A. Wolf S. 267, Anm. bezieht sich auf eine Aeußerung in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 77 (Band V, S. 246).

Unter den Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts, welche sich an die letztgenannte Arbeit anschließen, befinden sich die im Vorwort zur Philosophie der Mythologie, 2. Abth., Bd. 2, S. VIII erwähnten.

Die in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München von 1827 an gehaltenen größeren und kleineren Reden sind am Schluß dieses Bandes zusammengestellt worden, obgleich ein Theil derselben über den Zeitraum, welchen dieser Band umfaßt, hinausreicht.

Eßlingen, im Februar 1861.

K. F. A. Schelling.

Inhalt.

Seite

1. Ueber den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 1
2. Kunstgeschichtliche Anmerkungen zu Johann Martin Wagners Bericht über die äginetischen Bildwerke 111
3. Erlanger Vorträge. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß)
   a) Ueber die Natur der Philosophie als Wissenschaft 209
   b) Ueber den Werth und die Bedeutung der Bibelgesellschaften . 247
4. Spicilegium observationum in novissimam Arnobii editionem (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 253
5. Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)
   a) Ueber eine Stelle des Lucretius 303
   b) Ueber eine Stelle Platons 313
   c) Ueber eine Stelle im Homerischen Hymnus an Demeter . . 324
   d) Ueber die arabischen Namen des Dionysos 328
   e) Ueber das Alter kyklopischer Bauwerke in Griechenland . . . 336
6. Erste Vorlesung in München. (Aus dem handschriftl. Nachlaß) 355
7. Rede an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität in der Aula academica am Abend des 29. December 1830 365
8. Reden in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß)
   a) Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften . . 379
   b) Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 29. März 1828 401
   c) Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie am 27. März 1829 404
   d) Aus einem Vortrag am Abend des Ludwigstages 1829 . . . 418
   e) Aus dem Vortrag am einundsiebzigsten Jahrestag der Akademie 420
   f) Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1830 423

Seite

g) Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 28. März 1831 425
h) Ueber Faradays Entdeckung, Rede am 28. März 1832 . . . 439
i) Vorwort zur öffentlichen Sitzung am 25. August 1832 . . . 453
k) Rede zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 26. März 1834 456
l) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1834 467
m) Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie, 28. März 1836 470
n) Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie am 25. August 1836 474
o) Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie 28. März 1837 477
p) Einleitungs- und Schlußworte zur öffentlichen Sitzung am 23. August 1838 480
q) Worte in der öffentlichen Sitzung am 27. März 1839 . . . 484
r) Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 24. Aug. 1839 487
s) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1840 491
t) Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie am 24. August 1840 494
u) Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 27. März 1841 501

Ueber den

Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt.

Ein Gespräch.

Fragment.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Einleitung [1].

Seit Auflösung der friedlichen Eintracht, in welcher vor noch nicht allzu langer Zeit die Wissenschaften zusammenlebten, kann das Eigenthümliche der Philosophie in ein lebhaftes Streben nach dem Geistigen gesetzt werden, dem ein ebenso entschiedenes Unvermögen, sich wirklich dahin zu erheben, entspricht.

Die alte Metaphysik erklärte sich durch ihren Namen als Wissenschaft, die nach, also gewissermaßen auch aus der Erkenntniß der Natur folgte, eine gesteigerte Fortsetzung derselben war; sie nahm daher auch die Erkenntniß, deren sie sich außer der Physik rühmte, in einem gewissen tüchtigen, gediegenen Sinn, mit welchem allein dem Erkenntnißlustigen gedient seyn kann. Die neuere Philosophie hob ihren unmittelbaren Bezug mit der Natur auf, oder wußte ihn nicht zu behaupten, und verschmähte stolz jeden Zusammenhang mit Physik; die Ansprüche auf eine höhere Welt fortsetzend, war sie nicht mehr Metaphysik, sondern Hyperphysik. Allein jetzt zeigte sich auch das gänzliche Unvermögen zum vorgesetzten Zweck. Da sie sich ganz vergeistigen wollte, warf sie zuerst

[1] Diese Einleitung war, wie es scheint, ursprünglich nicht für ein Gespräch, sondern für eine Abhandlung bestimmt; sie gehört aber insofern zu dem folgenden Gespräch, als letztere unter dem Titel: Darstellung des Uebergangs von der Philosophie der Natur zur Philosophie der Geisterwelt, wesentlich den gleichen Inhalt haben sollte; wie denn übrigens die Einleitung auch im Manuscript mit dem Gespräch verbunden erscheint. Ein kleiner Theil des Concepts jener Abhandlung ist im handschriftlichen Nachlaß aufbewahrt. D. H.

den zum Proceß unumgänglich erforderlichen Stoff hinweg und behielt gleich anfangs nur das Geistige. Wenn aber das Geistige wieder vergeistigt wird, was kann daraus werden? Oder wenn wir in der Natur schon alles geistig haben wollen, was bleibt uns für die Geisterwelt noch übrig?

Diese Bemerkung kann dienen, die merkwürdige Erscheinung begreiflich zu machen, daß die Philosophie, gerade indem sie den höchsten Anlauf zum Geistigen nehmen wollte, am tiefsten herabsank und in Ansehung aller höheren Gegenstände immer unzulänglicher und unvermögender wurde, welches eine Zeitlang mit angesehen, endlich so lebhaft gefühlt wurde, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich selbst den Proceß zu machen, ihre geistige Impotenz nicht nur zu bekennen, sondern augenscheinlich darzuthun. Inzwischen wurde auch dieses Resultat benutzt, die Vergeistigung noch um einen Grad weiter zu treiben. Es war nicht genug, sagte man, den Zusammenhang mit dem Objektiven, der verstandlosen Natur, aufgegeben zu haben, solang im Subjektiven noch ein so grober Begriff als der des Wissens geduldet wurde; das Wissen selber ist noch zu massiv, die Vergeistigung wird erst dann vollkommen seyn, wenn statt desselben nur noch ein zarter, flüchtiger Duft von Ahndung und Gefühl übrig ist, also auch das Subjektive wieder subjektivirt wird. Seitdem zeigt sich ein Theil geschäftig, statt des eigentlichen Geistes (der Erkenntniß) ein Surrogat desselben, das gewissermaßen noch geistiger als der Geist seyn soll, anzubieten und so wie sonst aus der Noth, jetzt aus der Unwissenheit eine Tugend zu machen.

In diesem Stand der Sache gab es wohl kein anderes Herstellungsmittel der Philosophie, als sie vorerst, wenn auch nicht vom Himmel, auf den sie Verzicht gethan, doch aus dem leeren Raum, in dem sie zwischen Himmel und Erde schwebte, zur Erde zurückzurufen, welches durch die Naturphilosophie geschah. Daß die zeitherigen Vergeistiger sich über dieses Beginnen als eine Herunterziehung der Philosophie, als eine Verleugnung alles Geistigen, ja des Heiligen und Göttlichen selber, ereiferten, war in der Ordnung und stand nicht anders zu erwarten.

Doch war gleich anfangs die Natur nur als die eine Seite des All erklärt und die Geisterwelt als die andere ihr entgegengesetzt worden. So wurde auch Philosophie der Natur stets nur für die eine Seite des großen Ganzen gegeben und in die wissenschaftliche Erklärung des Gegensatzes und des Zusammenhangs beider das Centrum philosophischer Wissenschaft gesetzt. Nun wir Anstalt treffen, dieser mit unseren ersten Schritten in der Philosophie übernommenen Aufgabe Genüge zu thun, läßt sich vorhersehen, daß eben jenen dieses Beginnen als ein überfliegendes, vielleicht schwärmerisches, auf jeden Fall unnatürliches erscheine. Denn geschieht ihnen dieß nicht mit ihren eignen Begriffen und Lehren, die, sobald sie über die Natur hinausgehen, den Charakter wahrer Unnatürlichkeit annehmen und sich darum auch so unkräftig für das Leben erzeigen? Ja sie werden hier mit denen Freunde werden, gegen die sie sonst zu streiten vorgeben, mit denen sie aber wirklich einiger sind, als sie selbst glauben; ich meine die, welche das Wort Geisterwelt nicht hören können, ohne in die ihnen eigne Geisterfurcht zu gerathen, eine Krankheit, welche beim höchsten Grade bis zur Scheu gehen soll, dem Menschen auch nur sein eignes Inneres als einen Geist zuzugestehen, beim geringeren aber sich auf die Fürsorge einschränkt, ihn wenigstens ganz von der Geisterwelt abzuschneiden und an keine andern Geister glauben zu lassen als an seine eignen und an solche, die mit ihm zugleich leben.

Diese beiden nun würden von unserer Unternehmung einen ganz falschen Begriff fassen, wenn sie meinten, daß hier auf irgend eine Weise die Geisterwelt unmittelbar zur Erkenntniß oder auch nur zur Sprache gebracht werden solle, da unserer ausdrücklichen Erklärung zufolge nur der wissenschaftliche Uebergang aus dem Gebiet der Natur in das der geistigen Welt erzeigt werden soll. Inwiefern daher die Natur unser Ausgangspunkt ist, würden sie am wenigsten irren, wenn sie diese Abhandlung als eine bloß physikalische ansehen wollten, indem ihr lediglich der Gedanke zu Grunde liegt, daß, gleichwie es im Physischen möglich gewesen, die Erde durch das Gesetz der Schwere an den Himmel zu knüpfen, und gleichwie wir uns schmeicheln dürfen, durch die goldene

Kette des allverbreiteten Lichts auch mit den entferntesten Sternen, die wir kaum durch die stärkste Bewaffnung des Auges einigermaßen zur Anschauung bringen, in freundlicher Wechselmittheilung zu stehen, daß ebenso auch im Geistigen ein von der Natur ausgehendes Band zu finden seyn möge, án welchem fortlaufend unsere bis jetzt bloß irdischen Wissenschaften sich zum Himmel erheben könnten, der doch ihr wahres Vaterland zu seyn scheint.

Nun steht es bei ihnen, ein solches Fortwachsen der Natur in die geistige Welt zu leugnen, und sie werden es leugnen. Doch geben sie zu, daß die Natur sich als das Untergeordnete der Geisterwelt verhalte, wenn sie nicht etwa ganz das Daseyn einer solchen leugnen, worauf wir uns hier nicht einlassen. Dieses Untergeordnete hat also in Bezug auf das Höhere irgendwo seine Grenze, sein bestimmtes Ende. Wie glauben sie nun, daß es sein Ziel finde und geschlossen sey, wenn nicht das Letzte, das es aus sich hervorbringt, schon ein über es Hinausgehendes, ihm nur noch mit dem untergeordneten Theil seines Wesens Angehöriges ist, wie der Mensch in Bezug auf die Erde? Und muß daher nicht jedes Niederere eben dadurch, daß es die Staffel zum Höheren ist, mit diesem in einem natürlichen Bezug stehen?

Also dieß hätten sie erst zu beweisen, daß zwischen der Natur und der rein geistigen Welt eine solche Kluft befestigt sey, als sie annehmen, oder wenigstens unsere Beweise, daß zwischen beiden ein natürlicher Zusammenhang stattfinde, umzustoßen, ehe sie gegen dieses Unternehmen die gewohnten Sprüche vorbringen. Nur unter dieser Voraussetzung halten wir selbst für möglich, der vorgesetzten Aufgabe Genüge zu thun. Wir selbst erkennen ein jedes Wissen, das nicht reine Entwickelung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen ist, für ein überfliegendes, das zu Schwärmerei und Irrthum führen muß. Wir erklären eben darum, daß, so hoch wir in der Folge das Gebäude unserer Gedanken treiben mögen, wir dennoch nichts geleistet haben wollen, wofern nicht der Tempel, dessen letzte Spitze sich in ein unzugängliches Licht verliert, in seinem tiefsten Grund ganz auf der Natur ruht.

Wir werden also von der andern Seite allerdings wagen, was

derjenige sich verstatten darf, der sich eines sichern Grundes bewußt ist, und über höhere Dinge mit mehr Bestimmtheit uns erklären können, als es bis jetzt möglich war. Derjenige hat erst, so zu sagen, das Recht zu den geistigsten Gegenständen, der zuvor ihr Gegentheil gehörig erkannt hat. Der Mensch fehlt in seinen Unternehmungen, auch den wissenschaftlichen, seltener durch das, was er unternimmt, als durch die Art, daß er nämlich in der Erkenntniß nicht stufenweise geht, indem dem, welcher die Bedingungen erfüllt, in der That auch in der Wissenschaft nichts versagt ist. Der Baum, der aus der Erde Kraft, Leben und Saft in sich zieht, darf hoffen, den blüthebehängten Wipfel wohl noch bis zum Himmel zu treiben; die Gedanken derer aber, die gleich anfänglich sich von der Natur trennen zu können meinen, sind, auch die wirklich geistreichen, nur wie jene zarten Fäden, die zur Spätsommerzeit in der Luft schwimmen, gleich unfähig den Himmel zu berühren und durch ihr eignes Gewicht zur Erde zu gelangen.

Im Bewußtseyn der wissenschaftlichen Mittel, die durch die Natur unseres Verfahrens gegeben sind, werden wir nicht in dem Fall seyn, irgend etwas Außerwesentliches, oder was in anderer Hinsicht auf Abwege führen kann, mit ins Spiel zu ziehen.

Flüge der Einbildungskraft, besonders wenn diese im Aeußerlichen gesucht werden sollen, wird man in dieser Abhandlung so wenig finden als ein gewisses leichtherziges Reden von Unsterblichkeit der Seele, bei dem sich Schriftsteller und Publikum gleich sehr zu gefallen scheinen. Wir wollen keine Meinung erregen, keiner Schwärmerei Vorschub thun, von welcher der Hauptgrund immer in dem Mangel oder der Unzulänglichkeit der Wissenschaft liegt. Wo diese verstummt in Dingen, die dem Menschen die wesentlichsten sind, da muß das Volk wohl sich selbst helfen. Wie weit ist es in der Bestimmtheit der Denkart vor den Gelehrten voraus! Ihm konnten unsere moralischen und andere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele nicht genügen. Der gemeine Verstand begreift, daß der wahre Grund, der ihn von irgend einem Daseyn überzeugt, ihm nothwendig zugleich von der Beschaffenheit desselben Kenntniß gewähren muß, und daß jeder, bei dem dieß nicht der

Fall ist, nicht der wahre und natürliche, sondern nur ein ersonnener, künstlicher seyn kann. Aber auch jetzt noch gilt von den Gelehrten, was schon vor Zeiten gegolten, daß sie die Schlüssel der Erkenntniß weggeworfen haben, und selbst nicht hereinkommend den andern wehren, die herein wollen. Sogar die letzte Zuflucht, die dem Volk blieb, die zu den Wahrheiten der Offenbarung, wird ihm dadurch genommen, daß die Lehrer von diesen entweder einen bloß buchstäblichen oder nur einen allgemeinen moralischen Sinn haben. Die Erfahrenen wissen, in welchem Lichte sie erscheinen, wenn ihnen ein reeller Sinn beigelegt und die physikalische Beziehung gegeben wird. Die Kluft, welche zwischen der Offenbarung und der Wissenschaft stattfindet, rührt eben daher, daß jene alle Wahrheiten gleich anfänglich bis zu einem Grade individueller Bestimmtheit fortgeführt enthält, bis zu welchem unsere immer im Allgemeinen herumschwebende Philosophie noch nicht gelangen konnte.

Also nicht diejenigen mache man der Schwärmerei oder der Anleitung zu ihr verdächtig, welche auch in den geistigsten Gegenständen die Bestimmtheit der Erkenntniß suchen; eher die, welche, und wär' es auch unter dem Vorwand eines alle Wissenschaft übertreffenden Gefühls, ihr entgegenwirken. Wenn der Aberglaube den natürlichen Zusammenhang der Dinge ganz übersieht, so entspringt der Unglaube aus einer Erstickung des im Innern sich regenden Göttlichen durch die Masse des Natürlichen, die er nicht in Bewegung bringen, nicht in lebendige, bis zum Geistigen fortgehende Steigerung versetzen kann. Der Glaube, der sich als Gegensatz der Wissenschaft gibt, befindet sich ganz in demselben Falle. Unmöglich aber kann derjenige Glaube der wahre seyn, der aus einem anfänglichen Unglauben folgt, und der mit dem Unglauben Einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt hat.

Aber auch bloß auf die Form gesehen, sind diejenigen ohne Zweifel die wahren Phantasten zu nennen, welche die Welt der Wissenschaft als einen großen leeren Raum ansehen, wohinein ein jeder nach seiner individuellen Art verzeichnen kann, was ihm gefällt; die, welche von einem Zurückgehen auf die Anfänge, von einem gesetzmäßigen Hinaufbilden

keinen Begriff haben, die, wenn sie sich selbst fragen, welcher Sicherheit sie sich im philosophischen Verfahren bewußt sind, bei geringer Aufrichtigkeit gegen sich selber gestehen müßten, nicht so viel zu besitzen, als z. B. erfordert wird, nur um aus einem Buch in irgend einer Sprache ein Blatt abzuschreiben, wobei man doch wissen muß, ob von der linken oder, wie beim Hebräischen, von der rechten Seite angefangen werden muß.

Bei einem Gegenstande, der mit den tiefsten Empfindungen des menschlichen Wesens in vielfachen und innigen Verhältnissen steht, kann der Schriftsteller, wofern es ihm bloß um Wirkung zu thun ist, seines Zwecks nicht wohl verfehlen, wenn er es nur versteht, jene Empfindungen auf eine leichte und erfreuliche Art ins Spiel zu setzen. Derjenige hingegen, der auf Hervorbringung genau-wissenschaftlicher Einsicht geht, muß wünschen, sie vor der Hand vielmehr zum Schweigen zu bringen. Er wird nichts der Neigung, nichts wenn auch noch so gerechter Sehnsucht zugeben, den Ernst der Wissenschaft mit der Höhe des Gegenstandes steigernd, nur fragen, was sich wissenschaftlich einsehen lasse, und sich selbst verleugnen um des unschätzbaren Gewinns einer unverlierbaren Wahrheit willen. Das tiefste Gefühl findet allein in der nicht mit ihm sich vermischenden Wissenschaft volle Bestätigung; ein Gemisch aus beiden wird von beiden verschmäht. Nur mit Glaube, Liebe und Hoffnung hofft er sich nie im Widerspruche zu finden; und nie wird er, was wirklich von ihnen eingegeben ist, darum geringschätzen, weil es sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen läßt, indem wir vielleicht mit dem Dichter annehmen dürfen, daß in jenen heitern Räumen jedem schönen freundlichen Gefühl Wort gehalten wird. Aber, obgleich das innere, heilige Wesen, das allen Werken der Wissenschaft und Kunst die letzte Verklärung ertheilt, sind sie zu inniger Natur, um als sichtbares Princip der einen oder andren zu erscheinen.

Indem es bei uns stünde, unsere Gedanken auch in einer zugänglicheren Form mitzutheilen, wollen wir der strengeren den Vorzug, und womöglich in dieser Abhandlung ein Beispiel der Methode geben, die sich von der bisherigen dadurch unterscheidet, daß sie wirklich vom Ge-

halt unzertrennlich ist, daß sie durch den Gehalt, so wie dieser durch sie gegeben ist. Es hat nicht fehlen können, daß nicht von mancher ihrer Formeln der schmählichste Mißbrauch gemacht worden (ins Innere derselben ist noch keiner ganz eingedrungen), indem gerade das Lebendigste vorzugsweise mit Verstand behandelt seyn will. Von der andern Seite haben wir bemerkt, daß sie in Fällen reeller Untersuchung, wo ihnen, vielleicht ohne es zu wissen, ein gewisser Einfluß verstattet worden, mehr als jede gewöhnliche fördernd sich erzeigt; zum Beweis, daß der Zustand der Wissenschaft in verschiedenen Theilen sie zu fordern anfängt. Wer diese Methode umstoßen will, der muß nicht den geistlosen Gebrauch, ja überhaupt nicht sie selbst, sondern die Sache angreifen.

Der Pfarrer erzählt.

Auf Aller-Seelen-Tag fuhren der Arzt und ich nach der Stadt, um mit Clara, die schon einige Tage zuvor in Begleitung meiner beiden Töchter dahin gereist war, am Abend zurückzukehren. Wie wir die schöne Stadt, die etwa auf der halben Höhe des Gebirgs, genau im Gesichtspunkt einer Oeffnung liegt, vor uns gegen die weite Ebene hin hatten, sahen wir eine Menge Menschen schaarenweis sich gegen eine seitwärts liegende sanfte Anhöhe ziehen. Wir vermutheten gleich, wohin der Zug gehe, und schlossen uns an, um das rührende Fest, welches an diesem Tag in katholischen Städten zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wird, einmal selbst mitanzusehen. Wir fanden bereits den ganzen Raum mit Menschen angefüllt. Es war ein eigener Anblick, das Leben über den Gräbern zu sehen, das die matt scheinende Herbstsonne ahndungsvoll beleuchtete. Wir sahen, da wir uns aus den getretenen Wegen entfernten, bald um die einzelnen Gräber schöne Gruppen versammelt: hier blühende Mädchen, mit jüngeren Geschwistern an der Hand das Grab einer Mutter bekränzend, dort eine Mutter still am Grabe früh verlorener Kinder stehend, wo es des geweihten Wassers nicht, die Stelle der Thränen zu vertreten, brauchte, sondern sanft niederfließende, von süßer Wehmuth geheiligte Zähren die Grabhügel erfrischten. Ernsthaft und nachdenkend standen hie und da Männer vor einzelnen Grabstätten, die vielleicht einen frühe hingegangenen Freund oder eine unvergeßliche Freundin verschlossen. Alle zerrissenen Lebensverhältnisse erneuerten sich hier für den Betrachter, der mit Personen

und Umständen bekannt war; die Brüder kamen wieder zu den Brüdern, Kinder zu den Eltern, und waren in diesem Augenblick wieder Eine Familie; nur die Geliebte, welcher der Tod den Geliebten geraubt, durfte sich in diesem Gedränge nicht zeigen, sie hatte vielleicht die Frühzeit gewählt, um ohne Zeugen mit dem Thau des Morgens die geliebte Stätte mit ihren Thränen zu benetzen. Das schöne Denkmal eines Jünglings, der hier als Fremder gestorben war, fand sich mit Blumen auf eine so zarte und sinnige Weise geschmückt, daß liebende Hände dabei gewirkt haben mußten. Wie rührend ist diese Sitte, sagte mein Begleiter, und wie bedeutend dieser Schmuck der Spätblumen auf den Gräbern: ist es nicht gerecht, diese Blumen des Herbstes den Todten zu weihen, die uns im Frühling jene fröhlichen Blumen aus den dunkeln Kammern heraufreichen, zum ewigen Zeugniß des fortdauernden Lebens und der ewigen Auferstehung.

In der Mitte des Platzes stand eine kleine Kapelle, unfähig die Menge zu fassen. Bald nach unserer Ankunft hatte sie sich so gefüllt, daß eine lange Reihe über die Gräber weg vor der Thüre heraus stand. Wir setzten uns an die Seite auf einen alten bemoosten Grabstein, dessen Züge längst unleserlich geworden, und hörten dem feierlichen Amte zu, dessen Gang wir nur aus den Bewegungen der Herausstehenden verfolgen konnten. Wir saßen in stille Wehmuth versunken. Wie viele, die hier über diese Gräber wandeln, werden übers Jahr selbst da unten liegen?

Wo mag unsere Freundin weilen? Wir hatten einigemal sie von ferne zu sehen geglaubt, aber ohne sie wirklich zu erkennen, oder ihr im Gedränge uns nähern zu können. Wir erinnerten uns, daß wir noch einen weiten Weg zu machen hatten. Wir waren von ihr in das auf der andern Seite der Stadt auf einem Hügel liegende Benediktinerkloster beschieden, wo wir sie um die Zeit der Abreise auf jeden Fall finden sollten. Wir sahen, daß es Zeit war, und entfernten uns schweigend.

In der Stadt fanden wir alles leer und öde; wir hielten uns kurze Zeit auf, um einige Erfrischungen zu nehmen, und stiegen nun zu dem

schönen Kloster hinan. Bei der Ankunft wurden wir in das Bibliothekzimmer geführt, wo ein junger, wohlgebildeter Geistlicher uns erwartete, der die Pflicht zu haben schien, die Fremden zu empfangen und auf eine anständige Art zu unterhalten. Wir erfuhren bald von ihm, daß ihn der kürzlich verstorbene Fürst auf Reisen geschickt habe, daß er jetzt der Aufseher dieser Büchersammlung und zugleich Lehrer der philosophischen Wissenschaften in diesem Kloster geworden sey. Er zeigte uns mehrere Seltenheiten, die seiner Verwahrung anvertraut waren. Mehr als diese todten Schätze aber zog uns die herrliche Aussicht an, welche von den Fenstern in die entfernte Ebene hinausging, die bis zu dem Gebirg heran, auf dem wir uns befanden, mit Städten und Dörfern besät war, und durch welche der mächtige Strom nur wie ein schmales silbernes Band sich durchzog und stellenweise sichtbar wurde.

Er hatte uns schon im Anfang gesagt, daß wir Clara hier zu erwarten hätten, welche noch mit dem Prior des Klosters wegen gewisser Angelegenheiten zu sprechen hätte; mehrere Güter des Klosters seyen von denen ihrer Familie eingeschlossen, auch zähle jenes einige ihrer Ahnherrn unter seine vorzüglichsten Wohlthäter. Einige Bildnisse, die in dem Saale aufgehängt waren, erklärte er uns als die Bildnisse derselben; ja der Bruder einer derselben war im klösterlichen Habit vorgestellt; wir erfuhren, daß er wirklich Profeß gethan hatte und hier gestorben und begraben sey. Von der Wahrheit seiner Aussage würde uns die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und unserer Freundin überzeugt haben, wenn wir sie im Geringsten bezweifelt hätten. Wir konnten uns über diese nach zweihundert Jahren wiedergekommene Aehnlichkeit nicht genug verwundern, und der Geistliche meinte, bei einem solchen Anblick könnte man wohl an Seelenwanderungen glauben.

Was noch sonderbarer ist, sagte ich, ist, daß vielleicht zwischen den Schicksalen dieser beiden entfernten Verwandten eine ebenso große Aehnlichkeit obwaltet als zwischen ihrem Aeußern, wonach man sie wenigstens für Bruder und Schwester halten sollte. Wer weiß, was diesen früheren Bruder (denn so muß ich ihn nennen) in diese einsamen Mauern führte, und ihn antrieb, hier sein Leben in Abgeschiedenheit zu beschließen.

Vielleicht ähnliche Verhältnisse, wie die, welche unsere Freundin die Ruhe unseres stillen Thales dem Leben in der Welt oder auch nur dem in einer größeren Stadt so weit vorziehen lassen. Wir haben sie beide oft dazu aufgefordert, weil wir glaubten, die Einsamkeit, die alle ihre Erinnerungen in immer gleicher Lebhaftigkeit erhält, werde in die Länge ihre Gesundheit untergraben.

Sie bewohnt also, sagte der Geistliche, noch immer jenes einsam stehende Haus, wo ich sie vor sechs Jahren besucht habe?

Das nämliche, antwortete ich. Ebenfalls ein Fremder hatte vor Jahren Grund und Boden dazu gekauft und es erbaut; sie fand es vor sechs Jahren auf der Flucht leer stehend, erkaufte es mit den dazu gehörigen Gärten und Weinbergen um einen verhältnißmäßig geringen Preis und bewohnt es jetzt wieder, da sie von den väterlichen Besitzthümern aufs neue vertrieben ist.

Damals, sagte der Geistliche, stand sie in keinen Verhältnissen mit unserem Kloster; ich mußte den Besuch, zu dem mich eine mit stiller Achtung gemischte Neugierde trieb, verstohlen und insgeheim machen. Es waren gewiß schmerzliche Verhältnisse, in denen sie sich befand; und der letztverstorbene Prälat unseres Klosters, der auf die Familie immer vielen Einfluß gehabt, war besonders der Heirath mit einem Protestanten ebenso entgegen, wie der ganze katholische Adel der Nachbarschaft, indem durch sie, als letzte Erbin, alle die schönen Güter auf die andere Seite übergingen. Es ist dieß heute der erste Besuch, den sie unserem Kloster macht, das sie nur als Kind einigemal, wie ich mich wohl erinnere, mit ihren Eltern betreten hat. Der alleinige Besitz so ansehnlicher Güter, in den sie jetzt zurückgetreten, hat vielleicht vieles verändert; außerdem hat der jetzige Vorsteher über viele Dinge eine weniger eingeschränkte Denkart, und beurtheilt richtiger diese Zeiten, in welchen alle auf gemeinschaftliche Rettung denken sollten, anstatt einheimische Zwistigkeiten zu nähren.

Der Arzt, der sich bisher immer mit den mancherlei Bildern unterhalten hatte, fiel hier mit den Worten ein: Der Unterschied unserer und der vorigen Zeiten scheint mir durch nichts anschaulicher zu werden

als durch eine solche Sammlung von Bildnissen. Welche massive, nach allen Seiten ausgebildete und hervorgetriebene Köpfe sind diese Köpfe der Fürsten aus dem dreißigjährigen Krieg und früheren Zeiten; welche Stirnen, welche Augen die dieser Feldherren und anderer durch ihre Handlungen ausgezeichneter Personen, die wir nun hier beisammen sehen! Ich möchte wissen, ob von den letzten männlichen Sprößlingen dieser Familien ein einziger einen solchen Ausdruck von hoher geistiger Empfindung mit Charakterstärke verbunden an sich getragen als dieser Kopf, und ob beim Erlöschen des Geschlechts nicht bloß noch in weiblicher Gestalt die hohen Züge der Ahnherrn wiedergekommen sind?

In dem Augenblicke trat Clara äußerst heiter herein, und die Aehnlichkeit wurde nun erst bis zum Erschrecken auffallend, daß wir alle uns zusammennehmen mußten, die Empfindung zu verbergen. Denn ich weiß nicht, warum jeder vermied, ihr die Bemerkung mitzutheilen, oder sie nur vermuthen zu lassen. Sie zog mich gleich mit den Augen nach dem offenen Fenster, und wie sie die fernen blauen Berge ansichtig wurde, schmolz ihr Aug in Thränen und sie sagte: Dort hinter jenen Bergen, über welche die Sonne jetzt bald hinabsinken wird, und die immer blauer werden, dort liegt mein Alles begraben. O Albert, Albert, so mußten wir die ruhige Freistatt, die uns auf dieser Seite vereinigt hatte, nur verlassen, um auf lange — ach wie lang vielleicht — getrennt zu werden. Kaum habe ich dich verloren, werde ich aufs neue verjagt und sogar von dem Letzten, was mir von dir geblieben, von dem kleinen Raum Erde, der dich bedeckt, hinweggerissen. Räuber entweihen die Gräber meiner Väter; doch du schlummerst bei ihnen. Heute geht der Aermste, das Grab seiner Lieben zu besuchen, ich allein konnte das deinige nicht schmücken; doch fließen meine Thränen hier ruhig und unentweiht, und welcher Theil der Erde sie aufnehmen möge, sie dringen durch eine magische Gewalt zu dir und erfrischen dich in deinem Grabe.

Ich erschrak, da ich diese so schnelle und unerwartete Leidenschaft sah, und wollte sie unterbrechen, indem ich die Unterredung zum Allgemeinen zu lenken suchte. Ich gestehe Ihnen, sagte ich, diese Gedächtnißfeier der Verstorbenen hat auf mich tief gewirkt. Es ist mir wieder

so klar geworden, wie dieses Leben, das wir jetzt leben, ein ganz einseitiges Leben ist, daß es erst vollendet wäre, wenn jenes höhere Geistige sich mit ihm verbinden könnte, wenn die, die wir Verstorbene nennen, nicht aufhörten mit uns zu leben, sondern nur gleichsam einen andern Theil der großen Familie ausmachten. Die Sitte der alten Aegypter hat etwas Grauenhaftes an sich, aber es liegt ein an sich wahrer und richtiger Gedanke zu Grunde. Wir sollten alle die Feste und Gebräuche, wodurch wir an einen Zusammenhang mit der jenseitigen Welt erinnert werden, unterhalten.

Verzeihen Sie mir, fiel hier der Geistliche ein, der sich inzwischen genähert und die letzten Worte gehört hatte, wenn ich hierin anderer Meinung seyn zu müssen glaube. So z. B. die heutige Gedächtnißfeier hat gewiß etwas Rührendes an sich; wenn sie aber dazu bestimmt seyn sollte, den Gedanken zu unterhalten, daß wir mit den Bewohnern jener andern Welt in Verbindung stehen können, würde ich sie geradezu für schädlich erklären, und es billigen, daß sie in Ihrer Kirche wie so manche andere aufgehoben worden. Da ihm niemand antwortete, fuhr er fort: Wir Lebende sind einmal auf diese Welt angewiesen; hier sollen wir das mögliche Gute thun und den mit uns Verbundenen jede Liebe und Treue beweisen, solange wir noch mit ihnen auf dem Wege sind, und gewiß würden wir diese Pflicht gegeneinander weit genauer und gewissenhafter erfüllen, wenn wir uns stets erinnerten, daß sie sterblich sind, und daß mit ihrem Tode für uns alle Verbindung mit ihnen aufgehoben ist, daß sie dann für die Leidenschaft unserer Liebe ebenso unerreichbar sind als für die unseres Hasses, unserer niedrigen Gesinnung.

Das Niedere, erwiederte Clara, kann vielleicht nicht auf das Höhere wirken, aber desto gewisser kann das Höhere in das Niedere wirken, und so wäre der Gedanke eines Herüberwirkens doch so ungereimt nicht — Wenn nämlich, fuhr der Geistliche fort, beide in der nämlichen Welt begriffen sind, wie im jetzigen Leben unser Geist und Leib Einer Welt angehören. Der Gestorbene aber ist für diese Sinnenwelt ganz todt, und kann unmöglich Wirkungen in einer Region hervorbringen, für die er so wenig Werkzeuge als Empfänglichkeit hat.

Ihre Rede, sagte ich ihm, erinnert mich an die Erklärung, welche unsere philosophirenden Gottesgelehrten heutzutag von dem Wunder geben, daß es eine außerordentliche Wirkung Gottes in die Sinnenwelt sey, ohne zu bedenken, wie viel von dieser Sinnenwelt selbst ganz Unsinnliches ist.

Dennoch, erwiederte er, müssen wir diese alten Grenzen in Ehren halten. Nur mit Bedauern könnte der Vernünftige sehen, wie sie verrückt würden, daß dann alles ohne Unterscheidung ineinander flöße, und wir bald weder mehr in der einen noch in der andern Welt recht zu Hause wären.

Sie gestehen aber doch selbst zu, sagte Clara, daß wenigstens in uns noch ein anderes als bloß sinnliches Wesen lebt, der Geist. Sie werden also auch zugeben müssen, daß wir durch diesen wirklich mit jener Welt in Verbindung stehen, und daß, die Abgeschnittenheit des Sinnlichen von dem Geistigen auch zugegeben, kein Beweis gegen einen möglichen Zusammenhang des Geistigen in uns mit den Kräften einer andern Welt ist.

Zugegeben, antwortete er, wenn unser Geist wirklich je sich zur reinen Geistigkeit erheben könnte, d. h. wenn er nicht durch seine Verbindung mit der Materie ganz von der Lauterkeit jener Welt geschieden wäre, zu der er sich erst nach Auflösung dieses Bandes zu erheben bestimmt ist.

Bei einer so gänzlichen Geschiedenheit, erwiederte ich, müßten Sie auch jeden Begriff von jener höheren Welt verwerfen.

So ist es auch, antwortete er: jeden Begriff, den der Verstand oder die Vernunft sich bilden wollten. Wir haben in uns einen einzigen offnen Punkt, durch den der Himmel hereinscheint. Dieser ist unser Herz oder, richtiger zu reden, unser Gewissen. Wir finden in diesem ein Gesetz und eine Bestimmung, die nicht von dieser Welt seyn kann, mit der sie vielmehr gewöhnlich im Kampf ist, und so dient es uns zu dem Unterpfand einer höheren Welt, und erhebt den, der ihm folgen gelernt hat, zu dem trostreichen Gedanken der Unsterblichkeit.

Und zu nichts mehr? versetzte Clara. Dieses Wort Unsterblichkeit

ist mir viel zu schwach für meine Empfindung. Was sollen der heißen Sehnsucht die kalten Worte und die bloß verneinenden Begriffe? Sind wir denn in diesem Leben mit einem bloßen kahlen Daseyn zufrieden? Findet uns die Natur mit solchen Allgemeinheiten ab?

Der Glaube ist einsylbig, antwortete er, wie die Pflicht, aus der er kommt.

Sie geben vor, alle höhere Gewißheit auf das Herz zu gründen, und doch geben Sie dem Herzen nichts. Wir können einen langgewohnten Freund, den seine Pflicht weit von uns wegruft, nicht sich entfernen sehen, ohne ihm mit Gedanken in jene entlegenen Gegenden zu folgen, ohne uns lebhaft seine Lage, seine Umgebung vorzustellen, ohne den Wunsch zu wissen, wie er dort seine Lebensgewohnheiten verändert oder beibehalten.

Ein anderes ist, sagte er, eine Trennung in diesem Leben, ein anderes der Uebergang in eine Welt, die mit dieser gar nichts gemein hat.

Mir scheint dieß anders, sprach ich. Das Entgegengesetzte ist sich gerade das Nächste. Wüsten, Gebirge, weite Länder und Meere können uns von einem Freunde in diesem Leben trennen; die Entfernung des andern Lebens von diesem ist nicht größer als die der Nacht von dem Tag oder umgekehrt. Ein inniger Gedanke, verbunden mit völliger Abziehung von allem Aeußeren, versetzt uns in jene andere Welt, die uns vielleicht gerade um so verborgener ist, je näher sie uns liegt.

Ich leugne dieß nicht, antwortete er; jene geistige Welt mag in uns aufgehen, aber wir gehen nicht in ihr auf; unser Blick bleibt immer auf unser Inneres beschränkt und kann dem Schicksal abgeschiedener Freunde nicht folgen, worin ich ohnedieß eine Art von eigennütziger Liebe sehe.

Wie so? frug Clara.

Wir bilden uns auch in diesem Leben so leicht ein, daß Freunde, Lebensgefährten *unser* seyen, da sie doch nur Gottes sind, freie Wesen, niemand dienstbar als dem Einen. Wir besitzen sie nur als Geschenk; daran erinnert uns der Tod, wenn sonst nichts, ob es gleich weise scheint, auch im Leben sich immer zu erinnern, daß wir nichts im eigentlichen Sinn unser nennen können, daß das Gelübde der Armuth,

der Entbehrung, besonders aber des Gehorsams gegen einen höheren verborgenen Willen ein Gelübde ist, das jeder Mensch auf sich nehmen sollte; und obgleich wir im Gebrauch aller Güter, besonders aber der edelsten, die uns Liebe und Freundschaft beut, um so vorsichtiger seyn würden, wenn wir uns erinnerten, daß das Wesen der Seele, die wir gern mit allen Kräften unseres Geistes und Herzens an uns ziehen, uns ganz zu eigen machen, ja, wenn es möglich wäre, mit unserm Daseyn zusammenschmelzen möchten, daß diese Seele nur in Gottes Hand ist, dem wir sie früher oder später überlassen müssen; daß ein Augenblick kommt, wo sie nicht mehr uns, wo sie wieder dem Ganzen angehört, in ihre ursprüngliche Freiheit heimkehrt, und nach Gottes Willen vielleicht einen neuen Lauf beginnt, der dem unsrigen nie wieder begegnet und ganz andere Absichten zu erreichen dient, als die sie hier erfüllte, indem sie zur Entwickelung unseres Inneren, zur Veredlung unseres Wesens wirkte.

So glauben Sie also nicht, sagte Clara, daß in Freundschaft und Liebe etwas seiner Natur nach Ewiges liegt, und ein Band, das Gott geknüpft hat, weder Tod, ja Gott selbst nicht auflösen können. Tausend Verhältnisse mögen mit diesem Leben zerreißen; sie haben vielleicht unser Inneres nie anders berührt als feindselig oder doch störend, aber das Band einer wahrhaft göttlichen Liebe ist unauflöslich wie das Wesen der Seele, in dem es gegründet ist, ewig, wie ein Ausspruch Gottes. Wären mir Kinder geschenkt und alle Kinder genommen, so könnte ich es nie für Zufall oder ein vorübergehendes Geschick halten, die Mutter dieser Seelen zu seyn; ich fühlte, ja ich wüßte, daß sie ewig zu mir gehören, ich zu ihnen, und daß sie mir, ich ihnen, durch keine Gewalt der Erde, noch selbst des Himmels genommen werden können.

Das ist auch gewiß, antwortete er, das wahre Muttergefühl, und doch gibt auch hier nicht das natürliche Verhältniß an sich das ewige Gefühl, sondern umgekehrt das Gefühl macht erst das Verhältniß ewig; denn warum gäbe es sonst so viele unnatürliche Mütter? Dieß zeigt uns, daß es nichts wahrhaft Ewiges gibt als die Gesinnung. Und wenn wir jene natürlichen Verhältnisse nicht ohne Andacht betrachten

können, die ohne unser Zuthun entstehen, die eine unsichtbare Hand knüpft, die eine göttliche Bekräftigung für sich haben —

Glauben Sie vielleicht nicht, unterbrach ihn Clara, daß auch andere höhere Verhältnisse, Liebe und Freundschaft, göttlicher Art sind; daß eine stille, unbewußte, aber darum nur desto mächtigere Nothwendigkeit Seele an Seele zieht?

Ich leugne, sagte er, das Walten einer solchen Naturkraft nicht, ob ich es gleich nicht begreife, aber nachdem einmal der Mensch in diesen Streit und Widerspruch mit der Natur gekommen ist, den ich ebensowenig begreife, nachdem sich in der menschlichen Natur eine so tiefe Verderbtheit festgesetzt hat, daß er weder aus der einen, noch aus der andern Lebensquelle rein zu schöpfen vermag, und es fast gleich gefährlich ist, ihn an die Freiheit wie an die Nothwendigkeit zu weisen — nach dieser Verirrung gestehe ich, über alle Verhältnisse, woran der freie Wille auch nur einigen Theil hat, höchst zweifelhaft zu seyn, und wage mich nicht gern in dieses Labyrinth. Ich lasse der Wärme jedes schönen Herzens Gerechtigkeit widerfahren, nur hüten wir uns, die Eingebungen unseres Gefühls, die Erfindungen unserer Sehnsucht in allgemeine Wahrheiten umprägen zu wollen; dann ist keine Grenze mehr. Das finstere, wüste Gemüth hat gleiches Recht mit dem heiteren und geordneten, und wir wissen, welche Ungeheuer aus diesem Trieb, Geschöpfe einer ungeregelten Sehnsucht oder einer wilden Einbildungskraft zu verwirklichen, entsprungen sind.

Der Arzt, dem diese Unterredung schon lange nicht recht schien, fiel hier ein und sagte: Sie haben Recht, nur die geordnetsten Gemüther sollten sich mit der Frage nach einem zukünftigen Leben beschäftigen, nur heitere Gemüther jenen Regionen der ewigen Heiterkeit und Stille sich annähern. Keiner sollte sich dieser Untersuchung weihen, der nicht in der gegenwärtigen Natur einen festen und unverlierbaren Grund gewonnen, darauf er seine Gedanken aufführt. Nur wer das jetzige Leben begriffe, sollte vom Tode und einem zukünftigen reden. Alles Ueberfliegen unseres jetzigen Zustandes, jedes Wissen, das nicht reine Entwicklung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen ist, und etwas vorweg-

nehmen will, wozu ihn nicht der natürliche Gang des Geistes geleitet, ist verwerflich und führt zu Schwärmerei und Irrthum.

Auf diese Art, sagte der Geistliche, würden Sie in der That alles Wissen über die zukünftigen Dinge, wie ich, verwerfen; denn wer könnte wohl sagen, daß er das Leben begriffen habe?

Ich weiß nicht, erwiederte der Arzt, ob es irgend jemand sagen kann; aber das weiß ich, daß ich es für keine absolute Unmöglichkeit halte. Wir müssen es nur nicht zu hoch suchen, nicht die Wurzel, die aus dem Boden der Natur Kraft, Leben und Saft in sich zieht, und dann wohl ihre Blüthen bis zum Himmel treiben kann, gleich vorerst abschneiden, und überhaupt den Gedanken aufgeben, das Leben aus etwas Höherem und Anderem, als eben ihm selber begreifen zu wollen. Nicht von oben herab, sondern von unten hinauf, ist mein Wahlspruch, der, wie ich glaube, auch der uns von so vielen Seiten ziemenden Demuth ganz angemessen ist. Doch, setzte er hinzu, ich sehe, daß die Sonne schon gegen die Berge hinabsinkt, und ich fürchte die Herbstluft des Abends für unsere Freundin; lassen Sie uns also aufbrechen.

Clara schied schnell mit einem Blick nach den entfernten Bergen, und nachdem erst meine Töchter in der Stadt abgeholt waren, rollten wir wieder gegen den Eingang des Gebirgs, unserem Thale zu, hinab. Wir saßen stumm und schweigend nebeneinander, Clara still und in sich gekehrt, bis endlich der Arzt die Unterredung auf das Klosterleben brachte: Wie kommt es doch, daß manche sich bei dem Klosterleben so viel Angenehmes und Schönes zu denken pflegen? Ist es, weil jeder gern unter dem mönchischen Habit das Ideal eines ruhigen, klaren, mit sich selbst ganz ins Gleichgewicht gekommenen Menschen ahnden mag, ein Ideal, das jeder gern in sich verwirklicht wissen möchte, aber doch nicht verwirklicht? Denn die äußeren Beweggründe, das Wohlleben, die Sorgenlosigkeit dieses Standes und diesen ähnliche können doch nur auf den Pöbel wirken.

Mich, sagte Therese, könnte nur die schöne Lage der Klöster einnehmen, die Berge, auf denen sie so oft erbaut, die fruchtbaren Thäler, von denen sie umgeben sind.

Ist es nicht so, sagte ich, daß ein jeder das dunkle Gefühl hat, nichts zu besitzen gehöre zur Seligkeit, weil jeder Besitz Sorgen und Geschäfte verursacht, und daß, weil doch Armuth und Entbehrung harte und schmerzliche Dinge sind, das Klosterleben als ein wahres Ideal erscheinen muß, weil hier jeder, ohne zu besitzen, wohl und gemächlich zu leben hat.

Mir scheint, sagte Clara, daß alles Unveränderliche uns eine gewisse Ehrfurcht gebietet, wie nichts unsere Achtung mehr vermindert als das Gegentheil. Der Mensch, den ich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sehe, bleibt für mich immer ein schwankendes ungewisses Wesen. Wer weiß, ob der nämliche, den ich jetzt groß und wahr handeln sehe, nicht in der Folge, von der Macht der Umstände gebeugt, kleinmüthig und gegen sein Herz handeln wird, derselbe, der heute klar, frei und rein erscheint, nicht früher oder später von einer heftigen Leidenschaft gefesselt, verfinstert, zerrissen wird. Der Mensch, der eine Entschließung für sein ganzes Leben nimmt, und so nimmt, daß er Gott und Welt zu Zeugen derselben ruft, und unter Bedingungen, welche ihr das Siegel der Unauflöslichkeit aufdrücken, der Mensch wird immer meine Achtung erwecken, wenn ich mir ihn als freiwillig, als besonnen handelnd vorstelle. Warum sonst pflegt man zu sagen, daß niemand vor seinem Tode selig sey, den allein, könnte man sagen, ausgenommen, der noch lebend stirbt — und was ist dieses feierliche Gelübde der Entbehrung und Weltentsagung anders als ein Tod bei lebendigem Leibe?

Mich wundert, sagte ich, daß keiner von uns die wohlthätige Wirkung anführt, die sorglose Einsamkeit auf Künste und Wissenschaft haben könnte.

Könnte, antwortete der Arzt, aber schon lange nicht mehr gehabt hat; wir müßten denn Werke der Gelehrsamkeit und des bloßen Sammlerfleißes als die Beweise davon anführen wollen.

Dennoch, antwortete ich, werden Künste und Gelehrsamkeit keine geringe Noth erleiden, wenn alle diese reichen Klöster mit ihren prachtvollen Gebäuden, ihren ansehnlichen Büchersammlungen, ihren Kirchen

mit den vielen Altarbildern, Wandmalereien, dem künstlichen Schnitzwerk verschwinden werden.

Ja, sagte Therese, und die ganze Gegend dadurch öde wird. Ich kenne doch nichts Schöneres, als mitten in der Fülle der Natur, von wallenden Aehrenfeldern umgeben, in der Ferne Wasser, Wald, Rebenhügel, und überall alles belebt von regsamen Menschen, ein hervorragendes prachtvolles Gebäude mit Thürmen und Kuppeln. Die schönste Stadt macht auf mich nicht diese Wirkung, sie verdrängt die Natur, die man gewöhnlich erst in ziemlicher Entfernung von ihr wieder findet. Aber die Einfalt, die ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen und Großen vermischt, dieß gibt erst den wahren Eindruck.

Da würde meine Therese, sagte ich, doch auch Schlösser und schöne Landsitze der Edelleute gelten lassen müssen.

Ach nein, antwortete sie, ich liebe vor allem das Beständige, wo ich ein Zusammenhalten, ein Zusammenbleiben sehe. Güter gehen auch zu unserer Zeit von Hand in Hand, eine Familie stirbt aus, der Adel zieht sich in die Städte, und kommt er einmal heraus, so ist es nur, um durch den Contrast seiner Sitten, das Lärmende seiner Vergnügungen die Stille und Anmuth dieser schönen Thäler zu beleidigen.

Du hast Recht, versetzte ich, mein Kind, aber vergiß nicht, daß dein Gesichtspunkt für die Sache nicht der allgemeine seyn kann, am wenigsten in der wilden Zeit, der wir entgegengehen. Von aller Bedeutung, die sie sonst hatten, haben diese Anstalten vielleicht nur die malerische erhalten. Man wird es aber leichter und angenehmer finden, sie ganz aufzulösen, als sie zu dem ursprünglichen Sinn auf eine unserer Zeit angemessene Weise zurückzuführen. Oft wenn ich ein solches stilles Kloster unten im Thale liegen sah, oder an einem Hügel vorüberzog, von dem es herabsah, dachte ich bei mir selbst: möchte doch, wenn einst die Stunde allen diesen Denkmälern einer alten Zeit geschlagen hat, irgend einem unserer Fürsten der Gedanke kommen, eins oder zwei dieser Asyle zu erhalten, die Güter und Gebäulichkeiten beisammen zu lassen und zu einer Ausstattung für Künste und Wissenschaften zu machen.

Gibt es doch keinen wahren Geistlichen als den, der wirklich im Geiste lebt, also den wahren Gelehrten und Künstler. Bloße Uebung der Frömmigkeit zum Lebensgeschäft gemacht, und nicht mit lebendiger, thätiger, wissenschaftlicher Forschung verknüpft, führt auf Leerheit, und zuletzt zu jenem herz- und seelenlosen Mechanismus, der allein schon in Zeiten wie die unsrige das Klosterleben verächtlich gemacht hätte. In jenen Jahrhunderten wenig verbreiteter Kenntnisse, da Mönche die einzigen Depositäre der Wissenschaften und Kenntnisse waren, waren sie auch die wahren Geistlichen; seitdem ihnen die übrige Welt so mächtig über den Kopf gewachsen, haben sie immer mehr aufgehört es zu seyn. Die Wissenschaften haben Einen Endzweck mit der Religion; ihre schönsten Zeiten waren und sind, wo sie mit ihr in Einklang stehen. Gibt es doch Länder, wo bei dem Eintritt der Glaubensänderung die Klöster in Schulen umgeschaffen wurden; doch das meinte ich nicht.

Und was denn? frug der Arzt.

Dieses meinte ich so: da auf diesem Hügel sollte das nächste große Gedicht der Deutschen gedichtet werden, hier in diesem Thal eine Platonische Akademie, wie jene in Cosentina, sich versammeln, Männer jeder Kunst und Wissenschaft sollten hier einträchtig und von Sorgen befreit ein wahrhaft geistiges Leben leben: nicht in Städten sollten sie eingesperrt werden fern von der Natur und in den beengenden Verhältnissen der Gesellschaft. Denn der deutsche Geist liebt die Einsamkeit, wie er die Freiheit liebt; alles Conventionelle drückt ihn nieder. Nicht wie der zahme Gelehrte oder Dichter, der sich von der sogenannten Gesellschaft anziehen ließ, und Lob und Beifall, das Futter der Eitelkeit, wie das physische Bedürfniß aus ihrer Hand und von ihren Lippen nimmt, liebt er durch Wald, Berg und Thal frei zu schweifen, großgesäugt nur an den Brüsten der Natur. Nicht wie ein regelmäßiger Fluß, der eingedämmt nur vorgeschriebene Ufer und Länder durchströmt, sondern wie das inwendige Feucht der Erde, dessen geheime Gänge niemand erforscht, und das doch in alles dringt, und wo es will alles belebt, klar und frei hervorbricht, unbekümmert, ob einer des Wegs komme, der sich daran erfrische, aber stärkend und labend den, der die

einsamen Pfade des Gebirges, die Felsen und abgelegenen Thäler nicht scheut. Schade daß ich oft, wenn ich das Ganze mir völlig ausgebildet hatte, mir sagen mußte, daß dieß alles nur ein angenehmer Traum bleiben wird, da der Deutsche einmal bestimmt scheint, nie nach seiner Eigenthümlichkeit behandelt zu werden. Er muß fremde Normen sich aufzwingen lassen, weil die, welche es wohl ändern könnten, so selten das Herz haben eigenthümlich in ihren Anstalten zu seyn — denn was würde der Nachbar dazu sagen, wenn man die Deutschen als Deutsche behandeln wollte!

So mögen denn wir, sagte der Arzt, uns aufs neue unserer glücklichen Lage freuen, wo wir, ohne von der Welt geschieden zu seyn, doch im steten Verkehr mit der Natur unsere Tage verleben. Ich habe die schönsten Klöster der Welt gesehen; oft, z. B. auf Monte Cassino, im Walde von Camaldoli, in den schönen Klöstern am Main und Rhein, hat mich die Sehnsucht nach dem beschaulichen Leben ergriffen, das hier in ewiger Stille zu verfließen scheint. Aber immer kam ich davon zurück, wenn ich bemerkte, wie weit ab die ganze Lebenseinrichtung von der Natur führt, wie Stumpfsinn, ja Ekel gegen dieselbe die Folge der Selbstpeinigungen wird, die ein strenges Gesetz den Verpflichteten auferlegt. Von allen möglichen Orden wünsche ich nur, daß Einer erhalten werde, der mir eine Nothwendigkeit für die menschliche Gesellschaft zu haben scheint. Es ist der Carthäuser Orden. Wie viele haben unter der Regel dieses Ordens ein Leben fortgesetzt, das ihnen sonst überall unerträglich gewesen wäre. Der ist das einzige Asyl der eigentlichen Unglücklichen, derer, die eine rasche That, zu der jugendlicher Muth oder gesellige Verhältnisse sie fortgerissen, oder eine Irrung zu beklagen haben, deren Folgen schrecklich und nicht mehr zu ersetzen sind. Die Welt und ihr Getriebe, das jeden ergreift, der sich nicht von ihr scheidet, die Theilnahme selbst, die ihr Schicksal erregt, bräche ihr Herz zusammen; das Leben selbst wäre ihnen Schmach, wenn sie nicht schon hier ein Land der Stille und Verborgenheit aufnähme, ähnlich jenem, in das wir nach dem Tode eingehen, wo der Schmerz über das Unwiderrufliche sich in Wehmuth und die allgemeine Erkenntniß auflöst,

daß dieses Leben für den, der es einmal überwunden, nichts Wünschenswerthes übrig hat, und vor allem traurig ist das Loos der sterblichen Menschen. Nirgends habe ich interessantere Bekanntschaften gemacht als in den Carthäuser Klöstern, besonders Frankreichs; nirgends menschliches Leben und seine mannichfachen Verwicklungen inniger durchschauen lernen. Welche Zuflucht außer dem Grabe bleibt dem Unglücklichen, der durch unverschuldete Schuld sein Lebensglück verscherzt, wenn nicht mehr diese wohlthätige Gesellschaft ihm ihre Arme öffnet, die unter dem Scheine der äußersten Härte die menschenfreundlichste Absicht hegt, wo das Leben gleichsam zeitlos verfließt, und das stille Daseyn der Pflanzen, dem einzigen, woran ihre Mitglieder noch thätigen Theil nehmen, ihnen ein beständiges Bild der Gelassenheit und Abgeschiedenheit vorhält. Auch für meine Kunst habe ich viel von Mitgliedern dieses Ordens gelernt, die durch lange Beobachtung, besonders der Pflanzen, ihre wunderbaren Verhältnisse zu dem Menschen kennen gelernt haben.

Es ist wahr, sagte ich, ich habe mich oft gewundert, wie viel Sie mit unwirksam und gering scheinenden Dingen gewirkt haben, die zu der Gefährlichkeit der Umstände in gar keinem Verhältnisse zu stehen schienen — Und die ich eben darum, setzte er hinzu, in einer großen Stadt nicht hätte anwenden dürfen, wo die Menschen mit den gefährlichsten Mitteln am meisten bekannt sind und keinen Glauben an jene einfachen Dinge haben.

Darum also, sagte Clara, hätten Sie den Aufenthalt in einer kleinen Landstadt dem in einer großen Stadt vorgezogen?

Nicht allein darum, antwortete er. Der Naturforscher gehört aufs Land. Ich habe von der Physik der Bauern mehr gelernt als von der in den Hörsälen der Gelehrten. Beobachtung bleibt das Größte. Wie viel gibt ein einziger langer Sommertag, dessen Ende man nicht meint erleben zu können, vom frühen Morgen bis zur völlig eingetretenen Stille der Nacht im Freien durchlebt, zu beobachten. Ich habe da über die allgemeinsten Wirkungen der Natur, über Licht, Schall, das Spiel des Wassers auf der Erde und in den Wolken, über Kommen und Gehen von Naturkräften, über das Leben der Thiere, besonders

aber über die Pflanzen Beobachtungen gemacht, dir mir kein Gelehrter hätte mittheilen können. Wer das Leben der Natur nicht im Großen und Ganzen beständig sieht, lernt ihre Sprache im Einzelnen und Kleinen nicht verstehen, er weiß nicht, in welchem Grade es wahr ist, daß der menschliche Körper eine kleine Natur in der großen ist, die unglaublich viel Analogien und Verbindungen mit ihr hat, an die kein Mensch denken würde, wenn nicht Beobachtung und Gebrauch sie uns gelehrt hätte.

Mir kann vor diesen Verbindungen oft grauen, sagte hier Clara, und vor dem Gedanken, wie alles Bezug hat auf den Menschen. Ja hielte diesen Schauern der Natur nicht eine andere Macht in mir das Gleichgewicht, ich müßte vergehen im Gedanken an diese ewige Nacht und Flucht des Lichts, dieß ewig ringende, nie seyende Seyn. Nur der Gedanke Gottes macht es wieder hell und friedlich in unserem Innern.

Im nämlichen Augenblicke schienen die Lichter eines nahen Hauses, nicht weit von ihrer Wohnung in den Wagen herein, der nach wenigen Minuten still hielt. Mit Clara ging Therese hinauf, wir andern aber ein jeder seinen Weg nach Hause.

Seit ihrer Wiederkehr hatten wir an unserer Freundin ein lebhaftes und fast beständiges Verlangen bemerkt, sich von Gegenständen jener anderen Welt zu unterhalten. Die Ereignisse der Zeit, die eine noch dunklere Zukunft ahnden ließen, vereint mit dem besonderen Leid, das sie betroffen, hatten die schöne Seele aus der stillen Fassung gesetzt, die wir sonst an ihr kannten. Der Schmerz über das Vergangene verwandelte sich in eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Zukünftigen. Es lag zugleich etwas Gewaltsames in ihrem Hinausstreben über die Natur und das Wirkliche. Begriffe von verborgenen Naturkräften, die sie schon früh im väterlichen Haus eingesogen, nachher der Umgang mit Albert, den eine leidenschaftliche Liebe zu gewissen Naturoperationen mit dem Arzte verband und, wie ich immer vermuthete, schon früher verbunden hatte, mochte sie mit dem Gefühl eines namenlosen Schrecklichen

in der Natur erfüllt haben, von dem sie sich mit schauerlicher Lust bald vielleicht angezogen, bald wieder abgestoßen fühlte. Wir konnten uns das Gefährliche dieses Zustandes beide nicht verbergen und nahmen noch am folgenden Tage Abrede, ihren Gedanken wo möglich eine sanftere Richtung zu geben, ohne der gegenwärtigen Neigung gewaltsam in den Weg zu treten.

Wie gleichgültig, sagte ich unter anderem, behandeln wir nicht oft die Erkenntniß, gleich als könnte irgend ein Begriff in uns liegen, der nicht auf uns wirkte, der nicht Folgen auf unser Leben hätte. Wie vielen wird eine Erkenntniß, der ihr sittlicher Zustand widerspricht, zum Gift, das durch die peinliche Anregung der Masse des Unreinen, die in ihnen liegt, sie zur Wuth und zu schrecklichen Explosionen bringt. Wie manchen andern habe ich dahinwelken sehen im Streben nach einer Erkenntniß, der er nicht gewachsen war. Vielleicht erfordert eine jede Natur auch eine eigens temperirte Einsicht, bei der sie sich allein wohl befinden kann.

Ich glaube, sagte der Arzt, unsere Freundin ist in einem solchen Proceß begriffen, bei dem es nur darauf ankommt, die Krisis wohlthätig zu unterstützen und zu einem heilsamen Ziel zu lenken. Ihren bisherigen Begriffen hat das Geschehene einen gewaltigen Stoß gegeben; manches bewußtlos in ihr Schlummernde ist geweckt worden; die bisherige Ansicht thut dem im Innersten bewegten Gemüth kein Genüge mehr; sie wird nicht ruhen, bis sie eine neue Welt sich erschaffen, die der Größe ihrer Empfindungen angemessen ist. Willkürlich aufhalten läßt sich hier nichts, und zu der Kräftigkeit ihrer Natur läßt sich einiges Zutrauen fassen.

So also stellten wir uns ihren Zustand vor. Ein Beweis früher Beschäftigung mit dem Gedanken vom Tod und Zukünftigen, zugleich aber einer noch ruhigen Fassung und ungetrübten Heiterkeit bei demselben, fand sich nach ihrem Tode unter ihren Papieren, ein Blatt noch mit jungfräulich zarter Hand geschrieben, leider ein Bruchstück, das so lautete:

(leere Stelle im Manuscript.)

Mehr war davon nicht vorhanden. Wie wir nun in den nächsten Tagen des schönen Spätsommers sie zu einem Spaziergange ins Weite und Freie abzuholen kamen, bestand sie auf einen Weg, der in eine Art von engem Thal zwischen zwei Hügeln bis zu einem Punkt fortläuft, wo nur noch zwei getrennte Fußsteige, der eine auf diese, der andere auf jene Höhe hinaufleiten.

Als wir auf dem Weg waren, sagte sie:

Hier in dem traulichen Thälchen ist mir wohler. Ihm hat der Herbst nicht viel rauben können. Es hält die Sonnenwärme mehr zusammen, und könnte uns eher glauben machen, als sey es noch in der guten Zeit. Hier dringt noch duftender Thymian hervor, der das Gedächtniß stärkt; auf der Wiese schwankt schon lange die Zeitlose und deutet durch ihr schwaches Blau die blasse Farbe der Erinnerung an, worein zuletzt alles sich verliert. Es soll eine giftige Pflanze seyn. Das ist überall das Ende, und was die Natur im Anfang hatte, muß sich ja wohl im Schluß zeigen. Sie scheint selbst ein geheimes verzehrendes Gift in sich zu haben; aber warum theilt sie es ihren Kindern mit, daß auch sie davon verzehrt werden?

Ihre Klage scheint mir ungerecht, sprach hierauf der Arzt. Sie leidet ja selbst nach Ihrer Meinung an einem verborgenen Gift, das sie gern überwinden oder ausstoßen möchte, aber nicht kann. Trauert sie nicht mit uns? Wir können klagen, aber sie leidet stumm und kann nur durch Zeichen und Mienen mit uns reden. Welche stille Wehmuth liegt in mancher Blume, im Thau des Morgens, im Verbleichen der Farben am Abend. In wenigen Erscheinungen zeigt sie sich schrecklich, und immer nur vorübergehend. Bald tritt alles in die gewohnten Schranken zurück, und in ihrem gewöhnlichen Leben erscheint sie immer als eine gebeugte Kraft, die durch das Schöne, was sie in diesem Zustande erzeugt, uns rührend wird.

Es ist wahr, sagte sie hierauf; ich weiß z. B. nicht, welch' ein süßes Leiden für mich im Geruch mancher Blumen liegt, so daß ich auch immer auf ein gleiches Leiden in der Blume als Ursache des Dufts schließen muß.

Auch mir, sagte ich, scheint das ganze Wesen der Natur zu bezeugen, daß sie diesem Zustand nicht freiwillig unterworfen ist und sich sehnt von der Vergänglichkeit erlöst zu werden. Eben dieß, daß nichts dauert, diese innere Nothwendigkeit, nach der endlich alles zerstört wird, und die nur um so gräßlicher ist, je stiller sie ist, eben diese ist das Aengstigende in der Natur. Woher diese allgemeine, nie aufhörende Gewalt des Todes? Philosophen können wohl sagen: es gibt keinen Tod, nichts vergeht an sich; sie setzen da eine willkürliche Erklärung von Tod und Vergehen voraus. Das aber, was wir andere Menschen so nennen, bleibt deßwegen doch da, und läßt sich mit Worten so wenig hinwegschaffen, als es auf diese Art erklärt wird.

Dieß ist auch, sagte der Arzt, immer eine schlechte Aushülfe. Aber diese furchtbare Realität des Todes berechtigt den Menschen keineswegs, die Natur deßwegen anzuklagen, eher klage er sich selbst an!

Welch ein Gedanke! sagte hierauf Clara.

Ein Gedanke, antwortete er, den ich Ihnen einleuchtend zu machen hoffe, wenn Sie mir nur einige Fragen beantworten.

Recht gern, antwortete sie.

Nun dann, frug er, was denken Sie doch im lauteren Begriff der Natur? Ohne Zweifel eine wesentlich hervorbringende Kraft?

Allerdings, sagte sie.

Eine Kraft also, die dem Wesen nach nur aufs Hervorbringen geht?

Freilich, antwortete sie.

Die also auch von sich selbst nie aufs Zerstören gehen kann?

Warum nicht? frug sie dagegen. Denn es scheint, daß dieselbe Kraft, die hervorbringt, auch die zerstörende sey.

Ich frug, antwortete er hierauf, ob jene Kraft je *von sich selbst* aufs Zerstören gehen werde, und dieß halte ich für unmöglich. Sie wird vielmehr, so lange sie ungehemmt und frei ist, die reine Lust des Hervorbringens immerfort befriedigen. Wenn sie aber auch widerstrebenden Stoff anträfe, der sich nur bis zu einem gewissen Punkt bilden ließe, der also ihre hervorbringende Lust beschränkte, den würde sie

verlassen, oder gar absichtlich zerstören, nur um die Lust des Hervorbringens immerfort zu genießen, wenn sie auch wüßte, daß sie mit dem neuen Geschöpfe wieder bei dem nämlichen Punkt ankäme.

So läßt es sich denken, sagte sie hierauf.

Nun also, fuhr er fort, der Grund, wodurch die hervorbringende Kraft eine zerstörende würde, und also auch der Grund der Zerstörung läge nicht in ihr selbst, der hervorbringenden, sondern in etwas Fremdartigem, in sie Gekommenen, einer Hemmung oder Beschränkung?

Freilich, antwortete sie.

Also die Natur an sich, sagte er, wäre unschuldig an Zerstörung?

So scheint es freilich, sprach sie hierauf.

Nun denn, sagte er, sollte wohl Gott je für sich und nach seiner Natur Urheber des Todes seyn können, und gilt nicht von ihm in einem viel höheren Sinne als von der Natur, daß er seine Lust am Erschaffen, nicht aber am Vernichten, am Bilden, nicht aber am Zerstören hat?

Unleugbar, sagte sie.

Außer Gott und Natur aber, was bleibt übrig? frug er weiter.

Ich sehe wohl, wo Sie hinwollen, sagte sie hierauf; das was in der Mitte zwischen Gott und Natur steht, der Mensch. Sie wissen aber, daß solche Ueberführungen mich nie beruhigen. Was ich nicht werden und kommen sehe, da, vor meinen Augen, dafür habe ich keinen Sinn.

Wohlan denn, sagte er, so will ich denn erzählungsweise fortfahren, nachdem ich nur noch zwei Fragen gethan. Der Natur setzen wir doch die Geisterwelt entgegen?

Sie bejahte es.

Und den Menschen können wir als den Wendepunkt beider Welten ansehen?

Auch hiermit stimmte sie ein.

Sollten wir also, fuhr er fort, nicht annehmen dürfen, es sey eine göttliche Bestimmung gewesen, daß diese Natur sich zuerst bis zum Menschen erhebe, um eben in ihm den Vereinigungspunkt beider Welten zu finden, und daß hernach durch den Menschen ein unmittelbarer

Uebergang der einen in die andere geschehen sollte, das Gewächs der äußern Welt ohne Unterbrechung fortwachsen in die innere oder die Geisterwelt? Denn jetzt geschieht zwar auch ein Uebergang, indem alles oder wenigstens der Mensch, wenn er stirbt, in die Geisterwelt hinübertritt. Aber dieser Uebergang geschieht nur mittelbar, durch den Tod und durch ein gänzliches Abbrechen von der Natur, so daß weder dieses noch jenes Leben ein ganzes heißen kann, sondern jedes nur eine Seite des ganzen oder ungetheilten. Dann also wäre nach meiner Meinung kein Tod gewesen. Der Mensch hätte schon hier ein zugleich geistlich und leibliches Leben gelebt; die ganze Natur hätte sich in und mit ihm zum Himmel oder zum unvergänglichen ewigen Leben erhoben. Gott wollte nicht ein todtes oder nothwendiges, sondern ein freies und lebendiges Band beider (der äußeren und der inneren Welt), und das Wort dieser Verbindung trug der Mensch in seinem Herzen und auf seinen Lippen. Von der Freiheit des Menschen hing also auch die Erhebung der ganzen Natur ab. Es kam darauf an, ob er vergäße, was hinter ihm war, und nach dem griff, was vor ihm war. Nun griff aber der Mensch (wie es geschehen, und warum es Gott zugelassen, frage ich hier nicht), genug er verlangte, sehnte sich zurück in diese äußere Welt, und verlor darüber die himmlische, indem er nicht allein seinen eignen Fortschritt, sondern den der ganzen Natur aufhielt. Wer es je mit Augen gesehen hat, welche schreckliche Folgen auf den menschlichen Körper eine gehemmte Entwicklung hat, nach welcher die Natur mit Heftigkeit verlangt, wie die durch ungeschickten Eingriff aufgehaltene oder durch bereits vorhandene Entkräftung unmöglich gewordene Krisis in der Krankheit unmittelbar das Zurücksinken der Kräfte in Todesschwäche und unfehlbar den Tod verursacht: der wird sich einen ohngefähren Begriff machen können von den zerstörenden Wirkungen, welche die durch den Menschen plötzlich eingetretene Hemmung ihrer Evolution auf die ganze Natur haben mußte. Die Kräfte, die voll und mächtig hervorgetreten waren, bereit sich in eine höhere Welt zu erheben und ihren Verklärungspunkt zu erreichen, schlugen in die gegenwärtige zurück und erstickten so den innern Lebenstrieb, der freilich immer noch wie ein eingeschlossenes Feuer wirkt, aber

weil die eigentliche Erhebung nicht mehr möglich ist, als ein Feuer der Pein und Angst, das nach allen Seiten seinen Ausweg sucht. Jede Stufe, die aufwärts führt, ist lieblich, aber die nämliche, im Fall erreicht, ist schrecklich. Kündigt nicht alles ein gesunkenes Leben an? Sind diese Berge so gewachsen, wie sie da stehen? ist der Boden, der uns trägt, durch Erhebung entstanden oder durch Zurücksinkung? Und noch dazu hat hier nicht eine feste, stete Ordnung gewaltet, sondern nach einmal gehemmter Gesetzmäßigkeit der Entwicklung brach auch der Zufall herein. Oder wer wird glauben, daß die Fluthen, die so offenbar überall gewirkt, diese Thäler durchrissen und so viele Seegeschöpfe in unsern Bergen zurückgelassen haben, das alles nach einem innerlichen Gesetz bewirkt, wer annehmen, daß eine göttliche Hand schwere Felsenmassen auf schlüpfrigen Thon gelagert, damit sie in der Folge herabgleiten und friedliche Thäler, besäet mit menschlichen Wohnungen, in schrecklichem Ruin, fröhliche Wanderer mitten auf dem Wege begraben. O nicht jene Trümmer uralter menschlicher Herrlichkeit, wegen welcher der Neugierige die Wüsten Persiens oder Indiens Einöden aufsucht, sind die eigentlichen Ruinen; die ganze Erde ist Eine große Ruine, worin Thiere als Gespenster, Menschen als Geister hausen, und worin viele verborgene Kräfte und Schätze wie durch unsichtbare Mächte und wie durch den Bann eines Zauberers festgehalten sind. Und diese verschlossenen Kräfte wollten wir anklagen, und nicht vielmehr darauf denken, sie zuerst in uns zu befreien? Zwar der Mensch in seiner Art ist nicht weniger verzaubert und verwandelt. Darum sandte der Himmel von Zeit zu Zeit höhere Wesen, die durch wunderbare Gesänge und Zaubersprüche den Bann in seinem Innern lösen, ihm den Blick in die höhere Welt wieder öffnen sollten. Die meisten aber sind ganz von dem äußern Anblick befangen und meinen, in dem sey es zu finden. Wie Bauern um ein altes zerstört oder verzaubert Schloß herumschleichen mit ihren Wünschrüthlein in der Hand, oder in die unterirdischen verschütteten Gemächer mit ihren Lämpchen hineinleuchten, auch wohl Hebel und Brecheisen anlegen, in der Hoffnung Gold oder anderes Kostbares zu finden: so geht der Mensch um die Natur herum und in einige ihrer

verborgenen Kammern hinein und nennt das Naturforschung; aber die Schätze sind nicht bloß vom Schutt zugedeckt, sie sind in die Trümmer und Steine selbst durch einen Bann verschlossen, den nur ein anderer Zauberspruch auflösen kann.[1]

Wir waren unter diesen Reden zu dem Punkt gekommen, wo der Weg aufhörte. Clara schien müde, und setzte sich auf die steinerne Bank im Grunde, die ein geschickter Steinhauer aus den nahen Brüchen hierher gestiftet hatte. Die Sonne hatte uns bisher im Rücken gestanden, jetzt da wir uns umwandten, stand sie bereits seitwärts der Oeffnung des kleinen Thales, wodurch die eine Seite in Schatten zu stehen kam, und die scharfe Beleuchtung der anderen den wunderbaren Eindruck der regellosen Massen des Gesteins erhöhte, aus dem viel dichtes Gesträuch mit herbstlich rothen und falben Blättern hervordrang. Von den Apfelbäumen, die hinter der Bank und die ganze steile Höhe hinauf gleich einem Walde standen, hob die Bewegung der Luft hie und da ein welkes Blatt ab und legte es sanft in Claras Schoos oder in ihre Haare. Sie schien es nicht zu beachten; mir fiel dabei ein, wie ganz anders im Frühling des vorigen Jahres sie unter diesen Bäumen saß, die sie mit ihren Blüthen überschütteten.

Der Arzt, der den Rain hinaufgegangen war, um von den Beeren zu holen, die erst durch die Kälte und den Reif der Herbstnächte einige Süßigkeit erhalten, kam inzwischen zurück. Clara wendete sich zu ihm und sagte: Sie haben mir ein erwünschtes Licht gegeben. Einen solchen magischen Zusammenhang des Menschen mit der Natur habe ich schon lang geahndet. Darum sind die Augen aller Geschöpfe auf ihn gerichtet, weil alles auf ihn berechnet war. Alles scheint ihn mit stummem Seufzen anzuklagen, oder stürzt sich auf ihn als den allgemeinen Feind. Mit Recht sind alle Pfeile der Natur gegen ihn gerichtet. Mit Recht stürmt hier kalter zerstörender Nord auf ihn, während dort sich ein Giftwind aus der Wüste erhebt, der seine Lebenskraft versehrt. Mit Recht stürzen seine Wohnungen über ihn ein, wenn die Erde, von der

[1] Randbemerkung: Eine ganz andere Welt darin begraben, als wir ahnden. Odyssee des Geistes.

Kraft des eingeschlossenen Feuers bewegt, erzittert; mit Recht verwüstet ausbrechender Feuerstrom mit wildem Zahn die mühseligen Arbeiten seines Fleißes. Die Kraft, die sich im Thier zu entwickeln bereit war, verwandelte sich, ins Innere zurückgetrieben, in flammende Wuth oder Gift, und wendet sich mit Recht zuerst gegen den Menschen.

Gedenken Sie doch, sagte der Arzt sie unterbrechend, der vielen heiteren und wohlthätigen Kräfte der Natur. Noch hat sie es nicht vergessen, daß sie durch den Menschen weiter erhoben und befreit werden sollte, daß auch jetzt noch in ihm der Talisman liegt, durch den sie erlöst werden soll. Darum kommt sie dem Menschen dankbar entgegen, wenn er Samen in die Erde streut, den wilden, dürren Boden sanft und fett macht, und lohnt mit überschwenglicher Fülle. Ihre wesentliche Empfindung für den Menschen scheint mir Freundschaft und oft Mitleiden zu seyn —

Und doch, fiel sie ein, geht sie so fühllos an den Scenen des Jammers und der Verzweiflung vorüber. Da liegt das arme Geschöpf in erschöpfender Fieberhitze und lechzet nach Erquickung und Rettung, die ihm eine kühlende Luft bringen könnte; aber unbarmherzig sendet die Sonne ihre stärksten Strahlen herab, und Luft und Erde verdichten sie zur stickenden Gluth. Dort verläßt ein Vertriebener Haus und Hof, wo ein Weib mit Kindern ihm verzweiflungsvoll nachjammert; der Himmel sendet ihm Sturm und Regen nach, Schloßen und Hagel treffen den nackten Scheitel des Geächteten.

Der Unglückliche, sagte der Arzt hier abermals unterbrechend, wird eben in dem Fall die Natur mit sich einstimmiger finden, als wenn sie ihm durch heitere Luft, holden Sonnenblick schmeichelt. Mag er sich doch täuschen, wie der, der glaubt, die Natur lächle zu seinem Freudentag. Denn an Schicksal und Stimmung des Einzelnen kann sie in ihrem großen, aufs Allgemeine gerichtetem Gange vielleicht nur selten theilnehmen. Aber vielleicht haben sich nie große, ganze Völker betreffende Veränderungen ereignet ohne gleichzeitige Bewegungen der allgemeinen Natur. Alle Geschichtsbücher sind davon voll, und wie viele Zeichen am Himmel, in der Luft, auf der Erde haben diesen verhäng-

nißvollen Zeiten vorgeleuchtet. Alles spricht zu uns und möchte uns gern verständlich werden. Vieles ist dem Menschen hold und hat den offenbaren Willen, ihm seine nahe Zukunft zu verkündigen, wenn er es hören wollte. Ich könnte dafür manche, vielleicht unglaubliche Beobachtungen anführen.

Es ist nur zu wahr, sagte sie hierauf, alles drängt sich feindselig oder freundlich zum Menschen, alles sucht nur ihn und möchte sich seiner bemächtigen. Darum widersteht er dem Zauberblick des Goldes nicht, nicht den Lockungen der Welt, den Reizungen irdischer Schönheit. Nichts läßt ihn gleichgültig, Alles bewegt ihn —

Weil Er alles bewegen sollte, fiel hier der Arzt ein, weil er sich der Kraft in seinem Innern nicht bewußt wird, wodurch er über alles herrschen, von allem frei seyn könnte. Trägheit und Verdrossenheit sind die ärgsten Feinde des Menschen und eine Folge jenes ersten Falls. Wer sich selbst nicht besitzt, den nimmt in Kurzem anderes in Besitz. Wer nicht fort will, sinkt zurück. Worin besteht auch noch jetzt das Böse als in einem rückschreitenden Gang der menschlichen Natur, die, anstatt sich in ihr eigentliches Wesen erheben zu wollen, immer an dem hängt und das zu verwirklichen sucht, was nur Bedingung ihrer Thätigkeit, stille, unthätige Grundlage ihres Lebens seyn sollte. Woher kommt Krankheit als aus Verdrossenheit zur Entwicklung, daher, daß die einzelne Kraft nicht mit dem Ganzen fort will, nicht dem Ganzen ersterben, sondern eigenwilig für sich seyn? Darum sollten wir nichts so sehr in uns entgegenarbeiten als diesem Zustand. Der Mensch, der sich rührt, ist nicht verloren. Dem Thätigen hilft Gott und sieht ihm vieles nach. Es ist unglaublich, wie viel schon in dem Thätigseyn an und für sich liegt.

Ich kenne jene Kraft des Innern, sagte hier Clara, indem sie aufstand den Rückweg anzutreten, und habe erfahren, daß sie uns über alles Aeußere zu erheben vermag; aber ich weiß auch, in welchen Widerspruch das beste Innere, oft ehe es sich versieht, mit der Außenwelt verwickelt wird.

Auch dieß, sagte der Arzt, ist die nothwendige Folge jenes ersten

Zurücksinkens. Nachdem einmal diese Welt als eine äußere fixirt worden, kann alles Hohe und Göttliche zwar aus ihr sich emporheben, wie die Blume aus der Erde emporsteigt; aber es bleibt ein Fremdes in ihr, von dem sie bloß der Träger ist, ohne es in sich selbst aufnehmen zu können. Das waltende Gesetz geht nur auf die Erhaltung dieser Unterlage; alles andere ist ihm zufällig und muß es ihm seyn.

So ist es ihm also, sagte sie, vor allem andern der Mensch. Die heiligste Nothwendigkeit meines Innern ist kein Gesetz für die Natur. Das göttlich Nothwendige selbst nimmt in ihr die Farbe und den Schein des Zufalls an, und was erst zufällig war, wirkt, einmal vorhanden, mit der unwiderstehlichen Gewalt einer furchtbaren Nothwendigkeit. Wäre es wenigstens möglich, unser Inneres von diesem Widerspruch frei zu erhalten! Aber eben hier zeigt er seine größte Gewalt. Den zartesten Gefühlen unseres eignen Herzens zwingt er uns zu mißtrauen, wir sind Wesen, die nicht ungestraft lieben; und im Gegentheil vermöchte das Gesetz unseres Innern wohl Handlungen zu fordern, die jedes menschlich fühlende Herz verabscheuen müßte. Schon in dem Einfachsten, Ersten, Unabweislichsten sehe ich Stoff genug, um meine Empfindung wahr zu machen, daß das Schreckliche nicht nur geschieht und geschehen wird, sondern geschehen *muß*.

Dieß eben zu erkennen, sagte der Arzt, ist unsere Pflicht. Es hilft nichts, den Blick abzuwenden, die Augen zuzudrücken, damit man nur diesen Zustand nicht sehe. Wir mögen den Untergang des Schönsten, des Lieblichsten in der Welt menschlich beklagen; aber wir sollten zugleich jeden solchen Fall mit einer Art stiller Freude betrachten, weil er eine Bestätigung der Ansicht enthält, die wir von dieser Welt fassen müssen, und die unmittelbarste Hinweisung auf eine andere, höhere Welt. Wie viel glücklicher wären die meisten, wie viel vergebliches Sehnen hörte auf, wie viel leichter würde das Leben ertragen und verlassen, wenn sich alle beständig gegenwärtig erhielten, daß alles Göttliche hier nur Erscheinung, nicht Wirklichkeit ist, daß selbst das Geistigste nicht frei, sondern nur unter Bedingungen hervorkommt, daß es Blüthe, hie und da auch Frucht ist, aber nicht Stamm und Wurzel.

Das sagen aber doch die meisten oder alle, sprach hierauf Clara.

Sie sagen es wohl, erwiederte er, aber sie meinen, es könne anders seyn, und klagen den Menschen darum an, dem sie aus diesem Grunde auch allen Zusammenhang mit der Natur abschneiden möchten. Dadurch verwirren sie sich dann in ihren Systemen und Meinungen ebenso sehr als in ihren sittlichen Lehren. Sie fangen mit dem Allgemeinsten und Geistigsten an, und können darum nie bis zu dem Besondern und der Wirklichkeit herunterkommen. Sie schämen sich von der Erde anzufangen, an der Kreatur als an einer Leiter aufzusteigen und die übersinnlichen Gedanken erst aus Erde, Feuer, Wasser und Luft zu ziehen; darum bringen sie es auch zu nichts, und ihre Gedankengewebe sind Pflanzen ohne Wurzel, sie hängen an nichts, wie doch das Spinnengewebe an Sträuchern oder Mauern, sondern schwimmen, wie hier diese zarten Fäden vor uns, in der Luft und im Blauen. Und dennoch meinen sie damit die Menschen stärken, ja wohl gar dem Zeitalter aufhelfen zu können, das doch eben darunter leidet, daß, während der eine Theil freilich ganz in den Schlamm versunken ist, der andere sich so hoch verstiegen hat, daß er den Boden unter sich nicht mehr finden kann. Wenn wir in dieser Welt schon alles geistig haben wollen, was bleibt uns dann für eine künftige? Und mir scheint, daß die Menschen vor Zeiten ganz andere und viel bestimmtere Begriffe von jenem andern Leben gehabt haben, als sie noch in diesem mit festen, markigen Knochen auf der Erde standen. Derjenige erst kann das Geistige recht ins Auge fassen, der zuvor sein Gegentheil durch und durch erkannt hat; wie nur derjenige frei zu nennen ist, der das Nothwendige und die Bedingungen kennt, unter denen er walten kann. Auch zur Freiheit muß der Mensch erst erwachsen, auch sie erhebt sich in dieser Welt aus dem Dunkel der Nothwendigkeit, und bricht nur in ihrer letzten Erscheinung hervor als unerklärbar, göttlich, als ein Blitz der Ewigkeit, der die Finsterniß dieser Welt zertheilt, aber auch in seiner Wirkung gleich wieder von ihr verschlungen wird.

Ich habe mir oft gedacht, sagte hierauf Clara, daß der Anblick der Freiheit — nicht der, die man so nennt, sondern der wahren,

eigentlichen — den Menschen unerträglich seyn müßte, die sie doch beständig im Munde führen und sich viel darauf zu gut thun. Sie begnügen sich so gern alle ihre Handlungen nach Gründen oder gar Grundsätzen zu bestimmen, und malen sich dann diese Knechtschaft ihres Herzens als Freiheit vor. Denn ich weiß nicht, ob ich irre, aber mir scheint diese Art von Freiheit von allen wenigstens die untergeordnetste zu seyn. Eine Freundin pflegte zu sagen: Himmel ist Freiheit; aber wenn Freiheit Himmel ist, so muß sie auch unumschränkte, gänzliche, göttliche Freiheit seyn.

Ich bin völlig dieser Meinung, sagte hierauf der Arzt. Die meisten Menschen scheuen sich vor der Freiheit, wie sie sich vor der Magie, vor allem Unerklärbaren, und besonders vor der Geisterwelt scheuen. Die Freiheit ist die wahre eigentliche Geistererscheinung; darum wirft ihre Erscheinung den Menschen vor sich nieder; die Welt beugt sich ihr. Aber wie wenige wissen mit diesem zarten Geheimniß umzugehen; darum sehen wir, daß die, die in den Fall kommen, dieses Götterrechts zu gebrauchen, wie Rasende werden, und von dem Wahnsinn der Willkür ergriffen in denjenigen Handlungen die Freiheit zu bewähren suchen, denen alles Gepräge innerer Nothwendigkeit fehlt, und die darum die zufälligsten sind. Nothwendigkeit ist das Innere der Freiheit; darum läßt sich von der wahrhaft freien Handlung kein Grund angeben; sie ist so, weil sie so ist, sie ist schlechthin, ist unbedingt und darum nothwendig. Aber als solche ist die Freiheit nicht von dieser Welt. Darum können die, die sich mit der Welt befassen, sie selten oder gar nicht ausüben. Diese müssen statt ihrer sich der Kunst ergeben; denn bei der entschiedenen Herrschaft des Aeußeren muß das Innerlichste, und zwar je innerlicher es ist, desto mehr den Schein des Aeußeren annehmen, ihm selbst zu dienen scheinen, daß es geduldet werde. So, scheint es, wollte es Gott, damit erst alles so viel möglich äußerlich werde, und das innere Leben durch den härtesten Kampf und das mächtigste Widerstreben sich durchschlage und zur Erscheinung komme. Je mehr wir die Eingeschränktheit dieser Welt erkennen, desto heiliger wird uns jede Erscheinung einer höheren und besseren in ihr seyn. Wir werden sie

nie ungestüm fordern, aber wo sie sich von selbst findet, wo wir ein Herz antreffen, das den Himmel in sich hat, eine Seele, die ein stiller Tempel himmlischer Offenbarung ist, eine Handlung oder ein Werk, in dem Aeußeres und Inneres wie durch göttliche Milde versöhnt sich zeigt, die werden wir mit liebender Kraft umfassen, sie heilig halten und als Zeichen einer Welt verehren, in der das Aeußere ebenso dem Inneren untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Aeußeren unterliegt.

O lassen Sie uns, sagte Clara, sich noch einmal gegen die fast gesunkene Sonne zurückwendend, lassen Sie in diese Regionen den Blick sich wenden; denn mir ist jetzt jenes hohe, heilige Geisterreich näher als Natur, Welt und Leben.

Wir gingen schweigend durch das Thor, und geleiteten sie durch die kurze Straße zum andern Thor bis vor ihre Wohnung.

Die Tage wurden jetzt schnell unfreundlich und erlaubten keine Spaziergänge ins Weite.

Ich beobachtete unsere Freundin, und sah wohl, daß sie sich immer mit dem Einen Gegenstand beschäftigte.

Eine wunderbare Innigkeit des Gefühls, die bis zur Anschauung gehen konnte, verrieth sich in einzelnen Reden: was ihr aber fehlte, war die Fähigkeit, sich ihre eignen Anschauungen durch Auswickelung klar zu machen. Ich kenne die wohlthätigen Wirkungen, welche auf uns der genau geordnete Zusammenhang eigner Gedanken hat; der Seele ist es wohl, wenn sie das, was sie innerlich wie durch Eingebung oder eine Art göttlicher Anschauung empfunden, nun auch äußerlich im Verstande zurecht gelegt, wie in einem Spiegel erblicken kann. Innige Gemüther scheuen sich vor dieser Entwicklung, die ihnen als ein Heraustreten aus sich selbst erscheint, sie wollen immer in ihre eigne Tiefe zurück und die Seligkeit des Mittelpunkts immerfort genießen.

Ich beschloß bei unserer Freundin zunächst dieser Richtung entgegenzuwirken, und dazu die erste Gelegenheit zu benutzen, überzeugt, daß

wenn wir uns einmal dazu entschließen, wir gewöhnlich alles noch viel herrlicher und wunderbarer finden, als wir es in der Intuition gesehen zu haben meinten.

Sie kam mir inzwischen selbst mit ihrem eignen Verlangen zuvor. Es war am Weihnachtabend, auf den sie meine Kinder eingeladen hatte, um sie durch unerwartete Bescheerung zu erfreuen, und ihnen für diesen Tag womöglich die verlorene Mutter zu ersetzen.

Es war in ihrem Wesen diesen ganzen Abend etwas Verklärtes und eine Art unbeschreiblicher Heiterkeit, die wir lange nicht an ihr bemerkt hatten. Nachdem nun der erste Jubel der Kleinen vorbei war, und von den älteren Mädchen die eine mit den Gedichten, die sie sich lang gewünscht, die andere mit den Zeichnungsmustern, die ihr bescheert waren, sich bei Seite setzten, zog sie sich in die Tiefe des Zimmers zurück und fing, nachdem wir uns dort niedergelassen, so zu reden an:

Der Anblick dieser wohlgearteten Kinder ruft Ihnen und mir das Bild der Mutter hervor, die ich nicht gekannt habe, und gibt mir die klarste Gewißheit, daß sie ist, daß sie lebt, daß sie an unserer Freude theilnimmt. Mir ist überhaupt, als brächte uns dieser Tag den Abgeschiedenen näher; denn ist es nicht so, daß dieser Tag einst die Erde wieder mit dem Himmel verbunden hat?

Freilich, sagte ich; darum mußten Engel diese Geburt feiern, und Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden verkünden, weil das Obere wieder zu dem Unteren gekommen, die lang getrennte Kette wieder geschlossen war.

In Augenblicken wie diese, fuhr sie fort, bedarf meine Ueberzeugung keiner Gründe; ich sehe alles wie gegenwärtig; mir ist, als umfinge auch mich schon das Geisterleben, als wandelte ich noch auf der Erde, aber als ein ganz anderes Wesen, getragen von einem sanften, weichen Element, ohne Bedürfniß, ohne Schmerz, — warum können wir diese Augenblicke nicht festhalten?

Vielleicht, antwortete ich hierauf, verträgt sich dieser Grad von Innigkeit nicht mit der Eingeschränktheit des jetzigen Lebens, dessen Bestimmung zu seyn scheint, daß alles auseinandergesetzt und stückweis

erkannt werde. Und nicht wahr, setzte ich hinzu, wenn Sie in einem solchen Zustand sind, so scheint Ihnen Ihr ganzes Wesen wie in Einem Brennpunkt vereinigt, Ein Licht, Eine Flamme zu seyn.

Ganz so ist mir zu Muth, sagte sie.

Und wenn Sie aus diesem Zustand herauskommen, fühlen Sie sich unglücklich?

Wenigstens bei weitem weniger glücklich, sagte sie.

Und Sie können, fuhr ich fort, nicht verhindern, daß Sie nicht aus diesem Zustand herauskommen?

Sie sagte, es geschehe ihr wider ihren Willen.

So muß also doch, sagte ich, in der Abwechslung dieser Zustände eine Nothwendigkeit liegen, wie in andern Abwechslungen der Art. Jene centralische Anschauung, die uns mit einem Gefühl des höchsten Wohlseyns überströmt, scheint der Mäßigkeit des gegenwärtigen Lebens nicht angemessen; wir müssen sie als eine außerordentliche Vergünstigung ansehen, aber darum den ordentlichen Zustand nicht verschmähen.

Womit aber, sagte sie hierauf, sollen wir die Leere ausfüllen, die wir in diesem im Vergleich mit jenem empfinden?

Durch Beschäftigung, antwortete ich, oder eigentlich dadurch, daß wir uns auch für diesem Zustand die Güter jenes höheren versichern.

Und wie wäre dieß möglich? frug sie.

Es ist nicht unmöglich, sagte ich, daß wir eben das, was wir gleichsam auf eine untheilbare Weise unmittelbar angeschaut haben, auch wieder theilweise vor uns hinstellen, und so aus einer Erkenntniß, die in jedem einzelnen Theil Stückwerk ist, doch zuletzt ein Ganzes hervorbringen, das jenem zumal Empfundenen ähnlich ist, und das wir auch dann genießen können, wenn uns jene Seligkeit des Anschauens entzogen ist. Und eben diese Auseinanderfaltung der Erkenntniß, welche ihre Erhebung zur Wissenschaft ist, scheint mir die eigentliche geistige Bestimmung des Menschen für dieses Leben zu seyn.

Ich habe, sagte sie hierauf, vor der Wissenschaft immer die Achtung empfunden, die jemand für etwas hat, das ihm selbst versagt ist, und wovon er doch herrliche Wirkungen sieht. Denn Sie wissen ja selbst

mit welchem Zutrauen ich mich immer an Sie gewendet als einen wissenschaftlichen Mann, bei dem mir, wie ich fest überzeugt war, geistiger Rath nie fehlen könnte. Eine gewisse Sicherheit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit scheint nur mit Wissenschaft existiren zu können. Aber noch einmal so hoch will ich sie achten, wenn sie die Zauberkraft hat, die Seligkeit des beschaulichen Zustandes festzuhalten.

Das, sage ich eben nicht, daß sie könne, erwiederte ich; die Empfindung, welche die Wissenschaft gibt, ist eine andere, ruhigere, gleichmäßigere, beständigere; wohl aber sagte ich, daß sie die Erkenntniß, welche in der geistigen Intuition vorübergehend, wenngleich in höchster Klarheit und unbeschreiblicher Realität, der Seele nur gezeigt wird, gleichsam als eine getreue Erinnerung festhalte, und sie erst im wahren Sinn uns zu eigen mache.

Und wodurch, frug sie wieder, wird denn dieses Festhalten bewirkt?

Durch deutliche Begriffe, antwortete ich, in welche das untheilbarer Weise Erkannte zerlegt oder geschieden und aus der Scheidung wieder zur Einheit gebracht wird.

Also eine Scheidung muß doch dabei vorgehen? sagte sie.

Freilich, antwortete ich; und sehen Sie nur selbst, wie nöthig uns diese ist, um auch des unmittelbar Erkannten uns als eines bleibenden Guts zu versichern. Denn thöricht wäre wohl, der unmittelbaren Gewißheit des Fortlebens nach dem Tode, die Sie in sich zu haben versichern, noch durch Beweise zu Hülfe kommen zu wollen, die immer eine bloß mittelbare Einsicht erzeugen. Aber sagten Sie nicht selbst einmal: Sie verlangen die Unsterblichkeit des ganzen Menschen?

Das sagte ich, antwortete sie.

Wie nöthig ist es also, das alles, was zum ganzen Menschen gehört, theilweise zu unterscheiden und gleichsam vor uns hinzustellen, damit wir wissen, was wir bei dem Wort: der ganze Mensch, zu denken haben. Wollen Sie also, daß wir dieses einmal auseinanderlegen?

Sie willigte ein.

Gut also, sagte ich, zum ganzen Menschen rechnen Sie doch wohl auch den Leib?

Allerdings, sprach sie.

Außer dem Leib aber auch den Geist?

Freilich, erwiederte sie.

Und nehmen Sie an, daß dieser mit dem Leib einerlei, oder, daß er von ihm verschieden, ja sogar ihm entgegengesetzt sey?

Das Letzte, antwortete sie.

Wie aber nehmen Sie an, daß diese beiden Entgegengesetzten doch zu Einem Ganzen vereinigt seyn können?

Nur durch ein wahrhaft göttliches Band scheint mir dieß möglich, antwortete sie.

Wollen wir nun nicht auch den Ausdruck für dieses Band suchen? Es muß doch in uns, die wir den ganzen Menschen beisammen haben, vorhanden seyn?

Ohne Zweifel, sagte sie.

Also auch uns bekannt seyn?

Natürlich.

Und als das Verbindende an der Natur beider Verbundenen gleichen Antheil nehmen?

So scheint es.

Also ein Mittleres seyn zwischen Geist und Leib?

Freilich.

Und nicht dem Leib so schroff entgegengesetzt wie der Geist, sondern gleichsam ein milderes Wesen, das, so zu sagen, mit seinem oberen Theil den Geist berührt, aber mit seinem unteren bis zu dem Leib herabsteigt und sich in die Materie gibt?

Auch dieß schien ihr einleuchtend zu seyn.

Nun dieses in uns gegenwärtige, seiner Natur nach mittlere und mildere Wesen, wie werden wir es benennen?

Sie meinte es nicht errathen zu können.

Wunderbar, sagte ich, da es uns so nahe ist. Nicht wahr, fuhr ich also fort, einigen Menschen schreiben wir in vorzüglichem Verstande Geist zu?

Freilich.

Und welchen?

Denjenigen, meinte sie, welche sich hauptsächlich mit geistigen Gegenständen beschäftigten und darin eine große Stärke bewiesen.

Ist es aber, fuhr ich fort, je der Geist an und für sich, zu dem wir Liebe fassen, der das Vertrauen unseres Herzens gewinnt?

Mir scheint es nicht, sagte sie, da der Geist für sich sehr oft vielmehr etwas Zurückstoßendes an sich hat, was wir zwar achtend anerkennen, dem wir uns aber nicht zutraulich nahen.

Ist es nicht, fuhr ich fort, eben das Menschliche im Menschen, zu dem wir das meiste Herz haben?

Gewiß, sagte sie.

Also wäre der Geist nicht das eigentlich Menschliche im Menschen?

Es scheint mir nicht, sagte sie.

Was wäre es denn also?

Ich gestehe, sagte sie, ich sehe nicht, wo Sie mit Ihren Fragen hinaus wollen.

Erinnern Sie sich doch, daß wir sagten, einige Menschen haben in hohenr Grade Geist, wie wir dagegen von andern sagen könnten, sie seyen im hohen Grade leiblich. Gibt es nun nicht eine dritte Klasse?

Ja wohl, sprach sie, nun verstehe ich. Von andern Menschen sagen wir, sie haben Seele.

Und diese ist es eigentlich, die wir vorzüglich lieben, die uns gleichsam auf magische Art an sich zieht, so daß wir zu Menschen, denen wir Seele in diesem Verstand zuschreiben, ein ganz eignes, unmittelbares Zutrauen gewinnen.

So sey es, versicherte sie.

Die Seele also wäre auch im Menschen das eigentlich Menschliche?

Allerdings, sagte sie.

Und daher auch wohl jenes sanfte mittlere Wesen zwischen Leib und Geist?

Sie erkannte auch dieses an.

Und der ganze Mensch wäre also eigentlich ein Ganzes aus den dreien: Leib und Geist und Seele?

So ist es, sprach sie.

Aber, fuhr ich fort, wie denken wir uns doch nun die Verbindung dieser drei zu Einem Ganzen?

Das möchte freilich, sprach sie, schwer zu beantworten seyn.

Wir wollen sehen, sagte ich. Das, was zwei Entgegengesetzte selbständig vereinigt, sollte doch wohl von einer höheren Art seyn als diese beide?

So scheint es.

Die Seele also höheren Geschlechts als Geist und Leib?

Sie bejahte auch dieses.

Und doch, sagte ich, scheint sie beziehungsweise auf den Geist wieder tiefer zu stehen, indem sie dem Leib gleichsam näher ist als jener.

Es schien ihr ebenso.

Können wir, frug ich weiter, überhaupt sagen, daß eines von den dreien allein und ausschließlich das Verbindende der andern sey, und wird nicht jedes dem andern wieder Mittel der Verbindung? Der Geist gibt sich durch die Seele in den Leib, der Leib aber wird durch die Seele auch wieder in den Geist erhoben; die Seele hängt mit dem Geist zusammen nur, insofern zugleich ein Leib da ist, und mit dem Leib nur, sofern zugleich der Geist da ist; denn wenn einer von beiden fehlte, könnte sie unmöglich als Einheit, d. h. als Seele, gegenwärtig seyn. Das Ganze des Menschen stellt also eine Art von lebendigem Umlauf vor, wo immer eins in das andere greift, keins von dem andern lassen kann, eins das andere fordert.

Ein wunderbarer Begriff, sagte sie hierauf, dem ich aber gleichwohl beistimmen muß.

Und dennoch, sagte ich, hat unter diesen dreien die Seele etwas voraus.

Und was denn? frug sie.

Wenn der Leib, antwortete ich, ganz rein und für sich gesetzt wäre, wäre darum nothwendig auch der Geist mit gesetzt?

Es scheint nicht, sagte sie, da ja beide entgegengesetzte sind.

Und wenn der Geist, dann nothwendig auch der Leib?

Ebensowenig, sagte sie.

Wenn aber die Seele gesetzt wäre, dann wäre nothwendig auch Leib und Geist gesetzt?

So ist es, sagte sie.

Die Seele also wäre doch das Vornehmste unter den dreien [1], weil sie allein die beiden andern in sich schließt, von diesen aber keines für sich weder sein Entgegengesetztes noch sie in sich schließt?

Sie bejahte auch dieß.

Wenn wir also von einer Fortdauer des ganzen Menschen redeten, sagte ich, so würden wir uns nicht mit einer Fortdauer des bloßen Leibes begnügen?

Gewiß nicht, antwortete sie.

Noch mit einer Fortdauer des bloßen Geistes?

Auch nicht.

Wenn aber uns einer die feste Gewißheit von der Fortdauer der Seele geben könnte, so wären wir beruhigt?

Es scheint wenigstens, antwortete sie, daß wir es seyn könnten.

Ich für meinen Theil, sagte ich hierauf, wäre es ganz gewiß, und würde ihm ohngefähr so antworten. Wenn in meinem zwanzigsten Jahre mir eine Wahrsagerin gesagt hätte, daß ich noch 30 Jahre leben würde, so hätte ich dieß nicht so verstanden, als ob der damals gegenwärtige Leib 30 Jahre derselbe bleiben sollte, indem ich ja wüßte, daß er schon binnen der 20 Jahre der Materie nach ein ganz anderer geworden wäre, als er zu Anfang war, noch würde ich geglaubt haben, daß mein Geist derselbe bliebe, der ja ganz andere Ueberzeugungen und gar sehr von den frühesten verschiedene Einsichten schon binnen der kürzeren Zeit, die ich gelebt habe, erhalten hat; sondern ich hätte gedacht, daß, was Leib und Geist betrifft, gar mannichfache Veränderungen mit ihnen vorgehen werden, das aber, was von Anfang an Ich selbst gewesen bin, das, was gemacht, daß ich mir und andern bisher immer als derselbe erschien, was sie unter allen Veränderungen an mir geliebt

[1] Der allerinnerste Keim, der eigentlich durch die beiden andern zu Tag dringen will (Randbemerkung).

oder gehaßt, auch unter den Veränderungen von 30 Jahren immer dasselbe bleiben werde. Du aber sagst mir, daß meine Seele ewig fortleben werde; und ich verstehe dieß nicht so, als könnten nicht mit meinem Leib wie mit meinem Geist die größten Veränderungen vorgehen, sondern daß eben jenes Innerste, mein eigentliches Selbst, was weder Leib noch Geist, sondern das einigende Bewußtseyn beider, also Seele war, ewig leben werde. — Ist nun nicht schon viel gewonnen, fuhr ich zu ihr redend fort, daß wir ausgemittelt haben, was das eigentlich sey, von dem gesagt wird, es daure fort, wenn man sagt, es gebe eine Fortdauer nach dem Tode, daß dieß nämlich (der eigentlich innerste Lebenskeim) nichts anderes denn die Seele ist?

Unstreitig, antwortete sie.

Und sehen wir nicht, daß die Philosophen daran gar nicht übel gethan, immer vorzugsweise von der Unsterblichkeit der Seele zu reden, als wäre damit eben alles gewonnen, wenn sie gleich vielleicht nicht genau wußten, warum sie so redeten.

Ich habe aber doch, antwortete sie, noch manches Bedenken.

Nun, sagte ich, so ist jetzt die Reihe, zu fragen, an Ihnen, da ich es fast schon zu lange fortgesetzt.

Was mir also Bedenken erregt, fing sie hierauf an, ist zuerst dieß. Haben wir die Seele vom Untergang gerettet, so scheint es freilich, als müssen Leib und Geist von selbst nachfolgen, weil die Seele nach unsrer Annahme die Einheit beider ist. Ich fürchte aber, es könnte jemand dieß umkehren, und sagen: wenn Geist und Leib im Tode getrennt werden — und dieß sey doch nothwendig anzunehmen —, daß alsdann auch das Band beider von selbst aufgelöst werde, indem die zuvor Verbundenen entweder gar nicht mehr, oder nur eines von ihnen, oder zwar beide, aber völlig getrennt, fortdauern. Noch schwerer aber scheint mir Folgendes: daß wir nämlich sagten, das eigentlich Fortdauernde sey die Seele, und doch alle und auch wir, nach einer allgemeinen Uebereinstimmung, die Welt, in welche der Uebergang aus dieser nach dem Tode geschieht, die Geisterwelt nennen, und also die Abgeschiedenen vorzugsweise als Geister betrachten.

Fürwahr, sagte ich hierauf, vortrefflich haben Sie alles empfunden. Möchte mir ebenso gelingen, alles Dunkle in der Sache vollends aufzulösen. Und ganz wahr ist, daß wir von der Seele als dem Band von Geist und Leib sehr undeutlich gesprochen, besonders darum, weil wir dazwischen hinein einmal annahmen, als könnte es eben je und irgend wann einen Leib für sich und einen Geist für sich geben. Denn wäre dieß möglich, so wäre die Zertrennlichkeit ihres Bandes unwidersprechlich. Haben wir aber nicht gleich zuerst, da wir jene drei nannten, eingesehen, daß jedes derselben des anderen bedürfe, keines das andere entbehren könne, und daß also, wenn sie einmal zusammen sind, sie durch ein ganz unauflösliches Band aneinander gekettet seyen.

Allerdings, antwortete sie.

Haben wir nicht, frug ich ferner, ihren Verkehr untereinander als einen lebendigen Umlauf vorgestellt, wo immer eines in das andere eingreift, so daß entweder alle zugleich aufhören müssen zu seyn, oder, wenn das eine fortdauert, nothwendig alle fortdauern?

So war es freilich, sagte sie.

Nun sind sie aber doch einmal wenigstens für den gegenwärtigen Umlauf des Lebens so miteinander verkettet?

Gewiß, sagte sie.

Und nicht auf eine zufällige, sondern auf eine wesentliche Art, indem keines hinweggenommen werden kann, ohne alle hinwegzunehmen?

Sie bejahte es.

Könnte ich nun nicht, frug ich weiter, aus dieser Verkettung einen ganz andern Beweis für die Fortdauer führen, als die Philosophen aus der Einfachheit der Seele zu führen pflegen, wenn es uns nämlich hier um einen Beweis zu thun wäre.

So schien es, sagte sie, wenn nicht der Tod nur allzu offenbar Ein Glied aus dem Umlauf hinwegnähme, womit dann, wenn alles nur zusammen bestehen kann, auch alles zusammenstürzen muß.

Darauf eben, sagte ich, wollte ich hinaus, Beste. Denn sehen Sie doch zu, ob das, was Sie hier angenommen, denn so gewiß, so unwidersprechlich ist, als es dem Augenschein nach den meisten vorkommt,

die daher den Tod als eine gänzliche Losreißung und Trennung des Geistes und der Seele von dem Leib und des Leibs von jenen ansehn. Denn gesetzt es fände sich auch am Ende so, so dürften wir doch als Philosophirende es nicht so geradezu und nach dem Augenschein annehmen. Und so müßten wir denn vor allem andern fragen, was der Tod sey, und welche Veränderung durch ihn in dem Umlauf des jetzigen Lebens bewirkt werde. Dahin zielt auch, was Sie vorhin als das Zweite sagten, nämlich es scheine wunderbar, daß, da die Seele das eigentlich Fortdauernde sey, doch alle vom andern Leben als einem Geisterleben reden. Oder war es nicht so?

So war es, sagte sie.

Und wunderbar erscheint dieß allerdings nicht nur aus jenem Grunde, sondern überhaupt, wie wir fast wie durch Verabredung oder durch ein Naturgefühl darauf geführt worden sind, so allgemein den dem jetzigen nachfolgenden Zustand als einen geistigen vorzustellen. Denn wenn sie eine Fortdauer annehmen wollten, kostete es sie ja nichts, die entflohene Seele gleich wieder in einen andern Leib übergehen zu lassen, und zwar nicht nothwendig in einen Thierleib, wie die, welche die Seelenwanderung lehren, oder in den Leib eines neuen Menschen, sondern in einen ihr angemessenen und ohne Verlust der Persönlichkeit. Was möchte also wohl der Grund dieser fast allgemeinen Ansicht des Todes seyn; denn dafür dürfen wir ja wohl jene Meinung ansehen, daß sie nämlich einen bejahenden Begriff vom Tode gebe, statt des bloß verneinenden, demzufolge er in einer Trennung der Seele vom Leibe bestehen sollte?

Schon dieß, sagte sie, scheint mir ein großer Gewinn, daß der Tod vorgestellt wird als ein positiver Uebergang in einen geistigen Zustand, und nicht bloß als Aufhören eines gegenwärtigen. Was aber der Grund seyn mag von der Allgemeinheit jenes Begriffs, wenn wir ihn nicht in den Lehren unserer Religion suchen wollen, weiß ich nicht; man müßte denn sagen, es sey dem Menschen natürlich, jeden Zustand, in den ein Uebergang durch Verlassung des vorhergehenden geschieht, als den entgegengesetzten von diesem zu denken.

Und ganz gegründet, sagte ich hierauf, scheint mir diese Erklärung.

Also nahmen sie wohl auch an, der jetzige Zustand des Menschen sey der leibliche Zustand?

Freilich.

Und in diesem leiblichen Zustand sey dennoch der ganze Mensch gegenwärtig, nicht etwa bloß der Leib, sondern auch der Geist und die Seele?

Natürlich.

Und auch in dieser Leiblichkeit sey das Wesen des Menschen oder das eigentlich Menschliche im Menschen die Seele?

Auch dieß wurde so angenommen, sagte sie.

Aus diesem Zustand aber gehe der Mensch in den entgegengesetzten und also in einen geistigen über?

Allerdings.

Und auch in diesem geistigen Zustand sey der Mensch noch der ganze Mensch?

Ich weiß nicht, sagte sie, ob sie das so meinten.

Und doch, antwortete ich, mußten sie es so meinen. Denn wenn der Tod nach ihrer Vorstellung nichts anderes war als der Uebergang aus dem leiblichen Zustand in einen geistigen, in jenem aber der Leiblichkeit unerachtet der ganze Mensch, also Leib, Geist und Seele, gegenwärtig waren, so war kein Grund, warum in diesem Uebergang etwas von dem ganzen Menschen verloren gehen sollte; oder was ist wunderbarer, daß er auch im Zustande der Geistigkeit als Leib, Seele und Geist, also als ganzer Mensch zusammenbleibe, oder dieß, daß er im leiblichen Zustand nicht bloß Leib, sondern zugleich Geist, also auch Seele war?

An sich freilich, sagte sie, ist jener nicht wunderbarer als dieser.

Sie erinnern sich doch, fuhr ich fort, was unser Freund noch neulich mir wenigstens sehr glaublich gemacht hat, daß in dem gegenwärtigen Leben die Seele von der Materie verzaubert sey.

Wohl erinnere ich mich, antwortete sie.

Wenn nun dieß, fuhr ich fort, schon im jetzigen Leben der Seele begegnet, daß sie, obgleich das Wesentliche des Menschen, dennoch im

Ganzen von dem Leib festgehalten wird, wie viel eher muß es ihr begegnen können, von dem Geiste verzaubert und festgehalten zu werden?

Dieses freilich, sagte sie, ist ganz einleuchtend; nur jene Versetzung selbst aus dem Leiblichen ins Geistige ist damit noch nicht begreiflich gemacht.

Vielleicht, sagte ich hierauf, soll sie uns auch ein Geheimniß bleiben, bis wir sie selbst erfahren haben. Unbegreiflich jedoch kann ich sie nicht nennen, da sogar in dem engen Kreise der Gegenwart solche Versetzungen beständig geschehen.

Und welche denn? frug sie.

Nun, sagte ich, gleich im Uebergang vom Wachen zum Schlafen, und umgekehrt; denn der Umlauf des Lebens selbst wird im Schlaf nicht aufgehoben, sondern nur aus einem Mittel in das andere versetzt. Oder ist nicht im Schlaf der Geist, auch ohne daß wir es uns hernach erinnern, geschäftig mit Denken, Erfinden und andern Thätigkeiten, die ihm vorzüglich zugeschrieben werden, wie wir aus vielen Spuren schließen können; ebenso die Seele, die auch im Schlaf die Fähigkeit nicht verliert, zu wollen, zu lieben oder zu verabscheuen.

Sie scheinen mir da, mein Freund, sagte sie, Dunkles, wenn nicht durch ebenso, doch durch fast ebenso Dunkles zu erläutern.

Sie haben wohl Recht, antwortete ich, aber es ist mir auch bloß um das Eine zu thun: zu zeigen, wie jener Umlauf, der durch Leib, Geist und Seele gesetzt ist, ohne Aufhebung aus einer Welt in die andere versetzt werden könne.

Ihre Vorstellung muß also auch diese seyn, fuhr sie hernach fort, daß die Seele im Tode zur geistigen Seele erhoben werde?

Allerdings, sagte ich.

Und daß sie im gegenwärtigen Leben nur leibliche Seele gewesen sey?

Freilich.

Wie können Sie aber dieses behaupten, sagte sie, da die Seele schon jetzt mit überirdischen und himmlischen Dingen verkehrt?

Ach, antwortete ich, es ist freilich alles in allem enthalten: die tiefere Stufe enthält Weissagungen der höheren, aber sie bleibt darum

doch die tiefere. Auch das Thier will ja über sich selbst hinaus; der Biber legt sich mit menschenähnlichem Verstand seinen Palast im Wasser an; andere Thiere leben in menschenähnlichen Verfassungen und häuslichen Verhältnissen. So gibt es vieles, das den Menschen schon jetzt in jene höhere Welt fortreißt; einige auch, die bewußt und freiwillig schon jetzt dem sterben, das sie im Tode verlassen müssen, und so viel möglich ein geistiges Leben zu leben suchen. Aber es gilt hier die Bestimmung der allgemeinen Stufe dieses Lebens, und diese kann nicht von jenen hergenommen werden, die ja eben dadurch ausgezeichnet sind, daß sie diese Stufe verlassen.

Aber der Leib? sagte sie hierauf. Wenn die Seele in jenem andern Leben geistig wird, so wohl auch der Leib?

Freilich, sagte ich; doch scheint mir dieß nicht der ganz richtige Ausdruck zu seyn, und ich sehe erst jetzt, daß wir uns auch in Ansehung der Seele anders hätten ausdrücken sollen.

Und wie denn? frug sie.

Nicht daß wir sagten, die Seele werde nach dem Tode geistig, als ob sie das nicht schon zuvor gewesen wäre; sondern das Geistige, das schon in ihr ist, und das hier mehr gebunden erscheint, werde befreit und vorherrschend über den andern Theil, wodurch sie dem leiblichen näher ist, und der in diesem Leben der herrschende ist. So sollten wir dann auch nicht sagen, daß der Leib in jenem höheren Leben geistig werde, als wäre er das nicht von Anfang gewesen; sondern daß die geistige Seite des Leibes, welche hier die verborgene und die untergeordnete war, dort die offenbare und herrschende werde.

So wäre also, sagte sie, nicht bloß die Seele zweiseitig, sondern auch vielleicht der Geist, ganz gewiß aber der Leib?

Unstreitig, erwiederte ich. Denn auch hier erinnern Sie sich doch gewiß jener Rede unseres Freundes, daß die Erde, und also auch der Leib, der von ihr genommen ist, nicht bestimmt war bloß äußerlich zu seyn, sondern Aeußeres und Inneres, in beiden eins seyn sollte; daß die bloße äußerliche Erscheinung des Ganzen die Folge einer aufgehaltenen Entwicklung war, die das innere Wesen nicht vernichten, aber doch

einwickeln, binden und so dem Aeußeren unterwerfen konnte. Ist es nun nicht natürlich, daß, wenn die Eine Gestalt des Leibes zerfällt, in der das Innere vom Aeußeren gefesselt wurde, dagegen die andere frei werde, in welcher das Aeußere vom Inneren aufgelöst und gleichsam bewältiget wird?

So müßte also auch, sagte sie, diese geistige Gestalt des Leibes in der bloß äußeren schon vorhanden und dagewesen seyn?

Freilich, antwortete ich, aber als Keim, der zwar oft sich zu regen sucht, aber von der Gewalt des äußeren Lebens niedergehalten nur theilweise und nur in besonderen Zuständen seine Gegenwart zeigen kann.

Ich erinnere mich, sagte Clara, daß ich sonst oft habe reden hören von einem feineren Leib, der in dem gröberen enthalten sey und sich im Tode von ihm trenne; allein ich weiß nicht, warum diese Vorstellung mir immer so wenig Befriedigung gewährte.

Es ist dieß, sagte ich, der Fall mit allen bloß zufällig gefundenen Meinungen. Was nicht in einem nothwendigen Zusammenhang an uns kommt, vermag sich nie recht in die Seele einzuwirken.

Aber auch der Sinn dieser Meinung war wohl ein ganz anderer, sagte sie.

Freilich, denn nur als ein körperlich Feineres wurde jenes Mittelwesen gedacht, nicht aber als wirklich geistige Gestalt.

Sollte aber, fuhr sie fort, dieser himmlische Lebenskeim nur in uns, oder bloß in allen organischen Wesen seyn, in den unorganischen aber nicht, oder wie verhält es sich damit?

Ich sehe nicht ein, antwortete ich, warum der Keim eines höheren Lebens nicht schlechthin und in jedem Dinge seyn sollte, nur mehr offen in dem einen, verborgener in dem andern. Denn die ganze Natur war ja bestimmt, Aeußeres und Inneres in völligem Einklang darzustellen, und alle Kreatur, wie die Schrift sagt, sehnt sich mit uns, so gut als wir, nach dem höheren Leben, das in uns nur schon hier entwickelter ist.

Sollte sich denn wohl, sagte sie, die Gegenwart jenes Keimes nicht in allen Dingen auch wirklich darstellen lassen?

Ich weiß nicht, sagte ich hierauf, ob wir den jetzt bekannten Lebens-

erscheinungen der Körper, dem elektrischen Wechselspiel der Kräfte oder den chemischen Verwandlungen, eine so hohe Bezeichnung geben dürfen, und halte nicht für unmöglich, daß uns eine ganz neue Reihe von Erscheinungen aufgehen würde, wenn wir nicht mehr bloß ihr Aeußeres zu verändern, sondern unmittelbar auf jenen inneren Lebenskeim zu wirken vermöchten. Denn ich weiß nicht, ist es Täuschung, oder die besondere Beschaffenheit meiner Art zu sehen, aber mir sehen alle, auch die körperlichsten Dinge aus, als ob sie bereit wären, noch ganz andere Lebenszeichen von sich zu geben als die jetzt bekannten.

Aber auch sterben würden dann alle Dinge? frug sie weiter.

Es scheint so, sagte ich, aber ich bitte Sie, dieß selbst weiter zu erklären.

Der Tod, sagte sie, ist doch die Befreiung der inneren Lebensgestalt von der äußeren, die sie unterdrückt hält?

Vortrefflich, sagte ich.

Und der Tod ist nothwendig, weil jene zwei Lebensgestalten, da sie nach dem Herabsinken der Natur ins bloß Aeußerliche nicht zumal seyn konnten, nacheinander seyn müssen?

Ganz richtig, sagte ich, und herrlich haben Sie dieß so ausgedrückt.

Die zwei Lebensgestalten sind aber in jedem Ding?

Das haben wir so angenommen, antwortete ich.

Nun, sagte sie, so müssen alle Dinge ohne Unterschied sterben.

Unleugbar, sagte ich, scheint auch mir diese Nothwendigkeit.

Sehen wir aber nicht, fuhr sie fort, auch wirklich ein solches Sterben, besonders in manchen chemischen Veränderungen?

Ich weiß nicht, sagte ich.

Ich, fuhr sie fort, werde es nie vergessen, wie ich zuerst die Auflösbarkeit der Metalle in scharfen Wassern sah und nicht glauben wollte, daß nur durchsichtige, wie Brunnenwasser farblose Flüssigkeit Silber aufgelöst enthalten, ein himmelblaues Wasser Kupfer u. s. w., bis ich endlich durch den Augenschein davon überführt wurde.

Wunderbar genug ist es auch, sagte ich, und gibt viel über das Wesen der Körperlichkeit zu denken.

Werden nicht mit Recht, fuhr sie fort, jene auflösenden Wasser Geister genannt, und ist dieses Verschwinden der allerdichtesten und härtesten Körper nicht eine wirkliche Auflösung des Körperlichen ins Geistige, also ein Tod zu nennen?

Etwas Aehnliches ist hier freilich, antwortete ich; wir sehen, welcher Erhöhung die körperlichsten Dinge fähig sind, wenn sich ein höherer Geist ihrer gleichsam bemächtigt. Aber auch von der Wiederherstellbarkeit aller dieser Dinge in ihren anfänglichen körperlichen Zustand haben Sie sich überzeugt?

Freilich, antwortete sie.

Nun, sagte ich, so weiß ich nicht, daß hier eine andere Veränderung vorgeht als mit einem Theil unseres Körpers, der zufällig verbrannt worden ist, und durch äußere Mittel allmählich hergestellt wird.

Aber, fuhr sie fort, zeigen nicht alle körperlichen Dinge den Trieb sich zu vergeistigen? Was ist der Duft einer Blume, und wie geistig müssen die Ausflüsse riechender Körper seyn, die Jahre fortdauern, ohne sich zu verzehren? Will nicht alles Luft werden, um sich mit jenem reinen heiligen Element zu verbinden, das ich jedoch eher für ein selbständiges, untheilbares Wesen ansehen möchte, dessen Kraft alles Aufgenommene, so verschiedenartig es seyn möge, in Kurzem verwandelt und sich ähnlich macht.

Auch dieß alles, sagte ich, verhält sich so und beweist, daß alle Dinge nach einem freieren, ungebundenen Daseyn streben und unwillig die Fesseln tragen, in denen sie gefangen sind. Aber wer möchte doch die bloße Verwandlung in Luft ein Sterben nennen? Mir scheint der Tod etwas weit Ernsteres zu seyn?

Also sehen wir, sagte sie, in den übrigen Wesen außer dem organischen kein Beispiel des Sterbens?

Ich weiß nicht, sagte ich, aber mir scheint dieß so. Wir organische Wesen alle vermögen zu sterben, weil wir eigne Ganze sind. Die übrigen Dinge aber sind nur Glieder eines höheren Ganzen der Erde, und können wohl innerhalb desselben mannigfach gemischt und verändert werden, je nachdem es der Lebensgang des Planeten mit sich bringt,

aber die Wohlthat des Sterbens oder der gänzlichen Befreiung der geistigen Lebensgestalt widerfährt ihnen nicht eher, als bis der Planet sein gesetztes Ziel erreicht hat und stirbt.

Der Arzt trat in dem Augenblick herein und unterbrach auf eine Weile das Gespräch. Ich erklärte ihm, wovon so eben die Rede gewesen, und nachdem er das Wesentliche gehört und einige Zeit darüber nachgedacht hatte, sagte er: Eine Trennung also ginge doch im Tode vor?

Inwiefern? antwortete ich.

Nun offenbar die von dem Leibe.

Freilich, sagte ich, aber nicht von dem innern Wesen des Leibes, sondern von dem Leib, sofern er ein Aeußerliches und ein Theil der bloß äußeren Natur ist.

Während des jetzigen Lebens aber, sagte er, war jenes geistige Wesen des Leibes im bloß äußeren schon vorhanden?

Als Keim wenigstens, antwortete ich.

So scheint aber zu folgen, fuhr er fort, daß das gegenwärtige Leben vor dem zukünftigen eine Vollkommenheit voraus habe.

Wie so? sagte ich.

Ganz klar scheint mir dieß, antwortete er. Denn dem jetzigen Leben kommt außer jenem geistigen Wesen des Leibes auch noch der äußere Leib zu, welcher dem künftigen abgeht: es hat daher offenbar etwas vor diesem voraus.

Mir scheint, sagte ich, was ich hierauf antworten könnte, so klar, daß ich es kaum sagen mag.

Sagen Sie es doch, antwortete er, denn irgend etwas Dunkles liegt hier doch noch irgendwo.

Ich meine also, daß Sie nicht den, der zwar eine Menge von Dingen, die aber alle geringeren Werthes sind, besäße, reich, den aber, der zwar nur wenige oder nur Eines, aber eins, das von unschätzbarem Werth ist, etwa einen Edelstein, der alle andern weit überträfe, dagegen arm nennen würden.

Gewiß nicht, sagte er, aber doch glaube ich nicht, daß Sie den äußeren Leib für eine Unvollkommenheit oder eine Sache von geringem Werth halten.

Verstehen wir uns nur, antwortete ich, so wird sich das schon finden. Denn einen Unterschied des Werths zwischen Innerem und Aeußerem geben wir doch wohl beide zu; nämlich das Aeußere scheint mir das bloße Seyn des Inneren, das Innere aber das Seyende in diesem Aeußeren zu seyn; oder ist es nicht so?

Ich bin es ganz zufrieden, sagte er.

Und das Seyende, fuhr ich fort, erkennt das Seyn, nicht aber umgekehrt wird das Seyende erkannt von dem Seyn?

Auch dieß gebe ich zu, sagte er.

Alles Erkennen ist aber doch ein Setzen?

Allerdings, sagte er.

Und das Seyn ist doch auch ein Setzen?

Er schien sich darüber zu bedenken.

Nun wenigstens, sagte ich, ein Setzen von sich selbst.

Insofern freilich, sagte er.

Aber ein Setzen, das sich nicht wieder erkennt, denn wir sagten, es werde nur von dem Seyenden erkannt.

Er gab dieß zu.

Dieses also, fuhr ich fort, das Seyende ist wieder das Setzende jenes Setzens?

Unstreitig folgt dieß —

Also ein Höheres, oder bestimmter, und wie es mir wenigstens ganz paßlich vorkommt, die höhere Potenz von ihm zu nennen?

Er gab es zu.

Also ein Unterschied wie zwischen höherer und niederer Potenz wäre doch, fuhr ich fort, zwischen Innerem und Aeußerem. Darum aber würde ich dieses an sich weder für eine Unvollkommenheit noch für eine Sache von geringem Werth halten. Denn das Seyende bedarf des Seyns, wie das Seyn des Seyenden. Ja ich hielte für möglich, daß auch dieser Unterschied ganz verschwinden könnte.

Und wie denn? fragte Clara, die diesen Reden aufmerksam zugehört hatte.

Wenn, sagte ich, das Aeußere so ganz von dem Inneren durch-

drungen wäre, daß es in sich selbst das Erkennende sammt dem Erkannten hätte, und hinwiederum das Innere so das Aeußere in sich gesetzt hätte, daß das Erkennende auch das Erkannte in sich enthielte, und dieses beides zumal wäre, ein solches Aeußeres sammt einem solchen Inneren, so wäre dieß ja wohl das allerseligste und vollkommenste Leben zu nennen, und zwischen Aeußerem nnd Innerem kein Unterschied mehr, weil in beiden das Nämliche enthalten wäre.

Beide waren damit einverstanden.

Nun, sagte ich, in uns, wie wir jetzt sind, und zum Theil, obgleich auf viel unvollkommnere Art, auch in den andern lebenden Wesen scheint das Aeußere so weit gebildet zu seyn, daß es auch das Erkennende in sich enthält, und dadurch eine gewisse Selbständigkeit erhält. Denn auch die Thiere, denen wir kein wahrhaft Inneres zuschreiben können, und Menschen, die wir fast ebenso betrachten müssen, erkennen doch immerfort durch eine Art von äußerer Nothwendigkeit, zum Beweis, daß das Aeußere in ihnen selbst das Erkennende enthält.

Sie bejahten dieß beide.

An dem andern aber, fuhr ich fort, nämlich daß das Innere ebenso das Aeußere in sich gesetzt enthalte, fehlt es weit?

Freilich, sagte Clara.

Denn wenn das wäre, sagte ich, so würde das Aeußere nicht so allgemein dem Inneren widersprechen; es würde, um zu einer Erkenntniß der Dinge zu gelangen, nicht der Erfahrung und der mühsamen Erforschung bedürfen, die innerlich mögliche That wäre es unmittelbar auch äußerlich, und es wäre mit Einem Wort ein ganz seliges, ja gottähnliches Leben. — Auch würde, wenn im Innern ebenso ursprünglich das Aeußere gesetzt wäre, wie im Aeußeren das Innere, es nicht der Erziehung bedürfen noch des Unterrichts. Denn jenes vollkommene Innere würde doch denen ganz fehlen, die keine menschliche Erziehung genossen hätten und frühzeitig unter Thiere gerathen wären, wie einige Beispiele gezeigt haben?

Er bekräftigte es.

Und vieles kommt auch wieder auf die Art des Umgangs an, in welchem der Mensch von Kindheit an lebt?

Auch dieß wurde zugestanden.

Also ist dieses Innere nichts Vorhandenes, sondern wird erzogen und gepflegt wie eine Blume in einem ihr fremden Erdreich?

Freilich, war die Antwort.

Ist aber auch alles Streben nach Erkenntniß etwas anderes als ein Streben, das Aeußerliche soviel möglich als innerlich in uns zu setzen?

Nichts anderes, sagten sie.

Und würde dieses Streben nöthig seyn, wenn jenes vollkommene Innere in uns schon vorhanden wäre?

Unmöglich, sagte Clara.

Der Arzt aber fiel hier ein und sagte: Hier scheinen wir eben auf dem rechten Punkt zu seyn. Denn jenes Streben nach Erkenntniß und das vielfache andere, in dem wir soviel möglich alles Aeußere innerlich zu machen suchen, ist doch ein ganz freies Streben?

Freilich, antwortete ich.

Und auch den Leib schon hier dem Inneren so weit unterzuordnen, daß wir ein reines und unbeflecktes Leben leben, ist der freien Kraft in uns möglich.

Ich bejahte auch dieß.

Also können wir doch schon hier, in gewissem Grade, zuwegebringen, was uns im andern Leben widerfahren wird, nämlich die Unterordnung des Aeußeren unter das Innere; sind nicht alle Reden der Philosophen voll solcher Aussprüche, daß der Weisheitliebende schon hier als ein Gestorbener wandle; den äußeren Leib haben wir aber hier noch obendrein: sehen Sie also selbst ein, ob nicht offenbar das jetzige Leben einen Vorzug vor dem künftigen habe.

Lieber Freund, antwortete ich, ein jedes Ding hat wohl seine eignen Vorzüge, die das andere nicht hat, und ist doch darum vielleicht nicht schätzenswerther als dieses. Der Reichthum z. B. hat gewisse Vorzüge vor der Armuth; wenn aber eben dieser es allgemein schwerer oder gar unmöglich machte, ins Reich der Wahrheit einzudringen, die Armuth

dagegen es erleichterte, so würde kein weiser Mann anstehen, die Armuth zu erwählen. Wer kann die Vorzüge des jetzigen Lebens verkennen? Hätte es diese nicht, wer hielte es aus? Aber immer fragt sich, welcher von seinen Vorzügen an sich selbst der größte ist. Mir scheint es der zu seyn, daß man hier schon jenen göttlichen Keim in sich pflegen und erziehen kann, und so zum Theil schon hier die Seligkeit jenes anderen Lebens genießen. Denn ohne dieses vollkommene Innere verlöre auch das äußere Leben seinen wahren und eigentlichen Reiz, der doch nicht in der Befriedigung der sinnlichen Lüste, sondern in der Empfindung der Schönheit und des eigentlich Innerlichen in allem Aeußeren besteht; denn der Rohe oder Verdorbene hat keinen Genuß von der Natur, der Geistige aber den größten.

So würde also dieser, sagte er, durch den Tod am meisten verlieren, jener am wenigsten.

Freilich, sagte ich, wie beim Hagelschlag der, dem tausend Morgen verwüstet werden, mehr verliert, als der, dem einer, und doch ist dieser unglücklicher daran. Aber überhaupt von Verlieren ist hier die Frage. Das ist ja nur die Rede derer, die hier zurückbleiben, und die sich nicht gewöhnt haben in jene Welt zu sehen; ohngefähr wie wenn einer vom Pflug oder der Heerde hinweg zur Herrschaft erhoben würde, und seine vorigen Gesellen nun sagten, er habe den Pflug oder seine Heerde verloren. Wir müssen also fragen, scheint es mir, was der, der schon hier geistig gelebt hat, im Tode gewinne, und dieß kommt mir nicht zweifelhaft vor, nämlich die Vollkommenheit eben desjenigen, wonach er hier im Leben am meisten gestrebt hat, und was daher nothwendig ein Höheres seyn muß als dieses Gegenwärtige. Denn ist es nicht so, daß, weil das Aeußere hier vollkommener ist, indem es auch das Innere in sich enthält, das Innere aber bei weitem nicht auf gleiche Weise das Aeußere in sich enthält, daß hier das Aeußere eine große Uebermacht über das Innere haben muß? Und folgt nicht, daß auch dieses Aeußere, weil es sich nicht mit dem vollkommenen Inneren verträgt, noch nicht das Vollkommenste seyn könne; denn wäre es dieß, so könnte zwischen ihm und dem Inneren überall kein Widerspruch mehr seyn?

Dieß folgt allerdings, sagte er, aus dem Früheren.

Nicht also auch, fuhr ich fort, daß Inneres und Aeußeres hier noch keineswegs gleich, sondern sich ungleich sind, nicht nur inwiefern das vollkommene Innere nicht mit dem vollkommenen Aeußeren zugleich besteht, sondern auch in dem Aeußeren selbst?

Auch dieß, sagte er, ist nothwendig; denn wären sie in dem Aeußeren vollkommen eins, so würde sich dieses unmittelbar in das Innere und dieses wieder in jenes auflösen.

Ist also nicht auch das Aeußere hier noch ein untergeordnetes Aeußeres, das sich zu dem vollkommenen Inneren als das Niedere zum Höheren verhält?

Freilich, sagte er.

Und in diesem Lebenskreis, bei dieser Uebermacht, die das Aeußere erlangt hat, wird das vollkommene Innere nie möglich seyn?

Er verneinte es.

Ebensowenig das vollkommenste Aeußere?

Ebensowenig, sagte er.

Um also das vollkommenste Innere zu erreichen, müssen wir diesen Lebenskreis verlassen?

Nothwendig, sagte er.

Und in einen höheren übergehen?

Allerdings, sagte er.

Und also nicht eine bloße Umkehrung des Verhältnisses wäre der Tod, so nämlich, daß durch ihn das Aeußere dem Inneren ganz untergeordnet würde, und der nun folgende Zustand bloß der umgekehrte des gegenwärtigen wäre; sondern der Tod wäre zwar auch dieß, aber zugleich die Erhebung in eine höhere Potenz, in eine wirkliche andere und höhere Welt?

Das eben, sagte er, war es, was ich wollte.

Und der Weise und Gerechte würde für jenen höheren Zustand diesen gegenwärtigen nicht ungern hergeben, sondern mit jenem Göttlichen, das er in sich gepflegt und sorgsam herangezogen, wenn es seine vollkommene Reife erhalten, daß es die Flügel ausbreiten könnte, die unvollkommene

Erde, aus der es emporgewachsen, mit keinem anderen Gefühl hinter sich lassen, als mit dem jene zarten, bunten Vögel, in die sich, der Fabel zufolge, die Blüthe eines Baumes in Indien verwandelt, von diesem Baum hinwegfliegen?

Gar schön, sagte er, sey dieß alles.

Ich antwortete aber: Noch ist nicht alles im Reinen; denn dem gegenwärtigen Leben schrieben Sie den Vorzug zu, daß es, obgleich ein niedrigeres, doch zugleich den Keim eines höheren in sich schließe, und so gewissermaßen mehr noch als dieses selbst enthalte. Oder war es nicht so?

So war es freilich, antwortete er.

Des Keimes nun, sagte ich, als solchen bedarf es nicht mehr, wenn das volle Gewächs da ist, und sein Verschwinden in diesem Fall ist kein Verlust. Doch weiß ich nicht, ob nicht auch darauf eine andere Antwort möglich wäre.

Auch diese sollten Sie uns geben, sprach er.

Jetzt nicht, sagte ich; denn ich bemerkte, daß schon seit längerer Zeit unsere Freundin in eignen Gedanken verloren war und unserem Gespräch nur noch halb oder gar nicht zuzuhören schien. Wie wir nun schwiegen, kam sie plötzlich zu sich, und sagte, als ob wir noch bei einer früheren Rede stünden: Mit all dem habe ich aufs neue gedacht, daß es eine wünschenswerthe Sache wäre, zu wissen, wie es dem Abgeschiedenen in ihm selbst zu Muth wäre, und dieß dünkt mir wäre die beste Antwort auf jene Frage (vermuthlich die wegen der Vorzüge des künftigen Lebens).

Wir stimmten damit überein.

Wie kommt es doch, sagte sie alsdann, daß der Tod so allgemein als ein Entschlafen vorgestellt wird. Sollte er nicht vielmehr ein Erwachen seyn?

Vielleicht, sprach ich.

Und doch, sagte sie, ist der Gedanke so süß, die Todten als Entschlafene zu denken, die ruhen von ihrer Arbeit.

Freilich, sagte ich.

Und ich weiß nicht, fuhr sie fort, wie äußerlich mir des Tages Glanz und Pracht erscheint, und erst, wenn er schwindet, geht das eigentlich Innere auf; aber warum muß es Nacht seyn?

Es zeigt, antwortete ich, die Nacht, daß jenes eigentliche Innere in uns noch unerfüllt ist, daß es für uns zu dem Verborgenen und Zukünftigen gehört.

Wenn in der Nacht selbst, fuhr sie fort, ein Licht aufginge, daß Ein nächtlicher Tag und Eine tagende Nacht uns alle umfinge, da wäre erst aller Wünsche letztes Ziel. Ist's darum, setzte sie hinzu, daß die mondhelle Nacht so wunderbar süß das Innere berührt und mit Ahndungen eines nahen Geisterlebens die Brust durchschauert?

Gewiß, sagte ich. Mir fällt das Wort eines oft verkannten Mannes ein, der mehr als einmal zu mir sagte: wer wachend könnte, was er schlafend muß, der wäre erst der vollkommene Philosoph. Ich aber sagte immer: der wäre der vollkommene Selige. Und fest glaube ich auch, daß den Seligen unter unsern Abgeschiedenen ein solches Loos zu Theil wird, und daß sie darum Entschlafene, nicht Eingeschlafene, genannt werden, gleichsam als solche, die im Schlaf wieder dem Schlaf entgangen und zum Wachen hindurch gedrungen sind, Entschlafene jedoch eher als Wachende, weil Schlafen schon hier dem innern Leben näher liegt als Wachen.

Mir hat, fuhr Clara fort, ein berühmter, uns allen bekannter Geistlicher, dem Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, oft erzählt, wie im Augenblick des Einschlummerns sich eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein ganzes Wesen ausgieße, wobei zugleich die Seele in der feinsten sittlichen und geistigen Thätigkeit sich befinde; alle seine Fehler stehen dann auf eine höchst peinliche Art vor ihm, und im Gegentheil, je reiner sich sein Herz fühle, desto seliger sey dieser Mittelzustand von Schlafen und Wachen. Von allem, was Traum heißt, sey dieser Zustand so unendlich unterschieden, daß seine Klarheit sogar die lebhaftesten Vorstellungen beim Wachen weit übertreffe, und jede gewöhnliche Art zu existiren gegen diese nur Traum, Schlummer, Tod zu seyn scheine. Er werde dann in ganz neue Gesichtspunkte versetzt, in

eine Art bilderlosen Anschauens, worin doch alles aufs genaueste unterschieden und durchaus ohne Verwirrung sey. Dieser Zustand daure aber gewöhnlich (wie er aus verschiedenen Merkmalen wisse, ob er gleich ihm nicht so kurz vorkomme) nur eine Sekunde; er verschwinde durch eine plötzlich zuckende Bewegung und lasse das wehmüthigste Schmachten nach seiner Fortdauer in der Seele zurück. Bald darauf erfolge das gänzliche Einschlafen.

Jene zuckende Bewegung, sagte der Arzt, wird wohl allgemein als Zeichen des wachen Einschlafens bemerkt.

Sollte nicht, sagte ich, eben diese Bewegung der Schlag seyn, wodurch die Natur das aufgehen wollende innere Licht oder Sehen auslöscht und in bloßen Schlaf verwandelt?

Wenigstens, antwortete er, gibt es keinen größeren Beweis von der Uebermacht der äußeren Natur über unser jetziges Leben, als daß sie unsern innerlichsten Zustand in Schlaf verwandelt.

Wenn es aber wahr ist, fuhr ich fort, was so viele glaubhafte Männer, besonders Aerzte versichern, daß menschliche Wesen durch Einwirkung anderer Menschen, bei völlig erloschenen äußeren Sinnen, und während sie sich gegen alles andere, den Einwirkenden ausgenommen, wie todt verhalten, zur höchsten innern Klarheit und einem Bewußtseyn ihrer selbst übergehen, mit dem das im Wachen nicht von ferne zu vergleichen ist, so hätten wir, glaube ich, die Erfahrung eines Zustandes, den wir mit Recht einen höheren nennen und als ein wachendes Schlafen oder schlafendes Wachen ansehen könnten[1]. Und ich würde darum mit ihm nicht den Tod, sondern den Zustand, der ihm folgt, vergleichen, der, wie ich glaube, das höchste, durch kein Erwachen unterbrochene Hellsehen seyn wird.

Uebrigens, sagte der Arzt, haben die Annäherungen zu jenem höheren Schlaf die größte Aehnlichkeit mit den Annäherungen zum Tode.

Dieß ist nothwendig, sagte ich, denn eine Art von Sterben muß auch dort dem erhöheten Zustand vorangehen.

[1] Vgl. Stuttgarter Privatvorlesungen, Band VII, S. 477. D. H.

Ich habe viel von diesen dunkeln Erscheinungen gehört, sprach Clara, die aber in meiner nächsten Nähe vor mir verborgen gehalten wurden. Aber das Aeußere davon reizt mich nicht, sondern ich möchte das eigne Gefühl solcher Schlafenden von ihrem Zustande kennen.

Wenn man, antwortete der Arzt, auch bloß von ihrem äußern Ansehn auf jenes schließen will, so befinden sie sich in einem unbeschreiblichen Wohlseyn. Alle krankhafte Spannung der Gesichtszüge läßt nach, sie sehen fröhlicher, geistreicher, oft jugendlicher aus; alle Spuren von Leidenschaft verwischen sich aus dem erheiterten Antlitz, zugleich wird alles geistiger, namentlich die Stimme.

O wohlthätige Hand des Todes, fiel hier Clara ein, daran erkenne ich dich! Lassen Sie mich der früh verklärten Freundin gedenken, die meines Lebens Schutzengel war, wie bei ihr dieß alles eintraf; wie, als schon die Schatten des Todes sich ihr näherten, eine himmlische Verklärung ihr ganzes Wesen durchstrahlte, daß ich glaubte sie nie so schön gesehen zu haben als im nahenden Augenblick des Erlöschens, und nie geglaubt hätte, daß eine solche Anmuth im Tode wäre; wie dann die immer melodischen Laute ihrer Stimme himmlische Musik wurden, geistige Klänge, die noch jetzt tiefer in meinem Innern widertönen als der erste Zusammenklang sanft gestimmter Harmonikaglocken.

Fragt man jene Entschlafenen selbst, fuhr der Arzt fort, um ihr Befinden, so versichern sie, es sey das seligste, sie fühlen nichts von dem Körper noch von dem vorhergehenden Schmerz, und eine himmlische Klarheit, ein erwärmendes Licht durchströme ihr Inneres.

Auch vor dem Tode ja, sagte Clara, schweigen die Stürme der Krankheit, die Schmerzen hören auf, ja viele, und überdieß die besten, scheiden in einer himmlischen Entzückung.

Und doch, fuhr der Arzt fort, ist jener Zustand noch bloße Annäherung zu dem höchsten, noch werden sie von äußeren Dingen gerührt; obgleich mit geschlossenen Augen, sehen sie alles außer ihnen Befindliche, ja viele ihrer Sinne scheinen noch viel schärfer zu seyn.

Und was ist denn jener höchste Zustand? frug Clara.

Der, sagte er, wenn sie ganz von der Sinnenwelt entbunden werden,

und nur noch durch den Einwirkenden mit Dingen außer sich zusammenhängen, dann erst verhalten sie sich wie völlig Todte zu der Außenwelt. Denn zuvor empfindlich für den feinsten Laut, ja für entfernte Töne, die kein anderes Ohr vernimmt, als wenn sie näher kommen, werden sie jetzt nicht vom Gerassel der Wagen, nicht vom Kanonendonner geweckt, und keine menschliche Rede dringt zu ihnen als des Einen, mit dem sie in Beziehung stehen.

Und dann erst, fragte Clara, entsteht auch das höchste Hellsehen?

Freilich, sagte der Arzt. Eben hier zeigt sich das höchste, innere Leben. Alles verkündet an ihnen das innigste Bewußtseyn; es ist als wäre ihr ganzes Wesen in Einen Brennpunkt zusammengedrängt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich vereinigt. Weit entfernt die Erinnerung zu verlieren, wird ihnen weit zurück die Vergangenheit helle, wie die Zukunft oft in nicht unbeträchtlicher Ferne.

Folgt nicht aus allen diesen Erscheinungen, sagte ich hierauf, daß das geistige Wesen unserer Körperlichkeit, das im Tode uns folgt, schon vorher in uns gegenwärtig ist, daß es nicht dann erst entsteht, sondern bloß frei wird und in seiner Eigenthümlichkeit hervortritt, sobald nicht mehr die Sinne und andere Lebensbande es an die Außenwelt fesseln?

Der Arzt bekräftigte es, und setzte hinzu: Eine Menge Erscheinungen während des Lebens, die wir weder aus der Seele noch aus dem Leib als solchem ableiten können, bezeugen die Gegenwart jenes Wesens.

Mir, sagte Clara, ist die Innigkeit des Bewußtseyns in jenem Zustande das Liebste. Ich habe nie begreifen können, wie so viele Menschen kleinmüthig zweifeln können, ob das Bewußtseyn nach dem Tode nicht erlösche oder verweht werde. Denn mir schien der Tod immer eher sammelnd als zerstreuend, verinnigend, nicht veräußernd.

Erklärbar, sagte ich, ist indeß jenes zweifelhafte Reden, denn den meisten war und ist noch jetzt der Tod eine gänzliche Trennung von allem Physischen, und dieses (das Physische) scheint mir wenigstens die Grundlage aller Bewußtheit zu seyn.

Wie so? fragte Clara.

O Beste, sagte ich, Sie rechnen zum fortdauernden Bewußtseyn zuvörderst die fortdauernde Einerleiheit des Bewußtseyenden, oder nicht?

Ohne Zweifel, sagte sie.

Und daß dieses Bewußtseyende sich als dieses immer das Nämliche Bleibende von allem andern unterscheide?

Freilich.

Nun gibt es wohl nirgendwo, sagte ich, ein Dieses und ein Jenes, was doch zu jeder Unterscheidung erfordert wird, als nur im Physischen? — Oder, sagte ich nach einer Weile, weil Ihnen dieß nicht deutlich genug scheint, wenn Sie Sich als Sich und daher als von allem unterschiedene Person betrachten, fühlen Sie da nicht, daß im Grund Ihres Bewußtseyns etwas durch keinen Begriff Aufzulösendes liegt, etwas Dunkles, gleichsam als Halt Ihrer Persönlichkeit?

Das Dunkle fühle ich wohl, sagte Clara, aber eben dieses Dunkle wünsche ich hinweg, es stört die Reinheit des Wesens.

Hinweg nun, sagte ich, ist es, einmal erregt, nicht zu bringen, Liebe, und es soll auch nicht hinweg, weil mit ihm zugleich die Persönlichkeit verschwände; aber verwandelt kann es werden, daß es selbst Licht wird, nämlich als stummer Träger des höheren Lichts, die Eigenheit nur für dieses bewahrend, daß es Wurzel und Grund habe, nicht aber für sich selbst.

So wie der Demant, fragte sie, gleichsam nur für das Licht da ist, damit dieses in ihm durchleuchte und spiegle, und etwas sey, worin es sich fassen könne?

Ganz so, sagte ich.

Sollen wir nun sagen, fuhr ich fort, daß uns dieses an sich Dunkle von der Natur komme oder anderswoher?

Ohne Zweifel von der Natur.

Daß also jeder Mensch von Anbeginn an jenen dunklen Keim in sich trage, oder daß er vielleicht ein ganz zufälliges Gewächs sey?

Unmöglich wäre dieß zu denken, sagte sie.

Und daß dieser Keim zwar einer fortgehenden Verwandlung, aber

keiner Zerstörung fähig, oder daß er sowohl verwandelbar als zerstörlich sey?

Nothwendig, sagte sie, ist das Erste anzunehmen.

Er hat aber etwas Physisches an sich? fragte ich wieder.

Freilich, sagte sie, wenn er uns von der Natur kommt.

Also muß uns etwas Physisches auch im Tode folgen?

Nothwendig, wenn anders jener Keim uns folgt —

Und wenn, setzte ich hinzu, das Bewußtseyn unserer selbst als unserer selbst übrig bleibt?

Sie bejahte auch dieß.

Sollte nun nicht, fragte ich, eben jenes geistige Wesen unserer Körperlichkeit der uns folgende Keim seyn?

Es scheint, sagte sie.

Der aus dem Körperlichen selbst sich zur Geistigkeit entwickelt hat?

Freilich, sagte sie.

Der aber immer die Beziehungen auf das Physische behält?

Allerdings, antwortete sie, denn er ist ja noch immer das Wesen der Körperlichkeit.

Und er kann nie die Verwandtschaft zu dem verlieren, von dem er ursprünglich genommen ist?

Nie, so scheint es.

Ist es nun nicht ganz natürlich, fuhr ich fort, daß die, welche zwar eingestehen, daß das Geistige vielfach in das Physische hereinwirke, aber nicht begreifen wollen, daß hinwiederum auch das Physische in die Geisterwelt hinübergreife, daß diese, sage ich, fürchten, wenn der Tod nach ihrer Meinung die Verbindung zwischen Seele und Leib trennt und völlig aufhebt, daß dann auch das persönliche Bewußtseyn zerfließen und zerrinnen möge, wie der Duft der verwesenden Blume in die Luft, ohne daß eine Spur davon übrig bleibt?

Ganz natürlich ist dieß, sagte sie.

Es gelingt wohl aber, fuhr ich fort, den wenigsten noch in diesem Leben jene Verwandlung des dunkeln Keims in ihnen in Licht? Denn mir wenigstens sind unter der Menge fast lauter solche vorgekommen,

die trotzig auf ihrer Eigenheit bestehen, und das für das Erste halten, sich als sich geltend zu machen und zu behaupten.

Freilich, sagte sie.

Und die auch demgemäß denken und urtheilen, und alle ihre geistige Thätigkeit darauf richten; daß sie z. B. unfähig sind sich selbst zu vergessen in ihrem Denken und verloren zu seyn in der Betrachtung des Ewigen und Göttlichen, sondern immerfort nach einem Aeußern verlangen, das sie vor sich hinstellen und handhaben können, wie es ihnen gefällt, und das Göttliche auch wohl, wenn sie merken, daß es sich nicht so behandeln läßt, ganz verwerfen. Sollten nun die, welche nur dann sich ihrer bewußt zu seyn dünken, wenn sie ein Außer-sich haben, jenes höchsten Bewußtseyns fähig seyn: oder sind sie nicht vielmehr die geschworenen Feinde alles Hellsehens?

Wahrscheinlich das Letztere, sagte sie.

Müssen sie daher nicht, wenn man sagt, daß eben jene höchste Innigkeit des Bewußtseyns der Zustand sey, in den die Besten nach dem Tode übergehen, glauben, und auch andere glauben zu machen suchen, daß auf diese Art alles persönliche Bewußtseyn im Tode verschwinde?

Es scheint, sagte sie, daß sie das sagen müssen.

Wie aber, sagte ich, wenn jener anfänglich dunkle Keim in uns ganz in Licht umgewandelt ist, ist dann noch etwas in uns, wodurch wir von Gott unterschieden sind, oder nicht?

Ich verstehe, antwortete sie, die Frage nicht ganz.

Auch ist sie sehr unbestimmt, sagte ich. Versuchen wir es also von dieser Seite. Alle Dinge oder doch wenigstens wir Menschen sind doch in Gott?

Auch das, sprach sie, ist ja nicht deutlich, und kann auf mehr als eine Art genommen werden.

Gut also, sagte ich; von den Seligen wenigstens wird das allgemein gesagt, daß sie zu Gott gehen, daß sie vor Gott sind, auch daß sie in Gott ruhen. Oder sollen wir dieß alles für bloße schöne Redensarten halten, denen nichts Wirkliches entspricht?

Mit nichten, sagte sie.

Daß sie aber im Tode zu Gott gehen, wie man spricht, zeigt an, daß sie vorher nicht bei ihm waren, sondern getrennt von ihm, nicht in der wahren Heimath, sondern in der Fremde.

Freilich, sagte sie.

Nun aber getrennt von Gott konnten sie doch nicht seyn durch das wahrhaft Seyende, Vollkommene in ihnen?

So ist es allgemein angenommen, sprach sie.

Also nur durch das falsch Seyende in ihnen?

So scheint es, sagte sie.

So nämlich, fuhr ich fort, daß zwar in dem Vollkommenen in ihnen Gott war, nicht aber hinwiederum sie mit ihrem Unvollkommenen in Gott?

Das leuchtet ein, sagte sie.

Das Unvollkommene soll aber doch vergehen, oder wenn dieß nicht, doch umgewandelt werden in das Vollkommene; es soll zwar Seyendes bleiben, aber nur so weit, als es nöthig ist, um das eigne Seyn zum Träger des höheren zu machen.

Freilich.

Und diese Umwandlung nimmt schon hier ihren Anfang, bei den Guten wenigstens.

In alle Wege.

Je mehr sie aber fortschreiten in der Vollkommenheit, desto weniger sind sie nothwendig von Gott geschieden.

Freilich, sagte sie.

So daß, je vollkommener sie werden, sie endlich ganz übergehen in Gott und zuletzt gar in ihm verschwinden.

Ganz natürlich, sagte sie, scheint das zu folgen.

Ist aber nicht, sagte ich, auch diese Furcht sehr allgemein bei vielen, daß sie nämlich sorgen, wenn sie erst ganz verklärt würden, der Eigenwille in ihnen ganz überwunden, daß sie dann sich ganz und gar auflösen möchten, und nie und nirgendswo mehr zu finden seyen, sondern verschwimmen in Gott. Und gibt es nicht wieder andere, die das recht

mit Liebe, als wäre es so, vorzustellen wissen, wie nämlich die Seele dann in Gott, wie ein Tropfen im Ocean oder wie ein Lichtstrahl in der Sonne verschwinde?

Ich habe dergleichen freilich auch gelesen, sagte sie.

Und etwas Nothwendiges, fuhr ich fort, liegt doch in der Vorstellung, denn daß die Seligkeit nur in der vollkommenen Einheit mit Gott möglich sey, das sagen doch alle und auch wir.

Freilich, antwortete sie.

Nur sehe ich so gar nicht ein, fuhr ich fort, ob denn jenes nothwendig folge, daß, wenn wir mit dem Göttlichen ganz eins geworden, dann alles besondere Daseyn für uns verloren sey. Denn der Tropfen im Ocean ist doch immer dieser Tropfen, wenn er gleich nicht unterschieden wird, das einzelne Fünkchen im Feuer oder der einzelne Strahl in der Sonne (wenn es einen solchen gäbe) sind, jenes doch immer das Fünkchen, und dieser der einzelne Strahl, wenn sie gleich nicht als besondere gesehen werden. Daher, wenn wir uns auch vorstellen, daß die Frommen im Tode von Gott in seliger Entzückung hingerissen würden, gleichsam als vom allgemeinen Magnet, zu dem alles sich hinsehnt, so daß sie jetzt ganz von ihm durchdrungen wären, und nur in ihm anschauten, empfänden und wollten, so sehe ich doch nicht ein, wie dadurch zugleich ihre ganze Eigenthümlichkeit verloren wäre. Oder wenn sie zu Gott im Tode in das Verhältniß kämen, worin die magnetisch Schlafende zu ihrem Arzt oder Heiland steht, daß sie nämlich zwar für alles andere todt, für ihn aber im höchsten Grade lebend und empfänglich wären, und in ihm alles andere empfänden, und keinen andern Willen hätten als den seinigen, ob dann wohl, möchte ich wissen, alles eigne Daseyn ganz und gar verloren, oder ob es nicht vielmehr zur höchsten Innigkeit erhoben wäre? Sollte es daher fast nicht scheinen, daß die, welche von jenem vollkommenen Einswerden mit dem Göttlichen die Vernichtung ihrer Besonderheit zu fürchten vorgeben, eigentlich nur jene Hingerissenheit und gänzliche Ergebung scheuen, wie sie schon hier sich vor jeder, auch geistigen Trunkenheit scheuen, und den, der von höchsten Dingen erfüllt ist, als einen Wahnsinnigen ansehen,

und dem eignen Willen abgestorben seyn als den wirklichen Tod oder für was Aergeres als den Tod halten?

Mir scheint, sagte sie hierauf, doch noch etwas unerörtert da zu liegen.

Vielleicht, antwortete ich, und was denn?

Eben dieses, sagte sie, daß in dem obigen Beispiel ein jedes Stäublein von den vielen, die sich zu dem Magnet und in diese Verbindung hineinstürzen, von seiner Kraft freilich ganz durchdrungen ist und aus der belebenden Kette, wenn es auch könnte, nicht heraus möchte (so wohl scheint es ihm darin zu seyn), aber doch noch etwas an sich hat, was es nicht von dem Magnet hat. Ebenso die Schlafende in dem andern Beispiel.

Vortrefflich, sagte ich, und ganz, wie man zu sprechen pflegt, zur Sache!

Also glauben jene wohl, daß der Mensch außer dem Sittlichen, wodurch er in jenem Leben, wenn er schon in diesem darnach gestrebt hat, ganz mit dem Göttlichen sich vereinigen kann, nichts mit hinübernehme?

Sie müssen wohl, sprach sie, dieß glauben.

Also nichts Physisches, sagte ich, folge ihm dorthin?

Nichts; so scheint es.

Nicht also jener anfänglich dunkle Keim, der erst allmählich durch eine Art göttlicher Umwandlung das Licht in sich aufnimmt?

Auch dieser nicht.

Und der auch ganz umgewandelt doch nie seine erste Natur verleugnet?[1]

So wenig, scheint mir, sagte sie, als der durchsichtigste Demant deßwegen aufhört schwer oder überhaupt körperlich zu seyn.

Dieser dunkle Fleck unserer Existenz, fuhr ich fort, der, auch ganz aufgelöst und verklärt, doch immer etwas an uns übrig läßt, *das nicht von Gott war.*

[1] Immer das erregte Seyende bleibt (Randbemerkung).

Wovon denn? fragte Clara.

Haben Sie denn nicht selbst gesagt, er komme nur aus der Natur?

Freilich, sagte sie. Aber auch von der Natur sagen jene, die das Verschwinden aller Besonderheit in Gott lehren, sie sey Gott.

Sie mögen wohl, antwortete ich, wie man im Sprüchwort zu reden pflegt, schlagen gehört und vergessen haben, wie viel. Nämlich vielleicht haben sie einmal gehört: Gott sey in der Natur, und haben nur dieß kleine Wörtchen in vergessen, oder verstehen das so, als wäre die Natur Gottes Inneres, und sagen dann überhaupt die Natur sey Gott.

O Bester, fuhr sie hierauf fort, wie oft habe ich Sie selbst sagen hören, alles gehöre zu Gott, und nichts sey außer Gott?

Freilich, sagte ich, wie vieles zu uns gehört, das deßwegen doch nicht wir selbst ist; ja manches auch in uns, wenn wir im Ganzen und Weiten von uns reden, was doch zu unserem eigentlichen Selbst nicht gehört.

Ich erwartete, daß sie antworten würde, und sah sie darum an. Sie aber sagte: Sprechen Sie nur fort, mir kommt ein Licht aus alter Zeit; eine fast vergessene Rede wird mir wieder lebendig.

Ich fuhr also fort und sagte: So ist gleich jenes geistige Wesen, das sich aus unserer Körperlichkeit entwickelt und der Sitz der Ahndung, ein Organ des Zukünftigen ist, unser treuer Begleiter in diesem Leben, und folgt uns in das künftige; aber unglücklich, wer es für sein eigentliches Selbst hielte, das nur im Geiste wohnt. Und ebenso oder noch mehr der Körper, und was in uns Sitz der Begierde und Leidenschaft ist, gehört zwar zu uns, aber ist nicht wir selbst. Denn fordern wir nicht allgemein, daß unser eigentliches Selbst dieses andere und uneigentliche Selbst beherrschen solle?

Freilich, sagte sie.

Und wir unterscheiden also jenes von diesem?

Gar sehr, war ihre Antwort.

Wenn also, wie es allerdings so ist, die Natur zu Gott gehört, so kann sie zu ihm gehören nicht als sein eigentliches und erstes, sondern als sein uneigentliches und anderes Wesen, als ein in Bezug auf sein

inneres Wesen — das eigentlich Seyende — Nichtseyendes. Und wir haben nun doch, fuhr ich fort, früher Inneres und Aeußeres unterschieden. Sagten wir nicht, das Innere sey in dem Aeußeren das eigentlich Seyende, das Aeußere aber bloß das Seyn von ihm?

Ich erinnere mich, sagte sie.

Können wir also nicht sagen, Gott sey in der Natur das Seyende, die Natur aber von Gott nur das Seyn?

Freilich.

Nur daß dieses Seyn Gottes selbst wieder ein höchst und allerwärts Lebendiges ist, wie die Künstler auch die Fußsohle des olympischen Jupiters noch mit Leben schmücken. Und wenn wir so reden, so ist damit keineswegs gesagt, Gott und die Natur sey einerlei.

Keineswegs, antwortete sie.

Wenn nun Gott uns aus diesem geringeren Theil seines Wesens, dem, was nicht Er selber ist, emporhebt oder schöpft, so ist unser anfängliches Wesen ein seinem Grunde nach von Gott verschiedenes?

Freilich.

Das auch eben darum sich in eigner Selbstthätigkeit erheben kann, um entweder sich dem Geiste nach in das Seyende zu verklären oder sich ihm zu widersetzen? Ohngefähr so, wie die Blume zwar nur durch die belebende Kraft der Sonne, aber durch einen eignen Trieb, aus einem von jener unabhängigen dunklen Grund sich erhebt, und selber zuletzt ihr angeborenes Dunkel in Licht verklärend, doch ein von Licht und Sonne Verschiedenes, aus einer andern Wurzel Stammendes bleibt, zwar versöhnt dem Licht, aber nicht es selbst.

Ich verstehe es, sagte sie.

So daß also, wenn wir nun auch nach dem Tode, in Geisterwonne versunken und ganz durchdrungen von der göttlichen Gegenwart, aus der seligen Welt, selbst wenn wir könnten, nicht herausmöchten, gleichwohl etwas in uns übrig bleibt, das von Gott verschieden ist, und das zwar ruht, aber doch ewig da bleibt als die erste Möglichkeit, uns entweder von ihm als dem Seyenden zu scheiden, oder als selbständig in ihm zu seyn.

Es folgt wohl, sagte sie.

Und jetzt erst mit gänzlicher Verklärung des angeborenen Dunkeln in uns hebt das klarste und innigste Bewußtseyn unserer selbst und unseres ganzen Zustandes, nicht allein des gegenwärtigen, sondern auch des vergangenen, an, und weit entfernt, daß es wie Eis im Wasser zerschmelzen sollte, wird es vielmehr erst jetzt vollkommenes Bewußtseyn, zu welchem sich das gegenwärtige, das von der widerstrebenden Bewußtlosigkeit immerfort verdunkelt und eingeschränkt wird, nur wie Traum und Dämmerung verhält.

Sie bejahte auch noch dieß.

Ich aber war nun entschlossen aufzubrechen; denn schon seit längerer Zeit hatten die kleineren Kinder über ihre Spielsachen sich schlafen gelegt; die älteren Mädchen aber, die nun auch nicht mehr hatten, womit sie sich beschäftigen konnten, waren eins nach dem andern in das innere Zimmer hereingekommen und hatten sich neben Clara hingeschmiegt. Der Arzt aber hatte noch eine Frage in Bereitschaft, die er mir kurz hinwarf, und die ich auch ebenso kurz zu beantworten suchte; allein wie Unterhaltungen von solchen Dingen bei nächtlicher Weile am liebsten gehört werden, und dann gewöhnlich durch die geheimen Schauer, die sie erregen, dienen, die Gesellschaft länger zusammenzuhalten, so wurden wir auch hier unversehens in eine solche Unterredung weiter hineingezogen, als es unser Wille war. Der Arzt sagte nämlich, nur das gefalle ihm nicht an dem Vorgetragenen, daß der Zustand des Hellsehens so allgemein als der dem Tode folgende sey angenommen worden, denn es sey doch zugleich gesagt worden, daß dieser Zustand an und für sich ein seliger sey: es können aber wohl die wenigsten, ganz unmöglich aber sey es, daß alle in einen so seligen Zustand gleich vom Leben weg übergehen.

Ich antwortete also kurz und sagte: Ich erinnere mich auch wenigstens einmal bestimmt gesagt zu haben, daß jenes nur den Besten widerfahre; was aber die anderen betrifft, so haben wir das gar nicht untersucht.

Clara aber meinte, die Unterredung wäre doch ganz unvollständig

ohne dieß, wir wären einmal beisammen, und ich einmal, wie sie sich ausdrückte, im Zuge.

Ich sagte ihr aber: Glauben Sie denn, daß es so leicht ist, hiervon befriedigend zu reden. Denn wenn ich nur von dem äußersten Gegentheil jenes guten Zustandes reden wollte, dem, welcher die ganz und vollkommen Bösen erwartet, so wäre es leicht; wie aber in diesem Leben unzählige Mittelstufen zwischen Gut und Schlecht vorkommen, so wohl auch in jenem Leben zwischen Seligkeit und Unseligkeit, und nicht so einfach als viele denken, sondern gar wunderbar mannichfaltig muß es dort aussehen im unsichtbaren Reich, wenn der Spruch wahr ist: daß einem jeden vergolten wird, je nachdem er gehandelt hat und gesinnt gewesen ist bei Leibesleben. Wer aber möchte die Wunder jener Innenwelt wagen zu ergründen und darzulegen, da uns die dieser Außenwelt, welche wir täglich mit Augen erblicken, noch so verschlossen sind? Wahrlich, der müßte wie jener Armenier bei Plato gestorben gewesen seyn, und aus dem jenseitigen Leben zurückgekehrt in das gegenwärtige, oder wie dem schwedischen Geisterseher müßte ihm auf andere Art sein Inneres geöffnet werden, um in jene Welt hineinschauen zu können, der hiervon genau zu reden sich unterstände.

Der Arzt aber meinte, wenn man in einer Sache die beiden Aeußersten hätte, so ließe sich das dazwischen Liegende eher ausdenken.

Ich antwortete: Nicht immer mag dieß der Fall seyn; und dann ist hier jenes eben das Schwere, das andere Aeußerste zu finden; denn sehen Sie nur, ob wir nicht noch weiter zurückgehen müssen, und ob nicht schon jenes zu schnell und unbedingt behauptet war: der Tod sey überhaupt eine Versetzung ins Geistige; denn von der gegenwärtigen Körperlichkeit eines Menschen aus bis zur Geistigkeit mögen so viele Zwischenstufen seyn, daß er im Sterben wohl von jener losgerissen werden könnte, ohne deßhalb ins Geistige überzugehen, und die äußere körperliche Welt ganz zu verlassen. Selbst jener, in welchem der gute Keim des Fortschreitens liegt, kann doch nur stufenweise vergeistigt werden; dem aber, welcher schon hier vom zurückschreitenden oder bösen Willen beherrscht war, wird, wenn er jetzt durch Verlust des Leibes im

Fall ist, gezwungen fortzugehen, der lebhafteste Unwille erregt werden und ein heftiges Zurücksehnen nach dem Leibe, besonders in jenem geistig-körperlichen Wesen, das gewohnt war, alle Eindrücke von untenher oder von dem Körper zu erhalten, nicht aber der Seele untergeordnet zu seyn und durch Einflüsse einer höheren Welt geleitet zu werden. Dieses also wird auch jetzt das Herrschende bleiben, und gleichsam als ein Gewicht an der Seele sie immerfort zurückzuziehen streben in die Körperlichkeit; und daß dieß eine Nothwendigkeit sey, beweisen die ohne alle Verabredung übereinstimmenden Sagen aller Völker von häufigen Erscheinungen solcher Seelen bei den Grabmälern oder auf Wahlstätten; wir mögen nun diese Sagen als wahr annehmen oder nach heutiger Art als völlig unwahr verwerfen.

Hier verbreitete sich dann das Gespräch, wie es immer, wenn diese Materie in einem trauten Kreis berührt wird, zu geschehen pflegt, mit Lebhaftigkeit und allgemeiner Theilnahme über den ganzen Gegenstand. Besonders erklärte sich Clara ganz gegen alle Erzählungen der Art.

Sie beleidigen jeden gesunden Sinn, sagte sie, schon durch ihre gewöhnliche Pöbelhaftigkeit, und zeigen dadurch ihren Ursprung deutlich genug an; Sammlungen der Art, anstatt, wie sie vielleicht die Absicht haben, den Glauben an diese Dinge zu erregen, bringen im Gegentheil den bestimmtesten Widerwillen dagegen hervor; und wer kann an das glauben, was ihm gemein und widrig vorkommt?

Der Arzt, der sich einmal zum Vertheidiger aufgeworfen hatte, entgegnete ihr theils mit Scherz, indem er sagte, daß die Unseligen ja natürlich die schlechteste Gesellschaft ausmachen und die eigentliche Hefe des Menschengeschlechts seyen, theils mit der Bemerkung, daß es doch auch zierlichere Erzählungen der Art gebe, wovon er einige, namentlich die Begebenheit der Clairon, berührte.

Eben diese Geschichten, sagte sie, sind es, die ich durchaus nicht reimen kann. Oder wie soll ich es für möglich halten, daß Abgeschiedenen so viel Willkür übrig bleibe, um in unserer Umgebung beliebige Wirkungen hervorbringen, ja sogar, wie in jener Geschichte, an einem zarten Geschöpf noch nach dem Tode Rache nehmen zu können? Ob wir

dergleichen Geschichten für sittlich möglich halten dürfen, wage ich nicht zu entscheiden.

Wenn es aber wahr ist, sagte er hierauf, was so viele Naturforscher, durch Erfahrung gedrungen, von einem geistigen Wirkungskreis jedes Lebenden sagen, und von der Art von Freiheit, mit der über ihn geschaltet werden kann, sollte es nun nicht auch möglich seyn, mittelst dieses Wesens, wenn es entbunden ist, unmittelbar auf das gleiche Wesen der Dinge wirken, und so auf eine ganz andere Art, als wir pflegen, Veränderungen hervorbringen zu können? Denn wir, um einen Schall oder irgend etwas der Art zu erregen, bringen zuerst in dem Aeußeren der Dinge durch Schlag oder Stoß oder auf irgend ähnliche Art eine Veränderung hervor, durch welche das Innere bloß mittelbar bewegt wird, ausgenommen in unserem eignen Körper, in dem der Wille unstreitig das Innere unmittelbar und zuerst anregt, und durch dieses erst das Aeußere. Unmöglich also kann es nicht scheinen, daß jenes Wesen, wenn es von seinem eignen Leib entbunden ist, mit größerer Freiheit auf andere Dinge gleichsam als Zersetzungsmittel wirken könne, um auch in ihnen das ähnliche Wesen frei zu machen; und vielleicht ist gerade der Schall, der ohnehin jenen Wesen so nahe verwandt scheint, das am leichtesten auf solche Art zu Entbindende, da er auch in der Natur in manchen Fällen nicht durch körperliche Erschütterung, sondern auf eine geistige Art entbunden zu werden scheint. Ueberhaupt aber, fuhr er fort, ist jenes geistig-körperliche Wesen wohl jetzt schon das eigentliche Organ der Willkür oder das Mittel, vermöge dessen wir in manchen Fällen Veränderungen durch bloßen Willen hervorbringen. Was ist das unfaßliche und doch sichtbare Wesen, das ins Auge sich ergießt bei Begeisterung der Liebe oder des Zorns, und woher diese Verzauberungskraft im Guten und im Bösen, die eben das geistigste aller Werkzeuge ausübt? Woher der unleugbar große Einfluß des Willens selbst auf die Wirksamkeit der Mittel, so daß sie in der That oft bloße Mittel zu seyn scheinen, durch welche die Absicht des Darreichenden durchwirkt? Welche Gewalt zeigen Verzückte über jenes geistig-sinnliche Wesen, so daß sie es nicht nur von dem Körper ganz zurück-

ziehen können, wie jener Priester, der im Stande war, sich allen sinnlichen Empfindungen zu entreißen, wie ein Todter gleichgültig selbst gegen heftigen Schmerz dazuliegen, ja den Gehörsinn, der im Tode am längsten dauert, bis zu dem Grade zu mäßigen, daß er zwar die Stimmen der Redenden, aber als aus weiter Ferne kommende vernahm! Selbst es von sich abzutrennen und in die Ferne zu entsenden, scheint ja Sehnsüchtigen nicht unmöglich. Wie oft habe ich in französischen Hospitälern die armen Schweizerknaben betrachtet, die am Heimweh krank sind, und deren Körper zwar gegenwärtig sind, aber wie halb oder ganz entseelte, ohne Rede, fast ohne Zeichen, die Augen starr nach einem Punkt geheftet, während vielleicht (so dachte ich mir) ihr Geist unter den heimischen Felsen und Gebirgen umherirrte und dort von jemand hätte gesehen werden können! Seitdem ist mir auch das sehr glaublich geworden, was ich mich erinnere gehört oder gelesen zu haben, daß auch denen im andern Leben die nahe Ankunft eines Freundes oder Verwandten dadurch bekannt werde, daß sie seine Gestalt schon einige Zeit früher im Kreis der Himmlischen erblicken.

An diese jenseitigen Erscheinungen, sagte hierauf Clara, will ich lieber als an die diesseitigen glauben, denn gewiß ist doch, die Seele ist nicht, wo sie ist, sondern wo sie liebt, und das wahrste Heimweh ist wohl das nach dem andern Leben.

Sollte aber nicht, fuhr ich nach einer Weile fort, der willkürliche Gebrauch des geistig-körperlichen Wesens nach dem Tode auf jeden Fall selten seyn? Gibt es nicht auch zwischen dem Hellsehen und dem eigentlichen Schlaf einen oder mehrere Mittelzustände? Mir scheint der Traum ein solcher zu seyn und eigentlich ein unvollkommener Versuch, im Schlaf das Wachen und also das Hellsehen hervorzubringen.

Wenigstens, antwortete er, würde die Erfahrung dafür sprechen, daß Nachtwandler nicht träumen, dagegen, wie sie jene Eigenschaft verlieren, anfangen Träume zu haben, und zwar in der That prophetische.

So wäre es also denkbar, sagte ich, daß Menschen, die im Tode fast ganz der äußeren Natur anheimfallen, eine Art von Schlaf festhält, worin sie von einem traumähnlichen Ideensturm umgetrieben

werden; und auch damit stimmen ja manche Sagen überein. Oder gibt es schon bei lebendigem Leibe etwas Peinvolleres, als im Traume in einem finstern Thale oder Walde herumirren und den rechten Weg nicht finden können, suchen und die Unmöglichkeit empfinden finden zu können, eingeschlossen seyn und nicht aufsteigen können, dergleichen ja jedem Träumenden oft begegnet. Wenn überhaupt die Imagination das Werkzeug ist, mit welchem am allgemeinsten gesündigt wird, sollte es nicht eben diese auch seyn, durch welche am meisten gestraft wird, und die Qualen, welche die Sündhaften in der andern Welt erwarten, vorzüglich in Qualen der Phantasie bestehen, deren Gegenstand besonders die ehemalige körperliche Welt wäre?

Er sagte, auch ihm sey dieß sehr wahrscheinlich.

Wenn aber, fuhr ich fort, auch ein Zustand des Hellsehens der allgemein nothwendige nach dem Tode wäre, wenigstens weil die Abgeschiedenen nur durch jenes geistig-körperliche Wesen mit der Körperwelt zusammenhängen, so wäre ein dem Guten entgegengesetzter Zustand doch noch begreiflich. Denn haben Sie nicht Kranke gekannt, denen jener Zustand die wohlthätigste Empfindung, Befreiung von Leiden und Heilung brachte, andere aber auch, die dazu aufgefordert heftige Schmerzen empfanden und viel tiefer in ihr Uebel zurücksanken?

Er bejahte es.

Sollte nun nicht, fuhr ich fort, etwas Aehnliches nach dem Tode möglich seyn, daß denjenigen, welche schon hier mehr innerlich als äußerlich gelebt, der Zustand des Hellsehens der seligste, nämlich eben durch seine Innigkeit und die Befreiung vom bloß Aeußeren, wäre, denen aber, die immer nur mit dem Leibe und durch denselben mit den äußeren Dingen verkehrt haben, und ganz von der Sinnlichkeit äußeren Wesens verzaubert waren, zur Qual gereichte, indem sie ihn hier schon mit allen Kräften geflohen und gegen alle Innigkeit sich gesträubt, das Göttliche in sich zum Schweigen zu bringen, ja zu morden, wenn es möglich gewesen wäre, und, mit Einem Wort, so viel möglich äußerlich zu leben gesucht haben. Denn hier wohl konnten sie es aushalten, theils weil die äußere Natur, trotz ihrer Entartung, doch immer viel

göttlich Mildes enthält, das als ein Balsam auch auf sie einfloß; theils weil sie ihre Seele ganz mit äußeren Dingen erfüllen und sich, wie sie es ganz richtig nennen, durch diese zerstreuen konnten. Dort aber, wo ihnen alles Aeußere verschwunden ist, und wo ihnen kein Zustand als jener innige übrig geblieben ist, werden sie ja wohl recht zwischen Seyn und Nichtseyn schweben; unfähig ins eigentliche Seyende sich zu erschwingen, und von dem Nichtseyenden, das sie dafür hielten, durch den Tod abgeschnitten, werden sie alles versuchen, diese Pein zu mindern, bald sich erheben wollen und unwiderstehlich zurücksinken, bald wieder mit ihren Einbildungen in diese Welt hereingerathen, bis sie wieder finden, daß es damit nichts ist, und daß es Abirrungen vom rechten Wege sind, glücklich, wenn eine höhere Hülfe oder der Ruf eines vorangegangenen Seligen sie endlich auf die rechte Bahn bringt: und diesen Zustand halte ich für den eigentlichen der Seelenreinigung, wovon Alte und Neue so viel geredet. Denn nur wenige gehen hinüber so rein und befreit von aller Liebe zu dem Irdischen, daß sie sogleich losgesprochen werden können und in den obersten Ort gelangen. Selbst die aber, bei welchen nie ein böser Wille einwurzelte, sondern der ursprüngliche Keim des Guten zwar oft unter den Dornen der Welt verborgen und in der Entwicklung gehemmt, aber doch nie verkehrt oder ganz vernichtet worden, gehen noch mit so viel Eitelkeit, falscher Meinung, Einbildung und anderem Unlauteren beschwert hinüber, daß sie unmöglich gleich zur Gemeinschaft der Heiligen, vollkommen Seligen und Gesunden gelangen können, sondern erst durch gar viele, die einen jedoch durch mehr, die anderen durch weniger Läuterungen hindurchgehen, und eine kürzere oder längere Zeit, je nachdem sie geartet sind, auf diesem Wege zubringen müssen. Und gewiß nicht ohne Schmerzen kann eine solche Reinigung vor sich gehen. Denn wie sollten aus einer Seele so viele Wurzeln der Verdorbenheit ausgerissen, wie in Richtigkeit gebracht werden so viele Krümmen ohne eine unaussprechliche Empfindung der unendlichen Streitigkeit und Widerwärtigkeit, die sich zwischen der Gleichheit und Krümme befindet, zwischen dem Licht der Lauterkeit Gottes, das sich in die Seele senken will und zwischen den angewohnten

Beschaffenheiten der Seele, die ihm ganz entgegen sind. Oder sollte alles Unreine und Böse ohne tiefen und schmerzlichen Eingriff bewegt, angetastet, mit seinem Gegentheil bezwungen, getödtet und aus seinem Ort geworfen werden können in einer Seele, die mit jenem nicht bloß äußerlich angethan, sondern ganz durchzogen, ja mit ihm vermischt und innerlich durchwachsen ist, zumal die Seele im hellsehenden Zustand und auch in dem ihm sich annähernden weit empfindlicher als im vorhergehenden und gewöhnlichen ist. Und irre ich nicht, oder habe ich auch dieß von Ihnen gehört, daß die bloße Gegenwart unreiner Menschen in jenem Zustande aufs lebhafteste empfunden werde, und ihn vielfach störe, ja verhindere?

Allerdings, sagte er, sey dem so, und wisse er es aus vielen Beispielen.

Wie quälend also, sage ich, muß dem Unreinen, der nach dem Tode in einen ähnlichen oder doch annähernden Zustand übergeht, die eigne Gegenwart seyn, indem er jetzt allein mit sich selbst ist und das erntet, was er in sich gesäet hat; ja wenn jede böse Lust und Bestrebung eine Art von Persönlichkeit annehmen kann, und jede sündliche That wie ein böser Geist im Menschen wohnen bleibt, wie empfindlich muß der Seele dieses unreine Gefolge seyn, mit dem sie von hinnen geht? Dieses also, glaube ich, ließe sich mit großer Wahrscheinlichkeit von den entgegengesetzten Zuständen nach dem Tode sagen. Sehr beschränkt aber würde mir wenigstens der vorkommen, der nur von zwei entgegengesetzten Zuständen reden wollte, ist es gleich nach dem zuletzt angeführten Grund auch physisch nothwendig, daß die Reinen und Unreinen an ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Orte gesondert werden. Aber da schon hier von diesem Sichtbaren aus so viele Staffeln ins Unsichtbare führen, wie Körper und Licht zwar sichtbar sind, der Schall aber nur hörbar und unsichtbar (es müßte denn einer sagen, er sey jetzt sichtbar gemacht worden), vollends aber, was die beiden andern Sinne, Geruch und Geschmack, an dem Innersten der Dinge unterscheiden, durch kein anderes Mittel zur äußeren Anschauung gebracht werden kann, noch weniger was in der verschiedenen Beschaffenheit der Luft

wirkt, welche nach unseren äußeren Werkzeugen zu schließen sich immer gleich bleiben müßte; was sodann in den daher entspringenden Krankheiten thätig ist, und seinen Einfluß auf das ganze Gewächs- und Thierreich erstreckt: da dieß alles, sage ich, obschon im Sichtbaren liegend, uns völlig unsichtbar und verborgen ist, und jedes Wesen der Art, z. B. der Schall, ein eignes Reich innezuhaben scheint, das ganz für sich bleibt, und sich mit keinem andern vermischt, so sollten wir noch weniger Anstand nehmen zu glauben, daß in dem unsichtbaren Reich, in das wir nach dem Tode eintreten, viele einzelne Reiche und ganz verschiedenartige Welten sich befinden können, deren jede der Aufenthaltsort eines oder gewisser Geschlechter seyn kann, ja daß noch viele solche wunderbare Oerter nicht außer dem Umkreis des insgemein so genannten Sichtbaren liegen, wenn es anders wahr ist, was sich uns doch so wahrscheinlich dargestellt hat, daß nicht eine jede Seele nach dem Tode gleich ganz frei- und losgesprochen werde von dieser untern Gegend der Erde, sondern vielleicht erst durch stufenweise Vergeistigung in das eigentlich Uebersinnliche gelange. Und auch das wäre nicht anzunehmen, daß alle zur Strafe oder in einem an sich peinlichen Zustand an den tieferen Orten zurückblieben; oder sollte nicht die, welche, zwar nur nach dem Gesetz der äußeren Natur, diesem aber wirklich gemäß, als rechtliche, tapfere und besonnene Männer gelebt haben, irgend eine Welt des Friedens aufnehmen, ein Eiland der Seligen, so daß, was die Alten vom Elysium sagen, so wenig bloß Fabel wäre als ihre ganze Mythologie? Denn daß sie unmittelbar in die rein geistige Welt übergehen, ist schwer zu glauben; noch schwerer aber, daß sie in einem peinlichen Zustand zurückbleiben; vielmehr gerecht ist, daß ein jeder auch dort seines Glaubens lebe, die also, welche wie Sokrates zu dem guten und weisen Gott verlangend abscheiden, oder die der Gott ruft, weil nur eine göttliche Hand sie heilen kann, wie jenen im Tode verklärten Oedipus, die werden auch dorthin, zu diesem Gott gelangen. Diejenigen aber, die bis dahin mehr mit der äußeren Natur Gemeinschaft hatten, ohne darum ruchlos oder ganz gottvergessen zu leben, werden vielleicht in einem Land der Stille aufbehalten, ohne Pein, aber doch in einem schattenähnlichen

Leben, bis der Trieb nach einem höheren Daseyn erwacht, wie ihn die edle Seele des Achills bei Homeros empfindet, obwohl noch als vergeblichen Wunsch, nach diesem Leben zurückzukehren, wenn er sagt: lieber wollte er das Feld als Tagelöhner bestellen einem dürftigen Mann ohne Erb' und eignen Wohlstand, als die sämmtlichen Schaaren der geschwundenen Todten beherrschen. Was mich aber besonders an solche Zustände glauben läßt, ist nicht bloß die Betrachtung der großen Menge, die ohne Erleuchtung und ohne Gedanken eines wirklich höheren Lebens lebt, und die darum nur dieses Leben, zwar in anderer Gestalt, als bloßes Schattenleben, wieder leben kann, sondern auch jene dunklen Reden der Väter des alten Bundes von einem Ort der Verborgenheit unter der Erde, wo alles zusammenruht, von der Hölle als einer Macht, einem aufhaltenden Ort, der sich seine Beute nicht rauben läßt, wenn gleich hie und da ein Strahl durchbricht der Hoffnung, daß der Gerechte nicht an diesem Ort bleiben werde, Reden, die wir doch nicht auch alle für bloße Fabeln ausgeben dürfen, wenn wir einige Achtung für die Heiligkeit alter Ueberlieferungen haben. Ja, ist es nicht glaublich, daß in dem Maße, als das Geistige in diesem äußeren Leben mehr durchgebrochen ist, auch die Macht der Unterwelt über die Todten mehr und mehr gebrochen ist; oder sollen wir auch jene Reden von dem Sieg über das uralte Reich des Todes, den Christus davongetragen, für völlig leere allgemeine Redensarten halten? Vielmehr glaube ich dieses. Der Tod war wirklich eine Macht geworden. Als der Mensch, wie Sie sagen, in die äußere Natur zurückgriff und die Entwicklung in die geistige aufhob, reizte er jene furchtbare Gewalt, die Gott zum bloßen Träger der Kreatur bestimmt hatte, und rief sie in die Wirklichkeit. Vernichten konnte sie ihn nicht, aber sie hielt ihn auch im Tode fest, die ausgenommen, welche Gott hinwegnahm. Nur als der, durch welchen alle Dinge im Anfang gemacht waren, sich in die gesunkene und jetzt sterblich und vergänglich gewordene Natur herabließ, um auch in ihr wieder ein Band des geistigen und natürlichen Lebens zu werden, da wurde der Himmel, die wahre Geisterwelt, aufs neue allen geöffnet, und zum zweitenmal der Bund zwischen Erde und Himmel geschlossen. Da Er

zum Sterben kam, erlosch das Licht der äußeren Natur, das einzige dem Menschen noch übrig gebliebene, zum Zeichen der höchsten Gewalt, die der Tod nun ausgeübt hatte; aber kaum war er selbst in jene dunkle Gegend eingetreten, als die Erde erbebte, der Vorhang im Tempel, das Bild der Scheidung zwischen dieser Welt und dem Allerheiligsten, in das wir jetzt nach dem Tode einzugehen Hoffnung haben, zerriß, und häufige Erscheinungen entschlafener Heiligen zeigten der ganzen heiligen Stadt die überwundene Macht des Todes an. Und so, ihr Lieben, wären wir wieder auf das süße Fest zurückgekommen, das wir heute feierten, und welches das wahre Geburtsfest der ganzen Natur und des Menschen zum ewigen Leben ist; von den Folgen dieses Tages hebt das geistige Lebensalter der Erde an, denn auch sie muß alle durchwandeln.

Nun aber, Kinder, laßt uns auch aufbrechen und nicht bis über Mitternacht weilen, denn schon fürchte ich, mancher, der uns zugehört hätte, möchte sagen, wir seyen auf Gedanken gekommen, wie sie nur die Nacht entschuldigt. Ob aber dem gleich nicht so ist, wollen wir doch jetzt aufhören.

Und so brachen wir denn auf und gingen ein jeder nach Hause.

Ohngefähr um die nämliche Zeit, einige Tage oder Wochen später etwa, war ein philosophisches Buch angekommen, das bei manchem Vorzüglichen, das es enthielt, in einer ganz unverständlichen Sprache geschrieben war, und so zu sagen von Barbarei aller Art strotzte. Clara fand es auf meinem Tische, und nachdem sie eine Weile darin gelesen, sagte sie:

Warum ist es doch unmöglich, daß die jetzt Philosophirenden nicht so schreiben, wie sie zum Theil wenigstens sprechen können? Sind denn diese erschrecklichen Kunstworte durchaus nothwendig, läßt sich dasselbe gar nicht auf allgemein menschliche Weise sagen, und muß ein Buch ganz ungenießbar seyn, damit es philosophisch sey? Ich meine damit nicht die Dunkelheit, die aus der Tiefe entspringt, und die nur für solche stattfinden kann, deren Augen gewohnt sind an der Fläche wegzusehen.

Das Tiefste muß nach meinem Gefühl gerade das Klarste seyn; wie mir das Klarste, z. B. ein Krystall, darum weil es dieß ist, nicht näher zu kommen, sondern eher sich zu entfernen und dunkler zu seyn scheint, und ich in einen Wassertropfen wie in einen Abgrund hinuntersehen kann. Allerdings muß das Tiefe und das Trübe wohl unterschieden werden. Ein anderes ist das Tiefe, ein anderes das Trübe; ein anderes das natürlich üppige Wachsthum des gesunden Stammes, wo jeder Nebenzweig wieder Schößlinge treibt, ohne daß sie der Künstler beabsichtigt oder besonders bemerkt, ein anderes die absichtliche Ineinanderwirrung verschiedener Ingredienzen und die künstliche Verfilzung, die, wenn man sie auseinander ziehen wollte, keine anderen als todte und nichts werthe Materialien lieferte.

Auch ich, sagte ich, sehe den Philosophen lieber mit dem geselligen Kranz im Haare als mit der wissenschaftlichen Dornenkrone, wo er sich als ein wahrer abgemarterter Ecce homo dem Volke vorstellt. Ich erinnere mich eines Wortes von Pascal, der sagt [1], wenn bei vorzüglichem Inhalt eine ungezwungene natürliche Schreibart angetroffen werde, so werde man ganz außer sich gesetzt und entzückt, denn man dächte vielleicht in einem solchen Buch einen besonderen Schriftsteller zu finden, man finde aber einen Menschen. Das Tiefe verhält sich, wie sein scheinbares Gegentheil, das Erhabene, das, wenn es in die schlichtesten Worte, die auch Arbeits- und Handwerksleuten nicht unverständlich sind, gekleidet wird, desto größere Wirkung macht. Die Sprache des Volks ist wie von Ewigkeit her; die Kunstsprache der Schulen ist von gestern. Das Ewige der Sache nach, wenn es dieß ist, sucht immer zuletzt auch das Ewige dem Ausdruck nach. Und um so mehr verwundere ich mich, daß es bei der Philosophie so wenig geschieht, je allgemeiner jetzt eine gewisse Aufmerksamkeit auf sie gerichtet ist, indem sie für manche sogar die Stellvertreterin der Offenbarung geworden ist, und selbst ein großes Kriegeshaupt unserer Zeit, den nahen Schlachttod ahndend, nicht wie Saul den Geist der Propheten beschwört und über Unsterblichkeit fragt,

[1] Pensées diverses 41.

sondern die Philosophen. Selbst Frauen finden sich ja jetzt in philosophischen Hörsälen ein. Hat denn keiner z. B. eine Freundin, der er gern seine Ueberzeugungen mittheilt? Und wenn er es thut, warum kann er nicht mit der Sprache, die er zu der Geliebten, über höhere Dinge sprechend, redet, auch vor dem ganzen Volk reden?

Ich erinnere mich, sagte Clara, daß wir, als Albert noch mit uns war, oft alle zusammen Gespräche hatten, die nur aufgeschrieben werden durften, um allgemein anzuregen. Warum, sagen Sie mir, werden philosophische Gespräche nicht allgemeiner geschrieben?

Ich antwortete: Ach, Beste, darüber wäre viel zu sagen. Zu philosophischen Gesprächen, wenn sie nicht unlebendig seyn sollen, werden bestimmte Persönlichkeiten erfordert. Daran mangelt es uns zwar nicht; es fehlt uns nicht an aufgeklärten, von ganz Deutschland hochgeachteten Männern, die dasselbe edle Zutrauen auf sich setzen, das einst die Sophisten Griechenlands, auch nicht an trotzigen, ja oft sogar fast patzigen Rednern, die ein schlauer Sokrates wohl beschämen könnte; es fehlt uns leider nichts als eben der Sokrates, eine so anerkannte und doch so bestimmte Persönlichkeit. Dazu kommt, daß unsere Philosophen gewöhnlich nur durch das langwierige, weitläufige Gespräch mittelst des Drucks sich unterreden, welches fast so ist, als wenn zwei, der eine von Europa, der andere von Amerika aus mit einander Schach spielten, und wobei schwerlich ein dramatisches Leben möglich ist. Denn die Schrift und die Druckerschwärze wird, wie man zu sagen pflegt, nicht roth, um welches einigen Grundes willen schon manche die Druckkunst als eine ganz herrliche, ja wahrhaft göttliche Erfindung preisen sollten.

Um so mehr, sagte sie, sollten die, die es verstehen, kleine Schaubühnen aufschlagen, wo sie die weitläufige Handlung ins Kurze und gleichsam auf Einen Punkt zusammengezogen lebendig vor Augen stellten.

Es käme auf den Versuch an, sagte ich. Wenn nur nicht die Nachahmung und Aufstellung bestimmter Persönlichkeiten bei uns so leicht selbst als eine Persönlichkeit aussähe, was bei den Alten nicht so der Fall war, und unter manchen Händen auch wirklich dazu werden möchte.

Gut denn, sagte sie, wenn die Personen nicht aus der Gegenwart genommen seyn sollen, warum nicht aus der Vergangenheit?

Doch nicht aus dem Alterthum, sagte ich, daß es wie manche griechisch genannte Tragödien ausfiele?

Nein, antwortete sie, aus der uns näheren oder aus der neueren Zeit. Welche herrlichen philosophischen Persönlichkeiten muß z. B. das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert anbieten, wenn es wahr ist, was man von dem Mediceischen Hofe erzählt, welche andere vortrefflichen die uns noch näher liegende Zeit?

Wenn es nur nicht fast wieder dasselbe wäre, sagte ich, daß nämlich das philosophische Gespräch darin mehr der Komödie als der Tragödie ähnlich ist, daß es seinen Stoff mehr aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit zu nehmen hat, wenn es nicht anders wieder kalt und bei aller aufgewandten Bemühung um Wahrheit und Lebendigkeit doch nur mühselig erscheinen soll. Der Philosoph, der etwas Rechtes aus der Wissenschaft zu sagen oder darzustellen hat, wird sich nicht bemühen, entfernten Eigenthümlichkeiten so nachzuforschen, als es nöthig wäre, um sie wahrscheinlich darzustellen. Hat doch, für mich wenigstens, schon die strenge Beobachtung der Sprach- und Kleidungsweise und anderer Formen einer früheren Zeit etwas der natürlichen Freiheit des Kunstwerks Widerstrebendes; wie viel mehr muß, was als Gespräch lebendig auf uns wirken soll, aus der Gegenwart genommen werden, oder doch einmal genommen worden seyn.

Gut denn, sagte sie, wenn nicht die Vergangenheit den Stoff darbieten soll, und die umgebende Wirklichkeit zwar ihn zum Theil darbieten könnte, dagegen aber wieder Bedenklichkeiten stattfinden, so gibt es doch noch ein Mittleres.

Und welches denn? fragte ich.

Daß Gespräche der Eigenthümlichkeit unserer Zeit gemäß ersonnen werden, gleichsam aus der Gegenwart herausgeschnitten, ohne doch bestimmte Personen nachahmend aufzustellen, Gespräche, wie sie jetzt gehalten werden können, und dergleichen manche ohne Zweifel wirklich gehalten werden. Ich wiederhole nochmals die Frage: warum könnten nicht

Gespräche, wie wir unter uns sie zu halten pflegen, erdacht, oder wirklich so gehalten, aufgeschrieben werden?

O Beste, sagte ich, wer vermöchte denn wohl eine solche Clara ganz so, wie wir sie jetzt vor uns sehen, mit aller Anmuth und Zartheit der Rede, der ganzen Lieblichkeit überraschender Wendungen, dem beseelten redenden Spiel der sanftesten Mienen darzustellen? Ich wenigstens vermöchte es nicht. Und dann doch nicht wie vom Himmel gefallen dürfte das Gespräch dastehen, sondern natürlich würde ein jeder auch verlangen, von den Umgebungen und Verhältnissen so viel zu wissen, daß er sie sich als wirkliche Person vorstellen könnte.

Nun, sagte sie lächelnd, mir scheint doch, um auch dieß hinzuzuthun, und ein Gespräch, dem unserigen ähnlich, auch historisch zu begründen, würde eben keine außerordentliche Erfindungskraft erfordert.

Das ist es eben, sagte ich. Wie würde man dem, der solche Gespräche bekannt machen wollte, mit Bitterkeit den Mangel und die Geringfügigkeit der Erfindung vorwerfen, schon darum, weil die wenigsten bedächten, daß das Aeußere hier ganz untergeordnet seyn und die Erfindung eigentlich auf das Innere gehen müsse. Und spränge im Gegentheil die Zuthat des Historischen nur einigermaßen ins Auge, so höre ich schon, wie gerufen wird: seht doch, welche Zwittergeburt von Roman und philosophischem Gespräch, ob ich gleich einige mit Recht geschätzte Romane kenne, die, wenn sie etwa moralische Gespräche überschrieben wären, den Titel nicht durch den Inhalt beschämen würden.

Und was wäre denn, sagte sie, am Ende an jener Zusammenstellung Arges? Neigt sich der Roman nicht wirklich in seinem zwischen Dramatischem und Epischem schwebenden Leben sehr zum Dialogischen hin? So daß es gerade noch die Frage wäre, ob irgend eine Form dem philosophischen Gespräch für unsere Zeit näher liegt als eben diese.

Ich weiß nicht, sagte ich, aber der Roman widerspricht seiner Natur nach der Einheit der Zeit und der Handlung, im philosophischen Gespräche dagegen scheint mir diese gerade so wesentlich wie im Trauerspiele, weil dort alles so ganz innerlich vorgeht, wegen des engen

Gedankenzusammenhangs gleichsam auf der Stelle, ohne sich von dem einmal eingenommenen Orte wegzubewegen, entschieden werden muß.

Ohne Zweifel, sagte sie lächelnd, damit der zarte, flüchtige, oft auf bloß augenblicklichen Wendungen beruhende Gedankenzusammenhang nicht verklinge?

Freilich, sagte ich.

Nun, sprach sie weiter, dieser Einwurf scheint mir noch von allen der bedeutendste; aber er könnte ja entweder vermieden werden in der Ausführung, oder die im gewöhnlichen Sinn verletzte Einheit in einer höheren wiederhergestellt werden.

Da müßte man zusehen, sagte ich, die Probe machen, denn die Eigensinnigkeiten einer jeden Kunstform lernt man nur in der Ausübung kennen.

Es sey damit, wie es wolle, fuhr sie fort, so fühle ich lebhaft das Wohlthätige, was eine solche Darstellung philosophischer Ansichten für unsere Zeit haben könnte, die im Ganzen doch so sehr nach Wissenschaft verlangt. Es wird so viel über den Unfug geklagt, der mit philosophischen Systemen und Theorien getrieben wird; sollte er nicht hauptsächlich in dem Gebrauch der Kunstsprache seinen Grund haben?

Es ist wahr, antwortete ich, die Kunstwörter kann, wie man jederzeit gesehen hat, auch ein im übrigen geistloser Kopf nachreden, und sie, wenngleich auf eine thörichte und läppische, doch auf eigne Art wieder zusammenstellen.

Wer aber, sagte sie, die Sache in einem gemüthlichen und äußerlich-kunstlosen Gespräch darstellen kann, der muß sie wirklich innehaben, sie durchdringen und von ihr ganz durchdrungen seyn. Ueberhaupt, setzte sie hinzu, halte ich nichts von dem Philosophen, der seine Grundansicht nicht jedem menschlich-gebildeten Wesen, ja erforderlichen Falls einem nur wohlbegabten und gutgearteten Kinde begreiflich machen könnte. Und wo soll es hinaus mit dieser jetzigen Trennung der Gelehrten und des Volks? Wahrlich, ich sehe die Zeit kommen, wo das Volk, das so immer unwissender in den höchsten Sachen werden muß, aufsteht und sie zur Rede setzt und sagt: Ihr sollt das Salz eurer Nation seyn;

warum salzt Ihr uns denn nicht? Gebt uns wieder die Feuertaufe des Geistes; wir fühlen, daß wir sie nöthig haben und weit genug zurückgekommen sind.

Und so sprachen wir noch manches über dieses Verhältniß, theils gleich damals, theils auch später.

Noch auf der Grenze von Winter und Frühling wurde ein schöner Tag gewählt, um nach der alten Waldkapelle hinaufzusteigen.

Auf dem Wege erzählte Clara: die Fischer haben ihr gestern gesagt, der See zeige einen gewissen Frühling an, das regellose Steigen und Fallen des Wassers lasse nach, auch hätten die Wasservögel sich gezeigt, die mit dem Winter verschwinden. Ich habe mich, fuhr sie fort, den ganzen Winter nach dem Anblick des Sees gesehnt. Wir sprachen so oft und manches vom Geisterleben, und immer stand mir dabei das Bild des Sees vor Augen. Gewiß nicht umsonst haben die Alten den Sitz der Seligen auf Seeumflossene Inseln verlegt.

Diese Verbindung der Gedanken scheint sehr natürlich, sagte der Arzt. Der Fluß ist mehr ein Bild des wirklichen Lebens, er zieht unsere Einbildungskraft mit sich in ungemessene Weiten wie in eine ferne Zukunft. Der See ist ein Bild der Vergangenheit, der ewigen Stille und Abgeschlossenheit.

Ich gestehe, fuhr sie fort, Ihre Reden haben doch noch einen unbefriedigten Wunsch in mir zurückgelassen.

Und welchen? fragte ich.

Soll ich es sagen? antwortete sie. Sie sprachen so oft von Oertern und Gegenden im Unsichtbaren, auch von Mittelörtern zwischen dieser uns sichtbaren Welt und der eigentlich unsichtbaren, dann aber auch von einem obersten Ort, wohin die wenigsten gleich nach dem Tode gelangen. Nun von diesem Ort, vom wahren eigentlichen Himmel möchten wir uns so gern allerwenigstens einige Begriffe bilden; oder woher sonst die Begierde, mit der alles aufgenommen wird, auch wenn es noch so sehr den Schein der Täuschung hat, was uns hierüber etwas aufschließen zu können scheint?

Und ja schon das, daß Sie jenen Aufenthalt einen Ort nennen, enthält viel Räthselhaftes. Können Geister auch in einem Ort seyn?

Ja wohl, antwortete ich, gehört dieß zum Allerräthselhaftesten, denn es gründet sich auf das Geheimnißvolle des Orts und des Raums überhaupt, dem ich mich nun einmal nicht enthalten kann etwas Wirkliches zum Grunde zu legen. Betrachten Sie doch aber die Sache nur so, daß wir wie alle geschaffenen Wesen wohl ewig nicht für uns selbst seyn können, also in einem anderen begriffen seyn müssen, das auch die anderen Wesen umfaßt, und nennen Sie dann dieses den Ort, wie ja viele auch gesagt, Gott selbst sey der Himmel und Ort der Geister, oder seine Herrlichkeit sey es.

Wenigstens, sagte sie hierauf, kommt mir nach Ihren Reden als eine fast kindische Vorstellung die Einbildung vor, womit manche sich unterhalten, die ihren künftigen Aufenthalt oder gar ihren Himmel auf einem der unzähligen Sterne über uns suchen.

Und doch, sagte ich, würde es uns auch für jene höheren Fragen nicht wenig fördern, wenn wir von der Sternenwelt außer unserer Erde größere Gewißheit hätten, denn auch hier können unsere Gedanken mit Sicherheit nur vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen, und wie vermöchten wir über die Geisterwelt etwas zu bestimmen, ehe wir die Grenze der sichtbaren erkannt?

Diese Folge ist mir nicht ganz deutlich, sagte der Arzt; denn die Grenze zu kennen, ist uns wichtig bei Dingen, welche ineinander verfließen; bei ganz entgegengesetzten aber scheint sie gleichgültig.

Eben dieß, antwortete ich, habe ich schon sonst bezweifelt und bezweifle es in diesem Augenblick aufs neue, daß die Natur und Geisterwelt in der Wirklichkeit so entgegengesetzt seyen, als sie es dem Begriff nach sind. Denn zuvörderst die Geisterwelt ist doch zum mindesten eine ebenso reale Welt als diese sichtbare hier; oder sollten wir sie für eine bloße Gedankenwelt halten?

Mit nichten, antwortete er.

Den meisten freilich, sagte ich, ist es gewöhnlich, das Geistige für weniger wirklich als das Körperliche zu halten; und doch zeigt schon diese

untergeordnete Natur, deren Zeuge und Beobachter wir sind, so viel Geistiges, das in keinem Grad weniger reell und physisch ist, als das insgemein so genannte. Und auch das haben wir doch behauptet, daß dem Geistigen etwas Physisches nach dem Tode folge.

Freilich, sagte er.

Muß also nicht, fuhr ich fort, jene andere oder geistige Welt in ihrer Art ebenso physisch seyn, als diese gegenwärtige physische Welt in ihrer Art auch geistig ist?

Clara schien hoch erfreut über diese Rede und fragte mich, warum ich das nicht gleich im ersten Gespräch so gesagt hätte.

Es ist ja nur gut, sagte ich, indem es Sie nun doppelt zu erfreuen scheint, und doch lag es ja in unserem damaligen Gedanken schon.

Sie bat nun mit großer Lebhaftigkeit, daß ich also sagen sollte, was ich in jener andern Welt Physisches annehme.

Ich sagte: Sobald Sie oder irgend ein Freund die Unwissenheit über diesen sichtbaren Himmel von mir hinwegnehmen, will ich versuchen, meine Geistesaugen nach dem Unsichtbaren zu wenden.

Und doch, sagte sie, scheint ja jene Unwissenheit nicht so groß; denn keine Wissenschaft wird ja so allgemein gepriesen, von Kennern und Nichtkennern, wegen ihrer Gewißheit und Größe als eben die Astronomie.

Vielleicht, sagte ich, liegt die Schuld auch nicht an dieser Wissenschaft, sondern eben an mir. Ich habe leider wie der Künstler ein gewisses Urbild in meinem Kopfe, nach dem sich meine Zustimmung richtet. Trifft etwas mit ihm überein, so stimme ich bei, wenn es auch äußerlich noch so unglaublich scheinen sollte. Verwirft aber jenes innere Urbild die Sache, so kann ich sie nicht glauben, und wenn sie äußerlich auch noch so glaublich, ja, wie man zu reden pflegt, streng bewiesen wäre. So geht es mir eben auch mit jener Wissenschaft. Denn was die Gestirnlehrer von dem Weltbau im Ganzen gefunden haben wollen, das hat für mich nicht die mindeste innere Wahrscheinlichkeit, und was mir innerlich wahrscheinlich wäre, das hat noch keiner gefunden.

So sollten Sie, sprach Clara, doch dieses mittheilen, was Ihnen wahrscheinlich ist im eignen Gefühl und unwahrscheinlich im Angenommenen.

Wir sind hier unter uns, sagte ich, und so könnt' ichs wohl versuchen, aber nicht jetzt, sondern wenn wir oben sind.

Wir waren eben auf dem Punkt angekommen, von wo zuerst der ganze See übersehen werden konnte. Es war ein entzückender Anblick. Keine Luft bewegte sich, der blaue Himmel hing mit den wenigen zarten Wölkchen unbeweglich über dem See und spiegelte sich in ihm; das Wasser schlug, nur durch seine eigne Kraft bewegt, in sanften Wellen an die Ufer; eine Menge Vögel schwebte hin und her über die Fläche und schien an ihrem eignen Bild Freude zu haben, manche schienen es ergreifen zu wollen und machten sich Kopf und Flügel naß. Die Insel stand mit zartem Hoffnungsgrün wie mit einem Teppich umzogen; einzelne Gesträuche über den Gräbern und in der Mitte waren mit Laub bedeckt. Auf Bergen und in Thälern keimte das junge Gras; sogar die zarten Bäume hingen voll grüner Knospen; nur die alten, mächtigen Bäume, die Eichen, Buchen und andere hielten noch Stand gegen den Frühling und ragten vor und hinter uns noch in ihrer kahlen winterlichen Gestalt über die anderen hervor. Wir weideten uns lange an dem schönen Anblick der auflebenden Gegend, und zogen dann langsam über die Waldwiese bis zur alten Kapelle, in der wir nicht lange verweilten, weil sie noch ganz kalt und feucht war. Wir stiegen dann vollends bis zum Rande des Waldes hinauf und ließen uns in der Laube nieder, Clara im Grund, der Gegend gegenüber, wir aber zu den Seiten, und die Kinder zerstreuten sich da und dorthin, in der Meinung Veilchen zu finden. Wie wir nun ausgeruht hatten und der Arzt von neuem ansetzte, daß ich mein Wort lösen sollte, sagte ich:

So will ich denn mit einem Bekenntniß oder einer Erzählung von mir selbst anfangen. Ich hatte nämlich in der frühen Jugend die Gewohnheit, alles ganz wörtlich zu verstehen. So glaubte ich also, wenn man von der Sonne und den anderen selbstleuchtenden Sternen sagte, sie seyen über uns, daß sie wirklich an einem höheren und viel herrlicheren Ort wären als unsere Erde. Ebenso wenn von Gott gesagt wurde, er sey in der Höhe, oder von den Seelen der Frommen, sie seyen bei Gott im Himmel, nahm ich dieß ganz buchstäblich. Nachher, wie ich heranwuchs,

belehrte man mich eines Besseren. Man sagte mir, oben und unten seyen bloß Beziehungs-Begriffe, und von der Sonne sey viel richtiger zu sagen, sie sey unter als über uns, indem wir in der That ebenso gegen sie fallen und beständig gezogen werden wie gegen die Erde. Von den anderen Sternen könne aber wenigstens ebenso gut gesagt werden, sie seyen unter als über uns. Es sey überall nichts als eine unermeßliche Tiefe und im Grunde bloßes Unten. Ein Himmel aber als ein höherer und vortrefflicher Ort sey gar nicht vorhanden, sondern überall seyen nichts wie Erden, die ihr Unten wieder in einer der unserigen ähnlichen Sonne haben, und auch diese Sonnen seyen wahrscheinlich wieder schwer gegen einen noch größeren Körper, und so gehe es immer mehr in die Tiefe und in einen ganz unermeßlichen Abgrund hinein, aber immer nach unten, wobei mir für mein Theil ganz schwindlich wurde, besonders über die unmenschlichen Zahlen und die unglaublichen Massen. Verstanden hatte ich nun wohl (denn es ist nicht schwer zu verstehen), daß sich die alltäglichen Begriffe von oben und unten nach der Richtung der Schwere bestimmen, aber ich konnte darum doch nicht aufhören an ein wahres Oben und Unten zu glauben. Einmal war ich Zuhörer bei einem Streit, wo zwei gegeneinander behaupteten, der eine, daß die Welt im Raume endlos ausgedehnt sey, der andere, daß sie irgendwo aufhöre; jener aber trug nach der Meinung der Zuhörenden den völligen Sieg davon, der andere aber ging beschämt und niedergeschlagen mit mir hinweg. Unterwegs nun suchte ich ihn aufzurichten, indem ich sagte, er habe gegen jene Behauptung verlieren müssen ohne seine Schuld: denn wenn man einmal wie sie beide eine völlige Gleichgültigkeit des Universums nach allen Seiten und in alle Weite annehme, so sey kein Grund irgendwo aufzuhören; es sey dann wirklich vernünftiger zu sagen, das gehe so fort ins Endlose. Die Pflanze, wenn sie nicht zur Blume sich steigerte, und nicht etwa von außen gehemmt würde, was aber bei dem Weltall nicht denkbar sey, würde ins Endlose fortwachsen. Alles Lebendige könne nur geschlossen werden durch ein bedeutendes Ende, und so würde ich behaupten, daß der Kopf am Menschen das Oben sey, wenn er auch nicht aufrecht ginge, und überhaupt

ein wahres Oben und Unten überall annehmen, ebenso wie ein wahres Rechtes und Linkes, und Hinten und Vorn. Das Geschlossene sey aber überhaupt vortrefflicher und herrlicher als das Endlose, ja in der Kunst das Siegel der Vollendung. Das Weltall aber sey das Allervortrefflichste, nicht nur an sich, sondern auch als das Werk eines göttlichen Künstlers betrachtet, und ich frage ihn selbst, ob er nicht besser gethan hätte, die Sache von dieser Seite anzugreifen, als mit allgemeinen Begriffen, und ob er nicht seinem Gegner die Frage hätte vorlegen sollen, was vollkommener sey, eine endlose Reihe von Welten, ein ewiger Cirkel von Wesen ohne ein letztes Ziel der Vollkommenheit, oder wenn auch das Weltall auf etwas Bestimmtes, Vollkommenes hinauslaufe. Das leuchtete denn ihm sehr ein, und er führte es noch weiter nach seiner Art aus, indem er sagte, von einem so geschlossenen Ganzen lasse sich dann auch nicht sagen, daß es einen Raum außer sich lasse; denn wie eine Bildsäule z. B. ihren Raum in sich selbst habe, so daß nach dem Außer-ihr (wenn es schon da sey) gar nicht gefragt werde, so habe das Weltall als das alles befassende Kunstwerk nur in sich einen Raum; nach einem außer ihm könne aber gar nicht gefragt werden. Ich aber wurde nun vollends bestärkt in meinem Glauben, ich nahm wieder ein wahrhaftes Oben und Unten an, und bemühte mich zuerst die tödtliche Einförmigkeit, die durch die Gelehrsamkeit in die Welt gekommen war, wieder hinauszuschaffen. Vor allen Dingen zweifelte ich, ob die irdische Schwere, die durch eine kecke Muthmaßung über den ganzen Weltbau ausgebreitet wurde, außer einem gewissen Umkreis wirksam sey. Zwar die Kraft, aus der sie herstammt, schien mir immer allgemein, göttlich und ewig, ihr Verhältniß aber zu den irdischen Körpern weder ein allgemeines noch nothwendiges zu seyn, und der Schluß von unserer Erde auf die Sonnen ein beispielloser und in keiner andern Sache erlaubter. Statt des Einen Verhältnisses der Schwere also, dem die Sonnen und auch wieder die Sonnen der Sonnen unterworfen seyn sollten, dachte ich mir eine große Mannichfaltigkeit anderer, und freute mich nicht wenig, als die Beobachtung Doppelsterne zeigte, die sich wechselseitig umeinander, nicht aber um einen dritten bewegen, Figuren

von Stern-Ganzen, die sich mit dem Daseyn eines Mittelpunkts nicht vertragen, z. B. fächerartig ausgebreitete Ganze, zusammenfließende Lichtmassen. Denn weil ich es für unmöglich hielt, daß die innere oder geistige Natur von jeher so von dieser äußeren getrennt gewesen, als es uns jetzt vorkommt, so nahm ich an, daß alles durch Scheidung und Vertheilung der Kräfte aus einem göttlichen Chaos so geworden sey. Wenn also nach einer Seite des Weltalls die Grobheit des Körperlichen zugenommen und endlich nothwendig ihr Aeußerstes erreicht habe, so müsse nach der anderen Seite ebenso das rein Dämonische, Geistige vorherrschend geworden und auch in dieser Richtung ein Aeußerstes erreicht worden seyn, von dem aus ein Uebergang ins rein Geistige stattfinde. Nur so sey das Weltall nach beiden Richtungen wirklich geschlossen. Werde aber außerdem angenommen, wofür so viele Gründe vorhanden seyen, daß erst durch eine später eingetretene Verderbniß ein Theil des Weltalls ganz von der geistigen Natur getrennt worden: so sey nur desto nothwendiger anzunehmen, daß, um diesen Theil nicht ganz versinken zu lassen, und ihn zugleich als Stoff für höhere Zwecke zu benutzen, durch einen neuen Scheidungsproceß dem nun erstorbenen das annoch Lebendige und Geistige entgegengesetzt, und so ein neuer Entwicklungsgang eingeleitet worden sey, durch welchen selbst aus dem verdorbenen Element noch immer himmlische Früchte erzeugt werden. Gerade dadurch also, daß in einem Theil des Universums die Macht des Aeußeren überhand genommen und das Innere ganz zurückgedrängt habe, sey der andere Theil desto freier, reiner und unvermischter zurückgeblieben, so daß erst zwei Welten geworden, da nach der anfänglichen göttlichen Bestimmung nur Eine seyn sollte, und wir jetzt in diese andere und reinere Welt durch den Tod übergehen müssen. Diesen Ort also des Reinen, Lauteren und Gesunden nannte ich den Himmel, und scheute mich nun nicht mehr, an einen, zwar nicht dem leeren Raum nach, der gegen alle Seiten gleichgültig sich ausdehnt, aber doch an einen der Natur und Beschaffenheit nach obern Ort zu glauben, und dagegen unsere Erde als einen Theil der untersten Gegend zu halten, in der wir, recht so wie es Sokrates ausdrückt, gleich als auf dem Grund des

Meers wohnen, wo alles von dem salzigen Naß angefressen und aufgelockert ist, und nichts oder nur höchst weniges rein und unverdorben angetroffen wird. Von dem Himmel aber nahm ich an, daß, so wie es die Natur des ganz von der Aeußerlichkeit Ergriffenen ist, aus einem bestimmten Raum nicht frei heraustreten zu können, und weder selbst anderem durchdringlich zu seyn noch anderes zu durchdringen, der Himmel im Gegentheil alles durchdringend und seiner Natur nach allgegenwärtig seyn müsse. Und weil dem Himmel sowohl als der Erde die Erinnerung ihres ursprünglichen Einsseyns, und wie sie im Grunde zusammengehören, geblieben sey, so suche eins das andere; der Himmel insbesondere aber strebe, aus der Erde so viel möglich das ihm Aehnliche zu ziehen, und rufe die aus dem Irdischen geläuterten Seelen im Tode zu sich. Unzählig seyen die Beispiele einer Herüberwirkung des Himmlischen in das Irdische, so daß in der That auch jetzt schon alles irdischen Lebens Kraft und Schönheit nur durch den Himmel bestehe. — So also kam ich dazu, jene geistige Welt, unbeschadet ihres Gegensatzes gegen die sichtbare, von ihr doch nur als die andere Seite, beide aber als ursprünglich zusammengehörig, und daher nicht so getrennt anzunehmen, als von den meisten zu geschehen pflegt. Ueberhaupt war mir die vollkommene Weltlichkeit des Himmels klar geworden, daß er nämlich ein ebenso mannichfaltiges, ja noch mannichfaltigeres Ganze als dieses sichtbare sey, ein All von unermeßlicher Fülle der Gegenstände und Verhältnisse, worin viele Stätten und Wohnungen sich befinden. Ja ich nahm sogar eine gewisse Aehnlichkeit beider Welten in Ansehung des Grundstoffs an. Denn das alles, was in der sichtbaren Welt auf eine unkräftige, leidende, körperliche Art sey, müsse in der unsichtbaren thätig, kräftig und geistig vorhanden seyn. Ich machte auch folgenden Schluß. Was ist es denn, was auch in dem Sinnlichsten uns entzückt? Ist es nicht gerade das Geistige? Denn das unthätige Körperliche muß ja in Bezug auf die höheren Fühlorgane ganz wirkungslos seyn. Was die feinere Scheidekunst unserer Sinne an den Dingen entdeckt, wirkt es nicht als ein flüchtiges, unfaßliches Wesen auf uns ein? Kann es eine geistigere Entzückung geben, als in die uns Musik versetzt?

Das Zarteste in allem ist göttlich. Wenn also das Göttliche und Geistige recht eigentlich in jener Welt einheimisch und zu Hause ist, so muß etwas Aehnliches von dem, was uns hier durch das Mittel der Sinne geistig rührt, auch dort angetroffen werden, und zwar der feinste Auszug, gleichsam die Würze und der Duft davon. Denn dort werden wir mit dem Wesen der Dinge zu thun haben, und nicht erst aus der groben Umgebung das Zarte abzuscheiden brauchen. Dort muß aller Geschmack Wohlgeschmack, jeder Laut Wohllaut, die Sprache selbst Musik und mit Einem Wort alles voll Einklang seyn, besonders aber jene alles andere übertreffende Harmonie, die nur der gleichen Stimmung zweier Herzen entspringt, viel inniger und reiner genossen werden. Denn auch das schien mir nun ganz unbegreiflich, wie je habe gezweifelt werden können, daß dort Gleiches zu Gleichem gesellt werde, nämlich innerlich Gleiches, und jede schon hier göttliche und ewige Liebe ihr Geliebtes finde, nicht allein, das sie hier gekannt, sondern auch das ungekannte, nach dem eine liebevolle Seele sich gesehnt, vergebens hier den Himmel suchend, der dem in ihrer Brust entsprach; denn in dieser ganz äußerlichen Welt hat das Gesetz des Herzens keine Gewalt. Verwandte Seelen werden hier durch Jahrhunderte oder durch weite Räume oder durch die Verwicklungen der Welt getrennt. Das Würdigste wird in eine unwürdige Umgebung gestellt, wie Gold mit schlechtem Kupfer oder Blei auf Einer Lagerstätte bricht. Ein Herz voll Adel und Hoheit findet eine oft verwilderte und erniedrigte Welt um sich, die selbst das himmlisch Reine und Schöne zum Häßlichen und Gemeinen herabzieht. Dort aber, wo ebenso das Aeußere ganz dem Inneren untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Aeußeren erliegt, dort muß alles nach seinem inneren Werth und Gehalt sich Verwandte sich anziehen und nicht in zerstörlicher oder vorübergehender, sondern ewiger und unauflöslicher Harmonie bleiben. Und das Mitgefühl, das schon hier eine himmlische Erscheinung, aber schwach und vielfach getrübt in seinen Aeußerungen ist, muß dort einen ganz andern Grad der Innigkeit erlangen, wie wir hier schon bemerken, daß Körper, in einen geistigeren Zustand versetzt, ihre Verwandtschaften gegeneinander inniger empfinden, oder oft, wie ich mir habe erzählen

lassen, zwischen Personen, die der nämliche Arzt zum Hellsehen gebracht hat, eine rührende Mitleidenschaft eintritt, daß, was die eine empfindet, auch die andere empfindet, als widerführe es ihr selbst, und Lust und Schmerz gleich getheilt werden. Und auch was die Aeußerung dieses Mitgefühls betrifft, zweifle ich nicht, daß sie viel vollkommener sey, als sie hier möglich ist. Denn auch die Sprache enthält ein geistiges Wesen und ein körperliches Element. Das Körperliche aber ist wie alles beschränkt und wie todt gegen das Geistige, auch allerwärts verschieden und gegenseitig undurchdringlich. Wunderbare Fälle gibt es, wo auch die Körper diese Eigenschaft gegeneinander zu verlieren scheinen: so werden gewisse sonderbare, aber nicht wohl zu leugnende Fälle erzählt, daß Menschen in Zuständen von Entzückung Sprachen, deren sie zuvor unkundig gewesen, verständlich geworden, ja daß sie, wie einst die Apostel, in anderen Zungen geredet. Hieraus würde folgen, daß noch in allen Sprachen, besonders aber den ursprünglichen, etwas von der Lauterkeit des anfänglichen Elements angetroffen werde. In der Geisterwelt aber, wohin nur das völlig Entbundene und freie Körperliche uns folgt, muß die wahre allgemeine Sprache gesprochen und können nur die Wörter gehört werden, die mit den Wesenheiten oder Urbildern der Dinge selbst Eines sind. Denn jedes Ding trägt in sich ein lebendiges Wort als Band des Selbst- und des Mitlautenden, das sein Herz und Inneres ist. Aber die Sprache wird dort nicht ein Bedürfniß der Mittheilung seyn, wie hier, noch ein Mittel, sein Inneres, anstatt es zu offenbaren, zu verbergen, sondern, wie es schon hier, obschon sehr eingeschränkt, Mittheilungen ohne Zeichen, durch einen unsichtbaren, aber doch vielleicht physischen Einfluß gibt, so wird diese Mittheilungsart dort ganz vollkommen und zur höchsten Freiheit gelangt seyn, so daß ich nicht zweifle, es werde auch jener göttliche Jüngling, der die Verklärung des Herrn malend selber verklärt hinwegschied, dort zur Darstellung nicht Stein, noch Holz, noch färbender Stoffe bedürfen, sondern durch unmittelbare Erweckung die Vorstellung der Urbilder hervorbringen, von denen er uns hier nur die Bilder zu zeigen vermochte. Und so ließe sich wohl noch vieles andere Herrliche von dort weissagen,

nicht durch willkürliche Erdichtung, sondern als Folge richtiger zu Grund gelegter Begriffe, obgleich das meiste davon den hier Lebenden unglaublich vorkommen würde, wie daraus zu schließen ist, daß viele die Todten beweinen, nicht allein um ihrer selbst wegen, indem sie nun von denen verlassen sind, die ihnen im Leben über alles lieb gewesen, als auch um dieser willen, als ob sie nun vieler Freuden beraubt wären, die sie hier hätten genießen können. Ich aber werde mich nie überreden können, daß irgend etwas Vortreffliches, dessen Genuß auch das jetzige untergeordnete Leben bot, dort nicht noch viel herrlicher und reiner angetroffen werde, und daß das künftige Leben, weit entfernt für die Guten das bessere zu seyn, vielmehr das geringere und schlechtere wäre. Ist es anders wahr, daß allem Sinnlichen etwas Geistiges zu Grunde liegt, das das eigentlich Treffliche in ihm ist, so muß dieses ja nothwendig bleiben, so daß ich sogar den Tod nicht, wie man zu reden pflegt, für einen tödtlichen Sprung halten kann und, die Wahrheit zu sagen, nicht einmal für einen Uebergang in den geistigen Zustand schlechthin, sondern nur in einen weit geistigeren.

Während dieser Rede hatten wir ein Weib wahrgenommen, das unter den Bäumen unten an der Kirche umherging und den Opferkasten zu suchen schien, in den wir sie hernach etwas werfen sahen. Jetzt kam sie gegen uns herauf, blieb aber, wie sie auf der Hälfte des Wegs uns ansichtig wurde, stehen, und schien unschlüssig, ob sie nicht umkehren sollte. Sie faßte sich aber und kam herauf: ich erkannte sie für die Frau eines Krämers aus einem anderen drei Stunden entfernten Städtchen. Als sie uns grüßte, fragte ich sie, was sie hierher geführt; sie wollte aber mit der Sprache nicht heraus, bis ich ihr sagte, daß ich wohl bemerkt, wie sie hier unten geopfert habe und also irgend ein Anliegen haben müsse. Ach nein, antwortete sie hierauf, ich will es Ihnen nur gerade bekennen, ich weiß, daß Sie ein mildgesinnter Herr sind und den Herzen nicht Gewalt thun. Voriges Neujahr fiel mein jüngstes Kind, ein Knabe, den mein Mann vor allen seinen Kindern lieb hat, in ein hitziges Fieber, das immer gefährlicher wurde. Der Vater war gerade auf der Messe abwesend und ich in tödtlicher Angst.

Ach, sagte ich, sollte ich das liebste Kind verlieren, und zwar da ich allein bin. Wie soll ich den Vater empfangen, wie ihm mit der Botschaft entgegengehen: wird er nicht vielleicht glauben, es sey etwas versäumt worden und sich doppelt grämen. Wie ich nun so jammerte, nahm mich ein Nachbar bei Seite und sagte mir: Ich will ihr etwas im Vertrauen mittheilen, thu' sie dem heil. Walderich zu .... ein Gelübde, der hat schon viele erhört und wahre Wunder gethan; zugleich erzählte er mir eine Menge Geschichten, und daß ihm selbst einmal in großer Noth so geholfen worden sey. Ich sagte zu ihm: Wo denkt Er hin, ich ein evangelisch Weib sollte zu einem katholischen Heiligen ein Gelübde thun? Gott wird mir auch ohne das helfen, wenn er will. Indeß blieb mir die Sache doch im Sinn, besonders da er mir erzählte, daß eine Menge evangelischer Leute aus der ganzen Gegend ebenso wie die katholischen ihr Zutrauen auf den heil. Walderich setze; weil seine Kapelle seit uralten Zeiten da gestanden und die erste in der Gegend gewesen sey, haben sie es sich nicht nehmen lassen, und alljährlich falle ein groß Opfer in der Kirche, obgleich die Evangelischen sie eingehen lassen und nur noch ein paar male des Sommers Gottesdienst darin halten. Ich blieb aber immer standhaft, obgleich der Mann auch noch andere Leute brachte, die mich dazu aufforderten, und einer sogar sagte: Versäume sie es ja nicht; sie macht sich große Verantwortung; ihr Mann, wenn er hier wäre, würde es gewiß selber thun; was mir sehr aufs Herz fiel. Endlich kam der schreckliche Abend, wo mir der Doktor sagte, er sey nun das letztemal da gewesen, und ich solle gefaßt seyn, diese Nacht sterbe das Kind. Jetzt war ich ganz verlassen, und wie es mit dem Kinde zusehends immer schlechter wurde, und gar keine Hülfe mehr schien, da wurde ich überwältigt, und that ein innerlich herzlich innig Gelübde eines großen Opfers zum heil. Walderich, wenn er mir helfen wollte in meiner Noth. Und sehen Sie, fuhr sie fort, es war keine halbe Stunde vergangen, so fiel das Kind in einen sanften Schlaf und schlief immer fort bis an den Morgen, wo ich es dem Doktor sagen ließ. Der kam ganz verwundert, daß das Kind noch lebe, untersuchte es, wie es aufwachte, und sagte, daß es nun gerettet sey; das sey aber

ein wahres Wunder, so sprach er, ohne von meinem Gelübde zu wissen. Nach einigen Tagen kam mein Mann, der sich nicht weniger als ich erfreute, und gleich seinen ganzen Jahresgewinn hingab und noch mehr, um das Versprochene zu erfüllen. Nun bin ich heute unten im Städtchen gewesen, um bei einem andern Krämer, der meinem Mann noch schuldig war, einen Theil des Gelds abzuholen und gehe jetzt über den Berg nach Hause.

Ich sagte zu ihr: Nun sicher hat ihr Gott geholfen, denn er siehet das Herz an. Gehe sie getrost nach Hause und grüße sie ihren Mann und ihre Kinder.

Die Erzählung hatte uns alle wunderbar gerührt, so daß wir noch eine Weile still sitzen blieben, ehe wir aufbrachen. Wie erfreulich ist es, sagte ich im Weggehen, zu dieser Zeit nur irgend einen Glauben zu finden. Denn weil zu allem Glauben gehört, zum Kleinsten wie zum Größten, so ist es bei dem Mangel desselben nothwendig, daß unsere Angelegenheiten immer mehr zurückgehen.

Sollte nicht aber wirklich, sagte Clara hierauf, anzunehmen seyn, daß Geister, denen lange Zeit an bestimmten Orten eine gewisse Verehrung erzeigt wird, durch die Magie dieses Glaubens wirklich Schutzgeister solcher Gegenden werden? Ist es nicht natürlich, daß diejenigen, welche zuerst in diese Wälder das Licht des Glaubens brachten, die diese Hügel mit Wein, diese Thäler mit Korn bepflanzt, und so die Urheber eines menschlicheren Lebens in zuvor wilden und fast unzugänglichen Gegenden geworden sind, daß diese, sage ich, auch einen fortwährenden Antheil an den Schicksalen der Länder und Völker nehmen, die durch sie gebaut und zu Einem Glauben vereinigt worden sind? Vergessen wohl Väter im Himmel ihre Kinder auf Erden? und jene, sind sie nicht wahre geistige Väter? Mich wenigstens rührt der Anblick eines Volks, das noch einen Schutzheiligen hat, an den es in allgemeiner Noth sich wenden, von dem es Hülfe und Trost erwarten kann.

Ein eignes Geheimniß, sagte der Arzt, liegt auch in der Oertlichkeit verborgen. Gewisse Lehrmeinungen, besondere Ansichten der Welt

und der Dinge sind seit Menschen Gedenken einheimisch in bestimmten Gegenden, und nicht nur in großen Ländermassen, wie im Orient, sondern in kleinen Landstrichen mitten unter der Masse anders Gesinnter. Aber auch jenes höhere Organ, das in diesem Leben sonst nur als vorübergehende Erscheinung auftritt, ist beständiger in manchen Gegenden, und wieder nicht bloß in größeren Reichen, wie das sogenannte andere Gesicht in den schottischen Hochländern, sondern, wie ich aus Erfahrung weiß, in ganz kleinen Bezirken. Waren nicht auch die Orakel der Alten an gewisse Gegenden, ja an bestimmte Plätze gebunden, und sollten wir nicht hieraus den allgemeinen Schluß ziehen, daß das Oertliche in Bezug auf das Höhere keineswegs so ganz gleichgültig ist, als insgemein angenommen wird? Ja empfinden wir nicht in jeder Landschaft eine gewisse geistige Gegenwart, die uns in der einen anzieht, in der andern zurückstößt? Das Nämliche gilt auch von einzelnen Zeiträumen.

Wie würden wir überhaupt, sagte ich, oft uns verwundern, wenn wir, nicht gewohnt bloß das Aeußerliche der Begebenheiten zu betrachten, bemerkten, daß die Umstände, welche wir für Ursachen gehalten haben, bloß Mittel und Bedingungen waren, daß, während wir es vielleicht am wenigsten dachten, Geister um uns geschäftig waren, die, je nachdem wir dem einen oder anderen folgten, uns zu Glück oder Unglück hinleiteten.

Warum aber geschieht es so selten, sagte Clara, und scheint so schwer zu seyn, daß dem Menschen sein Inneres eröffnet werde, wodurch er doch in beständiger Beziehung mit einer höheren Welt steht?

Es verhält sich damit, sagte ich, wie mit anderen Gaben, die nach Wohlgefallen ohne Verdienst ausgetheilt sind, und durch welche Gott oft das Niedrige und für gering Geachtete erhebt. Besonders aber Ein Geheimniß wollen die meisten nicht begreifen, daß eine solche Gabe nie dem Wollenden zu Theil wird, daß Gelassenheit und Ruhe des Willens die erste Bedingung dazu ist. Ich habe manche übrigens geistvolle Personen gekannt, die alle Mittel versuchten, und weder bei Tag noch bei Nacht die Einbildungskraft ruhen ließen, um, wie sie meinten, durch eine Ekstase mit geliebten Verstorbenen in Verbindung zu kommen; aber

nie konnten sie des Wunsches theilhaftig werden, dagegen es scheint, daß zu allen Zeiten Menschen, die nichts dergleichen suchten, aber fromm und einfältig waren, gewürdigt wurden, Eröffnungen aus der anderen Welt zu erhalten. Darum halte ich die Vorschrift in jedem Sinne für gut und recht, daß der Mensch keine Verbindung mit Geistern je suchen solle.

Alles heftige Wünschen ist tadelnswerth, und ein solches Verlangen scheint ohne Heftigkeit nicht möglich zu seyn, sagte Clara.

Sollten wir nicht überhaupt gegen die Abgeschiedenen noch weit mehr die Zartheit beobachten, die wir den Lebenden schuldig zu seyn glauben? Wer weiß, ob sie nicht innigeren Theil an uns nehmen, als wir denken; ob nicht der heftig gefühlte Schmerz, ob nicht das Uebermaß der ihnen geweinten Thränen im Stande ist, sie zu beunruhigen?

Wir traten in dem Augenblicke aus den Bäumen der Kirche heraus, und die ganze Gegend lag in milder Verklärung wieder vor uns.

Nach einer Weile stiller Betrachtung sagte Clara: Woher kommt uns doch wohl jene tiefe, von aller Lust an dem, was man irdische Freuden nennt, unabhängige und mit dem vollen Gefühl ihrer Nichtigkeit bestehende Anhänglichkeit an die Erde? Warum, wenn doch unser Herz allem Aeußeren abgestorben ist, und es nur noch als Zeichen und Bild des Inneren mit Vergnügen betrachtet, warum bei der lebhaften Ueberzeugung, daß die andere Welt die gegenwärtige in jeder Hinsicht weit übertreffe, doch das Gefühl, daß es hart ist, von der Erde zu scheiden, der geheime Schauer, den wir vor dieser Scheidung, wenn auch nicht in unserer eignen, doch in anderer Seele, empfinden?

Lassen Sie uns, sagte ich hierauf, auch in diesem menschlichen Zug die Weisheit der Hand erkennen, die ihn in unsere Seele gelegt hat. Sagte uns nicht, selbst nachdem unsere Schätzung dieses Lebens bis auf das gehörige Maß herabgesetzt ist, ein stilles Gefühl, daß wir dieser Erde eine gewisse Anhänglichkeit schuldig sind, und daß sie unserem Herzen immer nahe bleiben wird, nicht als Mutter allein, sondern auch inwiefern sie Ein Schicksal und Eine Hoffnung mit uns theilt; oder hätte der Ewige uns nicht den bestimmten Blick in jenes andere Leben versagt,

wer hielte hier wohl die ihm von Gott festgesetzte Zeit aus, und strebte nicht früher von hinnen zu kommen, wo beim besten Lauf des Lebens nie Sicherheit, nie Bestand, nie eigentliche Befriedigung erreicht wird, wo die reinere Freude selbst einen Stachel in uns zurückläßt und ein selten ruhendes Herz auch aus den Süßigkeiten des Lebens ein feines Gift zieht, das uns endlich untergräbt? Und so glaube ich, es sey sogar göttliche Absicht, daß im Inneren des Menschen auch nach dem Tode ein gewisses Mitgefühl für die Erde, von der er ein Theil war, übrig bleibe, daß diese Trennung von ihr wirklich empfunden werde, weil sonst der Tod nicht Tod wäre, und daß dieses Gefühl wirklich dem Tiefsten unseres Wesens eingesenkt ist, weil Gott ohne Zweifel auch von dem Massiven und Groben, das wir in der Erde zurücklassen, einen bessern Gebrauch zu machen weiß als die Philosophen.

Es scheint, sagte der Arzt, daß die Herabsetzung der Erde auf eine so mäßige Stufe manches auch in den religiösen Vorstellungen verändert.

Das sehe ich nicht ein, erwiederte ich; die Erde ist zwar aus dem Mittelpunkt verstoßen. Allein wenn es wenigstens Eine göttliche Endabsicht ist, daß das Innere soviel möglich im Aeußeren dargestellt werde, so sind die beiden Endpunkte, der, wo das Innerste am reinsten erhalten, und der, wo es am meisten verkörpert und veräußerlicht ist, gewissermaßen gleich wichtig, und wenn wir uns die lebendige fortgehende Schöpfung gleichsam als einen Umlauf vorstellen dürfen, in welchem beständig das Körperliche ins Geistige erhoben, das Geistige zum Körperlichen herabgesetzt wird, bis beide Elemente mehr oder weniger sich durchdrungen haben und eins geworden sind, so würde dieser Umlauf erst dann seinen wahren Zweck erreicht haben, wenn das Höchste und Geistigste bis zum Körperlichsten herabgestiegen, das Tiefste und Allergröbste aber bis zum Geistigsten und Verklärtesten emporgehoben wäre. Gerade also auf dieser äußersten Grenze der Welt, wo das Gewächs der Schöpfung gleichsam ganz in die Masse und Körperlichkeit geht, wäre im Laufe der Zeiten die Erscheinung des Reinsten und Geistigsten nothwendig gewesen, und im Gegentheil das, was aus

dem Untersten und Gröbsten kommt, also gerade der Mensch, muß seiner letzten Bestimmung nach zur höchsten und zartesten Geistigkeit erhoben werden. Denn eher kann die Schöpfung nicht ruhen, bis das Oberste wieder zum Untersten gekommen, und es gilt auch hier, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten werden müssen.

Ich sehe dieß im Allgemeinen gar wohl ein, sagte er hierauf. Aber sogar dieß, daß die Erde der tiefste und körperlichste Punkt des Weltganzen ist, können wir nicht behaupten, und ist nach allen unseren Kenntnissen sogar unwahrscheinlich. Wir mögen nun annehmen, daß die Natur der Planeten vom Körperlichen freier und entbundener werde, je mehr sie von der Sonne entfernt sind, oder uns auch bloß an die Bestimmungen der Dichtigkeiten halten, wie sie von den Sternkundigen angegeben werden, in keinem Fall stellt sich in der Erde ein Aeußerstes dar.

Es ist nun nicht gerade die Meinung, antwortete ich, daß jener äußerste Punkt eben in Einen Planeten falle, unleugbar aber ist es, daß die untersten Planeten die Region der herrschendsten Körperlichkeit sind. Der Mensch allein würde mich davon überzeugen. In ihm scheint das flüchtigste, zarteste Wesen an ein so zähes und hartes Element gebunden, daß ich ihn schon darum in der Leiter der Wesen sehr hoch stellen, und begreifen würde, warum er sogar vor jenen Kreaturen begünstigt worden, die Gott entweder wie aus sich selbst erschaffen, ohne etwas von dem anderen dazu zu nehmen, das in unsere Mischung mit eingegangen ist, oder die wenigstens nur aus dem zartesten Antheil dieses anderen Stoffs gebildet und schnell vollendet worden sind.

Es scheint, sagte Clara, in dieser Beziehung mit dem Menschen wie mit dem Kunstwerk zu seyn. Das Zarte, Geistige erhält auch hier erst seinen höchsten Werth dadurch, daß es mit einem widerstrebenden, ja barbarischen Element versetzt dennoch seine Natur behauptet. Wo das Sanfte des Starken Meister wird, da erst entsteht die höchste Schönheit.

Ich erinnere mich, sagte ich, in früherer Zeit über eben diese Sache auch den nordischen Geisterseher gehört zu haben, dessen Reden über diesen Punkt mir noch am ehesten Genüge thaten. Er meinte nämlich,

warum es dem Herrn gefallen, auf dieser Erde geboren zu werden, sey um des Wortes willen gewesen, weil es hier allein habe können materiell fortgepflanzt, geschrieben und schriftlich genau erhalten werden. Wir schließen, sagte er, zu rasch nach Aehnlichkeiten. Es ist an sich unwahrscheinlich, daß auf allen andern Weltkörpern das Geschlecht der vernünftigen Wesen in einer so regen, allseitigen Verbindung durch Handel und Wandel, durch Sprache und Gesetze, durch Krieg und Frieden sey, als es das Menschengeschlecht hier ist. Er behauptete sogar, daß auf anderen Welten die Geschlechter in bloßen Familien leben, weit entfernt von jenen künstlichen, vielfach verschlungenen Verhältnissen, zu welchen Bedürfniß, Thätigkeitslust und ein weit allgemeinerer Geselligkeitstrieb die Menschen gebracht habe; dort finden auch nur mündliche Offenbarungen durch Geister und Engel statt, die, weil sie nicht an ein so fixes Mittel als bei uns gebunden, leicht sich wieder verflüchtigen und verlieren. Ueberhaupt seyen die Einwohner der verschiedenen Welten als verschiedene Glieder eines größten Menschen anzusehen, unter denen der Mensch unserer Erde den natürlichen oder äußerlichen Sinn vorstelle. Dieser sey das Letzte, worin das Innere des Lebens ausgehe, und worin es als in seinem gemeinschaftlichen Wesen ruhe. Ebenso sey auch das ausgesprochene und geschriebene Wort das Ziel und der Endpunkt aller göttlichen Offenbarung, wo sie ganz ins Aeußere übergegangen und das Wort im eigentlichen Verstand Fleisch geworden sey. Und auch das könnte man ja meines Bedenkens hinzusetzen, daß schon die Sprache, wie wie wir sie kennen, etwas Besonderes für die Erde sey. Vielleicht, daß sie auf anderen Welten weit elementarischer ist und musikähnlicher, mehr flüchtige Empfindungen anregt, als Gedanken mittheilt und in die Tiefe des Herzens einsenkt. Den Naturforschern käme es also nun zu, zu sehen, ob der Erde auch in anderer Beziehung der bestimmte Grad von Lebendigkeit zukomme, bei welchem das lebendige Wort hervorbricht; wie nicht das alleredelste der Metalle, sondern ein schon minder edles das glanzreichste ist, und wie derjenige Sinn, für welchen die starken und am meisten körperlichen Organe nothwendig waren, auch zugleich der innerlichste ist, wie dagegen der äußerlich am meisten innerliche und

geistige innerlich wieder der äußerste zu seyn scheint. Doch in zu wunderliche Verwicklungen des Inneren und Aeußeren scheint dieß zu leiten, als daß ich mir getraute, diese Rede jetzt weiter auszuführen.

Aber auch die Sache bloß äußerlich wie insgemein genommen, nämlich nach Zahlenverhältnissen, sollte es doch nicht unmöglich seyn, erwiederte der Arzt, die Stelle und den Ort der Erde bedeutend zu finden. Denn ich weiß nicht, durch welche geheime Ahndung getrieben ich so fest überzeugt bin, daß es mit der Erde unter den Planeten eine besondere Bewandtniß haben müsse, auch ganz abgesehen von dem Glauben, daß sie der Schauplatz der einleuchtendsten und vollkommensten göttlichen Offenbarung gewesen. Aber die meisten der bisherigen Versuche, das Gesetz einer Reihe zwischen den verschiedenen Welten zu finden, schienen mir theils nicht wissenschaftlich genug, theils von unnatürlichen und falschen Voraussetzungen ausgegangen.

Wenn man, sagte ich hierauf, zu der alten Art zu zählen, die doch das meiste für sich hat, und zu der heiligen Zahl, die noch mehr, zurückkehren wollte: so würde nichts verhindern, nachdem zu erwarten ist, daß sie durch fernere Entdeckungen immer weiter überschritten werde, einen sich wiederholenden Septenarius anzunehmen, wo dann die Erde in dem untersten gerade die mittlere Stelle einnähme. Dieß verhalte sich aber wie es wolle, so scheint mir ein Wesen, das aus so tiefer Nacht in so hohes Licht erhoben worden, zu den größten Erwartungen berechtigt zu seyn. Verwandlungen, gegen welche auch die größten Ereignisse seines inneren und äußeren Lebens in der jetzigen Welt nicht in Betracht kommen, scheint mir ein Wesen entgegenzugehen, das bestimmt scheint, in sich die äußersten Enden des Daseyns wie Gott zu vereinigen . . . .

Kunstgeschichtliche Anmerkungen

zu

Johann Martin Wagners

Bericht über die Aeginetischen Bildwerke.

1817.

Inhalt.

Seite

Vorbericht des Herausgebers. 115

Einleitung 118

Anmerkungen des Herausgebers 120

§. I. Beschreibung der äginetischen Figuren nach ihren Abtheilungen

I. Ganz geradestehende (weibliche) Figuren 128

II. Vorschreitende, oder kämpfende Krieger 132

III. Knieende, oder Bogenschützen 134

IV. Liegende, oder Verwundete 137

§. II. Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren oder doch zu dem Tempel gehört haben 141

[Zusatz vom Herausgeber] 144

§. III. Ueber den Styl dieser Figuren 147

Anmerkungen des Herausgebers 153

§. IV. Ueber den Widerspruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Ansehung ihrer Sculptur zu stehen scheinen 163

Zusatz des Herausgebers 165

§. V. Ueber den mechanischen Theil, oder die Bearbeitung des Marmors 168

§. VI. Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich diese Figuren sind verfertiget worden 169

Zusatz des Herausgebers 171

§. VII. Wie und wo diese Figuren ursprünglich aufgestellt gewesen . 183

§. VIII. Ueber die Bedeutung oder Vorstellung dieser Figuren 187

Zusatz des Herausgebers 190

§. IX. Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels 192

Schluß 197

Schlußanmerkung des Herausgebers 198

Vorbericht des Herausgebers[1].

Als die in dem nachfolgenden Aufsatz beschriebenen Kunstwerke zuerst entdeckt, und die Finder, bei völlig gleichen Ansprüchen, überein gekommen waren, die Sammlung nur im Ganzen zu veräußern, damals waren alle Wahrscheinlichkeiten dafür, daß diese Werke den bequemen und fast allein gefahrlosen Weg zu Wasser nach England nehmen würden. Daß es nicht geschehen, daß sie nicht wie die Figuren des Parthenon unter dem Dunsthimmel Londons, sondern in einer deutschen Hauptstadt, in würdiger und angemessener Umgebung uns allen zugänglicher seyn werden, dieses haben wir allein dem großartigen Sinn des Kronprinzen von Bayern für alterthümliche Kunst und Seiner Entschiedenheit für alles Vortreffliche zu verdanken.

Den Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes, der dem achtbarsten Theil deutscher Kunstfreunde längst als ausübender Künstler von vorzüglicher Kraft und Tüchtigkeit bekannt ist, und der einen ursprünglichen, durch Homer und Anschauung des Alterthums genährten Sinn für den Heldengeist griechischer Vorzeit durch ein schon vor acht Jahren vollendetes großes Gemälde, den Rath der Griechen vor Troja vorstellend, beurkundet hat, wählten Seine Königliche Hoheit, ihn zunächst nach Zante, wo der äginetische Fund damals niedergelegt war,

[1] Der vollständige Titel dieser Schrift lautet im Original: Johann Martin Wagners Bericht über die Aeginetischen Bildwerke im Besitz Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern. Mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen von F. W. J. Schelling. D. H.

zur Besichtigung dieser Kunstwerke, dann nach Malta, zur Abschließung des Kaufes mit den Eigenthümern, abzusenden.

Nachdem der herrliche Fund vollends glücklich nach Rom gebracht war, wo er, der Zusammensetzung und nothwendigsten Ergänzungen wegen, sich noch befindet, und nun diese Werke eines hohen, Ehrfurcht gebietenden Alterthums mit voller Muße von mehreren Seiten beschaut und untersucht werden konnten, fühlte der thätige Künstler, durch dessen Bemühungen die Sache so weit gediehen, sich aufgefordert, einen Bericht über diese Schätze abzufassen, der zunächst für den erhabenen Besitzer derselben bestimmt war, aber auch wohl, gedruckt und öffentlich mitgetheilt, der gesammten deutschen Kunstwelt einen Vorschmack von dem Genuß geben könnte, der sie einst beim eignen Anblick dieser Kunstwerke erwartete.

Nach den zwischen uns bestehenden freundschaftlichen Verhältnissen wünschte der Verfasser, daß ich, im Fall es dazu käme, die Herausgabe besorgen möchte: ein Wunsch, dessen Erfüllung mir nun noch überdieß die einem höhern Auftrag schuldige Verehrung zur Pflicht macht.

Indem ich also die Bearbeitung dieses Aufsatzes für den Druck übernehme, glaube ich keine Veränderungen mir erlauben zu können, als welche Styl und Schreibart erheischen mögen. Ich wünsche, daß man überall den ausübenden Künstler höre, daß von der eigenthümlichen Beredtsamkeit, der künstlerischen Dialektik und dem Humor des Verfassers um so weniger verloren gehe, je häufiger wir seit längerer Zeit mit trübseligen Beschreibungen von Kunstwerken jeder Art heimgesucht worden. Daß in bezeichnenden Ausdrücken, in der Anordnung und Folge des Ganzen nichts geändert werden kann, versteht sich ohnedieß von selbst.

Weil es jedoch nicht möglich ist, eine treue und anschauliche Schilderung so merkwürdiger, ja in ihrer Art einziger Kunstwerke zu lesen, ohne zu eignen Gedanken lebhaft erweckt zu werden, muß ich mich als Herausgeber um so mehr zu thätiger Theilnahme an den Forschungen des Verfassers aufgeregt fühlen, und denke daher diese durch einzelne Anmerkungen und einige ausführlichere Zusätze an den Tag zu legen,

in denen ich mich besonders bemühen werde, über das eigentlich Unterscheidende und Charakteristische der äginetischen Kunst und ihr Verhältniß zu der attischen einige bestimmtere Begriffe auszumitteln, weil darauf vornehmlich die große geschichtliche Wichtigkeit dieser Kunstwerke beruht.

Darf ich auf diese Art hoffen, den wackeren Künstler, der mit dem besonderen Talent für die Kunst jene allgemeinen Eigenschaften des Geistes und des Charakters vereint, ohne welche nirgend etwas Großes und wahrhaft Schätzenswerthes zu Stande kommt, auf eine nicht ganz unangemessene Art in die deutsche Lesewelt einzuführen: so füge ich noch den Wunsch bei, daß man das hier Mitgetheilte so nehmen möge, wie es gegeben wird, nämlich für bloße erste Gedanken und Aeußerungen über Kunstwerke, die, wegen der durch sie entstehenden, ganz eignen, geschichtlichen und künstlerischen Räthsel, noch lange Zeit Gegenstände der ernstlichsten und eifrigsten Forschungen bleiben werden.

München, im December 1816.

Einleitung.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist es bereits aus öffentlichen Nachrichten bekannt, wie eine Gesellschaft von Künstlern und Liebhabern, deutscher und englischer Nation, im Jahr 1811 sich vereinigte, um unter andern den Tempel des Panhellenischen Jupiters auf der Athen gegenüber liegenden Insel Aegina zu untersuchen und architektonisch aufzunehmen, und wie sodann diese in wissenschaftlicher Absicht unternommene Ausgrabung durch einen unerwarteten, aber herrlichen Fund einer schönen Anzahl mehr oder weniger erhaltener, aber an sich unschätzbarer Bildwerke belohnt wurde, welche einst den östlichen und westlichen Giebel dieses erhabenen Gebäudes geziert hatten.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Bayern, vom reinsten Sinn für alles Große und Schöne beseelt, hatte schon im folgenden Jahr 1812 den ganzen Fund von den Entdeckern an sich gekauft, und dadurch zunächst seiner Sammlung von Antiken einen Zuwachs von Werken verschafft, dessen gleichen, ohne Uebertreibung zu sagen, keine Sammlung in unserer, ja vielleicht in früherer, Zeit erhalten, da diese Bildwerke theils wegen ihrer besondern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, zumal in Hinsicht der treuesten Nachahmung der Natur, für die Kunst selbst, theils wegen ihrer Herkunft aus einer dunkeln Zeit der Kunst, für die Geschichte derselben und die gesammte Alterthumskunde von nicht zu berechnender Wichtigkeit sind.

Aus diesen Werken ersehen wir, daß die frühern Griechen ihre Kunst von den Aegyptiern entlehnt haben. (1)

Durch sie wird uns klar, welchen Weg die Kunst von ihrer Kindheit an genommen, um auf jene Höhe von Vollkommenheit zu gelangen, auf welcher wir sie in den Werken des Phidias und seiner Zeitgenossen bewundern, und daß diese großen Meister nur einen Schritt weiter auf dem Wege zu thun hatten, der ihnen von jenen Vorgängern so deutlich bezeichnet war. (2)

Durch diese Werke endlich wird es, möchte man sagen, augenscheinlich, daß die vollkommene Nachahmung der Natur der einzige Weg zum Höchsten in der Kunst oder zu demjenigen war, was man in der letzten geistigsten Erscheinung das Ideale genannt hat.

In Beziehung auf die geschichtliche Kenntniß der Kunst ist durch diese Entdeckung zur völligen Gewißheit gebracht, was Winkelmann schon geahnet hat, und nach ihm Visconti mit mehr Zuversicht darzuthun suchte, nämlich daß das, was man bisher in der Kunst unter hetrurischem Styl verstand, mehr oder weniger der eigentlich altgriechische Styl zu nennen sey.

Wird so unser Begriff vom altgriechischen Styl im Allgemeinen berichtigt, so erhalten wir durch jene wichtige Erscheinung zugleich Aufschluß über die von Pausanias und andern an vielen Stellen so rühmlich erwähnte äginetische Schule, von deren Eigenthümlichkeiten und Unterschieden von der altgriechischen Schule wir uns bis jetzt keine oder nur ungewisse Begriffe machen konnten, da es durchaus an allen Denkmälern fehlte, auf die sich ein sicherer Schluß hätte gründen lassen.

Was hier mit wenigen Worten berührt worden, werde ich im Verfolg dieser Schrift auseinanderzusetzen und durch Gründe zu beweisen suchen.

Allen diesen Folgerungen muß jedoch eine genaue Beschreibung der sämmtlichen Figuren vorausgehen, damit Freunde der Kunst schon vorläufig mit der Sache selbst und ihren Eigenthümlichkeiten gehörig bekannt werden.

Ich halte diese ausführliche Beschreibung um so nöthiger, als es wegen der vorzunehmenden Zusammensetzung der Bruchstücke und der geforderten Ergänzungen noch geraume Zeit anstehen wird, ehe dieselben zu öffentlicher Ansicht und zur allgemeinen Beurtheilung gelangen können. (3)

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Der Herausgeber würde für sehr überflüssig halten, umständlich zu zeigen, daß diesem Schluß, inwiefern er aus der Beschaffenheit der äginetischen Bildwerke gezogen werden sollte, zur Sicherheit einige wesentliche Mittelglieder abgehen dürften. Hier, wie anderwärts, ist zu bedenken, daß der Verfasser als Künstler spricht, und, unbeschadet seiner im Allgemeinen deutschen Ansicht und Denkart, sich im Einzelnen nach der in Rom und Italien herrschenden Weise der Alterthumsforschung bequemen kann. Wer möchte auch leugnen, daß jene Erklärung der zwischen ägyptischem und griechischem Styl der ältesten Zeit bemerklichen Uebereinstimmungen die scheinbar leichteste und kürzeste ist; wie sie denn manchen unter den Griechen selbst eingeleuchtet, die sich jedoch, bei der ihnen von den Aegyptiern selbst vorgeworfenen Unkunde der Vorzeit, über diesen Punkt so leicht und so natürlich als moderne Forscher täuschen konnten.

Gesetzt aber auch, jenes insgemein angenommene Verhältniß zwischen Aegyptiern und Griechen, wornach man jene als die Lehrmeister, diese als die Schüler anzusehen hätte, wäre mehr als zweifelhaft, und der Ausdruck: entlehnen, und die Vorstellung einer materiellen Ueberlieferung oder Mittheilung überhaupt erschienen in keinem Fall als die angemessensten; so wäre es doch mehr die Auffassung und der Ausdruck des Verhältnisses als das Verhältniß selbst, das nach dem Standpunkt unserer deutschen Forschung anstößig erscheinen könnte.

Denn da gerade unter uns das gesammte Alterthum immer mehr als ein Ganzes, als eine zusammengehörige und in sich abgeschlossene

Welt angesehen wird, und man täglich mehr sich zu überzeugen scheint, daß griechische Religion und Kunst zwar das lebendigste Gewächs von allen, der Boden und die Erde aber, aus der es erwachsen, in den Religionen und der Kunst anderer Völker zu suchen sey; warum sollte man nicht ägyptische und griechische Kunst in einem lebendigen Zusammenhang, ja in einer und derselben Entwicklungsfolge sich denken dürfen? Die ganze Bildung Aegyptens trägt die Merkmale eines großen Umsturzes, der gewaltsamen Hemmung und Aufhaltung eines in seiner Entwicklung begriffenen, mächtigen Princips an sich. Mußte nicht, nach eingetretener Hemmung, der Ueberfluß der bildenden Kraft hier im Ungeheuren, ja Monstrosen sich Luft zu machen suchen, während dasselbe Princip in Griechenland, gleichsam in einer zweiten Zeit von vorne beginnend, aber in freier, ungehinderter Entwicklung sanft fortstrebend, vermög' einer innern Nothwendigkeit das ihm mögliche Vollkommenste hervorbringen konnte?

Unleugbar, ja nothwendig ist, daß das gegenseitig Unabhängigste und in der Folge Verschiedenartigste in den ersten Anfängen sich ähnlich ist; wie denn Herr Quatremère-de-Quincy ganz anmuthig bemerkt, daß die Samen einer Pflanze einander weit ähnlicher aussehen als die nachher aus ihnen erwachsenen Pflanzen. Die Anwendung dieser allgemeinen Bemerkung wird in dem gegenwärtigen Fall noch bestimmter, wenn wir uns denken dürfen, daß es wirklich ein und dasselbe, nur in der griechischen Kunst wieder von vorn ansetzende Princip war, das durch beide, ägyptische und griechische, zu seiner Verwirklichung strebte; und wer möchte dann ferner, die Einheit der bildenden Kraft vorausgesetzt, nicht wahrscheinlich finden, daß dieser bis in sein Ziel stetig und unwiderstehlich fortwirkende Trieb sich noch von jener ersten mächtigen Bewegung des menschlichen Geistes hergeschrieben, die den ältesten Glauben der Völker erzeugte?

Allein wir fühlen, daß zu diesen Betrachtungen hier kein Ort sey, und würden, da fast jede Bemerkung über jene Aeußerung zu weit führen mußte, uns vielleicht aller enthalten haben, hätten nicht zwei Rücksichten uns anders bestimmt.

Die erste war, daß jene oft wiederholte Meinung in dieser Verbindung mit den äginetischen Bildwerken einen Schein von Neuheit und also auch das Ansehn einer neuen Bestätigung gewinnen konnte. Aus diesem Grunde glaubten wir bemerken zu müssen, daß die äginetischen Kunstwerke in Bezug auf jene historische Hypothese (der Abstammung griechischer Kunst aus Aegypten) nichts Neues lehren können, und bei dieser Gelegenheit überhaupt den partiellen Erklärungsversuchen zu widersprechen, die, so beliebt sie noch immer zu seyn scheinen, doch hier, wie überall, keinen Nutzen haben können, als sich den Weg zur großen und umfassenden Erklärung zu versperren. Denn auch hier ist der Aufschluß, den wir über das Einzelne verlangen, nur in dem großen und allgemeinen Zusammenhange zu finden, dessen Tiefe wir nach unsern jetzigen Ansichten vielleicht nicht einmal zu ahnden vermögen.

Die andere Rücksicht war, daß die Voraussetzung eines solchen Verhältnisses zwischen ägyptischer und altgriechischer Kunst nicht wohl ohne Einfluß auch auf die Ansicht und Beurtheilung der ältesten griechischen Kunstwerke bleiben kann. Schon ist es so weit, daß jene Aehnlichkeit hier und da als eine eigentliche und völlige Gleichheit behandelt wird. Die Kunstverständigen unter den Griechen müssen aber schon in den allerältesten attischen Werken, von denen wir keines ansichtig geworden, Züge gefunden haben, die sie bestimmt von ägyptischen unterscheiden ließen, wie unter andern jene Stelle des Pausanias zeigt, wo er von dem Erythräischen Hercules sagt: „er ist weder den äginetisch genannten, noch den ältesten der attischen Bildwerke (*οὔτε τῶν Ἀττικῶν τοῖς ἀρχαιοτάτοις*) ähnlich, sondern, wenn irgend eines, ägyptisch"; Ausdrücke, die zu bestimmt sind, um nicht jene Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen. Sodann ist auffallend, daß, so oft auch äginetischer Styl und äginetische Bildwerke erwähnt werden, noch niemals zwischen diesen, sondern nur zwischen den altattischen und den ägyptischen eine Vergleichbarkeit angenommen wird; z. B. in einer Stelle, wo Pausanias von zwei Bildsäulen äußert, sie seyen den ägyptischen Holzbildern am meisten (also doch nicht vollkommen) ähnlich (*τοῖς Αἰγυπτίοις μάλιστα ἐοίκασι ξοάνοις*), fährt er unmittelbar fort: die (dritte)

Figur aber, die man den Archegetes nennt (unstreitig von gleich hohem Alterthum) ist den äginetischen Werken gleich (B. 1, S. 42). Diese Erinnerung mag vorderhand einigen mehr spitzfindig als bedeutend vorkommen. Allein, erstens ist nicht zu leugnen, daß zwischen Athen und Aegypten, attischem und ägyptischem Wesen, ein näherer Bezug obwaltet, wie dieser nun auch erklärt werden möge; ebenso unleugbar aber, daß dieser Bezug darum nicht, wie gewöhnlich geschieht, gleich auf ganz Griechenland und alles Griechische ausgedehnt werden darf. Wie weit insbesondere attische und äginetische Kunst als gleich behandelt werden dürfen, ist noch keineswegs ausgemacht. Zweitens ist doch wohl offenbar, daß in diesen Untersuchungen mit der größten Schärfe muß verfahren werden, sollen sie nicht eine heillose Verwirrung herbeiführen; in welcher Beziehung ich darauf antrage, einstweilen, nach dem Beispiel der Alten, ägyptischen, tyrrhenischen (hetrurischen), altattischen und äginetischen Styl nur immer bestimmt zu unterscheiden, und eben darum auch der allgemeinen Benennung: altgriechischer Styl uns vorerst zu enthalten; so wahr es immer ist, daß viele Werke dem einen, z. B. dem hetrurischen Styl, zugeschrieben worden sind, die einem andern angehören.

(2) Ich fühle wohl, daß es auffallend ist, wenn schon jetzt diese Anmerkungen zu der Einleitung anfangen mehr Raum einzunehmen als diese selbst. Allein der Mißstand ist einmal nicht zu vermeiden, da eben die Einleitung zu kritischen und geschichtlichen Bemerkungen auffordert, die wir für nöthig halten, soll die Untersuchung nicht gleich in Unbestimmtheiten verwickelt werden, die es später nicht mehr Zeit seyn möchte auseinanderzusetzen. Hier nimmt der Verfasser den Weg der äginetischen Kunst für den allgemeinen Weg der griechischen überhaupt, welches ich freilich, so wie es von ihm gemeint ist, nicht widersprechen will, aber, so wie es hier ausgedrückt ist, doch genauer zu bestimmen wünsche.

Das Verhältniß und der wechselseitige Einfluß zwischen attischer und äginetischer Kunst ist unstreitig einer der wichtigsten Punkte in der ganzen Untersuchung, zu der jene merkwürdigen Bildwerke Anlaß geben. Allein

eben jenes Verhältniß und dieser Einfluß sind bis jetzt bei weitem nicht so klar und ausgemacht, als man wohl wünschen möchte.

Was vorläufig und noch unabhängig von den Aufschlüssen, welche uns die nähere Beschreibung dieser Kunstwerke geben möchte, über dieses Verhältniß auszumitteln war, sey uns erlaubt, hier kurz zusammen zu stellen.

Pausanias im 7ten Buch 4ten Cap. sagt: Smilis von Aegina sey zwar nicht zu gleichem Ruhm mit Dädalus gelangt, doch ebenso alt als dieser oder Zeitgenoß desselben. Wir lassen die Einwürfe, welche Heyne (Opusc. V, p. 344) und Quatremère-de-Quincy (le Jupiter Olympien p. 175) gegen diese Angabe, doch eigentlich nur von der dem Smilis zugeschriebenen Bildsäule der Juno zu Samos hergenommen, gern auf sich beruhen; wir gedenken dieser Angabe keine chronologische, noch unmittelbar historische Wahrheit anzumuthen; alles, was wir uns erlauben, aus derselben zu schließen, ist: daß, nach Pausanias, Smilis der äginetische Dädalus war, daß also Pausanias der äginetischen Kunst einen unabhängigen Stifter zuschreibt (eine Absicht, die durch die Art, wie er von dessen Gleichzeitigkeit mit Dädalus spricht, noch deutlicher hervorleuchtet); daß es also wohl überhaupt eine angenommene und geltende Meinung war, die äginetische Kunst sey nicht von der attischen abgeleitet oder entstanden, sondern von derselben unabhängig und in ihren ersten Anfängen gleich selbständig mit ihr.

Diese Selbständigkeit wird auch ferner durch die ganze alte Zeit erkannt, d. h. die ältern äginetischen Werke werden als eine besondere Art von den attischen unterschieden, ja ihnen in gewissem Betracht entgegengesetzt; eine ausgezeichnete Art oder ein besonderer Styl von Arbeit (*τρόπος τῆς ἐργασίας*) wird an ihnen bemerkt, durch den man sie von allen andern unterscheiden konnte, auch zu einer Zeit, als die Trefflichkeit der Ausführung zwischen ihnen und den attischen keinen Unterschied machte.

Die dieses alles beweisenden Thatsachen und Zeugnisse werden alle einzeln im Folgenden vorkommen.

Wie weit sich die Kunst von Aegina nach jener politischen Katastrophe, welche den Einwohnern die Grausamkeit der Athenienser bereitete, da sie gleich im Anfang des Peloponnesischen Kriegs gezwungen wurden, mit Weib und Kind die Insel zu verlassen, und ein Theil nach der ihnen von den Spartanern eingeräumten Landschaft Thyrea zog, ein anderer sich durch das ganze übrige Griechenland zerstreute [1]; wie weit, sage ich, nach diesem Umsturz die äginetische Kunst in die allgemeingriechische sich verlor, ist vorerst nicht genau zu bestimmen; so viel ist gewiß, daß kurz vor dieser Zeit die letzten äginetischen Künstler als solche ausgezeichnet werden.

Wünschte man nun wohl, dieser so lang behaupteten Eigenthümlichkeit vorläufig einigermaßen auf den Grund zu kommen, so möchte dazu vorzüglich eine Nachricht des Pausanias (B. 2, C. 29) dienen können: das erste Ereigniß, dessen er aus der geschichtlichen Zeit von Aegina erwähnt, ist, daß ein Theil der Argiver, die mit dem Deïphontes Epidaurus innehatten, nach Aegina übersetzte, und den Besitz der Insel mit den Ureinwohnern theilend, dorische Sitten und Gebräuche daselbst einführte (*τὰ Δωριέων ἔθη καὶ φωνὴν κατεστήσαντο ἐν τῇ νήσῳ*). Dorisch also war der Aegineten Sprache und Sitte, woraus sich manches in ihren politischen Verhältnissen zu Athen erklärt — dorischen Charakters unstreitig auch ihre Kunst, die von der attischen so bestimmt und vielleicht durch ähnliche Eigenthümlichkeiten unterschieden seyn mochte, wie dorische Poesie von attischer, ursprünglich ionischer, unterschieden war. Der Begriff einer eigenthümlich dorischen Sculptur ist an sich so natürlich als der einer dorischen Poesie und dorischen Architektur [2], und konnte sich nach der Vollständigkeit der Erscheinungen, die wir überall im Kreis griechischer Bildung antreffen, vielleicht schon für sich darbieten. Daß aber diese Sculptur dorischen Charakters eben

[1] Thucyd. B. 2, C. 27.

[2] Daß die Architektur des Jupitertempels auf Aegina dorisch war, versteht sich ohnehin von selbst; was nicht allgemein bekannt seyn möchte, ist, daß sie, in ihren Trümmern noch, zu dem Schönsten gehören soll, was uns von dorischer Baukunst übrig geblieben.

die äginetische und keine andere gewesen, diese Voraussetzung würde vorläufig schon die so bestimmt ausgesprochene und anerkannte Eigenthümlichkeit der äginetischen Kunst einigermaßen wenigstens erklären.

Ob man aber aus diesem Stamms-Charakter noch mehrere Eigenthümlichkeiten erklären wolle, z. B. die vorausgesetzte Anhänglichkeit an alterthümlichen Styl, selbst nach schon erlangter hoher Trefflichkeit in der Ausführung, und anderes, lassen wir einstweilen dahingestellt.

Haben wir uns nun bisher bemüht, der äginetischen Kunst nicht nur eine Charakter-Verschiedenheit, sondern eine ursprüngliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der attischen zu sichern, so sind wir darum nicht gemeint, zu leugnen, daß früher oder später beide in einem entschiedenen wechselseitigen Einfluß gestanden haben.

Werke der Aegineten waren über einen großen Theil von Griechenland verbreitet, und besonders zahlreich zu Olympia. Aeginetische Künstler hatten, jedoch erst in spätern Zeiten, mit andern zusammengesetzte Werke gemeinschaftlich gearbeitet; ja aus früher Zeit wird ein bestimmter Zusammenhang beider Schulen erwähnt, indem der Aeginete Kallon nach Pausanias (B. 2, C. 32) ein Schüler des Tektäus und Angelion war, diese beiden aber von Dipönus und Scyllis unterrichtet waren, die zur Dädalischen Schule gehörten.

Diese Thatsachen sind freilich nicht zureichend, zu wissen, welche von beiden, die attische oder die äginetische, auf die andere den entschiedeneren Einfluß ausgeübt, und noch weniger diesen Einfluß näher zu bestimmen; denn da ein wechselseitiger Einfluß einen Austausch von Eigenthümlichkeiten, ein einseitiger aber eine Erhöhung oder Verbesserung der einen Eigenthümlichkeit durch die andere voraussetzt, so müßten wir, um jenes zu wissen, einen bestimmteren Begriff von dem Charakteristischen einer jeden haben; allein eben dieser Begriff fehlt uns bis jetzt, und läßt sich nur von den näheren Aufschlüssen erwarten, die wir durch die nachfolgende Beschreibung der ersten, entschieden als äginetisch bekannten Kunstwerke zu erhalten hoffen.

Was aber insbesondere die Aeußerung betrifft: „durch diese Bildwerke sehen wir den Weg, welchen die Kunst von ihrer Kindheit an

genommen, um auf jene Stufe von Vollkommenheit zu gelangen, die sie in den Werken des Phidias erreicht", so glaubten wir zu derselben nur insofern eine Bemerkung nöthig, als sie voraussetzt, daß äginetische und attische Kunst von Anfang an als gleich und gewissermaßen als Eins behandelt werden können.

Die andere aber, daß die äginetische Kunst, wie sie sich in diesen Bildwerken zeigt, den spätern großen Künstlern den Weg zur Vollkommenheit gewiesen habe, können wir in der Unbestimmtheit, die sie vorderhand an sich tragen muß, auf sich beruhen lassen.

(3) Auch keine Zeichnungen sind von diesen äginetischen Figuren bis jetzt öffentlich bekannt. Herr Quatremère-de-Quincy hat am Ende seines großen und ausgezeichneten Werks über den olympischen Jupiter zwei derselben nach einem ihm von Herrn Fauvel, Viceconsul in Athen, überschickten Croquis abbilden lassen, allein diese Abbildungen, wenn man sie mit der folgenden Wagnerschen Beschreibung vergleicht, haben wenig mit den Originalen gemein. An der Abbildung der Minerva scheint nur die Stellung und etwa der Charakter der Falten der Wahrheit gemäß; die andere weibliche Figur ist mit vollständigen obern Extremitäten, ohne die entfernteste Andeutung einer Ergänzung, abgebildet, da doch aus der folgenden Beschreibung erhellt, daß den andern beiden weiblichen Figuren die Köpfe und Hände fehlen.

§. I.

Beschreibung der Aeginetischen Figuren nach ihren Abtheilungen.

Zu leichterer Uebersicht werde ich diese Figuren, deren siebzehn an der Zahl sind, nach der Verschiedenheit ihrer Stellungen oder Kleidungen, in verschiedene Klassen abtheilen, nämlich in

I. Ganz geradstehende gekleidete (diese sind sämmtlich weiblich).
II. Vorschreitende, oder kämpfende Krieger.
III. Knieende, oder Bogenschützen.
IV. Liegende, oder Verwundete.

Diese Abtheilung scheint bei diesen Figuren um so schicklicher angewendet, als wir zu schließen berechtiget sind, und im Verfolg sich zeigen wird, daß in ihrer Zusammenstellung eine große Symmetrie geherrscht habe.

I.

Der ganz gerade stehenden und bekleideten Figuren sind drei und diese alle weiblich.

A. Die größte, nicht nur dieser drei weiblichen, sondern aller Figuren überhaupt, ist die der Minerva; diese ist etwas weniges über Lebensgröße, indeß die andern alle mehr oder weniger unter diesem Maß sind.

Die Stellung der Minerva ist, vom Kopf bis auf die Kniee, ganz gerade vorwärts gerichtet (en face), ohne die geringste Bewegung weder nach der einen noch nach der andern Seite. Dagegen gehen die Kniee und die andern Theile abwärts ganz nach der Seite (en profil). Den Obertheil des Körpers allein gesehen, könnte man diese Richtung der Beine nach der Seite schlechthin nicht vermuthen, und umgekehrt, die Beine allein gesehen, sollte man glauben, sie gehören einer Figur von durchaus seitwärts gerichteter Stellung. Es möchte schwer zu errathen seyn, was den Künstler zu dieser Sonderbarkeit bewogen.

Die Minerva ist bis auf die Füße bekleidet, und zwar im altgriechischen Styl, den man bisher irrig oder obenhin den hetrurischen nannte, d. h. mit jenen conventionellen Falten, die mehr gepreßt und künstlich gelegt als natürlich zu fallen scheinen.

Das Haupt bedeckt ein Helm, von der Art, wie man ihn häufig auf Vasen-Gemälden sieht, aber ganz verschieden von der dieser Gottheit sonst zukommenden oder beigelegten Helmform; er umschließt nämlich, nach Art der römischen Helme, das Haupt sehr knapp, nicht mit der hohen Wölbung, welche man in der spätern Zeit an den Helmen der Minerva zu finden pflegt [1]. Dagegen ist er mit jener Helm-Verzierung oder dem Haarbusch versehen, wie man denselben auf alten athenienſiſchen Münzen findet, und die ganze Oberfläche ist mit kleinen eingebohrten Löchern übersäet, die nicht mehr als einen Zoll weit voneinander abstehen und vermuthlich zur Befestigung irgend einer bronzenen Verzierung gedient haben, etwa jener Sternchen, die man öfters in griechischen Vasen-Zeichnungen an dem Helme der Minerva angezeigt findet. Man sehe unter andern Tischbeins Vasen I. B., S. 1.

Ihre Ohren sind durchbohrt, unstreitig zum Behuf irgend eines angebrachten Ohrenschmuckes.

Die Haare sind sowohl ihrer Richtung als Form nach von ganz besonderer Art; zum Theil laufen sie quer über die Stirn, zum Theil ziehen sie sich an den Schläfen hinter die Ohren zurück, und kommen auf dem Rücken wieder zum Vorschein, wo sie, etwa eine kleine Spanne unterhalb des Helms, sich in einen liniengeraden Abschnitt endigen.

Ungefähr einen Daumen breit unter dem Helm finden sich auch vier Löcher eingebohrt; noch ein anderes in der Mitte, etwas tiefer unten am Rücken. Ob mittelst dieser vielleicht noch ein Fortsatz von Haaren befestiget war, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Was die Form der Haare betrifft, so sehen sie weniger Haaren als italienischen Nudeln ähnlich. Deßungeachtet lassen sie in Ansehung der Behandlung und künstlichen Vollendung nichts zu wünschen übrig.

Die Brust der Göttin ist mit der Aegis bedeckt, welche ihr rückwärts über die Schultern bis auf die Kniee herabläuft, und in ihrer ursprünglichen, eigenthümlichen Form, d. h. als ein Fell, dargestellt ist; denn sie erscheint glatt, ohne die später darauf angebrachten Schuppen und die Schlangen-Verbrämung, mit einer erhöheten Rand-Verzierung in halb zirkelförmigen Ausschnitten, deren hervorstehende Spitzen durchbohrt sind, und an denen man noch Spuren von Bleidrath findet, wahrscheinlich zur Anheftung irgend einer Verzierung, vielleicht der Quasten, mit welchen die Aegis nach Homer versehen war.

Auf der Aegis in der Mitte der Brust sind gleichfalls zwei eingebohrte Löcher bemerklich, die vermuthlich zur Befestigung eines Medusenhauptes dienten; ebenso finden sich drei andere Löcher auf jeder Seite der Brust gegen die Schultern zu, über welche ich bei der Beschreibung der Figur lit. O. meine Vermuthung äußern werde.

[1] Dieselbe Helmform zeigt sich an einem sehr alten, ungefähr lebensgroßen, Kopf einer Minerva in der Florentinischen Gallerie, der nach der ganzen Beschreibung (man s. die Anm. zum 5. Band der Weimarischen Ausgabe von Winkelmanns Kunstgeschichte, S. 527 f.) von allen bisher bekannten alten Bildwerken am sichersten für eine äginetische Arbeit gehalten werden dürfte. A. d. H.

An dem linken Arm trägt sie einen Schild, in der rechten Hand hielt sie wahrscheinlich einen Speer.

Die Form des Schildes an dieser Figur ist der an allen übrigen vollkommen gleich, nämlich rein zirkelrund, mit einem Wort, von der bekannten argolischen Form. Diese Schilde wurden am linken Vorderarm mittelst einer in der Mitte des Schilds angebrachten Hebe getragen, durch welche der Arm durchlief; gegen den Rand zu ist die Handhabe von halber Zirkelform. Uebrigens sind diese Schilde sowohl auf der innern als äußern Seite völlig glatt, ohne alle Verzierung.

Nur auf einem einzigen noch vorhandenen Bruchstücke eines Schilds findet man Spuren einer weiblich gekleideten Figur, in flach erhobener Arbeit. Dagegen waren alle diese Schilde, einer wie der andere, auf ihrer innern Seite mit rother Farbe bemalt; nur am Rande blieb ein fingerbreiter Streif unbemalt. Ich vermuthe, daß diese Bemalung die Bekleidung oder das Futter andeuten sollte, mit welchem die Schilde der Alten, wie viele Stellen des Homer andeuten, auf ihrer innern Seite versehen waren. An der Außenseite zeigen nur wenige Bruchstücke einige Spuren von himmelblauer Farbe. Was ich von diesem Schild insbesondere gesagt habe, gilt von allen übrigen ohne Unterschied.

Spuren blauer Farbe haben sich auch an dem Helme der Minerva und dem eines Kriegers erhalten. Der Kamm oder Haarbusch desselben war roth bemalt. Auch an dem untern Saum des Gewandes der Minerva entdeckt man Spuren rother Farbe; ob das ganze Gewand roth angestrichen war, oder nur der Saum oder die Verbrämung, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, doch bin ich geneigt, das Letzte zu glauben.

Daß auch die Augäpfel dieser Figuren bemalt gewesen, davon haben sich besonders an der Minerva unleugbare Spuren erhalten; ein Gleiches vermuthe ich von den Lippen, und zwar aus dem Grunde, weil sich diese, so wie die Augäpfel, weit glatter und reiner erhalten, und nicht so viel von der Säure der Erde gelitten haben als die übrigen Theile des Gesichts, welches ich der enkaustischen Farbe zuschreibe, mit welcher sie bemalt waren.

Auch waren alle Plinten dieser Figuren mit derselben rothen Farbe übermalt.

In Absicht der Bearbeitung des Marmors und der fleißigen, beinahe ins Unglaubliche gehenden Vollendung hat diese Figur vielleicht den Vorzug vor allen übrigen.

Sie ist fast vollständig in allen ihren Theilen, wenigstens fehlt ihr keiner von den wesentlichen, nicht der Kopf, noch Hand, noch Fuß; es fehlen ihr bloß einige Theile des Gewandes und der Aegis.

B. C. Die beiden andern weiblichen Figuren sind die kleinsten von allen, etwa in halber Lebensgröße, und gleich der Minerva auf jene conventionelle Weise bekleidet, welche allen altgriechischen Kunstwerken eigen ist, doch sind die Falten, so widernatürlich und künstlich sie in ihrer Anordnung sind, mit einer unbeschreiblichen Grazie und großer Liebe behandelt.

Das Merkwürdigste ist, daß diese beiden Figuren sich sowohl in Ansehung der Bekleidung als der Stellung vollkommen ähnlich sind, nur in verkehrter

oder entgegengesetzter Richtung; was nämlich die eine mit dem rechten Arme thut, das thut die andere mit dem linken, und so durch die ganze Figur. Diese Symmetrie führt auf die Vermuthung, daß sie als Verzierung der Architektur, ganz oben auf dem Giebel zu beiden Seiten des Ornaments müssen gestanden haben, welches die oberste Spitze des Frontons einnahm, und das zum Theil noch in Bruchstücken vorhanden ist.

Da diesen beiden Figuren die Köpfe und Hände fehlen, so möchte es schwer seyn, ihren Charakter und ihre Attribute näher zu bestimmen. Aehnlich gestaltete und bekleidete weibliche Figuren kommen zwar öfters unter den antiken Kunstwerken in Rom vor, bis jetzt hat man sie aber, weil man gerade nichts Besseres wußte, für hetrurische Priesterinnen genommen, und ihnen deßwegen ein Sistrum in die Hand gegeben; mit wie viel Grund, weiß ich nicht; ich meine wenigstens, daß sich vieles dagegen einwenden ließe.

Die Haare, welche ihnen weit über den Rücken herunterhangen, scheinen eine Menge kleiner Flechten vorzustellen, wie sie noch jetzt in Griechenland, und namentlich in Athen, bei dem weiblichen Geschlecht üblich sind.

Unter den Füßen bemerkt man Sohlen, doch ohne Anzeige von Bändern oder Riemen, welche sie an dem Fuße befestigten. Dieses ist auch der Fall bei der Minerva und verschiedenen andern weiblichen Füßen, zu denen die Körper fehlen; ich vermuthe daher, daß diese Bänder farbig angegeben waren.

An diesen beiden Figuren bemerkt man ebenfalls, wie an der Minerva, jene drei Löcher zu jeder Seite, zwischen Brust und Schulter.

Die Köpfe und die Hände bis auf eine, fehlen, ebenso einige wenige Theile des Gewandes. Das Vorhandene ist wohl erhalten und mit allem möglichen Fleiß und Liebe vollendet.

Von einer dritten Figur, die den beiden eben beschriebenen ähnlich, nur in ihren Verhältnissen etwas größer war, sind einige wenige Bruchstücke vorhanden: hieraus erhellt, daß dieser Figuren vier waren, zwei auf jedem der beiden Giebel.

Außer diesen eben beschriebenen weiblichen Figuren finden sich noch drei weibliche Köpfe vor; von den Figuren hat sich, außer einigen Füßen und einigen unbedeutenden Ueberresten von Gewändern, nichts Erhebliches erhalten. Von den Köpfen ist Folgendes zu bemerken.

Der eine, welcher der größte von allen und über natürliche Größe ist, hat einen Helm auf, fast von derselben Form wie jener der Minerva; oben auf demselben ist eine etwas mehr als Zoll große, viereckige Vertiefung, in welche ein anderes Stück Marmor eingesetzt ist, vielleicht dazu bestimmt, den Helmbusch zu tragen. Uebrigens ist an diesem Kopf keine Anzeige von Haaren; statt derselben bemerkt man eine kleine vertiefte Fläche, welche quer über die Stirn läuft, mit drei eingebohrten Löchern, zu Befestigung irgend eines Kopfschmuckes. Die Ohren sind, wie die der Minerva, durchbohrt. Ich vermuthe, daß dieser Kopf der andern Minerva angehört, welche in dem entgegengesetzten Fronton stand.

Denn die beiden Giebel waren sich in Hinsicht der daran angebrachten Figuren, wie es scheint, so ziemlich gleich.

Der andere weibliche Kopf ist von kleineren Verhältnissen und reichen Haaren, diese umschließt ein Band, welches gegen vorn zu auf Art eines Diadems aufgestülpt ist. An den Ohren bemerkt man Ohrringe, und quer über die Stirn eine Art von Verzierung von aneinander gereihten Röschen oder rosenförmigen Scheibchen.

So gut der eben beschriebene Kopf erhalten ist, so schlecht ist es der dritte, von welchem bloß die Hauptform übrig ist, aus welcher jedoch zu erkennen ist, daß es ein weiblicher Kopf war, der, wie es scheint, und wie sich aus dem Haarputz schließen läßt, dem so eben beschriebenen vollkommen ähnlich war. Auch ist die Proportion des Kopfs genau dieselbe.

Aus diesem allem erhellet, daß der weiblichen Figuren in allem zum wenigsten achte gewesen; vier kleinere und vier größere.

II.

Vorschreitende oder kämpfende Krieger.

Nun kommt die Reihe an die stehenden oder kämpfenden Krieger, deren in allem sechs an der Zahl sind. Auch hier gilt, was ich schon früher bemerkte, daß sie zu zweien und zweien einander sehr ähnlich sind, oder sich zu wiederholen scheinen.

D. Der Jüngling, mit dessen Beschreibung ich hier den Anfang mache, scheint, nach seiner vorgebogenen Stellung zu schließen, nach etwas zu greifen, und war vielleicht im Begriffe, einen Verwundeten aus dem Gefechte zurückzuziehen. Mit dem rechten Beine schreitet er stark vorwärts, indeß das linke rückwärts ausgestreckt, der Körper aber stark über das vorschreitende rechte geneigt ist. Beide Arme fehlen, aber die noch vorhandenen Achseln zeigen, daß die Arme mit Anstrengung vorwärts ausgestreckt waren. An dieser Figur bemerkt man keine Spur von Waffen oder Bekleidung; sie ist durchaus nackt. Der Kopf, der nie vom Rumpfe getrennt war, zeichnet sich durch seinen besondern Haarputz aus. Die Hälfte des Scheitels, vom Wirbel nach vorn zu, ist mit den gewöhnlichen nudelförmigen Haaren bedeckt; sie enden sich über der Stirn, von einem Ohr zum andern, in schneckenartige Löckchen, welche in drei Schichten übereinander liegen. Das Hinterhaupt, der Kopf vom Wirbel nach hinten zu, erscheint ganz glatt und kahl; unten aber, wo sich das Hinterhaupt mit dem Halse vereinigt, läuft von einem Ohr zum andern eine Haarflechte oder Zopf, unter welchem abermals eine Reihe kleiner Haarlöckchen zum Vorschein kommen. Ueber der Stirn, etwas oberhalb bes Haarputzes, ist in der Mitte ein eingebohrtes Loch; wozu dieses gedient, kann ich nicht errathen.

Der Körper ist sehr gut gearbeitet und wohl erhalten. Was daran fehlt, sind beide Arme von den Achseln an, die Nase und beide Füße.

E. Eine andere Figur scheint der eben beschriebenen in Hinsicht der Stellung ganz gleichzukommen; nur ist sie von allen die mangelhafteste in ihren Theilen, und auch sehr beschädiget.

Ihr fehlt nämlich der Kopf sammt dem Hals, die beiden Arme sammt einem Theil der Schultern, das ganze linke Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, und auch das rechte Bein vom Knie abwärts. Der Unterleib und die Schenkel sind übrigens ziemlich gut erhalten.

F. Auch die beiden nächstfolgenden Krieger sind in ihren Theilen ziemlich mangelhaft. Ich mache mit demjenigen den Anfang, welchem wegen der schwärzlichen Farbe, die der Marmor unter der Erde angenommen, der Beiname des Schwarzen geworden.

Die Figur ist in ihren Verhältnissen und Formen etwas größer oder plumper als die übrigen. Am linken Arm, welcher vorwärts ausgestreckt ist, trägt der Krieger einen Schild von der bekannten, oben beschriebenen, Form. Der rechte Arm, mit dem er wahrscheinlich das Schwert führte, ist etwas zurückgebogen.

Ueber der Scham bemerkt man drei kleine Metallstifte, wie es scheint, zur Befestigung der Haare über der Scham, welche besonders angemacht waren.

Die Sculptur ist an diesem Körper nicht die vorzüglichste, wenigstens wie mir scheint, geringer als die der übrigen.

Der Kopf, die beiden Hände, und die Schenkel von dem Leibe an fehlen sammt den Beinen und Füßen.

G. Zwar ebenso mangelhaft in seinen Theilen, doch weit vorzüglicher in Hinsicht seiner Bearbeitung, ist folgender Körper, welcher einen Krieger in seiner vollen Mannskraft vorzustellen scheint.

Wie zu vermuthen, trug er gleichfalls an seinem linken Arm einen Schild, welcher aber nicht aus eben demselben Marmor gearbeitet, sondern besonders angesetzt gewesen seyn muß. Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß er den rechten Arm auszustrecken scheint, den linken aber zurückzieht.

An dem linken Knie, welches sich erhalten, bemerkt man, daß er mit Beinharnischen versehen war. Schade, daß sich keines von den Beinen vorgefunden hat, um die Form und Beschaffenheit dieser Beinbekleidung deutlicher bemerken zu können.

An dem Körper nimmt man zwei Wunden oder Narben wahr, welche mit Sorgfalt angezeigt zu seyn scheinen, eine unter der rechten Brust, die andere unter dem linken Arm.

An der linken Seite ist ein Metallstift zu sehen, vielleicht zur Befestigung des Schwertes, welches bei diesen Figuren von Metall besonders angesetzt gewesen zu seyn scheint, wie ich bei Gelegenheit der nächstfolgenden Figur deutlicher zeigen werde.

Der Kopf, der ganze rechte Arm von der Achsel an und der linke Vorderarm fehlen, so wie auch das ganze rechte Bein vom Leibe an und das linke vom Knie abwärts.

Von den fehlenden Armen sind zwar Theile vorhanden, welche ich für die

ursprünglichen halte; doch läßt sich dieses nicht mit Gewißheit sagen, weil Theilchen dazwischen heraus fehlen.

H. Die beiden jetzt folgenden Krieger sind sich in Hinsicht ihrer Stellung sowohl als übrigen Eigenschaften beinahe vollkommen ähnlich. Die Stellung läßt einen angreifenden Krieger vermuthen; das linke Bein ist im Vorwärtsschreiten begriffen, der linke Arm, mit dem Schilde versehen, ist nach vorn zum Schutze des Körpers ausgestreckt, der rechte Arm aufgehoben und etwas zurückgebogen, wie im Begriffe auszuholen, um dem Gegner einen Wurf mit der Lanze oder dem Wurfspieß beizubringen.

Der eine, welchem der Kopf fehlt, ist von jugendlicher Bildung und gut gearbeitet, auch in seinen Theilen wohl erhalten, die rechte Brust ausgenommen, welche etwas beschädigt ist. Außer dem Kopfe fehlt noch der ganze rechte Arm von der Achsel an und der rechte Fuß.

I. Der andere Krieger von gleicher Stellung hat seinen Kopf erhalten; er ist bärtig, mit einem hochgewölbten Helm von der gewöhnlichen griechischen Form. Am linken Arm trägt er, gleich dem vorigen, den Schild. Was von dieser Figur vorhanden, ist gut erhalten; am Kopf ist bloß die Nase und etwas weniges am Helme beschädigt. Am Rücken bemerkt man einen kleinen Vorsprung von Marmor, welcher zur Verbindung irgend eines Theils mag gedient haben.

Bei diesen beiden Figuren, wie fast bei allen übrigen Kriegern, die Bogenschützen ausgenommen, die, wie es scheint, mit keinem Schwerte versehen waren, nimmt man auf der rechten Schulter ein eingebohrtes Loch wahr, und unter dem linken Arm, nach dem Rücken zu, einige andere. Daß diese Löcher zur Befestigung des Riemens dienten, woran das Schwert, wahrscheinlich von Bronze, angeheftet war, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Man kann selbst, bei genauer Untersuchung, an den Stellen, wo der Riemen an dem Körper angelegen, noch Spuren davon entdecken, indem diese Stellen, durch die Bedeckung mehr gegen die Witterung geschützt, sich glätter erhalten haben.

Der rechte Arm, von der Achsel an, fehlt, wie auch die beiden Beine vom Leibe an. Es befindet sich zwar unter den Bruchstücken ein Schenkel und ein Arm, welche dieser Figur angehören könnten; da aber der Bruch nicht vollkommen übereinstimmt, so läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, ob sie wirklich zu derselben gehören.

III.

Knieende Krieger oder Bogenschützen.

Der Knieenden oder Bogenschützen sind drei, und alle haben, kleine Abweichungen ausgenommen, fast vollkommen gleiche Stellung; nämlich mit dem rechten Beine knieend, das linke aber etwas vorwärts aufgestellt. Der linke Arm, welcher den Bogen hielt, der wahrscheinlich von Bronze war, ist ausgestreckt, der rechte aber etwas erhoben und zurückgebogen und, wie es scheint, im Begriffe, die Sehne des Bogens anzuziehen.

K. Der eine dieser Bogenschützen zeichnet sich besonders durch seinen Anzug aus. Auf dem Haupte hat er eine Art Haube, welche in Ansehung ihrer Form zum Theil einer phrygischen Mütze, zum Theil einer persischen Mitra zu gleichen scheint. Die oberste Spitze dieser Haube mangelt und war, wie es scheint, besonders gearbeitet und aufgesetzt. Die beiden Ohrenlappen sind hinten an der Haube kreuzweis ineinander geschlungen, so daß man deren Ende nicht gewahr wird. Diese Haube endigt sich auf dem Rücken in einen ziemlich langen und breiten abgerundeten Lappen, und kurz unter diesem Lappen ist eine doppelte Reihe von eng aneinander eingebohrten Löchern bemerkbar, vielleicht zur Befestigung künstlich eingesetzter Haarlocken bestimmt.

Unter dieser Haube schaut nach vorn, auf der Stirn, eine andere Kappe hervor, welche mit mehreren Metallstiften versehen ist.

Auf dem Leibe trägt er eine eng anschließende Jacke mit Aermeln, die bis auf die Hände gehen. Von gleicher Art sind auch die Hosen, welche ebenfalls bis auf die Knöchel reichen. Doch läßt dieser Anzug die ganze Form des Körpers vollkommen durchfühlen, ohne gleichwohl einzelne Muskeln anzuzeigen oder bemerken zu lassen, oder irgend eine Brechung oder Falte des Stoffs an den Gelenken anzugeben, wodurch die Vermuthung bestärkt wird, daß dieser Anzug aus einem dichten, doch geschmeidigen Leder bestanden habe. Diese Vermuthung führte mich auf die zweite, daß diese Figur einen persischen Bogenschützen vorstellen sollte. Bekannt ist, daß die Perser geschickte Bogenschützen waren, auch stimmt der Anzug dieser Figur sehr wohl mit den Worten des Herodot überein (I. B., 7. Kap.) [1], welcher sagt: daß die Perser die Hosen und übrige Kleidung von dichtem Leder getragen; ein Stoff, der den leichten Kriegern zugleich als Panzer oder Schirm gegen die Pfeile gewissermaßen dienen mochte.

Dieser Bogenschütze scheint, wie bereits aus der Stellung des Arms und aus der Hand geschlossen worden, im Begriff, die Sehne anzuziehen.

Diese Figur ist die am besten erhaltene, es fehlt ihr nichts als der halbe linke Vorderfuß und ein paar Finger. Die Nase und der linke Arm sind etwas beschädiget.

Von einem ähnlichen Bogenschützen sind bloß ein rechter Arm mit der Hand, und beide Füße vorhanden.

Die beiden übrigen Bogenschützen tragen Harnische von der Art, wie man solche häufig in den Vasen-Zeichnungen abgebildet findet. (Man s. Tischbein I. B., S. 4). Ich vermuthe, daß diese Form ursprünglich die der ägyptischen Harnische war, von welchen sie die Griechen entlehnten, wie nach Herodot die Meder eben dieselbe Form von den Aegyptiern angenommen hatten.

[1] Vielleicht V, 49. VII, 61? A. d. H.

Sie sind nämlich in gleicher Linie rund herum abgeschnitten, wie unsere heutigen Kürasse, und nicht nach Art der römischen, welche unter der Hüfte sich endigten und den Unterleib auch mit einschlossen. Diese an beiden Figuren angebrachten Harnische sind, wie unsere Kürasse, steif, ohne Anzeige von Muskeln, unterhalb mit einer doppelten Reihe von länglicht-viereckigen Lappen oder Ledern versehen und auf den Schultern mit Schlußbändern befestigt. Auf der linken Seite unter dem linken Arm ist der Schluß des Harnisches mit der größten Genauigkeit, und bei einem jeden derselben auf eine besondere Weise angegeben.

Unter dem Harnisch trugen sie einen kurzen Leibrock, der kaum auf die halben Schenkel reichte.

Anzug sowohl als Harnisch sind mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit vollendet, so daß man versichert seyn kann, alles sey auf das Gewissenhafteste nach der Natur gemacht, und nicht das Geringste daran vergessen.

L und M. Der eine von den beiden andern Bogenschützen, dem der Kopf, die beiden Vorderarme sammt den Händen fehlen, wie auch das linke Bein vom Knie abwärts, ist von jugendlichem und zartem Gliederbau.

Das Unterkleid, welches er unter dem Harnisch trägt, ist ebenfalls auf jene conventionelle Weise gefaltet, welche dem altgriechischen Styl eigen ist.

Der andere aber scheint von robustem Körperbau und im besten Mannesalter zu seyn. Was Stellung und Harnisch betrifft, ist er ganz gleich dem obigen, nur mit dem Unterschiede, daß das Unterkleid, welches er unter dem Harnisch trägt, nicht in dem conventionellen altgriechischen Styl gefaltet ist, sondern beinahe ohne alle Falte.

Auf dem Haupte trägt er einen Helm, welcher nach vorne zu einen Löwenkopf vorstellt, die Rückseite aber ist ganz glatt, wie an den übrigen Helmen. Uebrigens ist jene Helmverzierung mit ganz besonderem Geschmack und Liebe vollendet.

Vieles einzelne wäre hier noch zu bemerken, allein ich unterlasse es, weil eine solche detaillirte Beschreibung ohne zugegebene Zeichnung doch immer unzulänglich bleiben würde.

An dieser Figur fehlen der rechte Vorderarm, beide Hände und das linke Bein vom Knie abwärts.

Unter den zu den Bogenschützen gehörigen Bruchstücken befinden sich auch noch zwei Pfeilköcher, jeder von einer andern Form, aufs fleißigste vollendet. Diese waren, den vorhandenen Anzeigen zufolge, an der linken Hüfte durch Stifte, welche oben mit einer Schraube versehen waren, befestiget. Der eine dieser Köcher scheint dem Bogenschützen ohne Kopf, Lit. L., der andere aber, von mehr asiatischer Form, dem persischen Bogenschützen, Lit. K., anzugehören.

Hier ist noch eine Figur einzuschalten, von der man nicht recht weiß, ob sie unter die stehenden oder knieenden zu rechnen ist; doch scheint sie sich mehr zu dieser Abtheilung zu neigen; daher ich sie unmittelbar auf diese folgen lasse.

N. Von allen männlichen Figuren ist diese die kleinste, und mag einen Jüngling vorstellen, der gegen einen schon zu Boden gestreckten Krieger zu kämpfen scheint. Die Stellung ist beinahe knieend; der Jüngling scheint mit dem rechten Knie den Boden zu berühren. Das linke Bein ist aufgestellt, der linke Arm vorwärts ausgestreckt, der rechte aber unter sich zurückgebogen, wie es scheint, um dem Gegner einen Stich zu versetzen.

Er ist am ganzen Leibe nackt, wie, die Bogenschützen ausgenommen, alle übrigen Krieger, an denen, außer den Helmen, Schilden und einigen Beinharnischen, keine andere Bedeckung oder Bewaffnung wahrzunehmen ist.

Der Helm dieser Figur ist ohne Wölbung und fast ganz glatt; wie es scheint, war er ursprünglich mit einem Haarbusch versehen. Auch bemerkt man hier, so wie bei den übrigen, mehrere vorn auf dem Helm angebrachte Löcher zur Befestigung irgend einer Verzierung.

Die Backenschirme an den Helmen, welche bei allen besonders von Marmor angesetzt waren und an den Backen anschlossen, waren bei dieser Figur, wie aus den im Helm eingebohrten Löchern zu vermuthen, aufgezogen, d. h. sie standen nach oben, wie man es häufig in den griechischen Vasen-Zeichnungen findet, und wie solches sehr schön und deutlich an einer kleinen bronzenen Figur im Museo zu Florenz zu sehen.

Hinten am Halse, knapp unter dem Helme, sind gleichfalls zwei Reihen eingebohrter Löcher zu bemerken, zur Befestigung oder Aufnahme künstlich angebrachter Haarlocken, welche von Bleidraht und geringelt waren, beinah' in der Form unserer Kugelzieher. Zum Glück hat sich eine dieser Haarlocken erhalten, welche man, wie mich Herr Linkh versicherte, der bei der Ausgrabung zugegen gewesen, an einem der Köpfe noch hängend gefunden. Indessen könnte es auch seyn, daß dieses eine von den Bommeln wäre, womit, nach meiner oben gegebenen Beschreibung der Minerva, die Aegis derselben versehen war; denn auch diese waren, wie aus den Ueberresten zu schließen ist, von Bleidraht.

An dieser Figur fehlen beide Hände und der linke Vorderarm, der ganze linke Fuß und die Zehen des rechten. Im Uebrigen ist sie wohl erhalten.

IV.

Liegende oder verwundete Krieger.

Der liegenden Figuren sind vier, die sich in Hinsicht ihrer Stellung im Allgemeinen zwar ähnlich, doch unter sich etwas mehr verschieden sind als die der übrigen Abtheilungen.

O. Die eine von diesen liegenden Figuren stellt einen Jüngling vor, der im Begriff ist, sich einen Pfeil oder Wurfspieß aus einer Wunde unter der rechten Brust zu ziehen. Er ist am ganzen Leibe vollkommen nackt, ohne Helm und andere Bewaffnung.

Die Haare, zierlich gelegt, gehen in sich schlängelnden Linien symmetrisch vom Wirbel aus, und sind mit einer Art runder Schnur gebunden. Die Haare

des Vorderhaupts, von einem Ohre zum andern, endigen sich in kleine schneckenförmige Löckchen, welche in zwei Reihen übereinander liegen. Die Haare des Hinterhaupts aber fallen bis auf die Hälfte des Rückens in wellenförmigen Linien herunter, und endigen sich in flammenartige Spitzen. Diese Haare, so conventionell sie übrigens in ihrer Form und Anordnung sind, lassen doch in Hinsicht ihrer Behandlung und Vollendung nichts zu wünschen übrig.

Auf jeder Seite der Figur zeigen sich, zwischen Brust und Schultern, drei, in kleinen Abständen eingebohrte, Löcher; ein Umstand, den wir schon an der Statue der Minerva, wie auch an den beiden kleinern weiblichen Figuren B. und C. bemerkt haben. — Die allgemeine Meinung ist, daß diese Löcher zur Befestigung irgend eines Halsschmuckes gedient haben. Ich kann aber dieser Meinung nicht beistimmen, aus folgenden Gründen. Sollten diese Löcher wirklich zu dem angegebenen Zwecke gedient haben, so wäre zu vermuthen, daß sie in gleichen Abständen rings um den Hals herum angebracht wären, welches aber nicht der Fall ist; denn es stehen drei und drei zusammen auf jeder Seite der Brust. Ferner bemerkte ich an eben dieser liegenden Figur, daß die drei Löcher auf derjenigen Seite, nach welcher zu ihr Haupt geneigt ist, weit mehr seitwärts, d. h. gegen die Schultern zu, stehen, woraus ich vermuthen konnte, daß diese Löcher von der Stellung des Kopfs abhangen, und nach der verschiedenen Richtung desselben auch ihren Ort verändern. Ich schloß daher, daß solche vielmehr zur Befestigung und Aufnahme eines Bandes oder einer Schnur gedient haben, mit welcher die Haare umwunden waren, und die hinter dem Ohre wieder zum Vorschein kam, um sich auf der Brust in drei Kügelchen oder Bommeln zu endigen. In dieser Vermuthung wurde ich noch mehr bestärkt, da ich an dieser Figur sowohl als an der der Minerva auf jeder Seite hinter dem Ohre ein anderes Loch bemerkte, von dem aus wahrscheinlich dieses Band, das, wie es scheint, von Metall war, gegen die auf der Brust eingebohrten Löcher herablief. — In den griechischen Vasenzeichnungen von Tischbein findet sich diese Art Bänder, welche sich in zwei oder drei Kügelchen oder Bommeln endigen, sehr häufig. (Siehe Tischbeins Vasen I. B., S. 38. II. B., S. 34. 35. 43. 53. III. B., S. 48. IV. B., S. 16. 35).

Diese Figur zeichnet sich, außer ihrer schönen Sculptur und guten Erhaltung, noch durch ihre etwas sonderbare Stellung aus, indem sich die beiden Schenkel auf eine wunderliche Weise überkreuzen; der Verwundete liegt nämlich auf der linken Seite, mit dem linken Vorderarm auf der Erde gestützt, das linke Bein ist ausgestreckt, das rechte aber schlägt sich über das linke vor, so daß der rechte Fuß vor dem linken Arm zu stehen kommt. Mit dem rechten Arm zieht er sich den Wurfspieß aus der Wunde.

An dieser Figur fehlt nur weniges, nämlich das rechte Bein vom Knie bis auf die Knöchel, an den Füßen fehlen alle Zehen, an der linken Hand alle Finger; vom rechten Vorderarm fehlt ein Stückchen.

P. Beinahe dieselbe liegende Figur, der vorhergehenden ähnlich, nur mit Ausnahme jener Ueberschränkung der Schenkel und der verschiedenen Richtung

der Arme, ist, jedoch in verkehrter Stellung, nochmals vorhanden. Es herrscht in der Bewegung dieser Figur eine außerordentliche Wahrheit und Grazie; es ist nur zu bedauern, daß ihre ganze Vorderseite so sehr von der Erdsäure gelitten hat; doch hat sich die Rückseite derselben um so besser erhalten. Diese Figur hatte, wie die so eben beschriebene, lange, auf den Rücken herabwallende Haare, nur mit dem Unterschiede, daß jene in ihrer Form den Nudeln gleichen, diese auseinander liegenden schmalen Bändern ähnlich sehen und in liniengerader Richtung abgeschnitten sind, während jene sich in flammenartige Spitzen endigen.

An dem linken Schenkel bemerkt man ein eingebohrtes Loch in Form einer Wunde, und zunächst dabei vier unmerklich hervorstehende Fortsätze des Marmors. Ich vermuthe, daß dieß Spuren der Finger sind, und der Verwundete vielleicht mit der Hand nach der Wunde gegriffen, die er durch einen Pfeilschuß erhalten; vielleicht war in dem Loche ein Pfeil von Metall befestiget.

Auch bemerkt man an dieser Figur, so wie an den meisten dieser Krieger, ein eingebohrtes Loch auf der rechten Schulter und einige andere unter dem linken Arm, welche wahrscheinlich einst zur Befestigung des Riemens dienten, an dem das Schwert (Parazonium) hing, welches gleich dem Riemen muthmaßlich von Bronze war.

Der Kopf, der ganze linke Arm und der rechte Vorderarm fehlen, wie auch die beiden Beine vom Knie abwärts, sammt den Füßen und Händen.

Q. Ich gehe nun zur dritten dieser liegenden Figuren über, welche einen schon etwas ältlichen Mann vorzustellen scheint. Eine ziemlich starke Musculatur zeigt sich am ganzen Körper, dabei bemerkt man jedoch einen gewissen Grad von Fette, den gewöhnlich das Alter mit sich bringt. Diese Mischung von ältlicher Schwäche und jenes Ueberrestes jugendlicher Kraft hat der Künstler auf das glücklichste vereiniget und dargestellt, und ich trage daher kein Bedenken, diese Figur unter die vorzüglichsten dieser Sammlung zu zählen.

Die Stellung dieses zu Boden gestürzten Alten ist allerdings etwas gewaltsam, doch keineswegs übertrieben. Er scheint bei seinem Fall sich bloß durch Hülfe des Schildes, den er am linken Arme trägt, etwas weniges über dem Boden erhalten zu haben. Mit der Rechten scheint er sein Schwert ziehen zu wollen, wie man aus der Oeffnung der Hand sowohl als der Richtung derselben schließen kann. Ich war, ehe diese Figur gehörig zusammengesetzt wurde, nicht abgeneigt zu glauben, daß er mit seiner Rechten einen Wurfspieß aus dem innern Theile des Schilds zu ziehen bemüht sey. Eine in dem untern Theil des Schildes angebrachte Oeffnung hatte mich auf diesen Gedanken geleitet; allein bei völliger Zusammensetzung der Theile und abermaliger genauer Untersuchung zeigte es sich, daß die Hand mit jener Oeffnung des Schilds nicht in der erforderlichen Richtung stehe, um eine solche Vermuthung darauf gründen zu können.

Auf dem Haupte hat er einen Helm, welcher etwas höher gewölbt ist als der der Minerva; vorn über den Augen endigt er sich in zwei halbzirkelförmige Ausschnitte, welche mit dem Rande der Augenbraunen gleichlaufen; das Mittelstück aber zwischen beiden Augen läuft bis auf die Nasenspitze herunter und

bedeckt auf diese Weise den Nasenrücken nach seiner ganzen Länge. Der Helm ist übrigens mit Backenschirmen versehen, welche besonders angesetzt waren; diesen Umstand bemerkt man auf der einen Seite, wo die Ansetzung fehlt, und bloß noch der Metallstift übrig ist, durch den sie befestiget war. Oben in der Mitte auf dem Helm bemerkt man eine Vertiefung, welche, wie es scheint, zur Befestigung des Helmbusches diente. Außer dem Bart von ganz eigner und steifer Art ist von Haupthaaren nichts zu sehen.

An eben dieser Figur findet sich eine antike Ergänzung oder Ausbesserung am rechten Gesäßmuskel, welche gleich bei Verfertigung der Statue gemacht scheint; vielleicht daß der Marmor an jener Stelle mangelhaft war, oder daß ein bei der Bearbeitung gemachtes Versehen nöthigte diese Stelle auszubessern. Sowohl hier als an einigen andern Stellen bemerkt man genau, daß die Alten bei ihren Ergänzungen sich nicht, wie wir, des sogenannten griechischen oder calabrischen Pechs bedienten, sondern einer andern, uns unbekannten Kitte.

An dieser Figur fehlt bloß das rechte Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, einige Finger an der linken Hand und einige Stücke am linken Schenkel.

R. Die vierte dieser liegenden Figuren gleicht den beiden ersten an jugendlichem Körperbau. Die Stellung oder Lage dieses Kriegers ist der der übrigen mehr oder weniger ähnlich, mit dem Unterschied jedoch, daß dieser sich mit der Hand auf den Boden zu stützen scheint; die beiden ersten aber mit den Ellbogen. An dem linken Arme trägt er einen Schild, welcher, wie es scheint, mit einer Schraube an den Arm befestiget war.

Diese Figur hat sowohl in Hinsicht ihrer vollkommenen Bearbeitung als guten Erhaltung den Vorzug vor allen übrigen und könnte vielleicht den Kunstwerken aus der Zeit des Perikles zur Seite stehen.

Außer dem Kopfe, welcher ihr fehlt, mangelt ihr kein wesentlicher Theil des Körpers. Die Finger der Hand und die Zehen der Füße und einige wenige ausgesprungene Stückchen sind die einzigen Theile, welche mangeln. Zu bedauern ist es übrigens, daß die rechte Brust und Achsel durch die Feuchtigkeit der Erde oder die Witterung sehr gelitten und stark zerfressen ist. Die übrigen Theile sind dafür um so besser erhalten und so frisch, als wären sie erst aus der Hand des Künstlers hervorgegangen.

Daß wahrscheinlich noch eine fünfte dieser liegenden Figuren ursprünglich vorhanden gewesen, läßt sich aus einigen Bruchstücken von Beinen und Füßen schließen.

---

§. II.

Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren, oder doch zu dem Tempel gehört haben.

Nachdem ich die vorhandenen Statuen so genau, als es mit Worten geschehen kann, zu beschreiben versucht habe, würde es nicht erlaubt seyn die Bruchstücke jeder Art zu übergehen, welche sämmtlich vielleicht noch zu jenen Bildern gehören; denn mit Gewißheit läßt sich vor der Hand nicht darüber urtheilen, da die Zwischenstücke fehlen; wenn jedoch einmal Hand an die Ergänzung gelegt und jedes dieser übergebliebenen Bruchstücke nochmals genau untersucht und geprüft wird, muß es sich zeigen, ob einige, und welche derselben noch zu der einen oder andern Figur gehören. Hoffen läßt sich einstweilen, daß noch manches dieser Stücke seine ursprüngliche Stelle wieder finden wird.

Es würde zu nichts führen, und auch zu weitschweifig seyn, jedes dieser Bruchstücke einzeln anführen zu wollen; ich spreche also bloß von den vorzüglichsten, und diese sind folgende:

A. A. Drei Köpfe von Kriegern. Der eine hat einen hochgewölbten Helm von der bekannten griechischen Form mit dem Visier oder mit Augenlöchern und Nasenschirm. Auch haben sich auf demselben Ueberreste des Haarbusches erhalten. Der Helm ist gegen das Hinterhaupt zurückgeschoben, so daß man über der Stirn unter dem Helm bis nahe auf den Wirbel hineinsehen kann. Es ist zu bewundern, mit welcher Nettigkeit und Pünktlichkeit die Haare an dieser Stelle gearbeitet sind, obschon das vorstehende Visier diese Vollendung beinahe unmöglich machen mußte.

Die Haare sind nach der an allen Köpfen gleichen Art gearbeitet, nämlich in Form von Maccaroni. Die Haare vom Hinterkopf sind unter dem Helme hinaufgeschlagen und durch eine um das Haupt laufende Schnur befestiget, am Ohr mit den Vorderhaaren vereinigt, mit welchen sie von einem Ohr zum andern in eine Reihe von schneckenartigen Löckchen sich endigen. Der Kopf ist sehr jugendlich und scheint zu dem liegenden Krieger Lit. R. zu gehören. Proportion und Charakter des Kopfs stimmen mit der Figur wohl überein, nur hat gerade die Stelle des Halses durch Einwirkung der Feuchtigkeit sehr gelitten, der Bruch fügt sich nicht mehr, und so bleibt es zweifelhaft, ob er derselben angehöre.

Der andere Kopf ist gleichfalls mit einem Helm versehen, der jedoch eine verschiedene Form, nämlich nicht die der hohen Wölbung oder Kuppel, hat, sondern ganz knapp am Haupte anliegt. Vorn über den Augen ist er nicht in gerader Linie abgeschnitten, sondern endigt sich nach der Linie der Augenbraunen in zwei

halbzirkelförmigen Ausschnitten. In der Mitte dieser beiden Ausschnitte des Helms ist, gerade da, wo die Nase anfängt, ein Stückchen Marmor eingesetzt. Ich vermuthe, daß der Helm vermöge dieses Fortsatzes, der sich bei der Figur Lit. Q. in seiner ganzen Länge erhalten, ebenfalls bis auf die Spitze der Nase ging und den Nasenrücken bedeckte. Ein Gleiches findet man an dem Kopfe der Figur Lit. N.

Daß diese Helme insgesammt gemalt gewesen, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. An mehreren habe ich Spuren himmelblauer Farbe entdeckt; dieser aber scheint eine besonders gemalte Verzierung gehabt zu haben, denn man bemerkt an der einen Seite des Helms eine nach Art eines Netzes sich überkreuzende Perlenschnur. Diese netzartige Perlenschnur scheint gemalt gewesen zu seyn, und die enkaustische Farbe die Oberfläche des Marmors glatt erhalten zu haben, während die unbemalten Theile durch die Witterung etwas weniges angefressen und rauh wurden, wodurch sich eine Art von chiar-oscuro bildete, obschon, eine kleine Stelle ausgenommen, wo man Spuren himmelblauer Farbe wahrnimmt, sich von der eigentlichen Farbe fast nichts erhalten hat.

Was ich früher von dem farbigen Anstrich der Lippen und Augäpfel, gestützt auf eine ähnliche Beobachtung an fast allen Köpfen, erwähnte, erhält hierdurch eine neue Bestätigung. Auch hat sich an dem Kopfe der Minerva wirklich noch eine nicht unmerkliche Spur dieser Bemalung erhalten.

Der Kopf ist jugendlich, und gleich dem vorigen sehr gut erhalten. Es sind an ihm keine Haare sichtbar, sondern rückwärts am Halse, kurz unter dem Helme, befinden sich eine Reihe kleiner, eingebohrter Löcher, welche, wie ich schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatte, wahrscheinlich zur Aufnahme jener künstlichen bleiernen Haarlocken gedient haben.

Der dritte dieser Köpfe, dem die untere Kinnlade mangelt, ist gleichfalls mit einem Helm versehen, und zwar von der knapp anschließenden Form. Vorn an dem Helm, von einem Ohr zum andern, laufen neben einander zwei Einschnitte fort, in welchen sich eine doppelte Reihe von eingebohrten Löchern befindet; in diesen sind noch Spuren von Bleidraht bemerklich. Das vorhandene Bleilöckchen soll an diesem Kopfe noch zum Theil hängend gefunden worden seyn, und scheint die oft wiederholte Vermuthung zu bestätigen. Dieser Kopf könnte zu der Figur Lit. G. gehören.

Von einem andern Kopfe hat sich bloß ein Viertheil erhalten, nämlich ein Stück des Helms von der Form des eben beschriebenen, nebst dem Ohre, welches sehr schön und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet ist.

B. B. Bruchstücke von Schenkeln, Beinen und Füßen.

Zwei Schenkel sammt den Beinen; beide scheinen zusammenzugehören. Das rechte ist gestreckt, das linke stark gebogen; die Füße fehlen. Ich vermuthe, daß sie zu einer Figur gehört haben, welche eine ähnliche Stellung mag gehabt haben, wie jene oben beschriebenen Figuren, lit. D. E.

Ferner zwei Schenkel ohne Beine. An den Knieen bemerkt man Spuren von Beinharnischen. Sie scheinen zu einer geharnischten Figur gehört zu haben, welche eine ähnliche Stellung haben mochte, wie die Bogenschützen lit. L und M.

An der Dicke des Schenkels haben sich Spuren des Leibrocks erhalten, auf die diesem Styl zukömmliche Weise gefaltet.

Ein Bein vom Knie abwärts, sammt dem Fuße, welches scheint zu einer liegenden Figur gehört zu haben. Es ist bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, daß man glaubt, ein lebendiges Bein vor sich zu sehen.

Ferner sind noch eine gute Anzahl von Beinen jeder Art vorhanden, theils mit den Füßen, theils ohne dieselben. Auch sind noch mehrere Füße allein übrig, sowohl männliche als weibliche; mehr oder weniger erhalten, worunter einige sich, wegen ihrer schönen Bearbeitung und zierlichen Form, vorzüglich auszeichnen.

C. C. Bruchstücke von Armen und Händen.

Von Armen, mit Schilden versehen, sind mehrere ganz, einige theilweise vorhanden, unter welchen sich vorzüglich einer sowohl der Schönheit als guten Erhaltung wegen auszeichnet. Die Schilde selbst, obwohl in unzählige Stücke zerbrochen, sind zum Theil vorhanden.

Außer diesen mit Schilden versehenen Armen, sind noch viele Bruchstücke von andern übrig, welche theils zu liegenden theils zu kämpfenden Kriegern mögen gehört haben. Auch findet sich ein weiblicher Vorderarm mit einem Stück Gewand vor, welches Stück, wie aus dem Marmor hervorleuchtet, besonders angesetzt war.

Ferner noch mehrere Hände, mehr oder weniger beschädiget.

Letztlich noch eine Anzahl von Bruchstücken verschiedener Theile, welche größtentheils zu Körpern, welche nicht mehr vorhanden, zu gehören scheinen, vielleicht aber auch noch zu den vorhandenen gehören, ohne daß jedoch mit Gewißheit sich bestimmen ließe, zu welchen, da vielleicht die Zwischenstücke oder verbindenden Theile fehlen.

Auch sind noch eine gute Anzahl Bruchstücke von Helmverzierungen, d. h. der obern Haarbüsche oder Auffätze der Helme, vorhanden.

Aus Vergleichung dieser Bruchstücke mit den noch übrigen Statuen erhellt, daß die ursprüngliche Zahl der Statuen weit beträchtlicher gewesen seyn muß; nach meiner Schätzung mögen sie sich auf dreißig belaufen haben.

D. D. Von den Greifen, welche auf den äußern Enden des Frontons gestanden haben, und deren wahrscheinlich vier seyn mußten, nämlich an jedem

Ende des Giebels einer, sind nur wenige Bruchstücke vorhanden. Es ist zu bedauern, daß sich kein einziger Kopf von diesem Arimaspischen Thier erhalten; was davon vorhanden, ist der hintere Theil eines Körpers, mehrere Stücke von Beinen und Flügeln derselben.

E. E. Auch ist ein kleiner Altar von runder Form aus Tuffstein vorhanden, von welchem Stein der ganze übrige Tempel erbaut war, die Dachziegel und das obere Gesimse ausgenommen, welche von weißem Marmor waren. Von diesen Dachziegeln sind gleichfalls einige in Bruchstücken und einer vollständig vorhanden. Die Vorderseiten dieser Dachziegel sind bemalt gewesen, wie man deutlich aus dem Marmor ersehen kann. Ferner sind viele Bruchstücke von Architektur, theils aus Tuffstein theils aus Marmor vorhanden, auch mehrere Dachziegel aus gebrannter Erde, welche gleichfalls bemalt gewesen.

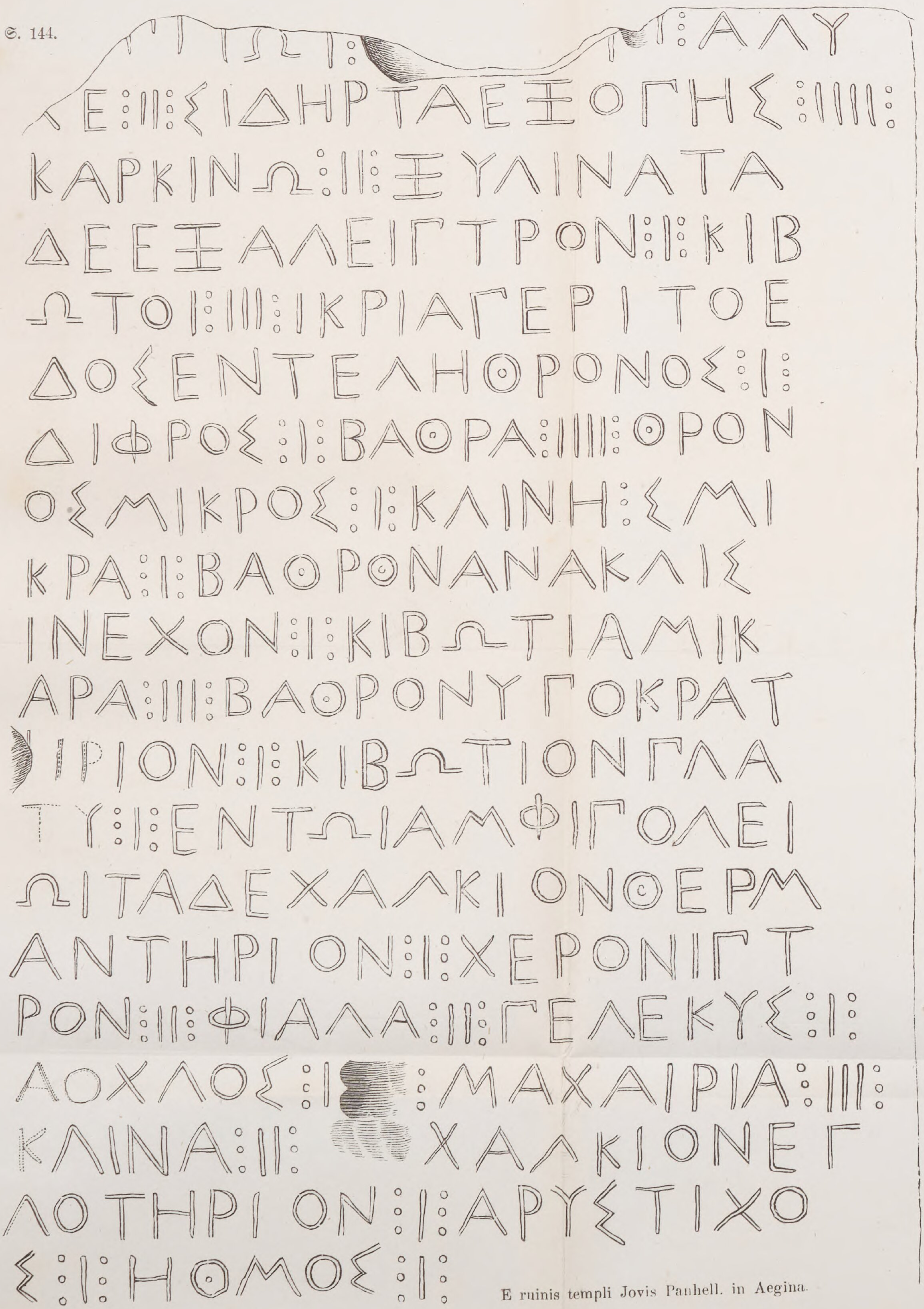
F. F. Nicht minder merkwürdig ist das Stück eines Pilasters, aus weißgrünem Marmor, worauf eine griechische Inschrift eingehauen ist, woran jedoch der obere Theil mangelt, und welche ein Verzeichniß der in diesem Tempel vorhandenen Sachen und Geräthschaften enthält.

Das beigegebene Blatt enthält eine genaue Copie derselben. Aus der Form der Schrift zu schließen, ist diese Inschrift aus weit späterer Zeit als die Bildwerke und der Tempel.

* * *

Zusatz vom Herausgeber.

Wenn diese Inschrift auch in paläographischer Hinsicht weniger als manche andere wichtig seyn mag, so mögen ihrer die Antiquare, welche manchen angenehmen Beleg aus derselben entlehnen können, desto eher sich erfreuen, so wie diejenigen, welchen Bereicherung der Wörterbücher am Herzen liegt, da die Inschrift einige bisher unbekannte Wörter zu enthalten scheint. Lesern, die in Inschriften nicht eben geübt sind, glaubt man durch Mittheilung einer Uebersetzung gefällig seyn zu müssen. Nur bedingt man sich aus, die Herstellung der schadhaften ersten Zeile und die Erklärung des letzten noch auf die zweite Zeile hinüber gehenden Worts Geübteren zu überlassen. Die Zahlen der Stücke sind durch die zwischen den drei Punkten ⁝⁝ befindlichen Doppelstriche angegeben, über deren Bedeutung die vielen Singulares und Duales keinen Zweifel lassen.



E ruinis templi Jovis Panhell. in Aegina.

Zeile der Inschrift.		Zahl der Stücke.
2	Eiserne (Waffen oder Werkzeuge), so außer der Erde sind	4
3	Zangen	2
	Folgende Sachen sind von Holz:	
4	Salbenbüchse	1
	Schränke	3
5,6	Das Gerüste um den Sitz (Tempel, Bildsäule?) her vollständig.	
6	Thron	1
7	Stuhl (Sänfte, Wagen?)	1
7	Gestelle	4
8	Kleiner Thron	1
9	Kleines Ruhebett	1
10	Gestell, das sich zurücklegen läßt	1
11	Kleine Schränkchen	3
12	Gestell unter einen Becher	1
13	Breites Schränkchen (Kästchen)	1
	In der Sacristei befindet sich Folgendes:	
14	Kupferner Kessel	1
15	Schüssel zum Händewaschen	2
16	Schalen	2
	Axt	1
17	Hebel (μόχλος)	1
	Messer	3
18	Ruhebetten (κλίνα, Dual.)	2
	Kupfernes Gefäß zum Auswaschen	1
	Eimer	1
19	Durchschlag	1

* *
*

Von metallenen Geräthschaften hat sich übrigens nichts erhalten. Es finden sich bloß zwei Stifte vor, von welchen ich nicht weiß, wozu sie könnten gedient haben.

G. G. Auch sind mehrere Bruchstücke von griechischen Vasen und kleinen Figürchen aus gebrannter Erde vorhanden, welche gleichfalls bei Ausgrabung des Tempels gefunden wurden; bemerkenswerth sind besonders Bruchstücke einer Tazze von seltener Schönheit; zu bedauern ist, daß der Fuß, und folglich das Mittelstück mangelt. Auf dem innern Theil derselben war die Europa, auf dem Stier sitzend, farbig auf weißem Grund abgebildet, die Armspangen, der Halsschmuck, die Ohrenringe und Heften des Kleides, so wie das Diadem der Europa, sind auf der Schale in erhöhter Arbeit angezeigt und vergoldet. Die Außenseite der Schale ist, wie gewöhnlich, von schwarz und rother Arbeit, zwei geflügelte Geniusse vorstellend, welche in der einen Hand eine Schale, in der andern eine Leyer halten.

H. H. Zuletzt muß ich noch eines kolossalen elfenbeinenen Auges Erwähnung thun, welches gleichfalls beim Ausgraben des Tempels gefunden worden. Es ist bloß das Weiße vom Auge, die Stelle des Augapfels ist etwas weniges vertieft, und war, wie es scheint, von einer andern farbigen Materie eingesetzt. Die Länge dieses Auges, von einem Winkel zum andern gemessen, beträgt gerade einen halben römischen Palm oder 4¹/₄ Zoll franz. Maß. — Ob dieses Auge einst einer kolossalen Statue angehörte, an welcher es nach antiker Sitte eingesetzt war, oder ob es als ein Ex Voto zu betrachten sey, weiß ich nicht zu sagen. — Daß es einer Statue angehört habe, möchte jedoch aus diesem Grunde nicht wahrscheinlich seyn, weil, da man das Auge im Tempel gefunden, doch wohl auch etwas von den übrigen Theilen dieser kolossalen Statue sich hätte finden müssen, was nicht der Fall war. In dieser Hinsicht halte ich die andere Vermuthung für wahrscheinlicher, daß es nämlich als ein Gelübde in dem Tempel aufbewahrt wurde.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Folgende Betrachtungen möchten doch vielleicht auf einen andern Schluß leiten. Eine Bildsäule des Gottes mußte sich in dem Tempel befinden. Daß sie kolossal war, ist freilich nicht historisch zu beweisen, aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Daß dieser Koloß von Gold und Elfenbein war, dieses läßt sich bei dem Mangel an Nachrichten vielleicht nicht so bestimmt versichern, als von Herrn Quatremère-de-Quincy in dem oftmals angeführten Werk p. 306 not. 4 geschieht.

Bedenkt man aber das hohe Alter dieser Bildsäulen von Gold und Elfenbein und ihren fast allgemeinen Gebrauch in den Haupttempeln Griechenlands, so erhält auch diese Voraussetzung eine sehr große Wahrscheinlichkeit. Sobald dieses angenommen wird, erklärt sich vollkommen, warum keine andern Theile dieses kolossalen Bildes gefunden worden. Eine Statue von Gold und Elfenbein, die an sich weniger der Zeit widerstand, hatte für Barbaren und andere Plünderer ganz andere Reize als ein bloßes Marmorbild. Daß von dem Jupiterbild zu Aegina keine andern Bruchstücke gefunden worden, ist daher ebenso natürlich, als daß im Parthenon zu Athen jede Spur der kolossalen Minerva von Elfenbein und Gold verschwunden war, indeß die Marmorbilder in den beiden Giebeln noch bis auf die Zeiten von Spon und Wehler verhältnißmäßig wohlerhalten waren. Ja, bedenkt man die auffallende Aehnlichkeit, die zwischen beiden Tempeln, dem des Panhellenischen Jupiters auf Aegina und dem der Minerva zu Athen, in Ansehung der Giebelverzierung und der Art stattgefunden, wie die Bilder in den beiden Giebelfeldern angeordnet waren (m. s. §. VII dieses Berichts), so dürfte man leicht den ersten als eine Art von Prototyp des letzten vermuthen und beide sich auch übrigens ähnlicher vorstellen. Es möchte daher dieses kolossale Auge, das als ein bloßes Ex voto so groß zu bilden keine Nothwendigkeit vorhanden war, nun vielmehr die ehemalige Existenz eines kolossalen Jupiters in dem Tempel von Aegina außer Zweifel setzen, und in dieser Hinsicht an Merkwürdigkeit gewinnen. Die Stelle des Augapfels kann man sich mit einem farbigen Stein ausgefüllt, aber wahrscheinlicher, wie an den andern Bildern, auch gemalt denken, wodurch die geringe Vertiefung dieser Stelle begreiflicher wird.

---

§. III.

Ueber den Styl dieser Figuren.

Nachdem ich das Aeußere der äginetischen Bilder, soviel möglich, beschrieben, gehe ich auf den Styl derselben über, so sehr ich fühle, wie schwer es ist, bloß durch Worte einen deutlichen Begriff oder ein anschauliches Bild von

einer Sache zu geben, die nur durch eigene Beschauung in ihrer Wahrheit und Lebendigkeit erfaßt werden kann.

Allein da man bei Kennern und Liebhabern, für welche dieses allein geschrieben ist, so viel Kenntniß der Kunst und des Alterthums im Allgemeinen voraussetzen darf, als nöthig ist, um von dem einen auf das andere schließen zu können, so unterstehe ich mich, nach meiner Möglichkeit eine Vorstellung von dem Styl und den Eigenthümlichkeiten dieser frühern Kunstwerke zu geben.

Ehe ich aber zur Untersuchung der einzelnen Theile und ihrer Eigenthümlichkeiten, welche eigentlich diesen Styl charakterisiren, übergehe, halte ich für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, damit der Leser das, was ich später sagen werde, um so leichter unter einen gewissen Gesichtspunkt stellen und fassen könne.

Ich suche diesen Gesichtspunkt vorerst durch Wiederholung der früheren Bemerkung festzusetzen, daß diese Figuren sowohl in Hinsicht des Nackenden als der Bekleidung ganz dem Styl ähnlich sind, welchen man bisher den hetrurischen nannte und welcher, wie ich späterhin zu beweisen suchen werde, eigentlich der altgriechische Styl zu nennen ist.

Wenn jedoch diese Aehnlichkeit sich in Ansehung aller dem hetrurischen Styl bisher zuerkannten Eigenthümlichkeiten nachweisen läßt, so gebe ich gern zu, daß vielleicht einige kleine Abweichungen bemerklich seyn können, durch die sich die äginetische Schule, von welcher Pausanias, Plinius und andere[1] mit so vielem Lobe gesprochen, von dem hetrurischen oder altgriechischen Styl unterschieden haben mochte.

So kann vielleicht das Nackende an diesen Figuren sich darin von den sogenannten hetrurischen Werken gewissermaßen unterscheiden, daß jene mit einer solchen Natur und Wahrheit gearbeitet sind, wie man sie selten bei den sogenannten hetrurischen Werken anzutreffen pflegt. (1)

Es herrscht nämlich in allen Theilen des Körpers, die Köpfe ausgenommen, von welchen ich weiter unten sprechen werde, die treueste Nachahmung der Natur bis auf alle Kleinigkeiten und Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen, oder einem Bestreben, die Natur, wie man es nennt, idealisiren zu wollen. Doch diese treue Nachahmung der Natur ist hier in ihren Formen nicht mager, holzig, oder wissenschaftslos, wie man an den frühern Werken der alten und neueren Kunst zu finden gewohnt ist, sondern es ist eine wohlverstandene Nachahmung der schönen Natur, vereinigt mit der vollkommensten Kenntniß der Knochen und Muskeln, woraus von selbst erfolgen und sich ergeben mußte, daß also gestaltete Glieder lebendig und bis zur Täuschung natürlich erscheinen, so zwar, daß man sich bei einigen Theilen, wegen ihrer bis zur Täuschung gehenden Natürlichkeit, davor entsetzt, und sich scheut sie anzufühlen.

Doch diese Natürlichkeit ist auch nicht immer und durchaus frei vom Conventionellen, sondern man bemerkt an einigen Stellen oder Theilen des Körpers

[1] Plinius gedenkt unseres Wissens eines besondern äginetischen Styls weder im Guten noch im Bösen. A. d. H.

gewisse Sonderbarkeiten und Abweichungen von der gewöhnlichen Form, wie sich aus dem, was ich weiter unten anführen werde, ergeben wird.

In Hinsicht auf Proportion sind diese Figuren im Allgemeinen schlank, etwas schmal von Hüften, die Beine eher etwas zu lang als zu kurz; besonders auffallend ist dieses bei der Minerva und den beiden kleinen weiblichen Figuren B und C, bei welchen, von der Rückseite betrachtet, der obere Theil des Körpers bis unter den Gesäßmuskel weit kürzer ist als die Beine vom Gesäßmuskel abwärts, welches sich bekanntlich in der Natur umgekehrt verhält. (2)

Die Stellungen sind natürlich, oft ganz eigen, manchmal auch etwas gezwungen, oder verdreht, wie dieses bei dem liegenden Alten Lit. Q und den Beinen der Minerva der Fall ist; doch will ich nicht damit sagen, daß es nicht möglich sey, sich so zu stellen, oder jene Stellung anzunehmen. Indessen herrscht durchgängig sehr viel Leben in den Bewegungen, obschon ich sie nicht ganz frei von einem gewissen Anschein von Steifheit sprechen kann.

Es wird vielleicht manchem nicht klar seyn, wie eine Figur voll Leben und Bewegung auch zugleich eine gewisse Steifheit an sich haben könne. Aber finden wir nicht auch in den Bildern des Giotto, des Massaccio, Pinturicchio, Pietro Perugino u. a. bei aller ihrer Gemüthlichkeit, Lebendigkeit und unnachahmlichen Anmuth gleichfalls diesen Anschein einer gewissen Steifheit? — Ich möchte es das Gepräge der Unschuld und Kindheit nennen; denn auf gleiche Weise zeigt es sich in den frühern Kunstwerken der Griechen und den eben erwähnten Werken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Gewänder sind durchgängig ganz conventionell, sehr knapp anliegend, besonders an den Schenkeln und Beinen. Die Falten fallen nicht natürlich, sondern sind künstlich gelegt und gepreßt, und endigen sich gewöhnlich in gerade herunter fallende Massen, mit im Zickzack laufenden Enden. Eine genauere Beschreibung der Falten halte ich um so weniger nöthig, als sie hinlänglich aus den altgriechischen und den sogenannten hetrurischen Kunstwerken bekannt und alle einander völlig ähnlich sind; nur muß ich bemerken, daß diese Gewänder, so conventionell und steif sie in ihrer Anlage sind, bei dem allem mit einem außerordentlichen Geschmack behandelt und mit unglaublichem Fleiße ausgeführt sind, wodurch sie sich vor den gewöhnlichen altgriechischen und sogenannten hetrurischen Werken auszeichnen.

Ich gehe nun zur Beschreibung der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Eigenthümlichkeiten über.

Die Köpfe dieser Figuren oder die Gesichter scheinen in Hinsicht ihrer Bildung oder des Styls um ein gutes älter zu seyn als die übrigen Theile des Körpers, oder auf eine weit frühere Kunstepoche zu deuten. An ihnen bemerkt man durchgängig jene früher eingeführte Form, von der man annehmen kann, daß die Griechen sie den Aegyptiern abgeborgt haben.

Die Augen sind nämlich sehr hervorliegend, ein wenig in die Länge gezogen, mitunter etwas chinesisch gestellt.

Der Mund hat starke hervorspringende Lippen, mit scharfen Rändern,

auch sind bei einigen die Mundwinkel etwas in die Höhe gezogen, welches ihnen einen Anschein von lächelnder oder grinzender Miene gibt.

Die Nasen und Ohren haben in ihrer Form nichts Ausgezeichnetes; erstere scheinen bloß etwas kleinlicht, letztere aber sind mit der größten Wahrheit und ganz besonderem Fleiße ausgeführt und bearbeitet.

Das Kinn ist etwas stark und voll, so daß der Theil von der Nase bis zum Ende des Kinns in dem Verhältnisse zu den übrigen Gesichtstheilen um ein Beträchtliches zu groß ist.

Was ich hier in Ansehung der Gesichtstheile bemerkte, gilt von allen Figuren ohne Ausnahme. Von der Minerva an bis zum letzten der Krieger sehen sich alle ähnlich und scheinen insgesammt leibliche Brüder und Schwestern zu seyn, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft; zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Gottheit und Menschheit ist nicht der geringste Unterschied zu bemerken. —

Die Haupthaare sind in Hinsicht ihrer Darstellung ebenso conventionell als die Falten, und von dem natürlichen und ungekünstelten Schlag der Haare ebenso weit entfernt, als es etwa eine steife gepuderte Abbaten-Perucke seyn mag. Sie gehen nämlich, wie ich schon bei Beschreibung der einzelnen Figuren Gelegenheit hatte zu bemerken, in gleichlaufenden Linien, in der Form dicker Bindfäden oder Maccaroni, vom Wirbel aus, und fallen zum Theil in wellenartigen Linien über den Rücken herunter, zum Theil aber endigen sie sich nach vorn zu von einem Ohr zum andern, in kleine schneckenförmige Löckchen, sehr zierlich und künstlich gebildet. Die der Minerva sind eigentlich die sonderbarsten und bizarrsten von allen; doch läuft es bei allen mehr oder weniger auf jene conventionelle Form hinaus.

Ebenso sonderbar und conventionell sind die Haare über der Scham behandelt. Sie sind alle nach einer gewissen Form geschnitten, und sehr sorgfältig in verschiedene Partien abwechselnd gekräuselt und in regelmäßige Löckchen gelegt. Die Form des Schnitts kommt zwar bei allen auf ein gleiches heraus, doch herrscht auch in derselben einige Verschiedenheit und Abweichung. — Diese ihnen künstlich gegebene Form, die sorgfältige Weise, mit der sie auf die eine oder andre Art gelockt sind, und endlich die ängstliche Bearbeitung und gewissenhafte Darstellung derselben lassen, wie mir scheint, keinen Zweifel übrig, daß man zu den damaligen Zeiten die Schamhaare zu kräuseln pflegte, und eine gewisse Prätension oder Werth darein legte. Dieses mag vorzüglich der Fall gewesen seyn, wenn die Jugend bei öffentlichen Feierlichkeiten, Spielen oder Kampfübungen nackt zu erscheinen hatte. Ebenso glaube ich, daß die Art, wie die Haupthaare an diesen Figuren vorgestellt sind, nicht eine Caprice des Künstlers oder eine festgesetzte Norm in der Kunst war, sondern daß es wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, die Haare auf solche Weise zurecht zu machen und zu tragen.

Eine gleiche Meinung hege ich von der conventionellen Form der Gewänder und ihrer gepreßten und künstlich gelegten Falten, welche wir an allen übrigen altgriechischen und hetrurischen Kunstwerken erblicken. (3)

Die Leiber sind etwas schmal über den Hüften, und die Anzeige der Rippen und der gesägten Muskel (dentati) ein wenig mager und kleinlicht, sonst aber ganz von der gewöhnlichen Form, einige wenige Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten abgerechnet, welche ich hier bemerken werde; nämlich daß bei allen diesen Figuren der schwertförmige Brustknorpel (ensiformis) mehr oder weniger sichtbar ist, welches doch nur der Fall zu seyn pflegt, wenn der Leib stark rückwärts gebogen ist, indeß es hier bei allen Figuren der Fall ist, auch ohne die Bewegung, durch welche jener Knorpel hervortritt. Ferner, daß bei allen diesen Figuren die Abtheilung des geraden Muskels, welcher von dem Ende der Brust gegen den Nabel perpendiculär herunter läuft, von der sonst gewöhnlichen Art ihn zu bilden abweicht; denn gewöhnlich macht man, wie es sich auch an allen späteren Kunstwerken findet, die obere Abtheilung dieses Muskels größer als die untere, welche dem Nabel zunächst ist; hier aber ist es der umgekehrte Fall, die untere Abtheilung ist bei vielen größer, bei andern aber ebenso groß als die obere. — Ich bemerke diese Abweichungen von der sonst gewöhnlichen Form, weil diese Eigenthümlichkeiten charakteristisch für diesen Styl zu seyn scheinen.

Die Arme haben nichts Ausgezeichnetes oder von der gewöhnlichen Form Abweichendes, als daß sie vielleicht eher etwas zu kurz als zu lang scheinen. Die Knochen, Muskeln und Adern, selbst die Zufälligkeiten der Haut sind hier, wie bei allen übrigen Theilen des Körpers, mit einer solchen Treue und Wahrheit dargestellt, daß viele Theile geradezu die Natur selbst, oder über dieselbe geformt zu seyn scheinen.

Die Hände sind ebenso natürlich in ihren Bewegungen als in ihren einzelnen Theilen, nichts ist vergessen, keine Runzel der Haut, nicht die Ansätze der Nägel. Doch finden sich einige Hände unter den Bruchstücken, welche sehr nachlässig gearbeitet zu seyn scheinen, wovon ihr ursprünglicher Stand die Ursache seyn mag, indem solche vielleicht so versteckt waren, daß nicht wohl möglich war beizukommen, oder die Vollendung erschwert wurde.

Die Beine sind schlank und wohlgestaltet, vorzüglich die Kniee, welche mit großer Meisterhaftigkeit und vieler anatomischer Kenntniß ausgearbeitet sind. Doch haben auch diese eine Eigenthümlichkeit, welche um so mehr bemerkt zu werden verdient, als sie nicht der Unwissenheit des Künstlers, sondern der Wahl und Ueberlegung zuzuschreiben scheint.

Dem bildenden Künstler und jedem beobachtenden Auge ist es bekannt, daß das Knie, wenn es stark gebogen ist, seine etwas spitzige oder hervorstehende Form zum Theil verliert und einen etwas stumpfen Winkel bildet. Die Ursache ist, daß bei starker Biegung der Schenkelknochen (Femur) und das Schienbein (Tibia) sich auseinander geben, und in die hierdurch entstandene Oeffnung oder Lücke die Kniescheibe etwas zurücktritt. Diese der Natur gemäße Veränderung des Knies, nach dem Verhältnisse der Biegung desselben, ist an unsern Figuren bloß bei denjenigen Knieen beobachtet, auf welchen eine Figur ruht, oder eigentlich knieet; bei allen andern aber, wenn schon das Knie naturgemäß den gleichen

Winkel bildet, ist hierauf keine Rücksicht genommen; die Kniee sind vielmehr durchgängig so gebildet, wie sie sich in der Natur dann zeigen, wenn das Bein gar nicht oder nur wenig gebogen ist. Am auffallendsten zeigt sich diese Eigenheit an den mit N und R bezeichneten Figuren. Da übrigens dieser Theil, wie alle übrigen des Körpers, mit so vieler anatomischer Kenntniß gebildet ist, so ist von so erfahrenen Meistern zu vermuthen, daß auch diese Abweichung von der Natur absichtlich und keine Folge von Unwissenheit sey. Ich zweifle hieran um so weniger, als man dasselbe oder etwas Aehnliches auch an andern Werken aus den spätern, ja aus den letzten Zeiten der Kunst bemerkt, z. B. an der weltberühmten Gruppe des Laokoon, wo es leicht ist, am rechten Beine ein Gleiches wahrzunehmen, nämlich daß das Knie nicht die Form hat, die es zufolge seiner Biegung der Natur gemäß haben sollte.

Als eine Eigenheit der Beine habe ich zu bemerken, daß beinahe durchgängig die sogenannte Achillesflechse, da, wo sie sich mit dem Fersenknochen verbindet, sehr breit und eckig angegeben ist, so, wie ich solches noch nie an einem andern Kunstwerke gefunden habe.

Die Füße sind, so wie die Hände, auf das Schönste gearbeitet, und durchgängig von sehr zierlicher Form.

Was dagegen daran auffallend ist, sind die Zehen, welche etwas lang sind und ganz parallel laufen und hierin von den Füßen der Kunstwerke aus den spätern Zeiten abweichen, wo die Zehen etwas weniges einwärts, d. h. gegen den mittelsten zu gebogen oder gekrümmt sind. Auch ist zu bemerken, daß die beiden mittleren Zehen (ich meine den ersten und zweiten nach der großen Zehe) bei den meisten Füßen von ganz gleicher Länge sind, der dritte sodann stark zurücktritt, der kleinste noch mehr. Es ist nicht zu leugnen, daß diese also gestalteten Füße große Aehnlichkeit mit denen haben, die man an den altägyptischen Figuren findet, und welche immer sehr lange und parallel laufende Zehen haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese mehr von barbarischer Form und unendlich geringer in der Bearbeitung sind. — Die Adern an den Füßen sind mit der größten Wahrheit und Zartheit behandelt. Auch an den Füßen, welche nicht auftreten, sondern freistehend sind, bemerkt man sogar unten an dem Ballen der großen Zehe jene Hornhaut, welche sich bei Menschen, die immer mit bloßen Füßen gehen, anzusetzen pflegt.

Schließlich ist hier noch anzumerken, daß diese Figuren, obschon sie in Hinsicht ihres Styls sich alle vollkommen ähnlich sind, auch alle zu einer und derselben Zeit verfertigt zu seyn scheinen, dennoch einen bedeutenden Unterschied in Ansehung ihrer mehr oder weniger vollkommenen Bearbeitung bemerken lassen, woraus zu schließen und deutlich zu erkennen ist, daß diese Figuren zwar alle zu Einer Zeit, doch nicht alle von Einer Hand, sondern von verschiedenen, mehr oder weniger geschickten, Künstlern sind verfertigt worden. —

Dieses ist, was sich von dem an diesen Figuren allgemein herrschenden Styl und den Eigenthümlichkeiten einzelner Theile derselben sagen läßt. (4)

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Wir ersuchen den Leser, sich dieser Erklärung des Verfassers in der Folge wohl bewußt zu bleiben, durch welche, so einschränkend auch seine Ausdrücke gewählt sind, doch immer zugestanden ist, daß, soviel das Nackende betrifft, der Styl dieser Figuren sich von dem sogenannten hetrurischen auf eine ausgezeichnete und unverkennbare Weise unterscheidet. Hiermit können aber zweierlei Annahmen vereinigt werden. Entweder, daß die äginetische Sculptur von dem trockenen, harten, einförmigen Styl der sogenannten hetrurischen Kunst sich erst später zum Naturgemäßeren gewendet, oder, daß sie schon von Anfang mehr als jene die Natur nachzuahmen gestrebt. Im ersten Fall könnte dennoch, selbst in diesen Werken einer schon weiter vorgeschrittenen Zeit, noch jener älteste Styl, obwohl sehr überkleidet, bemerklich seyn, wie man die Schule des Perugino noch in Werken von Raphael erkennt, in denen schon bei weitem mehr Natur ist als in den Arbeiten seines Lehrers, oder wie man die Meister des 13. Jahrhunderts noch wohl in Werken des 15. fühlt, die, was Wissenschaft und vollkommenere Nachahmung der Natur betrifft, mit jenen nicht vergleichbar sind. Nähme man aber das andere an, so hätten die älteren Werke der Aegineten darum doch duriora et Tuscanicis proxima seyn können, wie Quintilian die Werke des Aegineten Kallon schildert, da Härte und Steifheit mit treuer, aber ängstlicher, noch unsicherer, oder unlebendiger Nachahmung der Natur nothwendig verbunden sind. Wie es sich nun aber mit den vorliegenden Figuren verhalte, ob wirklich in denselben auch der Styl des Nackenden noch an den hetrurischen erinnert, oder ob dieß nur im Allgemeinen der angenommenen Theorie wegen vorausgeschickt worden, darüber dürfte man nur nach eignem Anblick dieser Bildwerke zu urtheilen sich getrauen. Wir begnügen uns also, zu erinnern, daß der Verfasser von einer der Figuren (Lit. R) geurtheilt, sie könnte vielleicht Werken aus den Zeiten des Perikles an der Seite stehen, wodurch unseres Bedenkens genugsam erhellt, daß er den Styl dieser Werke keineswegs auf die Art und in dem Sinn dem hetrurischen vergleichen will, wie Quintilian

die Werke des angeführten Künstlers den tuscischen zunächst stehende nennt.

(2) Bekanntlich ist diese Proportion, von der noch die Frage ist, ob sie sich nicht in den schönsten Gewächsen auch in der Natur zum Theil findet, mehr oder weniger in den Statuen vom schönsten Styl beobachtet.

(3) Eben daß diese Falten und diese ganze künstlich gemachte Form der Gewänder an so mancherlei Kunstwerken, die gewiß nicht alle aus Einer Zeit sind, angetroffen werden, zeigt die Erklärung des Verfassers, nämlich daß die Sitte der damaligen Zeit sie so mit sich gebracht, als nicht ganz zulänglich; außerdem bestreitet Herr Quatremère-de-Quincy p. 21 diese Erklärung mit mehreren Gründen. Auf diese äginetischen Figuren ist sie schon darum nicht anwendbar, weil aus dem folgenden §. erhellt, daß bei diesen jene Form nicht original oder frei gewählt ist, sondern aus früheren Zeiten nur, besonderer Ursachen halber, beibehalten. Ueber den letzten Grund dieser künstlich gelegten und gepreßten Gewänder mag man die Vermuthungen des eben angeführten Schriftstellers nachsehen, da eine genauere Untersuchung und Erörterung hier zu sehr ins Allgemeine führen würde.

(4) Es ist nicht zu zweifeln, daß die meisterhafte Beschreibung des Styls der äginetischen Figuren von allen Kunstverständigen und Wißbegierigen mit dem lebhaftesten Dank werde aufgenommen werden. Wenn nun freilich, nach der richtigen Bemerkung des Verfassers, auch die treueste und anschaulichste Vorstellung des Styls solcher Kunstwerke dem, der sie nicht selbst gesehen, ein Bedeutendes zu wünschen übrig läßt, so berechtigt uns doch die Beschreibung des Verfassers, jetzt die Frage zu untersuchen, worin jenes Auszeichnende oder Charakteristische der äginetischen Schule eigentlich bestanden haben könne, das Pausanias mit solcher Bestimmtheit anerkennt und voraussetzt. Denn unter so vielen Eigenheiten, die der Verfasser namhaft macht, muß sich doch auch jenes allgemein Charakteristische finden, oder es ist überall nicht zu finden.

Hört man die bis jetzt geäußerten Meinungen, so würde das Unterscheidende der äginetischen Kunst auf folgende Besonderheiten zurückkommen:

1. Härte des Styls, Magerkeit der Formen. Man beruft sich auf das Urtheil Quintilians (Inst. orat. XII, 10), der, wie erwähnt, die Werke des Kallon duriora nennt. Allein, abgesehen davon, daß das, was von Einem Künstler einer Schule gilt, darum nicht das Eigenthümliche dieser Schule durch alle Zeiten bestimmen kann, so setzt eben derselbe Beurtheiler hinzu, sie seyen Tuscanicis proxima; und wenn Quintilian die Werke dieses Aegineten den hetrurischen am nächsten findet, so sagt dagegen wieder Strabo in der schon von Winkelmann angeführten Stelle B. XVII, S. 806. Ausg. von Casaub., von den Figuren der ägyptischen Tempel, sie seyen den hetrurischen und den sehr alten unter den griechischen ähnlich; woraus erhellt, daß altgriechische oder attische, hetrurische und altäginetische Kunstwerke sich in Ansehung der Härte und ähnlicher allgemeiner Eigenschaften nichts nachgeben. Ja, ein anderer Lehrer der Redekunst, Demetrius von Phalera, gibt als den Hauptcharakter der Werke vor Phidias die Magerkeit und die Zusammenziehung an (ἡ ἰσχνότης καὶ ἡ συςολή); und wer möchte nicht dieses, mit einiger Unterscheidung verstanden, der Wahrheit so ziemlich gemäß halten?

2. Ein affektirter Styl, unnatürliche Bewegungen, geziertes Lächeln, etwas Schiefes in dem Blick. Das letzte, ob es gleich Herr Wagner auch an den erst entdeckten Figuren bemerkt, ist doch ebenfalls an andern wahrgenommen worden, von denen erst zu beweisen stünde, daß sie der äginetischen Schule angehören. Denn hinaufgezogene Augen- und Mundwinkel haben schon längere Zeit als Merkmale der ältesten Werke gegolten (man sehe die Anmerkungen der Weimarischen Ausgabe von Winkelmanns Kunstgeschichte 3 Bd., S. 531), und so wenig alles hetrurisch war, was das Gepräge des ursprünglichen Styls trug, so wenig wird man jetzt alles äginetisch nennen dürfen, an dem man die eben angeführten Eigenschaften bemerkt, die mehr oder weniger allen Werken vom ältesten Geschmack gemeinschaftlich sind.

3. Die unnatürlichen Falten, die künstlich zubereiteten Gewänder, schneckenförmig geringelte oder wie Bindfäden übereinander gelegte Haare. Von diesen gilt dasselbe; auch sie sind den ältesten hetrurischen,

und demnach attischen, gemein. An diesen Falten hätte Pausanias sicher nicht äginetische Werke von allen andern unterschieden. — Zu diesen Merkmalen fügt Herr Quatremère-de-Quincy noch folgende, nämlich:

4. Widerspruch zwischen Styl und Ausführung, da jener noch das Gepräge einer unvollkommenen Zeit trägt, diese einen ziemlich hohen Grad von Meisterschaft verräth. Obgleich nun dieser Widerspruch sich bei den eben entdeckten Figuren wirklich findet, nämlich was Köpfe, Gesichter, Haare, Gewänder betrifft, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß durch dieses Merkmal nur Werke aus einer gewissen Zeit der äginetischen Kunst, nicht aber der äginetische Styl überhaupt unterschieden werden könnten. Auch wäre erst noch zu beweisen, daß dieser Widerspruch nicht vermög' einer natürlichen Nothwendigkeit sich mehr oder weniger in den Werken jeder fortschreitenden Schule findet, da es einleuchtend ist, daß der Künstler die Vervollkommnung zuerst bei sich anfängt, ehe er wagt, das Gegebene und ihm in vielen Vorbildern Ueberlieferte zu verändern. — Eine bloße Uebertreibung dieses Merkmals ist

5. Unveränderlichkeit des Geschmacks, fortdauernde Gewalt der Routine und Gewohnheit. Allein angenommen, diese Gewalt habe sich in andern Schulen nicht bis zu bestimmten Zeiten ebenso entschieden geäußert, so umgeht dieses Merkmal das Eigentliche, das man zu wissen verlangt, nämlich eben das Unveränderliche, sich immer gleich Gebliebene.

So wenig nun diese Angaben zureichen wollen, etwas die äginetische Kunst als solche eigenthümlich und insbesondere Bezeichnendes auszumitteln, ebensowenig wird man in den Einzelnheiten, die der Verfasser in seiner Beschreibung anführt, z. B. den anatomischen Eigenheiten, einen solchen unterscheidenden Charakter aufsuchen wollen.

Es ist einleuchtend, daß dieses Charakteristische, welches zureichte, äginetische Werke immer und überall als solche zu erkennen, in einer Eigenschaft oder Beschaffenheit liegen mußte, die tiefer eingriff, lebendig und unmittelbar ansprach, die diesen Werken eine bestimmte ausgezeichnete und unverkennbare Physiognomie ertheilte, und die zugleich bei aller Veränderung immer dieselbe bleiben konnte.

Unter dem vielen Merkwürdigen, was der Verfasser in Ansehung des Styls der eben entdeckten Figuren erwähnt, muß als das Merkwürdigste erscheinen, was er von jener treuen und vollkommenen Nachahmung der Natur berichtet, die, wie er sagt, bis zur Täuschung, ja bis zu einer dieselbe Scheu wie Lebendiges erregenden Natürlichkeit geht. Dieses vorausgesetzt, glaube ich äußern zu dürfen, daß jenes Charakteristische der äginetischen Kunst, von Anfang an in nichts anderem als eben in dieser treuen und genauen Nachahmung der Natur bestanden habe, welches anzunehmen mich noch folgende Gründe insbesondere bestimmen.

1) Ertheilt wirkliche Nachahmung der Natur allein ein wahrhaft eigenthümliches, unverkennbares und zugleich unverwüstliches Gepräge, das nicht, wie künstliche Eigenthümlichkeit, je öfter oder länger gebraucht, desto stumpfer, sondern vielmehr mit der Zeit immer tiefer wird.

2) Insbesondere läßt dieses Gepräg', auch noch unvollkommen ausgedrückt, und bei noch wenig gewandter, wenn nur fleißiger und treugemeinter Nachahmung der Natur, jedes Werk, an dem es erscheint, von jedem andern, das nach einem bloß geistigen (idealen) Typus, oder wie Winkelmann sich ausdrückt, nach einem Systema von Regeln verfertigt ist, auf den ersten Blick unterscheiden — und von der letzten Art waren wohl so ziemlich gewiß die ältesten attischen wie die ägyptischen Werke. Aus diesem Grund konnte Pausanias, der oft nicht umständlich, aber in den Hauptsachen doch recht genau ist, zwar jene (die attischen), aber nie die äginetischen mit den ägyptischen vergleichen, die sich von aller Kenntniß der Natur am weitesten entfernten.

3) Scheint mir dieser Voraussetzung auch der Ausdruck des Pausanias, *ὁ τρόπος τῆς ἐργασίας ὁ Αἰγιναῖος* (*καλούμενος ὑπὸ Ἑλλήνων*) ganz angemessen, da er weder auf das bloß äußerliche Machwerk (die bloße Ausführung), noch auf ein bloß geistiges Princip deutet, sondern auf Arbeit, die zugleich geistiger Art ist.

4) Es wird sich kein Werk der attischen Sculptur aufzeigen lassen, es wird auch keines von Geschichtschreibern erwähnt, in welchem eine

Nachahmung der Natur von der Art, wie sie der Verfasser an den neu entdeckten Figuren beschreibt, erkennbar wäre oder sich gezeigt hätte; ja nicht einmal eines, das dahin zielte; ich rede nämlich, wie gesagt, von Werken der älteren Zeit: ich rede auch nur von einer solchen Nachahmung der Natur, nämlich die bis zur Täuschung geht, bei der einzelne Gliedmaßen wie über der Natur geformt, ja als lebendig und die Natur selbst erscheinen. Der deutlichste Beweis, daß man in der attischen Kunst nichts dem Aehnliches antrifft, ist, daß die Voraussetzung einer solchen Nachahmung der Natur allen bisherigen Theorien der Kunstgeschichte fremd ist, ja mit ihnen im Widerspruch steht, die eben vorzüglich oder fast allein von attischen Werken hergenommen waren. Ja, es ließe sich wohl, um ein, freilich nicht ganz passendes Gleichniß anzuwenden, behaupten, daß, gleich wie niederländischer Fleiß und niederländische Gabe, Naturgegenstände bis zur Täuschung nachzuahmen, dem Italiener niemals gegeben war, ebenso eine Nachahmung der Natur, die ohne alles Streben nach dem Idealen ist, wie der Verfasser die äginetische beschreibt, niemals im Geist und Charakter der attischen Sculptur gewesen sey; während ein solcher treu nachbildender Fleiß gar wohl mit dem äginetischen Wesen zusammenstimmt, da die Kunst auf diesem Eiland in sehr nahem Bezug mit dem Gewerb und dem Handwerk stand. Bekannt ist die große Ausdehnung seiner Gießereien; das äginetische Erz, die äginetischen Candelaber, durch welche die Insel gewiß nicht erst zu den Zeiten des Plinius berühmt wurde, in denen Herr Quatremère-de-Quincy sogar die Urbilder jener marmornen Leuchter mit sogenannten etruscischen Figuren suchen will, die bis auf uns gekommen sind. — Das Charakteristische in äginetischen Abbildungen und Nachahmungen von Thiergestalten muß nicht weniger groß gewesen seyn, wie daraus zu sehen, daß Pausanias X, 17 die sardinischen Ziegen dem Aussehen nach mit dem wilden Widder der äginetischen Bildnerarbeiten in Thon, gleich als mit einem allgemein bekannten Typus, vergleicht.

5) Der Verfasser dieses Aufsatzes bemerkt ausdrücklich: es sey in den von ihm beschriebenen Werken die Nachahmung der Natur nicht

trocken, mager, wissenschaftlos, sondern wohlverstanden, gefühlt und mit großer Kenntniß verbunden. Berechnet man nun die Zeit, welche eine Kunstschule brauchte, um es in der Nachahmung der Natur bis zu einer solchen Meisterschaft zu bringen, so wird man nicht anders glauben können, als daß die äginetische Kunst von Anfang an diesen Weg betreten habe, wie es sich denn auch nicht denken läßt, daß eine andere als gleich ursprünglich genommene Richtung bis zu solcher Uebereinstimmung mit der Natur führen könne.

Ist daher auf jeden Fall anzunehmen, daß Nachahmung der Natur gleich von Anfang die eigenthümliche Richtung und das Charakteristische der äginetischen Schule war, so ist nicht wohl zu fassen, warum wir uns noch nach einem andern umsehen, oder diese unterscheidende Physiognomie in allgemeinen Eigenschaften suchen sollten, welche die äginetische Schule der ältesten Zeit mehr oder weniger mit allen andern gemein hatte.

Hier möchte nun auch der Ort seyn, auf das zurückzukommen, was der Verfasser gleich in der Einleitung ausgesprochen: Diese äginetischen Kunstwerke zeigen den Weg, den die griechische Kunst von ihrem Anfang genommen, um zuletzt jene Höhe zu gewinnen, die sie in Phidias wirklich erreicht habe.

Es ist freilich noch nicht lange her, daß man das Hauptverdienst von Phidias in die Erschaffung des Ideals gesetzt, und dieses für etwas die Natur Ueberbietendes oder Uebersteigendes angesehen. Wir bekennen dagegen, daß wir uns diese vollendete Freiheit und Macht der Kunst nicht durch ein Ueberspringen oder Uebertreffen (welches bloß auf Leerheit hinauslaufen würde), sondern nur durch eine Ueberwindung, Unterwerfung und gänzliche Durchdringung der Natur denken können, und freuen uns, in dieser Ueberzeugung der Sache nach mit dem geistvollen Künstler, dem wir diesen Aufsatz verdanken, so wie mit manchen andern Männern tieferer Einsicht übereinzustimmen. Daß aber eine solche Bewältigung der Natur hier so wenig als anderwärts die Folge eines Ignorirens derselben (wie es beinah' von einigen gelehrt worden), sondern nur eines wirklichen Angreifens, d. h. einer immer tiefer dringenden

Nachahmung und eines vollendeten Studiums seyn könne, versteht sich von selbst.

Ist es nun an dem, daß jene Lauterkeit, Freiheit und Lebendigkeit der Kunst, die man immer allgemeiner anfängt als das Eigenthümliche von Phidias und seiner Schule zu erkennen, nur die Folge einer solchen Ueberwindung der Natur, und also nur die Folge einer solchen durchdringenden, die Natur sich selbst aneignenden Nachahmung der Natur seyn kann; ist ferner unleugbar, daß die Herrlichkeit der Kunst in Phidias in der bisherigen Kunstgeschichte fast nur als ein Wunder erschien, zu dem sich kein vollkommen befriedigender Uebergang aus dem Vorhergehenden nachweisen ließ; zeigen hingegen die eben gefundenen Kunstwerke jene Nachahmung der Natur auf einem Punkt der Vollkommenheit, von welchem bis zu jener Freiheit und Allvermögenheit der Kunst wirklich nur noch ein Schritt ist; verhält sich dieß alles so: so ist es nicht nur denkbar, sondern es ist mehr als wahrscheinlich, daß eben die der Natur nacheifernde, endlich gleichsam zur Natur selbst gewordene äginetische Kunst der altattischen den Weg zeigte, vom Abstrakten zum Lebendigen, vom Systematischen zum Natürlichen zu gelangen; daß also die äginetische Kunst eigentlich jenes bisher vermißte Mittelglied ist zwischen dem ältern und zwischen dem spätern, mit Phidias entschiedenen, Styl der attischen Kunst.

Ein solcher Gang der Dinge ist ganz dem gewöhnlichen Verfahren der Natur gemäß, die, wenn sie das Vollkommene hervorzubringen beabsichtet, die entgegengesetzten Eigenschaften, aus deren Zusammenfluß es entsteht, erst jede für sich ausbildet, bis sie sich gegenseitig erkennen als zusammengehörig, und eine die andere in sich aufnimmt.

Mußte doch eine ähnliche Durchdringung vorgehen, damit jenes höchste Werk der Poesie, die attische Tragödie, möglich wurde. Denn auch diese ist so wenig als die Kunst des Phidias aus dem rein attischen, ursprünglich ionischen Wesen, ohne Anziehung eines fremden Elements, hervorgegangen, das in Aeschylus noch am meisten sichtbar ist, in Sophokles aber schon wieder mehr verschmolzen und dem andern unterworfen erscheint. In Phidias wie in Aeschylus beschränkt die Kunst

sich selbst auf das rein Nothwendige; jenes Princip, um dessen Erhebung es in der Kunst und Poesie eigentlich zu thun ist, erscheint noch in seiner lautern Großheit; in Sophokles, wie in den Nachfolgern des Phidias, ist dasselbe schon wieder gekränkt, und in dem liebevollen Streit, der sich zwischen ihm und dem angezogenen höheren entzündet, mehr und mehr überwältigt und zur Unmerklichkeit gebracht. Natürlich, daß sich in diesem Untergang erst das Lieblichste, Schönste und Zarteste entfaltet, gleich wie in der Natur das rein Schöne und Anmuthige nur entsteht, während das ursprünglich Große und Mächtige untergeht. Allein über dem Reiz des Lieblichen und Vollendeten dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Kunst in der Hervorbringung desselben bereits eine andere Richtung genommen und nicht mehr in jener ursprünglich aufsteigenden Bewegung ist.

Dieses also zum Standpunkt angenommen, dürfen wir sagen: Von treuer und strenger Nachahmung der Natur ging, mehr oder weniger im Gegensatz der attischen, die äginetische Kunst aus, und zog jenes Princip heran, das nachher die eigentliche Grundlage der Größe in der attischen Kunst, namentlich des Phidias, wurde. Vielleicht nicht allzulange vor ihm hatte die attische Sculptur die äginetische wahrgenommen, die ihr dieses Princip entgegenbrachte. Phidias erhob es bis zur völligen Gleichwichtigkeit mit dem höheren oder idealen. Denn es darf wohl als allgemein verständlich angenommen werden, daß die Nachahmung der Natur nur so lang als solche erscheint, als sie nicht selbst zur Natur, d. h. zum selbstständigen Können, mithin zur Kunst im höchsten Sinne geworden ist, da man beide nicht mehr unterscheidet, und das Hervorgebrachte gerade so viel der Natur als der Kunst angehört, weil Kunst Urkunst, d. h. Natur, Natur Kunst geworden ist.

Wie schon in der zweiten Anmerkung zu der Einleitung erwähnt wurde, verschwindet die Spur der eigentlich äginetischen Kunst gerade um die Zeit, in welcher die Schöpfung des Phidias vollendet war. Es wurde als möglich angenommen, daß dieses Ausgehen oder Erlöschen der äginetischen Kunst eine Folge des eben damals bewirkten politischen Umsturzes von Aegina gewesen. Wer möchte auch dieser Veränderung allen Einfluß absprechen? Allein den Auswanderern folgte doch ihre Kunst

überall hin, und gerade dieses Schicksal, das einen Theil der Einwohner über ganz Griechenland zerstreute, konnte wie in andern Fällen das Mittel zur mächtigsten und allgemeinsten Verbreitung ihrer Eigenthümlichkeit werden. Dieses ist jedoch nicht geschehen, und eben dieß beweist, daß das Aufhören noch einen andern und tieferen Grund hatte. Welchen andern aber, als daß die äginetische Kunst in der höheren, die durch Phidias erschaffen wurde, wirklich untergegangen oder vielmehr zu einem geistigeren Leben erhoben war? Fortan gab es weder eine attische Kunst im Allgemeinen, noch eine äginetische, sondern nur die Eine vollkommene, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt bald über ganz Griechenland verbreitete.

Wäre es uns nun gelungen, die Bedeutung und Bestimmung, welche die äginetische Sculptur in der Gesammtheit griechischer Kunstbildung hatte, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen; erhellte aus unsern Untersuchungen, daß die jetzt gefundenen Bildwerke eine leere Stelle, eine Kluft der bisherigen Kunstgeschichte zuerst ausfüllen und ein lang gewünschtes, aber höchstens zu ahndendes Vermittelungsglied uns wirklich vor Augen bringen: so dürften wir uns aus diesem Grunde noch insbesondere ihres Werths und ihres Gewinns für Deutschland erfreuen, wo man sich von ihrem Anblick eine erwünschte Rückwirkung vielleicht selbst auf Lehre und Studium versprechen dürfte.

Vielleicht aber ist es erlaubt, auch das Umgekehrte zu sagen, daß diese Werke nicht ohne eine Art von Schickung durch die Kunstliebe eines deutschen Fürsten in unser Vaterland verpflanzt worden. Hier, wo der Begriff der wahren, nämlich nicht bloß äußerlichen, sondern innerlichen Kunstgeschichte recht eigentlich zu Hause ist; hier, wo über das Wesen und den wahren Weg der Kunst sich von selbst die Grundsätze gebildet haben, deren erste Ahndung der Anblick jener Werke des Phidias den Künstlern Englands wie unwillkürlich abgedrungen[1]; in diesem Lande,

[1] Man sehe ihre Aeußerungen in dem gedruckten Report oder Bericht, den der wegen Ankaufs der Lord Elgin'schen Sammlung niedergesetzte Ausschuß an das brittische Unterhaus erstattete; Aeußerungen, die wohl verdienten, in einem deutschen Journal besonders übersetzt zu werden.

wo man gewohnt ist, selbst des Vollendeten sich nur insofern zu freuen, als man es in seinem Werden begriffen hat: hier sind jene Werke gewiß eigentlich zu Hause und müßten, wenn man ihnen Seele und Bewußtseyn einhauchen könnte, sich selbst einheimisch fühlen.

Denn wenn der außerordentliche Eindruck jener atheniensischen Werke vielleicht eben darauf beruht, daß in ihnen die Kunst auf dem Gipfel angekommen ist, wo sie eben ihre volle Freiheit und Lebendigkeit mit entschiedener Klarheit und Bewußtseyn über sich selbst erlangt hat, ohne die Freiheit schon wieder mißbrauchen, die Klarheit durch Willkür trüben, und so die Unschuld verscherzen zu können, so müssen wir bei aller anerkennenden Bewunderung derselben gestehen, daß, gleichwie dem Forscher überall das Werdende wichtiger erscheint als das Seyende, für Verstand und Forschungsgeist solche Werke noch anziehender seyn müssen, wo die Kunst, ohne sich jenes Gipfels schon bewußt zu seyn, eben in voller Bewegung nach demselben ist; und von der Art sind, wenn je ohne eignen Anblick nach der bloßen Beschreibung ein Urtheil zu fassen möglich ist, jene äginetischen Werke.

---

§. IV.

Ueber den Widerspruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinsicht ihrer Sculptur zu stehen scheinen.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß bei diesen äginetischen Werken das Nackende mit der größten Wahrheit und der treuesten Nachahmung der Natur bearbeitet oder dargestellt, die Köpfe, Haare und Gewänder hingegen auf eine conventionelle, den altgriechischen Werken eigenthümliche, Weise behandelt sind.

Was die Art der Gewänder und den Haarputz betrifft, so läßt sich vermuthen, daß es wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, solche also zu tragen; allein was den Künstler bewogen haben möge, die Köpfe auf diese, eben beschriebene, conventionelle Weise darzustellen, wodurch sie mit den übrigen Theilen des Körpers, die von dieser conventionellen Form bis auf einige wenige Eigenthümlichkeiten vollkommen frei sind, im Widerspruche stehen, dieses ist eine andere Frage, welche nun hier zu lösen seyn möchte.

Die Meinungen hierüber sind verschieden; einige glauben, daß man gewisse bestimmte Personen durch sie habe vorstellen wollen, und daß sie demzufolge als Porträte zu betrachten seyen. Andere hingegen vermuthen, daß dieses eine bestimmte, festgesetzte und durch die Vorurtheile der damaligen Zeit geheiligte Form gewesen sey, welche zu verändern dem Künstler durch gewisse Gesetze verboten war. Andere geriethen sogar auf den Gedanken, daß die Menschen zu der damaligen Zeit, oder namentlich in Aegina, wirklich solche Gesichter gehabt haben möchten.

Die letzte Meinung scheint mir zu albern, als daß es der Mühe lohnte solche widerlegen zu wollen; ich suche daher bloß die beiden ersten Meinungen zu untersuchen und in Erwägung zu ziehen.

Daß es Bildnisse gewisser bestimmter Personen seyen, scheint mir deßwegen nicht wahrscheinlich, weil einer aussieht wie der andere, und in den Gesichtern nichts Eigenthümliches oder Charakteristisches herrscht. Gesetzt aber, daß in den Originalien durch irgend einen Zufall eine solche Aehnlichkeit sich gefunden hätte, so müßte doch wenigstens die Minerva, als eine Gottheit, eine von den andern Personen unterschiedene Miene oder einen auf irgend eine Weise ausgezeichneten Ausdruck erhalten haben; allein auch dieses ist nicht der Fall; die Minerva ist nicht im Geringsten von den übrigen unterschieden, sondern alle gleichen sich sammt und sonders, wenn nicht im wörtlichsten Sinn wie ein Ei dem andern, doch so sehr, wie nur Brüder und Schwestern sich gleichen können. Es ist eine und dieselbe, nur nach Alter und Geschlecht modificirte Gesichtsform. Und wollte man sich auch über jene Betrachtung hinwegsetzen und diesen Umstand mit der Unzulänglichkeit der damaligen Kunst entschuldigen, so scheint die Kunst selbst, mit welcher die übrigen Theile der Körper auf jenen hohen Grad von Natürlichkeit und Wahrheit gebracht sind, diese Meinung Lügen zu strafen; denn wie läßt sich begreifen oder vermuthen, daß ein Künstler, der im Ganzen so viel Kenntniß des menschlichen Körpers verräth, und alle übrigen Theile des Körpers mit so vieler Wahrheit und Natur darzustellen vermochte, außer Stande war einen bessern Kopf zu machen? Ich verwerfe daher diese Meinung als unzulänglich.

Die Meinung der andern hingegen, welche annehmen wollen, daß bei den alten Griechen ein gewisser angenommener und festgesetzter Typus in Hinsicht der Gesichter geherrscht habe, welchen zu überschreiten den Künstlern durch Gesetze untersagt gewesen, scheint mir zwar an sich glaublicher, nur stünde vorerst zu beweisen, daß bei den alten Griechen ein solches Gesetz jemals statt gehabt habe; denn etwa dieses aus bloßer Vermuthung annehmen oder behaupten zu wollen, scheint mir doch allzu gewagt.

Es wird allerdings schwer seyn, hiervon einen gewissen Grund anzugeben, und daher, was man auch immer zur Erklärung angebe, stets eine Hypothese bleiben; inzwischen sey es doch mir erlaubt, auch meine Meinung hierüber zu äußern und den Kunstfreunden zur Prüfung vorzulegen.

Ich bin nämlich der Meinung, daß der Grund dieses Widerspruchs, in

welchem die Gesichter mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinsicht ihrer Bildung zu stehen scheinen, bloß in der Zeit selbst zu suchen sey, in welcher diese Statuen sind verfertigt worden; denn wie aus der Form des Gesichts, der Füße, und noch aus vielen andern Merkmalen zu erhellen scheint, wurden diese Statuen grade zu der Zeit verfertiget, als die Kunst in Griechenland anfing, sich von ihrer ursprünglichen altväterischen Form loszumachen, welche sich meiner Meinung nach noch von den Aegyptiern herschrieb.

Die damaligen Künstler machten, wie es scheint, mit dem Körper zuerst den Anfang, solchen von seiner steifen Form zu reinigen, und ihm Bewegung, Leben und Wahrheit zu ertheilen, während der Kopf oder die alte hergebrachte Form des Gesichts dieselbe blieb. Es war vielleicht für die damalige Zeit ein noch zu großes Wagstück, diese von den Voreltern angeerbte und durch Gewohnheit und Religion geheiligte Form abändern zu wollen; man würde, wie natürlich, einen solchen Versuch als einen muthwilligen, ja frevelhaften Angriff gegen die hergebrachte vaterländische Sitte und Gebräuche, ja die Religion selbst, betrachtet haben. Die Kunst war in jenen Zeiten noch zu enge mit der Religion verbunden und noch nicht selbständig genug, als daß ein Künstler es hätte wagen dürfen, solche mit der Religion so genau verbundene Formen abändern zu wollen.

Wie sehr übrigens solche altväterische und gothische Gesichter bei dem gemeinen Volk in Gnaden stehen, davon haben wir ja selbst bis auf die neueren Zeiten Beispiele genug. Dergleichen abzuändern möchte noch jetzt in manchen Fällen dem Künstler nicht erlaubt seyn.

Dieses ist, wie mir scheint, der Schlüssel zur Lösung des Räthsels, und hierin der Grund und die Ursache jenes scheinbaren künstlerischen Widerspruchs aufzusuchen; dieß waren die Fesseln, durch welche dem Künstler die Hände gebunden waren, und die ihn verhinderten jene aus den Zeiten der Heroen als geheiligt angeerbte Gesichtsform zu verändern, indeß er schon längst sich die Freiheit genommen hatte, die der Convention oder dem Vorurtheil weniger unterworfenen Theile des Körpers nach seiner Willkür und der Kunst und Natur gemäßer darzustellen.

Hierzu verpflichtete jedoch den Künstler kein förmliches Gesetz, sondern es waren die Umstände und die Volksmeinung selbst, welche ihm stillschweigend dieses Gebot auferlegten.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Dieser sonderbare Contrast, der zwischen den Köpfen und dem übrigen Körper dieser Figuren stattfindet, wird unstreitig noch zu manchen Vermuthungen und Hin- und Widerreden Anlaß geben. Der Herausgeber bekennt aber, daß er nach langer und wiederholter

Erwägung aller Möglichkeiten zweifele, ob irgend eine Untersuchung weiter oder auf eine andere Erklärung als die vom Verfasser gegebene führen werde, der ihm nicht nur das Wahre im Allgemeinen, sondern auch das rechte Maß und die wahre Linie getroffen zu haben scheint, diesseits und jenseits welcher das Irrige anfangen möchte.

Denn im Allgemeinen angesehen, können es doch nur entweder innere oder äußere Gründe seyn, welche zu jener scheinbaren künstlerischen Inconsequenz führten. Innere nenne ich solche, die in dem Künstler selbst gelegen. Dergleichen konnten nur Unwissenheit und Unvermögen seyn, oder eine ganz freiwillig auferlegte Beschränkung. Was hätte wohl den Künstler zu der letzten bewegen können? Das erste aber ist schon vom Verfasser widerlegt, und widerlegt sich noch insbesondere dadurch, daß selbst diese, übrigens so einförmigen Köpfe und Gesichter mit gleicher Kunst und Liebe wie die übrigen Theile bearbeitet sind, woraus erhellt, daß es ein ganz richtiger Schluß ist: der Künstler, der die andern Theile also wahr und der Natur gemäß darzustellen wußte, wäre auch ganz gewiß im Stande gewesen, bessere, d. h. weniger conventionelle, Köpfe und Gesichter zu machen. Es bleiben also nur äußere Gründe. Und hier scheint mir eben der Verfasser das Rechte genau getroffen zu haben, indem er den Grund jener Beschränkung der Kunst in Ansehung der Köpfe und Gesichter weder in einem stehenden Kunst-Typus, noch in einem religiösen oder politischen Gesetz, oder in beiden zusammen, sondern viel einfacher in einer bloßen natürlichen Volks-Empfindung sucht, welche sich das Altgewohnte und Altväterische nicht rauben lassen wollte, ganz gemäß jener einfältigen und treuherzigen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, wie sie sich besonders in kleinen Republiken bildet und selbst in dem flüchtigeren attischen Volk tief genug wurzelte, ja nach den persischen Kriegen noch geraume Zeit in der Brust einzelner Männer von altem Schrot und Korn wohnte.

Wer erinnert sich nicht an so manche Züge der Art in den Comödien des Aristophanes; wer nicht besonders an jenen kräftigen Wortführer für Recht und alte Sitte, der in den Wolken mit jenem herben Ernst, in dem jeder mit ihm Vertraute das Gemüth des Dichters

selbst erkennt, Stimme, Gesang, Kleidung, Gang, Stellung, Bewegung der Jünglinge in jener Zeit schildert, aus der die Marathonskämpfer erwuchsen, Beschreibungen, auf die der Wortführer des Schlechten und der nun völlig aufgeklärten Zeit nichts erwiedert, als:

Altvätrisch ist das, nach Dipolien riecht's und nach den Cikaden im Haare,

d. h. nach der Zeit, wo die ältesten Jupitersopfer eingeführt wurden, und unsere Väter noch mit goldenen Cikaden ihre Haarlocken befestigten, wobei merkwürdig ist, was Thucydides I, 6 erzählt, daß noch nicht gar lange vor seiner Zeit dieser Haarschmuck völlig abgekommen sey.

In dem Sinn altväterisch, d. h. der Sitte und Kunst einer alten, noch immer werthen Zeit angemessen, mögen demnach auch Kleidung, Haare, Mienen, Gesichtszüge, kurz alles dasjenige an unsern äginetischen Figuren seyn, was mehr oder weniger conventionell erscheint. In der That, wenn jener Sprecher der alten Zeit bei Aristophanes Verderb und Untergang der alten, männlichen Tonkunst durch Einführung künstlicher Biegungen und weichlicher Modulationen so hart empfindet: sollten wir uns in noch frühern Zeiten Bürger griechischer Freistaaten, und besonders jene kunstfleißigen Aegineten dorischer Abkunft nicht noch empfindlicher in Bezug auf bildliche Darstellungen denken? War es nicht natürlich, wenn sie in diesen die gewohnten und geliebten Züge der Ahnherrn und der alten Götterbilder, den Schnitt der Haare und die Form der Kleidungen selbst zu einer Zeit noch forderten, wo die Kunst bereits im Stande war Mannichfaltigkeit der Charaktere und des Ausdrucks in den Gesichtern und Köpfen, und überhaupt freiere, naturgemäßere Formen aufzustellen? Wollte man fragen, warum sich diese Forderung auch auf die Figuren erstreckt habe, welche persische oder überhaupt barbarische Krieger vorzustellen scheinen, so ist die einfache Antwort, daß natürlicher Weise nichts Einzelnes aus dem Charakter des Ganzen heraustreten durfte.

Vielleicht schiene manchen, daß die ganze Erklärung noch etwas mehr Consistenz erhalten würde, wenn man voraussetzen dürfte, daß die hier beschriebenen Bildwerke andere noch ältere vor sich gehabt, an

deren Stelle sie in einer schon blühenderen Epoche der Kunst zu treten hatten. Unter dieser Voraussetzung würde die Beibehaltung der altväterischen Gesichtsform nicht weniger natürlich seyn als heutzutag etwa die Beibehaltung der Gesichtsfarbe bei einer sogenannten schwarzen Mutter Gottes, oder des herkömmlichen Schnitts der Gesichter bei bestimmten Heiligen- oder wunderthätigen Bildern, die etwa neu verfertigt werden müßten. Der Verfasser jedoch, wie ich aus einem Schreiben desselben ersehe, ist dieser Voraussetzung nicht geneigt; „denn alles, sagt er, ist mit einer solchen Naivetät, Sorgfalt, Eigenthümlichkeit und Unschuld gemacht, daß ich unmöglich glauben kann, es sey ein Werk der Nachahmung". Wollte man aber etwa diese Nachahmung weniger materiell und mehr geistig denken, so käme die Sache im Ganzen auf die erste Erklärung zurück, bei der es also wohl sein Bewenden haben wird.

---

§. V.

Ueber den mechanischen Theil oder die Bearbeitung des Marmors.

In Ansehung der mechanischen Behandlung sind die äginetischen Figuren ebenso merkwürdig als der schon erwähnten Vorzüge wegen. Sie setzen auch in diesem Betracht jeden Kenner und Kunstverständigen in Erstaunen. Alles ist mit gleichem Fleiße gearbeitet, nichts vernachlässiget, selbst diejenigen Theile nicht, welche nicht konnten gesehen werden, und welchen beizukommen oft ganz unmöglich scheint; kurz alles ist bis auf die unbedeutendste Kleinigkeit mit der größten Sorgfalt und Liebe vollendet, so daß man vielleicht eine ähnliche Vollendung selbst an den besten neuern Werken vergebens suchen würde.

Alle Figuren sind von allen Seiten, hinten wie vorn, mit gleicher Kunst, Angelegenheit und Treue vollendet, so daß man nicht mit Gewißheit bestimmen kann, welches eigentlich die Haupt- oder Vorderseite der Figur gewesen, wenn nicht die Handlung oder Stellung der Figur solches zu erkennen gibt, oder der Unterschied der Verwitterung die Vorder- und Rückseite andeutet.

Was aber die Kunstverständigen am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß man bei keiner einzigen dieser Figuren irgend eine Stütze von Marmor findet, welche man gewöhnlich den Statuen zur Sicherung ihres Standes unter der Form eines Baumstammes oder Felsenstücks u. s. w. zuzugeben pflegt.

Diese Figuren stehen vielmehr allein auf ihren Füßen, ohne irgend eine beigegebene Stütze oder Verstärkung des Marmors. Hierzu kommt, daß der größte Theil dieser Figuren mit Schilden versehen sind, welche meist mit der Figur aus einem Stück Marmor gearbeitet sind, und gewöhnlich 2½ französische Fuß im Durchmesser und zum höchsten einen Zoll in der Dicke haben. Diese Schilde nun, da sie ganz freistehend, ohne irgend eine Unterstützung von dem ausgestreckten Arm allein getragen wurden, mußten nicht nur das Gewicht der Figur im Allgemeinen bedeutend vermehren, sondern auch den ausgestreckten Arm in einem Grade erschweren, der unbegreiflich läßt, wie er ohne zu brechen diese zu tragen vermochte. Man könnte daher auf die Vermuthung kommen, daß diese Statuen ursprünglich durch Eisen an der Rückseite befestiget gewesen; allein so sehr ich mich auch darnach umgesehen, konnte ich doch keine Spur entdecken, welche zu dieser Meinung berechtigte.

Was noch sonderbarer scheint, ist, daß diese auf den freien Füßen stehenden und bei dem großen Uebergewichte von oben durch keine Stütze oder Beihilfe gesicherten Figuren noch überdieß ganz dünne und äußerst schmale Platten hatten, auf denen sie standen; denn die Dicke derselben beträgt höchstens einen bis zwei Zolle; dabei ist zu bemerken, daß auch noch aller überflüssige Raum so viel möglich weggeschnitten ist, vermuthlich um die Figuren desto bequemer und enger aneinander zu stellen oder zusammen gruppiren zu können.

Die Werkzeuge oder Instrumente, welche man bei Bearbeitung dieser Figuren gebrauchte, waren, wie sich aus mehrern Merkmalen und Spuren abnehmen oder schließen läßt, ganz dieselben, deren sich unsere heutigen Bildhauer bedienen, nämlich der Bohrer, das Spitzeisen, das Zahneisen, das Flacheisen und die Feile. Die letzte Vollendung oder Glätte ist ihnen mit dem Bimssteine gegeben, wie man aus den besser erhaltenen Theilen dieser Figuren schließen kann.

Der Marmor ist bei allen Statuen derselbe, nämlich der von Paros, und zwar von dem minder großkörnigen, welchen man in Rom grecchetto zu nennen pflegt.

---

§. VI.

Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich diese Figuren sind verfertigt worden.

Nach dem Berichte des Pausanias (II. B., 29—30. Cap.) soll diesen Tempel des Jupiter Panhellenius Aeakus erbaut haben; doch die Art, mit welcher Pausanias dieß erzählt, gibt hinlänglich zu erkennen, daß er dieses selbst nicht als geschichtliche Thatsache, sondern mehr als Volkssage betrachtet wissen will.

Mag man indeß die erste Gründung des dem panhellenischen Jupiter auf Aegina gewidmeten Tempels in diese ferne Zeit hinaufrücken: daß die eben beschriebenen Bildwerke nicht zu jener Zeit verfertiget worden, glaube ich mit zureichenden Gründen beweisen zu können.

Nach Diodor von Sicilien (4. B., 61. C.) war Aeakus Zeitgenoß von Minos und dieser von dem ältern Dädalus, dessen Zeiten, der einstimmigen Ueberlieferung zufolge, die Zeiten der Kindheit der Kunst waren, da sie den ersten Schritt zur freien und lebendigen Bewegung wagte. Vorher, wie Diodor (4. B., 76. Cap.) berichtet, sah man keine andern Bildsäulen als mit aneinander stehenden Füßen, gerad' an den Seiten herabgestreckten Armen und geschlossenen Augen; Dädalus wagte zuerst, die Figuren mit auseinander stehenden Beinen oder vorschreitend zu bilden, seinen Figuren einige Bewegung oder Handlung zu geben und ihnen die Augen zu öffnen. Mag man nun in diesen Erzählungen von Dädalus lauter Geschichte, oder Geschichte mit Fabel vermischt erblicken, so ist einleuchtend, daß unsere äginetischen Bilder dieser Zeit nicht angehören können, in welcher man nur die allerersten Anfänge der Kunst suchen kann und nur noch Holz- nicht Marmorbilder gewöhnlich waren. In den äginetischen Figuren ist nichts mehr, oder nur eine ferne, fast unmerkliche Spur von jener ursprünglichen, von Diodor geschilderten, ägyptischen Steifheit zu bemerken, alles ist voller Leben und voller Bewegung, durchaus herrscht eine vollkommene Kenntniß der Muskeln und Knochen, wie des ganzen menschlichen Körpers überhaupt, und die größte, nur durch längere Ausübung erreichbare Vollkommenheit, sogar was die materielle Bearbeitung des Marmors selbst betrifft.

Alles dieses läßt auf eine spätere Epoche der Kunst schließen. Wenn wir nun den Abstand betrachten zwischen dem Zustand, in welchem die Kunst zu Dädalus Zeiten war, und dem, worin wir sie durch die äginetischen Figuren erblicken, und in Gedanken überrechnen, wie viele Zeit zu solchen Fortschritten erforderlich seyn möchte: so könnten dreihundert Jahre eben zureichend erscheinen, von solchen Anfängen bis zu diesem Grad von Vollkommenheit zu gelangen. Demzufolge fiele die Epoche unserer äginetischen Bildwerke, wenn wir das Zeitalter des Dädalus gegen hundert Jahr vor dem Trojanischen Kriege annehmen, in das dritte Jahrhundert nach dem Trojanischen Kriege. Dieses also ist meiner Meinung nach das höchste Alterthum, welches man denselben zuschreiben könnte.

Daß diese Statuen nach dem Trojanischen Kriege, und nicht vor demselben verfertiget worden, läßt sich noch aus manchen andern Gründen darthun, z. B. aus den Werkzeugen, welche man bei Bearbeitung dieser Figuren angewendet.

Pausanias sagt uns (I. B., 26. Cap.), Kallimachus mit dem Beinamen Kakizotechnos sey der erste gewesen, welcher erfunden, den Marmor zu bohren. Nun finden sich häufige Spuren von der Anwendung des Bohrers bei den äginetischen Bildwerken; jener Kallimachus aber lebte, wie bekannt, eine gute Zeit nach dem Trojanischen Kriege. — Ferner soll nach Pausanias (5. B., 10. Cap.) Byzes, ein Bildner aus Naxos, zuerst die Kunst erfunden haben, den Marmor zu sägen und zu Dachziegeln zu gebrauchen. Dieser Byzes lebte zu der Zeit,

da Alyattes in Lydien und Astyages, des Cyaxares Sohn, in Medien regierte. Diesem zufolge muß unser Tempel des Jupiter Panhellenius nach dieser Zeit erbaut worden seyn, weil er mit gesägten Marmorplatten gedeckt war, wie aus den Bruchstücken erhellt, die zu dieser Sammlung gehören.

Ein anderer Beweis ließe sich von den Waffen hernehmen, mit welchen unsere Helden versehen sind. Winkelmann, Monumenti inediti No. 17 und 109 (p. 18 und 144) sucht, besonders aus dem Stillschweigen Homers, zu erweisen, daß man zu Zeiten des Trojanischen Kriegs die Schilde noch nicht vermittelst einer Handhabe, wie dieß an unsern Figuren zu sehen, am linken Arme getragen, sondern vermittelst eines Riemens am Halse befestigt habe. Die Karier sollen dem Herodot zufolge (I. B., 171. Cap.) zuerst erfunden haben, die Schilde mit Spangen oder Handhaben zu versehen; vorher wurden sie, wie er sagt, am Halse befestiget und auf der linken Schulter getragen, beim Gebrauche aber bediente man sich derselben vermittelst lederner Riemen. Es fragt sich allerdings, ob diese Erfindung der Karier vor oder nach dem Trojanischen Kriege stattgefunden. Winkelmann sucht aus mehreren Gründen das Letzte zu erweisen.

Wenn ich nun bisher darzuthun gesucht habe, daß man diese Statuen nicht in die Zeiten des Aeakus noch über den Trojanischen Krieg hinaufrücken dürfe, so hat man sich meines Erachtens von der andern Seite doch auch zu hüten, die Entstehungszeit dieser äginetischen Helden in jene spätern blühenden Zeiten zu versetzen, oder der höchsten Kunstepoche, d. h. den Zeiten des Perikles, zu sehr annähern zu wollen.

Jene unleugbaren Spuren oder Ueberbleibsel des ägyptischen Styls, welche unsere Figuren zum Theil an sich tragen, und die dem altgriechischen Styl eigen sind: jener urväterische Schnitt von Gesichtern, die sonderbare Art die Haare zu kräuseln, jener conventionelle Schlag von Falten, und letztlich die Art und Weise selbst, wie alle Theile behandelt und ausgeführt sind, legen das unwidersprechlichste Zeugniß ab eines hohen Alterthums, und berechtigen uns, diese Kunstwerke unter die früheſten zu zählen, die uns aus den Zeiten jenes von Pausanias und Plinius so oft erwähnten altgriechischen Styls zugekommen.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Waren wir bei einem früheren Paragraphen in dem Fall, die Richtigkeit in dem künstlerischen Urtheil des Verfassers unbedingt anzuerkennen, so müssen wir hier dagegen gestehen, daß er sich in einigen Nebensachen mit der Chronologie verwickelt habe. Drei hundert Jahre nach dem trojanischen Krieg sind mehr als 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Alyattes in Lydien, zu dessen Zeiten nach der aus Pausanias

angeführten Nachricht die Kunst, den Marmor zu sägen, erfunden worden seyn soll, regierte ungefähr von 620 bis 560, also im Mittel genommen an die 600 Jahre nach dem trojanischen Krieg. Mit dieser Zeit stimmt auch ziemlich diejenige überein, in welcher nach der Angabe des Plinius, B. 36, C. 4, Dipönus und Scyllis sich zuerst durch Bearbeitung des Marmors hervorthaten. Mir scheint der Ausdruck des Plinius (Marmore scalpendo primi omnium inclaruerunt) nicht zweideutig; frühere unvollkommene Versuche nicht ausgeschlossen, waren diese beiden Künstler die ersten namhaften Bildner in Marmor, und die dieses Stoffes Meister geworden. Dieses ist klar, so wie es gewiß ist, daß die äginetischen Bilder, die sich durch die meisterliche Bearbeitung des Marmors so sehr auszeichnen, nicht über das Zeitalter von Dipönus und Scyllis hinausreichen können. Der Verfasser kann freilich anführen, daß diese beiden Künstler nach Pausanias, B. 2, Cap. 15, nicht bloß geistige, sondern leibliche Söhne des Dädalus gewesen. Davon weicht aber die Bestimmung des Plinius sehr ab, der sagt, daß sie zur Zeit des Medischen Reichs, ehe Cyrus auf den persischen Thron gelangte, also gegen die 50ste Olympiade (580 v. u. Z.) auf der Insel Creta geboren worden. Mit dieser Angabe stimmt auch, wie Herr Quatremère-de-Quincy p. 179 bemerkt, die Epoche der ihnen von Pausanias zugeschriebenen Schüler, des oben erwähnten Tektäus und Angelion, vollkommen überein, und die Angabe des Pausanias bleibt, wie man sich auch wendet, ein ziemlicher Anachronismus. Nichts war dem scharfsinnigen Verfasser leichter, als diese Widersprüche selbst zu entdecken; weniger leicht war, sie aus dem Text hinwegzuschaffen, auch wenn man sich übrigens etwas der Art erlauben wollte; denn seine Meinung von dem hohen Alter dieser äginetischen Werke mußte doch stehen bleiben, weil solche einzelne Nachrichten des Pausanias oder Plinius, wie die von der ersten Erfindung den Marmor zu sägen, oder von der ersten Anwendung des Bohrers, oder von den ersten Bildnern in Marmor überhaupt, weder von der Bedeutung noch von dem Grad der Gewißheit sind, um ihretwegen eine sonst wohlbegründete Meinung aufzugeben, und eben darum auch zu vermuthen ist, daß den Verfasser zu jener

Meinung von der Möglichkeit eines so hohen Alters der äginetischen Kunstwerke nicht solche einzelne historische Umstände, sondern der unwiderstehliche Eindruck des Hochalterthümlichen der Werke selbst bestimmt habe. Ueber diesen aber und seine Beweiskraft zu urtheilen, wird sich wohl niemand herausnehmen, der diesen Eindruck nicht selbst erfahren, welchen auch die geistreichste und lebendigste Darstellung, wie der Verfasser selbst öfters einschärft, nicht zu ersetzen vermag. Sodann hängt auch hier Urtheil und Beifall gar sehr von der allgemeinen Ansicht ab, die man sich über das Alterthum gebildet hat. Bis jetzt traten in der Alterthumskunde zwei entgegengesetzte Neigungen hervor, einmal die Zeiten der Rohheit in der Kunst, Religion und Wissenschaft so weit wie möglich herab-, dann die Zeiten der Bildung so weit wie möglich hinauf zu rücken; offenbar jedoch ist in der ersten Beziehung mehr als in der andern gesündiget worden, und wenn die meisten vielleicht unbegreiflich finden, wie auch nur für möglich gehalten werden könne, daß Werke wie unsere äginetischen kaum ein bis anderthalb Jahrhundert nach dem Homer entstanden seyen, so fragen wir sie dagegen, wie sie denn nach dem Zeitalter der Homerischen Gedichte, wie es gewöhnlich angenommen wird, jenen vollen Gebrauch und große Uebung erklären wollen, in der wir die bildende Kunst überall in den Werken des Homers finden, der seine Erzählungen von dem Schild des Achilles, von den Statuen im Pallast des Alcinous u. a., schreibt er diese Werke gleich einem Gott zu, doch nicht völlig aus der Luft greifen konnte. Ehe also in Ansehung der allgemeineren Frage über den Stand der griechischen Bildung in den ersten Jahrhunderten nach dem trojanischen Krieg eine größere Einstimmigkeit als bisher gewonnen ist, wird es kaum erlaubt seyn, über die vom Verfasser geäußerte Meinung entschieden abzusprechen.

Doch — wir wollen aufrichtig gestehen, daß, wenn der Verfasser, streng genommen, nur behauptet, es könne diesen Bildwerken keine höhere Entstehungszeit als im dritten Jahrhundert nach dem trojanischen Krieg angewiesen werden, wir die dadurch gelassene Freiheit gern ergreifen, ohne doch von der andern Seite weniger als der Verfasser überzeugt zu seyn, daß

diese Bildwerke eine gute Zeit vor den persischen Kriegen und eine noch längere vor der schönsten Epoche der attischen Kunst, dem Zeitalter des Perikles, entstanden seyn müssen.

Es wäre zwar möglich, den Gründen des Verfassers, mit denen er den Gedanken an eine so späte Entstehungsart bestreitet, den Einwurf entgegen zu setzen, daß bald nach den persischen Kriegen zwar die attische Kunst zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit gelangt sey, die äginetische aber gar wohl bei jenem alten Styl habe bleiben können, den sie vielleicht niemals verlassen habe.

Wir halten uns aufgefordert, diesem Einwurf gründlich, soweit es geschehen kann, zu begegnen, und suchen darum wo möglich den Zustand zu erforschen, in welchem sich die äginetische Kunst gegen und um die Zeit von Phidias befand, wodurch wir zugleich den Vortheil gewinnen, unsere bisherigen Untersuchungen über die Geschichte der äginetischen Kunst zu einem Ganzen abzuschließen.

Gegen die Zeit also, da mit Phidias der hohe Styl entstand, lebten folgende äginetische Künstler.

1. Anaxagoras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bei Platäa (479) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde, Paus. V, 23. Der Umstand, daß ein äginetischer Künstler dieses von den Lacedämoniern, den Atheniensern, den Corinthiern und allen den berühmtesten Völkern Griechenlands gestiftete Werk verfertigte, möchte allerdings ein Beweis seyn, daß zur Zeit der persischen Kriege die Kunst von Aegina einen vorzüglichen Ruhm in Griechenland behauptete.

2. Simon von Aegina, von dem zu Olympia die Weihgeschenke eines gewissen Phormis waren, der unter Gelon und dessen Bruder Hieron (also ungefähr von 480 bis 470) in Syrakus glückliche Thaten vollbracht hatte.

3. Glaucias; von ihm waren zu Olympia Wagen und Statue eines Gelon, den Pausanias für eine bloße Privatperson hält, und der in der 73. Ol. gesiegt hatte.

4. Einen vierten müssen wir hier nennen, über dessen Lebens-

und Kunst Epoche großer Zweifel obwaltet, den früher schon erwähnten Kallon von Aegina. Nach der ersten Angabe des Pausanias (B. II, C. 32) Schüler von Tektäus und Angelion, der noch Holzbilder (ξόανα) verfertiget, rückt er durch eine zweite Nachricht desselben (B. VII, C. 18) in das Zeitalter des Kanachus von Sicyon herab, den Plinius 34, 8 in die 95. Ol. setzt. Wer möchte nun freilich auf diese Bestimmung Werth setzen? Denn noch immer mehr als auf Plinius wäre sich auf das Urtheil des Cicero zu verlassen, der im Brutus oder dem Buch de clar. oratt. c. 18 sagt: „Quis enim — — non intelligit, Canachi signa rigidiora esse, quam imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, sed tamen molliora, quam Canachi; nondum Myronis satis ad veritatem adducta, jam tamen, quae non dubites, pulcra dicere“, aus welcher Stelle, besonders wenn man den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden dazu nimmt, wenigstens so viel einleuchtet, daß nach Ciceros Meinung Kanachus der Kunst und Zeit nach sich zu Kalamis ungefähr ebenso verhält, wie dieser zu Myron. Kalamis aber gehört unzweifelhaft in das Zeitalter von Phidias. Diese Stelle des Cicero scheint Quintilian bloß nachgeahmt zu haben in der schon obwohl bruchstücklich angeführten Aeußerung, wo nur statt des Kanachus, Kallon und Hegesias gesetzt sind: „Nam duriora et Tuscanicis proxima Callon atque Hegesias, jam minus rigida Calamis, molliora adhuc supra dictis Myron fecit“; aus welcher Stelle einestheils zwar erhellt, daß nach Quintilians Meinung auch Kallon früher als Kalamis ist, und also nicht in die 95., ja nicht einmal in die 87. Ol. gehören kann, in welche Plinius ihn setzt. Von der andern Seite aber ist doch auch klar, daß Quintilian, der den Kallon mit dem Kanachus in der Stelle des Cicero vertauscht, diese beide nicht nur für kunstverwandt, sondern auch gleichzeitig annimmt. — Also von Kanachus Seite scheint einmal Kallon nicht hinwegzubringen. Es fragt sich also, in welche Zeit jener gehören möge. Einer oder der andere möchte versucht seyn, schon aus dem Urtheil des Cicero von Kanachus, noch mehr dem des Quintilian von Kallon, besonders aus dem „Tuscanicis proxima“ zu schließen, daß beide wohl in eine frühe Zeit

gehören müssen; denn so etwas lasse sich nach allen Gründen der Analogie nicht von Werken urtheilen, die nah' dem Zeitalter des Phidias stehen, oder gar in dieses selbst gehören. Aber, wissen wir denn, was diesen Römern, welche die Anmuth, den Liebreiz und die Weichheit der späteren Kunst zum Maßstab nahmen, alles starr (rigidum) und hart oder dem hetrurischen sich nähernd erscheinen konnte? Hätte ihnen nicht selbst Phidias in seiner reinen Großheit herb dünken können? Wenigstens fällt auf, daß Cicero von ihm in jener Stelle schweigt, in deren Zusammenhang er sich freilich nicht wohl einfügen ließ, und mit Polyklet endigt, dessen Werke nun ganz vollkommen seyen (jam plane perfecta, ut mihi quidem videtur). Quintilian aber, der vom Polyklet zu sagen wagt: nihil ausus praeter leves genas, urtheilt wenigstens: Phidias sey ein besserer Künstler für Götter als für Menschen gewesen (unstreitig, weil es verstattet schien, bei göttlichen Naturen rein groß zu seyn und das Gefällige zu verschmähen). Wenn nun unter diesen Umständen ein solcher Beweis aus der Analogie nicht viel beweisen würde, so sehen wir uns um so mehr auf das rein Geschichtliche zurückgetrieben. Hier ist nun vor allem zu bemerken, daß Pausanias in der ersten Stelle nach eigner Wissenschaft oder Meinung spricht, in der zweiten aber nur erzählt, was die Einwohner von Paträ rathen oder muthmaßen (*τεκμαίρονται*), nämlich sie vermuthen, die Künstler, welche das ihnen von Augustus geschenkte Bild der Diana Laphria verfertiget haben, mögen nicht viel jünger seyn als Kanachus von Sicyon und Kallon von Aegina. Aus dem Zusammenhang sieht man, daß die guten Patrenser des besten Willens waren, ihrem Bild ein so hohes Alterthum als möglich zuzuschreiben; auch Pausanias nennt es ein *ἀρχαῖον*. Gesetzt nun, wir nähmen die erste Nachricht des Pausanias an, d. h. wir setzten den Kallon als Schüler in der zweiten Generation von Dipönus und Scyllis, wir nähmen aber zugleich das Zeitalter von diesen, nach der obigen Stelle des Plinius, 580 v. u. Z. an, so würde Kallon und mit ihm Kanachus ungefähr in das Jahr 516 fallen. Nun gibt es ein Epigramm der Anthologie (Brunck. Anal. T. II, p. 15. No. 35), wonach Kanachus, Aristokles und Ageladas zusammen drei Musen

verfertiget, die dieses Epigramm besingt. Dieser Ageladas aber hat außerdem nach Olympia den Wagen eines gewissen Kleosthenes verfertiget, welcher (Paus. VI, 10) von allen, die im Wagenrennen den Preis davongetragen, zuerst seine Statue zu Olympia hatte setzen lassen, dessen Zeit also auch durch diesen Umstand beglaubigter wird. Dieser nun siegte in der 66. Ol., der Unterschied zwischen dieser und der 50., in welcher nach Plinius Dipönus und Scyllis lebten, beträgt gerade viermal sechzehn Jahre, d. h. zwei Generationen; oder das Jahr 516 v. u. Z. fällt in das erste Jahr der 66. Olympiade. Nach solcher Probe besteht also gar wohl die Meinung der Patrenser von ihrem Bild mit der ersten Angabe des Pausanias; womit sie allein nicht besteht, ist das hohe Alter von Dipönus und Scyllis, was wir aber ohnedieß schon aufgegeben haben. Und nun wird uns auch wohl verstattet seyn zu behaupten, daß Kallon spätestens in der 66. Ol. gelebt habe, also noch immer eine gute Zeit vor der Epoche des Phidias. Hierbei ist nicht zu verbergen, daß noch eine dritte Stelle des Pausanias vorhanden ist, die des Künstlers Zeitalter wieder zweifelhaft macht, nämlich B. III, C. 18. Allein diese Stelle ist nach der einstimmigen Meinung aller Kritiker verdorben, und vielleicht, daß die Heilung derselben besser gelänge, wenn man sich wegen der Zeit des Kallon nicht an Plinius hielte. Denn daß dieser einen Kallon, ohne Angabe des Vaterlandes, doch wahrscheinlich den Aegineten, in die 87. Ol. setzt — in der bekannten Stelle 34, 8, wo er so viele Künstler Namen mit so wenig Kritik und so wenig genauer Unterscheidung der Zeiten zusammenhäuft — ist von seiner compilatorischen Flüchtigkeit nicht unerwarteter, als daß er den Skopas eben dahin versetzt, von dem er späterhin selbst erzählt, er habe in der 106ten noch am Grabmal des Mausolus mitgearbeitet; in beiden Fällen beträgt der Unterschied ungefähr gleichviel; einmal 19, das anderemal 21 Olympiaden. Ich halte mich daher vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß Kallon den Künstlern, von welchen unsere Statuen herrühren (soweit man dieß bei der ungleichen Lebensdauer der einzelnen bestimmen kann), 12 bis 18 Olympiaden näher gestanden habe, als Phidias oder der, den wir gleich nennen werden.

5. Onatas von Aegina. Wenn gegründet ist, was Pausanias V, 25 erzählt, daß Onatas die in Olympia befindlichen Weihgeschenke des Tyrannen Hieron — erst nach dessen Tode auf Geheiß seines Sohnes Dinomenes — verfertigt habe (und zweifeln läßt sich daran nicht, da Pausanias die eben dieses besagenden Inschriften beibringt), so hat Onatas Ol. 78, 2 (467 v. u. Z.), dem Ende der Regierungszeit des Hieron, eben in vollem Ruhm geblüht. Ja, noch sicherer als durch die Angabe des Athenäus bei Pausanias, VIII, 42), der ihn als Zeitgenossen von Hegias und Ageladas angibt, wird er durch seinen Antheil an der Ausschmückung des Tempels der Minerva Area zu Platäa (Paus. IX, 4) zum Kunst- und Zeitgenossen von Phidias. Ueber diesen Onatas nun drückt sich Pausanias V, 25 so aus: „Diesen Onatas aber, der ein Aeginet ist, werden wir keinem derjenigen nachsetzen, die sowohl vom Dädalus als von der attischen Werkstatt herkommen".

Ich mache bei dieser merkwürdigen Stelle zuerst aufmerksam auf den Zusatz: der ein Aeginet ist (im Griechischen: *ὄντα Αἰγινήτην*, welches auch mehr sagt, als wenn bloß stünde *Αἰγινήτην*). Offenbar will Pausanias damit ausdrücken, daß er, der zur äginetischen Schule gehört, um nichts geringer zu halten sey als irgend einer von der attischen.

Verstünde man freilich die Worte vom bloßen Wohn- oder Geburtsort, so ließe sich auch wohl das Gegentheil herausbringen, nämlich daß Pausanias den Onatas vielmehr selbst zu der Klasse der attischen Künstler zähle. Vom bloßen Wohnort sind sie nicht gemeint, obwohl in der einen Inschrift nur steht, er wohne in Aegina; die andere sagt deutlich: er sey daselbst geboren. Also vom Wohn- und Geburtsort zusammen!

Bedenkt man aber, daß Pausanias auch sonst, um einen Künstler der äginetischen Schule anzudeuten, sich keines andern Ausdrucks bedient, z. B. von Kallon (7, 18), von dem aus andern Gründen gewiß ist, daß er auch der Schule nach ein Aeginet war; ferner, daß bei der gewöhnlichen Kürze des Pausanias jener Zusatz am Ende eines Abschnitts

sehr überflüssig war, in welchem durch zwei Inschriften des Künstlers Vaterland bezeugt wurde, während derselbe ganz zweckmäßig ist, sobald das Wort Aeginet einen Künstler dieser Schule bedeutet, also den Gegensatz zu den vom Dädalus und der attischen Schule herkommenden Künstlern bildet: so wird man wohl die erste Erklärung vorziehen müssen.

Also, Onatas wird noch als Künstler der äginetischen Schule genannt, oder es wird anerkannt, daß er noch von der äginetischen Werkstatt herkomme, zugleich aber, daß er keinem der attischen nachstehe (οὐδενὸς ὕςερον θήσομεν). Hieraus folgt meines Bedünkens unwidersprechlich, daß die äginetische Kunst um dieselbe Zeit mit der attischen und gemeinschaftlich mit dieser eine gleiche Höhe und Vollendung erreichte. Denn ganz willkürlich erscheint es, wenn Herr Quatremère-de-Quincy S. 176 vermuthet, diese Vergleichung beziehe sich bloß auf die alte attische Schule; und unglaublich erscheint es zugleich, theils der Zeit wegen (denn nicht sehr genau ist's, wenn derselbe Gelehrte den Onatas in die 70. Ol. setzt), theils der Worte wegen, da sich Pausanias in jenem Fall den Zusatz: von der attischen Werkstatt, ersparen konnte, da das: vom Dädalus, schon ebenso viel ausdrückte, und noch weniger nöthig hatte beides so zu verbinden, wie es verbunden ist, ἀπὸ Δαιδάλου, τε καὶ ἐργαςηρίου τοῦ Ἀττικοῦ, welches hier offenbar so viel heißt: nicht nur vom Dädalus, sondern von der attischen Schule überhaupt.

Also soll es wohl für unbedingt gelten, dieses Urtheil des Pausanias? vielleicht gar so unbedingt, daß auch Phidias mit inbegriffen wäre? Allerdings, und ich hoffe durch ein anderes Wort desselben Schriftstellers zu beweisen, daß er namentlich den Phidias dabei nicht ausgenommen. Auch in Bildung kolossaler Figuren hat Onatas mit Phidias gewetteifert; einer derselben gedenkt Pausanias B. 8, Cap. 42, eines Apollo in Erz zu Pergamus, und urtheilt von demselben: er sey ein Wunder selbst unter den Werken, die es am meisten seyen, (θαῦμα ἐν τοῖς μάλιςα) sowohl in Ansehung der Größe, als in Ansehung der Kunst. Diese Ausdrücke sind zu bestimmt, um sie auf

andere Werke als auf die Kolossen des Phidias zu beziehen; denn diese waren doch wohl die, welche am meisten, d. h. vor allen, Wunder der Größe und der Kunst heißen mußten. Diese Beziehung wird noch dadurch augenscheinlicher, daß Pausanias auch jenes erste, den Onatas uneingeschränkt den Attikern gleichsetzende Wort bei Gelegenheit eines von demselben verfertigten Kolossen, des Herkules zu Olympia, ausspricht.

Hierdurch glaube ich die Einrede völlig widerlegt, daß die äginetische Kunst auch wohl in jener spätern Zeit noch an dem Styl habe festhangen können, der unsere Figuren bezeichnet; denn gewiß hätte Pausanias den Onatas nicht auf solche Weise und so unbedingt den attischen Künstlern gleichgestellt, hätte Styl und Kunst der äginetischen Schule damals noch dem unserer Statuen geglichen.

Weit entfernt also, daß diese einen Maßstab der Höhe abgeben könnten, welche die Kunst von Aegina nach dem persischen und noch vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges erlangt hatte, scheint derselben vielmehr noch kurz vor ihrem Uebergehen in die allgemeine griechische Kunst die Belohnung zu Theil geworden, die so ernstes Streben verdiente, aus sich selbst einen Künstler erzeugt zu haben, dessen Werke sich neben das Höchste der Kunst stellen durften, der, Bildner und Maler zugleich, selbst seines Zeitgenossen Phidias nicht unwürdig war, und von dem die Bewunderung seiner Zeit erzählte, daß er eines seiner Werke, die Ceres in Phigalia, größtentheils durch eine Art von göttlicher Eingebung nach Traumgesichten vollendet habe.

Diese Ceres war schon einige Menschenalter aus Phigalia verschwunden, oder daselbst zu Grunde gegangen, als, wohl 600 Jahr nach dem Tode des Künstlers, und nach allem, was über den alten Glauben ergangen war, Pausanias seine Reise dorthin richtete, um seine Andacht bei ihr zu halten und ihr die gebräuchlichen, uraltem Herkommen gemäß unblutigen Opfer zu weihen. Von dieser gewiß galt also, was Quintilian, sinnig, obwohl sehr mäßig ausgedrückt, von dem olympischen Jupiter geurtheilt, cujus pulcritudo adjecisse aliquid etiam receptae religioni videtur.

Daß die äginetische als eine eigenthümliche Schule nur bis zu einer gewissen Zeit fortgedauert, liegt in der Natur der Sache, aber es läßt sich auch historisch mit folgenden Gründen darthun.

1) Die äginetischen Werke, wie aus der gleich anfangs erwähnten Stelle des Pausanias B. 7, C. 5 erhellt, werden nur zugleich mit den ältesten attischen genannt.

2) Der äginetische *τρόπος τῆς ἐργασίας* wird von Pausanias nur bei Werken von entschieden hohem Alterthum erwähnt, nämlich B. 8, C. 53 bei einem Holzbild, und zwar von Ebenholz; B. 10, C. 36 bei einem Bild von schwarzem Stein, eine Artemis Dictynna vorstellend. Daß er in unsern Figuren noch erkennbar ist, wird man nicht widersprechen; aber eben darum gehören diese auch einer früheren Zeit an.

3) Herr Quatremère-de-Quincy ist zwar der Meinung, es lasse sich nicht leicht bestimmen, ob die von den alten Schriftstellern angeführten äginetischen Künstler und Bildwerke älter oder jünger seyen als das Ereigniß, welches die politische Macht von Aegina umstürzte. Wir sind der entgegengesetzten Meinung; nämlich wir haben uns überzeugt, daß unter allen von Pausanias namhaft gemachten äginetischen Künstlern Kallon, dessen Lebenszeit wir zwischen die 60. und 70. Ol. gesetzt haben, der älteste (nach Smilis) ist, und alle anderen von ihm genannten zwischen die 70. und 80. fallen. Wir zweifeln, ob ein einziger genannt sey, der jünger ist als jenes Ereigniß. Sollten wir also doch vermuthen, daß mit dem Untergang der Freiheit und der alten, selbst nach der Heimkehr der Einwohner, am Ende des peloponnesischen Kriegs, nie wiederhergestellten Herrlichkeit auch der eigentlich schöpferische Geist von Aegina gewichen oder daselbst erloschen sey? — Müssen wir dieses auch dahingestellt seyn lassen, so glauben wir dagegen aus dem angeführten Umstand mit Sicherheit den Schluß ziehen zu können, daß eben erst mit Kallon, noch entschiedener aber nach der 70. Ol. die Einwirkung der äginetischen auf die allgemein griechische oder doch die attische Kunst begonnen habe. Die frühern Meister wurden, wie die Künstler unserer Figuren, nur noch an dem ihren Werken ertheilten Gepräg' erkannt:

ihre Namen hatten sich verloren; der einzige, der aus der Vorzeit genannt wird, ist der Vater und Stifter dieser Kunst, Smilis.[1]

4) Mögen auch später noch aus Aegina gebürtige Künstler sich hervorgethan haben (wer möchte daran zweifeln?), die äginetische Schule konnte als eine solche nicht fortdauern, nachdem ein mächtiger Genius einmal ihre Schranken durchbrochen hatte. Onatas ist der letzte, der im Gegensatz von den attischen Künstlern genannt wird, er zugleich derjenige, dessen Werken ein Lob ertheilt wird, das sie den attischen der höchsten Zeit unbedingt gleichstellt. In ihm war also die Grenze; er war noch Aeginet, aber in seiner Art, was Phidias in der seinen. Ich glaube also Grund genug zu der Behauptung zu haben, daß er der Gipfel der äginetischen Schule ist und diese in kunstgeschichtlicher Hinsicht schließt.

Daß diese Steigerung der äginetischen Kunst, von der wir im Onatas nur die letzte Erscheinung sehen, noch wahrscheinlicher und begreiflicher macht, was wir in der letzten Anmerkung zum dritten Abschnitt von der Verschmelzung der altattischen und der äginetischen in dem spätern und vollkommenen attischen Styl behaupteten, braucht nicht besonders bemerkt zu werden.

Wir erinnern nur, daß wir keine einseitige Wirkung der einen auf die andere, sondern ein gegenseitiges Erkennen beider annehmen; die äginetische Kunst mochte durch Anziehung des Idealen in der attischen ebenso sich gehoben haben, wie diese durch Anziehung des Natürlichen in der äginetischen sich vervollkommnete, und so konnten, ja mußten beide, obwohl von entgegengesetzten Seiten her, sich in einem Gipfel begegnen.

[1] So wie sich nun alles durch die fortgesetzte Untersuchung gestellt hat, würde man nicht entgegen seyn können, wenn eben jene erste Nachricht von Kallon, als Schüler des Tektäus und Angelion, als erste Spur des Zusammenhangs und des gegenseitigen Einflusses zwischen attischer und äginetischer Kunst gedeutet würde. Ob darum wirklich Kallon von den beiden Dädaliden unterrichtet worden, ist eine andere Frage, nur so viel ist klar: von dieser Zeit fängt die attische Kunst erst an von der äginetischen Kenntniß zu nehmen.

§. VII.

Wie und wo diese Figuren ursprünglich aufgestellt gewesen.

Daß diese Figuren einst dem Tempel des panhellenischen Jupiters auf der Insel Aegina angehörten, ist bekannt, und zum öftesten erwähnt worden; es kann also hier bloß davon die Rede seyn, wie und auf welche Weise sie an diesem Tempel aufgestellt waren.

Die Zahl der noch vorhandenen Figuren beläuft sich auf siebzehn. Daß ihrer ursprünglich viel mehrere gewesen, läßt sich aus den noch vorhandenen Bruchstücken schließen, nach denselben ist früher schon ihre Zahl auf dreißig geschätzt worden.

Zwei der noch vorhandenen Figuren, nämlich die beiden kleinen, bekleideten, ganz gerade stehenden, weiblichen Figuren B. C. standen oberhalb des Giebels zu beiden Seiten der Blume, welche die oberste Spitze desselben verzierte, und hatten als bloßer Theil der architektonischen Verzierung mit der Vorstellung der übrigen Figuren keine Verbindung.

Daß dieser kleinen weiblichen Figuren ursprünglich viere gewesen, nämlich auf jeder Spitze der beiden Giebel zwei, dieses habe ich schon oben bei Beschreibung derselben erwähnt.

Die fünfzehn übrigen Figuren standen in den beiden Giebeln des Tempels vertheilt, d. h. in den Füllungen oder Vertiefungen, welche das stumpfe Dreieck derselben bildet, und denen man zu diesem Zweck eine größere Tiefe als gewöhnlich gegeben hatte.

Diese nun noch vorhandenen Figuren waren auf folgende Weise zusammengestellt. Neun derselben in dem vordern Giebel und sechs in dem hintern. Die Figuren, die in dem vordern Giebel enthalten waren, sind die in meiner Beschreibung mit den Buchstaben A. H. I. K. L. N. O. P. R. bezeichneten Figuren. Von denen, die zu dem hintern Giebel gehörten, und welche in ihren Verhältnissen, wie mir scheint, etwas größer gehalten waren, sind bloß noch sechs übrig, nämlich D. E. F. G. M. Q.

In der Mitte des Frontons, da wo solcher, oder die innere Füllung desselben, am höchsten ist, stand die Minerva, als die größte von allen in fast ganz gerader Stellung, und scheint wenig Theil an dem Gefechte genommen zu haben, in dessen Mitte sie stand, und das sie, so zu sagen, in zwei Theile theilte. — Zu ihrer Rechten und Linken standen gegeneinander kämpfende Krieger, mit Schilden und Helmen versehen. — Mehr nach außen zu, wo der Giebel sich abwärts neigt, und folglich die Füllung niedriger zu werden anfängt, hatten die knieenden Bogenschützen ihren Platz, ganz symmetrisch und beinahe in gleicher Stellung einander gegenüber. — In den äußersten Enden der Füllung des Giebels, da wo sich solcher in einen spitzigen Winkel endiget, lagen zu beiden Seiten verwundete Krieger und füllten auf diese Weise die beiden äußern Winkel aus.

Was ich hier von dem einen Giebel sagte, gilt in gleichem Maaß von dem andern; denn in beiden waren die Figuren gleichmäßig vertheilt, d. h. in der Mitte von beiden stand eine Minerva; die Krieger waren in gleicher Ordnung gegeneinander gestellt. An der Stelle, wo in dem einen Giebel ein Bogenschütze angebracht war, befand sich ein anderer in dem entgegengesetzten Giebel, und so verhielt es sich mit allen übrigen Figuren.

Haben wir uns nun über diese Aufstellung und Anordnung der Figuren mit vieler Bestimmtheit ausgesprochen, so ist natürlich, wenn der Einwurf gemacht wird, mit welchen Gründen man diese Art von Aufstellung oder die Folge der Figuren beweisen könne, da man doch dieselben nicht mehr an ihrer Stelle, sondern unter den Trümmern begraben gefunden.

Hierauf kann ich mich zum Theil nicht anders als mit den Aeußerungen derjenigen verantworten, welche bei der Entdeckung zugegen gewes.n, und welche diese Art der Zusammenstellung nach der Ordnung der Lage bestimmten, in welcher sie diese Statuen bei der Ausgrabung unter den beiden Giebeln gefunden hatten.

Die Minerva z. B. fand man in der Mitte unter dem Giebel. Die stehenden Krieger ihr zunächst, die Bogenschützen etwas weiter seitwärts, und die liegenden ganz am Ende des Giebels, nämlich wie sie bei dem Einsturz des oberen Theils des Tempels, der wahrscheinlich durch ein starkes Erdbeben verursacht wurde [1], vermöge ihres Standpunktes, den sie am Giebel inne hatten, nothwendigerweise fallen mußten.

Der Schluß, den ich aus diesen Thatsachen gezogen, scheint mir natürlich und richtig und für sich allein hinreichend, die Sache außer Zweifel zu setzen. Wollte man jedoch selbst dieses als unzuverlässig ansehen und nicht darauf bauen wollen, so ließe sich dieselbe Anordnung dennoch, schon, wie mir scheint, aus der verschiedenen Höhe der Figuren im Verhältniß zu dem Giebel, erweisen, denn nur so und nicht anders konnten sie zusammenstehen, weil es die verschiedene Höhe des Giebels nicht anders zuließ; es wäre denn, man wollte auch dieses in Zweifel ziehen, daß die Figuren im Fronton des Tempels gestanden.

Daß diese aber in den beiden Giebeln und nirgends anders gestanden haben, läßt sich mit mehrern Gründen erweisen; denn da diese Statuen zum Theil unter dem vordern, zum Theil unter dem hintern Giebel gefunden wurden; so sind nur zwei Fälle denkbar, daß sie entweder in den Giebeln selbst, oder unter denselben gestanden haben. Sollten sie unter den Giebeln, d. h. vor denselben unten, gestanden haben, so müßte man doch beim Ausgraben auch ihre Fußgestelle oder Piedestale gefunden haben; denn es läßt sich nicht vermuthen, daß

[1] Daß dieser Tempel nicht geflissentlich oder durch Menschenhände zerstört worden, sondern durch die Gewalt eines großen Erdbebens müsse eingestürzt seyn, läßt sich daraus erweisen, daß man an den Figuren keine Spuren frevelhafter Verletzung gewahr wird; was an denselben gebrochen oder beschädigt ist, ist offenbar ihrem Fall allein zuzuschreiben; hätte den Tempel etwa Feuer zerstört, so müßten an dem Marmor, welcher stets durch das Feuer, besonders in Ansehung seiner Härte, leidet, Spuren zu bemerken seyn. A. d. Vfs.

sie auf ebener Erde ohne Untersatz aufgestellt gewesen. Da man nun von diesen keine Spur gefunden, so bleibt nur übrig das Erste anzunehmen, nämlich daß sie in den Giebeln selbst gestanden haben.

Ferner ersehen wir aus den Figuren selbst, und aus ihren abgekürzten Platten, daß sie ursprünglich dicht zusammengestellt worden, und das Ganze zusammen eine eng verknüpfte Darstellung oder Gruppe ausmachte; wie läßt sich also vermuthen, daß diese gedrängte Masse von Figuren quer vor dem Tempel über gestanden, wo sie den Zugang zu demselben versperren mußte?

Das Einzige, was sich etwa gegen unsere Behauptung einwenden ließe, wäre: Warum diese Figuren von allen Seiten, hinten wie vorn, vollkommen gleich gearbeitet sind, da sie doch dazu bestimmt waren, in den Giebeln zu stehen, wo die Rückseite gar nicht konnte gesehen werden.

Das Letzte als ausgemacht angenommen, gestehe ich, daß jener Umstand auffallend und selbst dem spätern Kunstgebrauch bestimmt entgegen ist; doch scheint mir dieses kein hinreichender Grund, das Gegentheil zu beweisen; denn daß die alten Künstler, besonders der frühern Zeiten, ihre Statuen, ohne Rücksicht auf die Stellung, von allen Seiten gleich fleißig ausarbeiteten und aufs Sorgfältigste vollendeten, davon lassen sich mehrere unleugbare Beispiele anführen. Das Wichtigste dieser Art geben die Figuren in den Giebeln des Parthenon, von welchen sich gegenwärtig noch einige Fragmente im Vordergiebel selbst befinden; noch deutlicher zeigen es die vollständigen Figuren, welche Lord Elgin vor mehrern Jahren aus dem Giebel hat herausnehmen lassen, und die sich gegenwärtig zu London in der von ihm benannten Sammlung befinden. Diese Statuen sind, gleich unsern äginetischen, hinten wie vorn gleichmäßig vollendet und ausgearbeitet.

Da also diese löbliche Kunstsitte sich bis auf jene blühende Zeit des Phidias erhalten, so hat man sich um so weniger zu verwundern, wenn dieselbe in jenen frühern Zeiten noch in Kraft war, wo man ohnedieß, wie es bei jedem ersten Aufkeimen der Kunst der Fall ist, jede Kleinigkeit mit dem größten Fleiß und Sorgfalt auszuführen und zu vollenden gewohnt war.

Was nun aber schließlich die Sache außer allen Zweifel setzt, ist, daß man, nach Versicherung des Herrn Architekten Cockerell, welcher die Ausgrabung dieses Tempels vorzüglich mit unternommen, und solchen auf das Genaueste untersucht und ausgemessen hat, auf der Oberfläche des Gesimses wirklich Spuren von Vertiefungen gefunden hat, in welche die Plinten dieser Figuren ursprünglich eingelassen waren; ein Umstand, der zugleich einigermaßen erklärt, wie diese Figuren, die so frei und ohne alle Stütze gearbeitet sind, sich bei ihren schmalen und nur zwei Finger dicken Plinten aufrecht erhalten konnten, ohne an der Rückwand durch Eisen befestiget zu seyn.

Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß diese äginetischen Figuren, ihrer von allen Seiten gleich guten Vollendung ohngeachtet, in den Giebeln des Tempels gestanden, wie dieses bei den Figuren des Parthenon unleugbar, und von denen des Theseus-Tempels in Athen zu vermuthen ist, da

man auf dem obern Gesimse desselben gleichfalls jene Vertiefungen bemerkt, die sich an dem Tempel des Jupiter auf Aegina zeigen.

Ich füge diesem bei, daß die Beschreibung des Pausanias von dem Jupitertempel zu Olympia vermuthen läßt, daß auch die in den beiden Giebeln desselben aufgestellten Werke nicht in halberhobener Arbeit, sondern, gleich den Figuren am Giebel des Parthenon und unsern äginetischen, völlig rund gearbeitet und von allen Seiten gleichmäßig vollendet waren.

Die Wirkung, die eine solche gedrängte Zusammenstellung rund gearbeiteter Figuren in einem Giebel machen mußte, konnte, wie ich glaube, nicht anders als günstig und vortheilhaft seyn. Das Ganze mußte weit lebendiger und der Natur angemessener erscheinen, als bei halberhobenen Werken je der Fall seyn kann; denn diese Art von Zusammenstellung runder Figuren gewährt nicht allein eine kräftigere und natürlichere Beleuchtung, sammt der daraus entspringenden täuschenden Wirkung, sondern verschafft auch in jeder Entfernung und von jedem Standpunkt aus gesehen, einen gleich natürlichen Anblick, welches bei halberhobenen Arbeiten wegen der nothwendigen künstlichen Verkürzungen nicht der Fall seyn kann.

Daß bei den alten Griechen auch selbst im Freien und auf öffentlichen Plätzen ähnliche Zusammenstellungen von mehr oder weniger runden Figuren üblich waren, davon ließen sich mehrere Beispiele nachweisen; ich führe nur einige der vorzüglichsten an.

So waren in dem sogenannten Altis, dem dem Jupiter geheiligten Platze zu Olympia, die griechischen Heerführer des trojanischen Krieges auf gemeinschaftliche Kosten des griechischen Volkes aufgestellt, und zwar wie sie mit einander loosten, wer den Zweikampf mit Hektor, der einen von den Griechen dazu aufgefordert hatte, bestehen sollte. Sie standen nahe bei dem Tempel mit Schilden und Spießen bewaffnet. Den Helden gegenüber auf einem andern Fußboden stand Nestor, der das Loos eines jeden in den Helm warf. Es waren damals noch der Loosenden achte, den neunten, nämlich die Statue des Ulysses, hatte Nero nach Rom gebracht. Dieß war ein Werk des Bildners Nikon aus Aegina [1] (Paus. 5. B., 25. Cap.).

Ferner war zu Olympia bei dem heiligen Platze Hippodamium ein steinerner Fußboden in Gestalt eines halben Cirkels, auf dessen Mitte Jupiter nebst der Thetis und der Hemera oder Aurora standen, die für ihre Söhne den Jupiter bitten. Auf den beiden Enden standen ihre Söhne Achilles und Memnon in fechtender Stellung, ingleichem vier Griechen gegen ebenso viele Trojaner; Ulysses gegen den Helenus; Menelaus gegen den Paris; Diomedes gegen den Aeneas, und Ajax gegen den Deiphobus. Dieses waren Meisterwerke des Myrons aus Lykien (Paus. 5. B., 22. Cap.).

[1] Des Onatas, Sohns von Mikon, wie aus einer auf dem Schild des Idomeneus geschriebenen Inschrift erhellte. A. d. H.

Auch war zu Delphi eine ähnliche Gruppe, den Streit des Herkules und des Apollo wegen des Dreifußes vorstellend. Beide waren abgebildet, wie im Begriff wegen desselben einen Kampf anzufangen. Latona und Diana suchen den Apollo, Minerva den Herkules zu besänftigen. Die Statue der Minerva und der Diana waren von der Hand des Chionis; die des Herkules, des Apollo und der Latona aber von Diyllus und Amikläus gemeinschaftlich verfertiget (Paus. 10. B., 13. Cap.).

Hieher gehört auch die bis auf uns gekommene, und unter der Benennung des farnesischen Stiers bekannte Gruppe zu Neapel, und die der Niobe zu Florenz. [1]

---

§. VIII.

Ueber die Bedeutung oder Vorstellung dieser Figuren.

Aus der Beschreibung, die ich von einer jeden dieser Figuren machte, erhellet hinlänglich, daß das Ganze ein Gefecht zwischen Helden oder Kriegern, und zwar unter dem besondern Beistande der Minerva, vorstellen sollte. Allein was für ein Gefecht man hier namentlich vorstellen wollte, dieß ist eine Frage, welche nicht so leicht zu lösen, ja vielleicht für immer ein Räthsel bleiben möchte, da uns von der einen Seite Pausanias gerade bei diesem Tempel des Jupiter Panhellenius gänzlich im Stiche läßt, und von der andern Seite diese Figuren für sich selbst nichts Charakteristisches an sich tragen, wodurch man auf die Bedeutung einzelner Figuren, und mittelst dieser auf die Begebenheit selbst schließen könnte. Die Minerva und der phrygische Bogenschütze sind die einzigen Figuren, die vor den andern etwas ausgezeichnetes haben; die Minerva durch ihre Aegis, der Bogenschütze durch seine eng anschließende Kleidung, und seine halb phrygische, halb persische Mütze. Außer diesen beiden Figuren findet sich an der Bekleidung oder Bewaffnung der übrigen nichts, welches zu irgend einem historischen Schluß berechtigen könnte. Die Helme sind mehr oder weniger von griechischer Form, doch alle unter sich verschieden, keiner dem andern vollkommen ähnlich. Die Schilde sind bei allen Figuren sich durchgehends gleich, den der Minerva nicht ausgenommen, alle sind vollkommen zirkelrund von starker Wölbung und breitem Rande, d. i. von der Argolischen Form. — Die beiden vorhandenen Pfeilköcher sind sich ungleich, der eine, welcher dem persischen oder

[1] Herr Cockerell hat kürzlich versucht, die Figuren der Niobe, wie sie sich in Florenz finden, nach ihrer Zahl und nach Maßgabe ihrer verschiedenen Größe, zu einer Gruppe zu vereinigen, und sie gleich den äginetischen Helden zu einer Giebelverzierung zusammen zu stellen. Er hat diese sinnreiche Hypothese in einem eigens radirten Blatte anschaulich zu machen und durch eine beigefügte Erklärungsschrift zu erläutern gesucht. A. d. Vfs.

phrygischen Bogenschützen anzugehören scheint, hat eine etwas mehr asiatische Form als der andere. — Von Schwertern, Bogen oder andern Waffen, welche wahrscheinlich von Metall waren, hat sich nichts erhalten. — Auch war weder auf den Schilden, noch sonst wo irgend ein Name oder Zeichen in Farbe oder eingegraben zu finden, so sehr ich mich bemühete etwas der Art zu entdecken.

Wenn nun weder aus dem Charakter der einzelnen Figuren, noch aus der Art ihrer Waffen etwas abzunehmen ist, noch irgend eine andere Anzeige sich finden läßt, welche hinreichend wäre, einen Aufschluß über die geschichtliche Beziehung oder Bedeutung dieser in Verbindung aufgestellten Figuren zu geben, so scheint nichts übrig, als sich deßhalb an die ursprüngliche Bestimmung und die erste Entstehung des Tempels zu halten.

Was wir aber durch Pausanias in dieser Beziehung erfahren, besteht bloß darin, daß Aeakus diesen Tempel erbaut haben soll, und zwar aus folgender Veranlassung. — Als nämlich in Griechenland eine große Dürre herrschte, fragten die Griechen das Orakel zu Delphi um Rath, welches ihnen die Weisung gab, sich an den Aeakus zu wenden, durch dessen Fürsprache sie vom Jupiter Regen erhalten würden. Aeakus verrichtete im Namen aller Griechen seine Opfer, und diese hatten den gewünschten Erfolg. Hierdurch veranlaßt [1] soll sodann Aeakus dem Jupiter aller Griechen diesen Tempel erbaut haben. — Da nun auch in dieser Erzählung nichts liegt, was mit den Bildwerken dieses Tempels in einigen Bezug gebracht werden könnte, über welche, so wie über die Beschaffenheit des Tempels selbst, Pausanias ein leidiges Stillschweigen beobachtet, so sehen wir uns auch von dieser Seite verlassen.

Da also nirgends ein sicherer Punkt sich findet, auf den zu fußen wäre, so wird nichts anderes übrig bleiben, als sich nach althergebrachtem antiquarischem Gebrauch mit Conjekturen zu behelfen.

Vorausgesetzt nun, daß der verfallene Tempel, in dessen Umgebung die Figuren gefunden worden, unbestritten jener Tempel des Jupiter Panhellenius ist, für welchen er bis jetzt immer gegolten, welche Beziehung können die an diesem Tempel einst angebrachten Figuren mit dem Jupiter oder mit dem Aeakus, dessen angeblichem Stifter, haben? — Zwar ist bekannt und durch Beispiele zu erweisen, daß die Alten in Ansehung ihrer Tempel-Verzierungen sich nicht immer so genau daran hielten, eine strenge Beziehung zwischen den Gegenständen ihrer Darstellungen und zwischen dem Orte zu suchen, an welchem diese angebracht waren; denn wie ließen sich sonst der Streit der Centauren und Lapithen und die Gefechte der Amazonen auf dem Schilde der Minerva und an dem Schemel des olympischen Jupiters und andere ähnlich gewählte Gegenstände erklären? Deßwegen ist, wie ich glaube, auch hier nicht eine strenge Beziehung als absolutes Bedingniß der Erklärung zu fordern. So viel indeß läßt sich immer muth-

[1] Dieses steht zwar nicht ausdrücklich im Pausanias, weder B. 1, C. 45, noch B. 2, C. 29; dagegen steht bei Isokrates (Evag., C. 5) die Veranlassung, aber die Erbauer des Tempels sind die Vorsteher sämmtlicher griechischer Städte, die den Aeakus um seine Fürsprache bei Jupiter ersucht hatten. A. d. H.

maßen, daß die Darstellung dieser Figuren an dem oft genannten Tempel nicht völlig willkürlich gewesen, sondern in irgend einer Beziehung zu demselben gestanden habe, vermuthen also, daß vielleicht irgend ein Gefecht vorgestellt werden sollte, worin sich die Aeaciden unter dem besondern Schutze der Minerva ausgezeichnet und Ruhm erworben. So wie von der andern Seite die Figur des phrygischen und persischen Bogenschützen muthmaßen läßt, daß irgend ein Gefecht vorgestellt werden sollte, an welchem die Phrygier oder Perser Theil genommen, oder daß jener Kampf der Aeaciden gegen eines dieser Völker gerichtet gewesen. —

Vielfältig sind zwar die durch die Aeaciden vollbrachten rühmlichen Thaten, welche durch die Geschichten und Dichtungen der Alten bis auf uns gekommen; doch sind vorzüglich zwei große Kämpfe bekannt — der eine, in welchem die Aeaciden persönlich gegen die Barbaren für das allgemeine Wohl Griechenlands gestritten, der andere, dessen glücklicher Ausgang wenigstens ihrem unsichtbaren Beistand zugeschrieben wurde. Diese beiden Kämpfe sind der trojanische Krieg, und jener gemeinschaftliche Kampf der Griechen gegen das Heer des Xerxes.

In dem trojanischen Kriege wurden die rühmlichsten Thaten von den Aeaciden, dem Achilles, dem telamonischen Ajax und dem Neoptolemus, verrichtet. — Von dem persischen Krieg aber erzählt Herodot, daß die Griechen vor dem Seetreffen bei Salamis, welches eigentlich über die Unabhängigkeit von ganz Griechenland entschied, für gut befunden, den Ajax und Telamon um ihren Beistand anzurufen, und zu diesem Zweck ein Schiff nach Aegina schickten, den Aeakus und die Aeaciden abzuholen (was man hierunter verstanden, ihre Bildsäulen oder ihre Asche, ist allerdings nicht klar). Dieses Schiff mit den Aeaciden sey wieder zu der griechischen Flotte zurückgekehrt, gerade in dem Augenblick, als man das Zeichen zur Schlacht gegeben [1]. Die Griechen schrieben daher den glücklichen Ausgang dieses entscheidenden Treffens, in welchem sich die Aegineten vor allen andern Griechen ausgezeichnet hatten, größtentheils diesem überirdischen Beistande zu.

Es wäre darum nicht unmöglich, daß die Aegineten zur Verherrlichung der Aeaciden, ihrer Heroen, und zum Andenken der eignen Tapferkeit, welche sie in jenem Treffen bewiesen, an den beiden Giebeln dieses Tempels, welcher, wie man vorgab, den Aeakus selbst zum Stifter oder Erbauer hatte, eben jene Begebenheit hätten darstellen wollen.

Allein der an diesen Figuren bemerkbare Styl scheint mit der Zeit, in welcher das Treffen bei Salamis vorgefallen, nicht im Einklang zu stehen, d. h. er scheint weit frühern Zeiten anzugehören, wie ich, als von dem Styl dieser

[1] Daß der vom Verfasser angenommene Sinn der Erzählung des Herodot wirklich angemessen ist, erhellt theils aus dem Sprachgebrauch, m. s. Thucyd. VI, 93 (ἐπὶ χρήματα καὶ ἱππεῖς), theils aus der Stelle des Herodot V, 80 und der dortigen Anmerkung von Wesseling. Ein späterer griechischer Schriftsteller sagt: Das Schiff habe das Haus (die Familie) der Aeaciden nach Salamis gebracht. A. d. H.

Figuren die Rede war, umständlicher zu zeigen mich bemühte. Auch hätte, wie mir scheint, die Figur der Minerva zu dieser Absicht nicht gepaßt, denn der Erfolg des Treffens bei Salamis wurde, dem Herodot zufolge, der Gegenwart und dem Beistande der Aeaciden zugeschrieben. Diesem Glauben zufolge mußte daher nicht sowohl die Minerva als Aeakus mit den Aeaciden als Vorsteher des Kampfs erscheinen.

Alle diese Widersprüche in Erwägung gezogen, welche sich der Meinung entgegenstellen, daß diese Darstellung auf das Treffen bei Salamis sich beziehen könne, bin ich geneigt zu glauben, daß unsere Gruppe eher eine der Thaten, welche die Aeaciden vor Troja verrichteten, darstellen könnte. Bei dieser Annahme würde auch die Figur der Minerva, welche den Griechen in den harten Kämpfen vor Troja den vorzüglichsten Beistand leistete, ganz passend und an ihrer Stelle seyn.

Auf welches einzelne der vor Troja vorgefallenen Gefechte aber die Vorstellung eigentlich Bezug habe, dieses wird, da die einzelnen Figuren, wie oben bemerkt, durchaus nichts Charakteristisches an sich haben, schwerlich oder niemals zu errathen seyn.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Die Meinung, daß diese Gruppe auf die Seeschlacht von Salamis einen Bezug haben könne, hielt der Verfasser wahrscheinlich nur darum des Widerlegens werth, weil sie wirklich, vielleicht in Italien, behauptet worden. Gleichwie aber die Vorstellungen in den Giebeln des Parthenon einzig auf die Minerva Bezug hatten, so ist im Allgemeinen höchst wahrscheinlich, daß die an den Giebeln des Jupitertempels zu Aegina befindlichen Bilder keine andern Helden als die Aeaciden vorstellen sollten. Denn Jupiter, Aeakus und die Aeaciden zusammen waren die Schutzgötter der Insel, wie aus jener Anrufung der Aegina, Aeakus Mutter, in einer Ode des Pindar erhellt: „Aegina, theure Mutter, dem freien Volk erhalte die Stadt, mit Zeus und mit dem Herrscher Aeakus und Peleus, auch dem trefflichen Telamon und mit dem Achilles" (Pyth. VIII am Ende). Auch „der Aeaciden wohl befestigten Sitz" nennt Pindar an einer andern Stelle die Insel, von der zur entscheidenden Seeschlacht unstreitig ihre Bilder geholt worden; denn keiner der Söhne des Aeakus blieb im Lande, da Peleus und

Telamon wegen des Mords von Phokus flüchtig wurden, und nirgends ist erwähnt, daß ihre Asche in die Heimath zurückgebracht worden. Bilder der Helden waren also in Aegina. Im Aeaceum (*Αἰάκειον*) wahrscheinlich nicht. Nach der Beschreibung des Pausanias (11, 29) war dieses ein bloßer Peribolus, von Marmor aufgeführt. Am Eingang waren die Bilder der einst, zur Zeit der großen Dürre, von den Griechen an Aeakus abgeordneten Männer; im Peribolus selbst befanden sich uralte Oelbäume und ein nicht sehr über die Erde erhöhter Altar, der zugleich das Grabmal des Aeakus war; dieses jedoch gehörte unter die Geheimnisse des Orts. Ohnweit aber von dem Aeaceum war das Grab des Phokus. Außer dem Grabmal des Aeakus scheint also dieser Bezirk kein anderes Heiligthum eingeschlossen zu haben. Auch wird von Pausanias kein anderer Tempel erwähnt, in welchem die Bilder sich befinden konnten. Unstreitig also waren sie in dem Tempel des Ahnherren, mit dem gemeinschaftlich sie verehrt wurden, und aus dem Tempel des panhellenischen Jupiters wurde das Haus der Aeaciden nach Salamis gebracht. Wie sie nun innerhalb des Tempels Gegenstände der Verehrung waren, so ist nicht anders zu erwarten, als daß die Vorstellung einer ihrer Thaten das Aeußere des Tempels geschmückt habe, wie die Vorstellungen der Geburt der Minerva und ihres Streits mit dem Neptun um den Besitz von Athen die Giebel des ihr geweihten Tempels verherrlichten. Daß aber diese vorgestellte That gerade eine Begebenheit des trojanischen Kriegs gewesen, ist hauptsächlich wegen der Gegenwart der Minerva wahrscheinlich, außerdem aber mit weniger Sicherheit zu behaupten, da wir nicht den ganzen Fabelkreis vom Heldenleben der Aeaciden kennen. Noch weniger gewiß ist, daß wir das vorgestellte Gefecht in den Beschreibungen des Homer zu suchen haben, da der Sagen vom trojanischen Krieg so verschiedene unter den verschiedenen Stämmen waren, und nichts weniger als ausgemacht ist, daß diese Bilder nicht in derselben Zeit, oder in einer noch frühern, als unser gegenwärtiger Homer, entstanden sind.

Wie dem sey, so ist der Mangel an historischer Charakteristik in der ganzen Vorstellung ein Punkt, der bei der Schätzung des Alters

derselben mit in Erwägung gezogen werden muß, wie die auffallende Gleichförmigkeit in den Vorstellungen beider Giebelfelder, verglichen mit der Abwechselung, die in dem vordern und hintern Gipfel des Parthenon beobachtet war.

§. IX.

Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels.

Schon vorläufig ist bei der Beschreibung der Figuren erwähnt worden, daß dieselben zum Theil bemalt gewesen. Die Spuren von Farbe, die sich hier und da erhalten, sind zwar nur schwach und durch Einwirkung der Witterung und Feuchtigkeit der Erde, in der sie vom Einsturze des Tempels bis jetzt gelegen, halb verloschen; doch geben die wenigen noch vorhandenen Spuren hinreichende und unwiderlegliche Beweise ihrer ursprünglichen Bemalung.

Die an diesen Figuren noch hier und da bemerklichen Farben sind bloß roth und himmelblau. Das Roth scheint aus einem dunkeln Zinnober oder einer dem Zinnober ähnlichen rothen Erde zu bestehen; die himmelblaue Farbe aber die gewöhnliche blaue Smalte zu seyn. Von andern Farben oder Farben-Nüancen, als Gelb, Grün u. s. w., ließ sich keine Spur an den Figuren entdecken, wohl aber an den Theilen der Architektur des Tempels, von welchen ich tiefer unten handeln werde. — Vielleicht auch daß einige Farben dem Einflusse der Witterung und der Erdsäure weniger widerstanden als die rothe und die blaue Farbe. Auch bei diesen bemerkt man, daß die erstere sich stärker und lebhafter als die andere erhalten.

Die Theile, an welchen Spuren von Farbe entdeckt worden, sind folgende.

Erstlich fast alle an diesen Figuren vorkommende Rüstungen, als die Helme, an welchen sich einige Spuren himmelblauer Farbe erhalten, während der Helmbusch oder Haarschweif bei allen mit zinnoberrother Farbe bemalt war.

Die Schilde sind durchgängig von ihrer innern Seite mit einer dunkelrothen Farbe angestrichen, welche mehr aus einer rothen Erde als Zinnober zu bestehen scheint. Diese rothe Farbe bedeckt jedoch, wie bemerkt, nur die innere Höhlung des Schildes und einen Theil des Randes von der innern Seite, bis etwa einen Finger breit von dem äußersten Rande, wo eine eingeritzte Linie bemerkbar ist, die diese rothe Farbe abschneidet. An der äußern Seite oder Wölbung ist bei den meisten gar keine Farbe mehr wahrzunehmen; nur bei einigen Bruchstücken von Schilden findet man deutliche Spuren jener himmelblauen Farbe auf der Oberfläche, jedoch auch nicht die ganze Außenseite einnehmend, sondern gleichfalls

an einer auf der Oberfläche eingegrabenen Zirkellinie sich endigend. Wenn ich früher vermuthete, daß diese rothe Farbe an der innern Seite die Fütterung der Schilde vorstellen sollte, so wäre doch auch möglich, daß die wirklichen Schilde statt der gewöhnlichen innern Bekleidung bisweilen von innen bemalt gewesen wären, wie dieses aus einer Stelle des Pausanias (6. B., 9. Cap.) zu erhellen scheint, wo er sagt: daß in einem der sogenannten Schatzhäuser in Olympia außer einem Helm und Beinschienen auch ein Schild, mit Erz überzogen und der inwendig gemalt war, von den Myaneern als ein Theil der Kriegsbeute aufgestellt war. Jedoch die Art, wie dieses gesagt ist, zeigt hinlänglich, daß dieses ungewöhnlich oder doch nicht allgemein üblich gewesen.

Außer den Schilden und Helmen finden sich noch an den beiden vorhandenen Pfeilköchern Spuren ehemaliger Bemalung oder eines farbigen Anstrichs; nämlich an dem einen, welcher dem phrygischen oder persischen Bogenschützen anzugehören scheint, eine Spur himmelblauer Farbe, an dem andern hingegen deutliche Zeichen, daß er zum Theil mit rother Farbe bemalt gewesen.

An den Harnischen oder Kürassen konnte ich bis jetzt keine Spur von Farbe entdecken.

Die Plinten dieser Figuren waren durchgängig roth angestrichen, wie man solches bei den meisten Bruchstücken derselben noch deutlich genug wahrnehmen kann. Von gleicher Farbe waren die Sohlen an den Füßen der weiblichen Figuren; auch bringt, wie schon bemerkt, der Umstand, daß die Riemen oder Bänder, mit denen diese an die Füße befestigt waren, im Marmor nicht ausgedrückt sind, auf die Vermuthung, daß sie farbig angegeben waren, obschon sich hievon keine Anzeige erhalten. So ist es auch wahrscheinlich, daß die Gewänder der drei geradstehenden weiblichen Figuren entweder ganz oder zum Theil bemalt gewesen, obschon ich hievon nirgends eine deutliche Spur habe entdecken können als allein an der Minerva, wo an dem Saume des Gewandes über dem Knöchel des rechten Fußes eine deutliche Spur zinnoberrother Farbe zu entdecken ist. Ob sich diese Farbe über das ganze Gewand erstreckt habe, oder nur die Verbrämung desselben vorstellen sollte, läßt sich, wie bemerkt, nicht entscheiden, da sich kein weiteres Ueberbleibsel derselben erhalten.

An den nackenden Theilen dieser Figuren konnte ich nirgends eine Spur von Farbe entdecken, ausgenommen einige von der zinnoberrothen Farbe an den Schenkeln der beiden mit L und R bezeichneten Figuren; ich halte jedoch diese Spur mehr für zufällig, als daß ich sie einer geflissentlichen Bemalung zuschreiben möchte, man müßte denn annehmen, daß jene rothe Farbe Blut vorstellen sollte, welches aus den Wunden geflossen, die an diesen Figuren zum öftesten angebracht sind; denn aus dem, was von der Bemalung der Waffen gesagt worden, erhellt, daß solche vielfarbig, d. h. theils roth theils blau, bemalt waren, und so läßt sich nicht wohl vermuthen, daß das Nackende der Figuren zinnoberroth angestrichen gewesen.

Daß die Augen und Lippen bemalt gewesen, habe ich schon mehrmals bestimmt ausgesprochen; denn fast bei allen Köpfen findet man durchgängig diese

Stelle der Lippen und Augen rein und wohlerhalten, welches als eine Folge der aufgetragenen enkaustischen Farbe sich auch durch dasjenige erweiset, was ich von der netzartigen Verzierung erwähnt habe, die an dem Helme eines noch übrigen Kopfes sichtbar ist; denn diese Verzierung ist bloß wie ein Hauch auf der Oberfläche des Marmors bemerkbar und unstreitig dadurch entstanden, daß die nicht mit der Farbe bedeckten Zwischenräume allmählich durch den Einfluß der Witterung gelitten haben und rauher geworden sind, die andern aber durch die enkaustische Farbe rein und glatt erhalten wurden. Daß die Erklärung dieser Art von Helldunkel, vermittelst dessen man, auch nach gänzlicher Erlöschung der Farbe, die ursprüngliche Verzierung sehr deutlich erkennen kann, die richtige ist, erhellt auch daraus, daß solches Helldunkel bloß von der einen Seite, und zwar der Wetterseite, sichtbar ist. Auf gleiche Art nun deutet sich die ehemalige Anwesenheit der Farbe auch an den Lippen und Augäpfeln aller dieser Figuren an. Ja es läßt sich, besonders an den Augen der Minerva, bei recht aufmerksamer Besichtigung, sogar noch ein Hauch oder eine Spur von Farbe und der ganze Umriß des Augapfels erkennen.

Ob die Haare dieser Figuren ursprünglich auch Farbe hatten, muß ich dahingestellt seyn lassen, da sich keine Spur von derselben erhalten; da indeß andere Theile bei diesen Figuren bemalt gewesen, so wäre zu verwundern, wenn man dieß bei den Haaren unterlassen hätte, und zwar um so mehr, als es bei den Alten überhaupt sehr gewöhnlich war, bei marmornen Statuen und halb erhobenen Arbeiten, besonders aber und durchgängig bei Werken von gebrannter Erde, die Haare roth zu färben, selbst wenn die übrigen Theile des Körpers ohne Farbe blieben. — Diese Gewohnheit, die Haare roth zu färben, hat sich von alten Zeiten bis jetzt in Griechenland erhalten, da es daselbst noch heut zu Tage allgemeine Sitte bei dem weiblichen Geschlecht ist, den Haaren eine rothe Farbe zu geben [1].

Nun einige wenige Worte über die Bemalung des Tempels selbst, und besonders der einzelnen Theile und architektonischen Glieder!

Die sämmtlichen Verzierungen, Laubwerke u. dergl., Dinge, die man sonst auszuhauen pflegt, sind hier bloß in Farbe zu sehen. Alle Glieder des Gesimses so wie das untere Gebälke waren bemalt. Vorhandene Bruchstücke des Architravs zeigen, daß das unter den Dreischlitzen quer durchlaufende Band von rother Farbe, der untere hervorstehende Theil der Dreischlitze aber sammt den daran angebrachten Tropfen von himmelblauer Farbe war. Das Gebälke über dem um den Tempel herumlaufenden Säulengang war mit bemaltem Laubwerk von abwechselnd grün und gelben Farben verziert.

[1] Das Kraut, dessen sich die Weiber in Griechenland zu diesem Zweck bedienen, ist, wie man mir sagte, die Lawsonia inermis. Linn., doch ist zu bemerken, daß die Haare durch diese Färbung nicht jene Röthe annehmen, welche bei uns in Deutschland gewöhnlich rothe Haare zu haben pflegen; diese Pflanze verursacht vielmehr bei der von Natur schwarzen Haarfarbe, welche in Griechenland allgemein ist, bloß einen röthlichen Schiller, d. h. die schwarzen Haare spielen gegen das Licht gesehen, in die Purpurfarbe, welches für das Auge eine angenehme Wirkung macht und himmelweit von unsern gewöhnlichen fuchsrothen Haaren unterschieden ist. A. d. Vfs.

Die Füllung oder Vertiefung des Giebels, in welcher einst die Gruppe unserer Figuren stand, war von himmelblauer Farbe.

Die Zelle des Tempels war, wie aus den Bruchstücken zu schließen, zinnoberroth, von innen aber waren die Mauern derselben mit einem dünnen Kalkbewurf überzogen, welcher glatt geschliffen und ebenfalls roth angestrichen war.

Auch die Dachziegel von Marmor waren an ihrer hervorstehenden Vorderseite mit einer Art von Blume bemalt, von der sich gleichfalls Muster erhalten haben.

Hier ist übrigens noch zu bemerken, daß der Tempel sammt den Säulen nicht aus Marmor, sondern aus einer Art von gelbem Sandstein erbaut war. Bloß das Dach und der Kranz des obern Gesimses war aus Marmor; wahrscheinlich um dadurch das Uebrige, d. h. den untern Theil des Gebäudes, gegen die schädliche Einwirkung der Witterung sicherer zu stellen.

Es mag uns nach unserm heutigen Geschmack und neuern Ansichten wohl auffallend und sonderbar vorkommen, Statuen zu erblicken, welche bei ihrer vollkommenen Ausführung in Marmor auch noch zum Theil bemalt waren, so wie von Tempeln zu hören, welche von innen und von außen gefärbt, und deren Verzierungen, statt eingehauen zu seyn, vielfarbig angegeben waren. — Wir wundern uns über diesen scheinbar bizarren Geschmack, und beurtheilen ihn als eine barbarische Sitte und ein Ueberbleibsel aus früheren roheren Zeiten.

Allein, wie mir scheint, geht es uns nicht anders als jenem im Evangelium, der mit dem Balken im eignen Auge dem andern den Splitter herausziehen wollte. Hätten wir vorerst unsere Augen rein und vorurtheilsfrei und das Glück zugleich, einen dieser griechischen Tempel in seiner ursprünglichen Vollkommenheit zu sehen, ich wette, wir würden unser voreiliges Urtheil gern wieder zurücknehmen, und preisen, was wir jetzt zu verdammen uns herausgenommen [1].

[1] Niemand wird anstehen, diesem Urtheil des Verfassers vollen Beifall zu geben, das durch die ausführlicheren Erörterungen und Erläuterungen in dem schönen Werk des Herrn Quatremère-de-Quincy noch sehr verstärkt wird. Ich ergreife diese Gelegenheit, anzuführen, daß der hier abgedruckte Bericht bereits im Anfang dieses Jahres (1816) abgefaßt wurde, und der Verfasser von dem schätzbaren Werk des französischen Gelehrten keinen Gebrauch machen konnte. Weiter verfolgt mag jenes Urtheil des Verfassers auf wichtige Betrachtungen leiten über den nothwendigen Verfall der Kunst durch Isolirung und endlich völlige Trennung der sich gegenseitig fordernden Künste, der Architektur, Malerei und Sculptur, die bis zu dem Grad, in welchem sie jetzt stattfindet, vollends erfolgen mußte, sobald Malerei und Bildhauerkunst, anstatt dem Oeffentlichen zu dienen, bloße Gegenstände der Liebhaberei von Privatpersonen wurden. Jede jener drei Künste muß in der jetzigen Abstraktion die letzten Forderungen des Gefühls unbefriedigt lassen, und es darf wohl gesagt werden, daß besonders bei dem jetzigen untergeordneten Zustand der Künste, für die kaum noch Raum in der Welt ist, wir von der Herrlichkeit eines griechischen Tempels, die durch die Vereinigung und Zusammenwirkung von Form und Farbe entstand, keinen Begriff, noch weniger ein Urtheil haben können.
A. d. H.

Daß diese Bemalung der Tempel und Kunstwerke nicht als ein bloßes Ueberbleibsel der frühern Zeiten Griechenlands anzusehen sey, sondern selbst in den Zeiten der höchsten Ausbildung griechischer Kunst üblich war, davon ist der Parthenon das sprechendste Beispiel. Dieser Tempel, eines der vollkommensten Werke der Baukunst, wurde, wie jedermann weiß, zu den Zeiten des Perikles von dem Baumeister Iktinus aufgeführt, und zwar unter der besondern Leitung des Phidias, welcher, wie man aus Aeußerungen alter Schriftsteller zu schließen berechtigt ist, alle daran vorkommende Bildhauerwerke wo nicht selbst verfertigte, doch nach seiner Angabe vollenden ließ; die darum auch den Stempel seiner Schule an sich trugen. An diesem Gebäude, welches in der größten Zeit griechischer, ja aller Kunst aufgeführt wurde, bemerkt man, daß sowohl die Theile der Architektur, als die halberhobenen Arbeiten, welche die Zelle von der Außenseite umgaben, mehr oder weniger bemalt gewesen [1].

Daß aber diese Sitte oder Gewohnheit, Statuen und Werke halberhobener Arbeit ganz oder zum Theil zu bemalen, selbst die Zeiten der römischen Kaiser hindurch bis zum Verfalle der Kunst sich erhielt, hievon zeugen mehrere Kunstwerke aus jenen Zeiten, von welchen ich nur einige Beispiele anführen will. So finden sich in der Antikensammlung zu Neapel zwei weibliche Figuren, Bildnisse aus den Zeiten der römischen Kaiser, welche die Haare roth bemalt hatten. Auch bei den vor wenigen Jahren vorgenommenen Nachgrabungen auf der Stelle der alten Volscischen Stadt Veji fand man, nebst andern sehenswürdigen Kunstwerken, eine Statue, die, wie es scheint, die Julia Soemia, und zwar als Venus vorstellen soll, deren Gewand gleichfalls zinnoberroth bemalt gewesen. — Auch bemerkte ich, als man von dem Casino in der Villa Borghese die Bassorelievi abgenommen, unter andern ein Bruchstück von halberhobener Arbeit aus den spätern Zeiten der römischen Kaiser, worauf ein Krieger mit rothbemalten Haaren und Bart zu sehen war. —

Es scheint, daß überhaupt der Zinnober oder die rothe Farbe eine Lieblingsfarbe der Alten gewesen, und sowohl zur Bemalung der Statuen als der Gebäude gedient habe. Vitruvius bezeuget dieses auch in Hinsicht der Baukunst, und Pausanias erwähnt einer großen Menge solcher roth angestrichenen Statuen. Diese Farbe war vorzugsweise den Bildern des Bacchus, der Priape und der Faune eigen.

Welches bei den Alten die erste Ursache oder Veranlassung gewesen, ihre Statuen und Tempel zu bemalen, hierüber ist folgende Meinung, nämlich daß es nicht allein der Hang zum Farbigen gewesen, welcher sie dahin geführt, sondern daß es zum Theil aus der Nothwendigkeit entstanden, und hauptsächlich

[1] An diesem Werke halberhobener Arbeit, das den bei den Panathenäischen Festen üblichen religiösen Aufzug vorstellt, ist der Hintergrund von himmelblauer Farbe. Die Haare der Figuren und mehrere Geräthschaften sind vergoldet, und an einigen andern Stellen hat man Spuren grüner Farbe entdeckt. A. d. Vfs.

in den Materialien, deren sie sich in den frühesten Zeiten bedienten, seinen Grund hatte.

Wie bekannt, waren die ältesten Schnitzbilder alle oder doch größtentheils von Holz, und wurden nach dem Zeugniß des Pausanias (9. B., 3. Cap.) mit dem allgemeinen Namen Dädala bezeichnet. So waren auch die ältesten Tempel aus Holz erbaut, wie dieß schon aus dem Wesen und Ursprunge der Architektur selbst erhellt.

Das Holz nun ist, wie bekannt, immer eines unreinen und fleckigen Aussehens und gewährt seiner Natur nach keinen sonderlich gefälligen Anblick. Es war also natürlich, daß man darauf kam, demselben eine Farbe zu geben, welche zugleich dazu diente, es gegen den Einfluß der Witterung und der Feuchtigkeit zu bewahren. So fing man an die Schnitzbilder sowohl als die Tempel zu bemalen und ihnen einen einfarbigen oder vielfarbigen Anstrich zu geben [1]. Als man nun späterhin anfing statt des Holzes sich härterer Materialien zu bedienen, und endlich der Marmor die Stelle des Holzes vertrat, so trug sich diese Gewohnheit, Statuen und Tempel zu bemalen, auch auf den Marmor über, indem man schon einmal daran gewöhnt war, diese Gegenstände farbig zu sehen [2].

Die Art, die Tempel zu bemalen, mußte sich natürlich in eben dem Grad vervollkommnen, in welchem der Geschmack im Allgemeinen und in den übrigen Zweigen der Kunst zunahm und mehr und mehr der Vollkommenheit sich näherte, und so ist vorauszusetzen, daß diese Verbindung der Farbe mit der Form eben zu den Zeiten des Perikles, da der Parthenon erbaut wurde, auf ihren höchsten Punkt, nämlich zum reinsten und befriedigendsten Einklang, gebracht war.

Schluß.

Dieses ist, was sich von diesen in jeder Hinsicht so merkwürdigen Werken der frühern Sculptur vorderhand und bei dem Zustand, in dem sich dieselben bis jetzt befinden, sagen läßt. Zu mehreren Bemerkungen wird die Zeit Gelegenheit geben, wenn man einmal im Stande seyn wird, solche mit voller Bequemlichkeit von allen Seiten zu besehen und zu untersuchen; denn da diesen

[1] Eine gleiche Bewandtniß hat es ja auch noch mit den Bildhauerarbeiten und Altären in unsern Kirchen in Deutschland; sind wir nicht auch der Materie, des Holzes, wegen genöthigt, solche entweder anzustreichen oder zu vergolden? — A. d. Vfs.

[2] Daß wir auch in der modernen Zeit (vielleicht aus gleichen Ursachen) ein Gleiches gethan, d. h. steinerne Statuen bemalt oder vergoldet haben, davon finden sich Beispiele genug in unsern gothischen Kirchen und Kirchhöfen. So sind unter andern die Apostel im Dom zu Köln theils bemalt theils vergoldet. Ein gleiches findet man in der Marienkapelle zu Würzburg bei den an den Pfeilern angebrachten Aposteln aus Sandstein. A. d. Vfs.

Figuren durchgängig die Plinten oder Fußgestelle fehlen, war dieses bis jetzt nicht möglich. Manches ist daher bloß flüchtig berührt, manches andere vielleicht auch mit Stillschweigen übergangen worden, das verdient hätte bemerkt zu werden. Allein für das, was dieser Bericht seyn soll, für eine vorläufige Beschreibung dessen, was man von jenen Bildwerken zu erwarten hat, mag es genug seyn. Worte reichen ohnedieß nicht hin, richtige Begriffe von Dingen zu erwecken, die man nie gesehen hat, und die nur durch die Anschauung können vollkommen verständlich werden. Hätte man dieser Schrift gleich auch die Umrisse dieser Figuren beigeben können, so würde vieles dadurch gewonnen, und die Sache dem Leser anschaulicher geworden seyn; allein dieß war bei dem Zustande, in welchem diese Werke sich noch befinden, nicht thunlich.

Ich schließe diese Zeilen in der Erwartung, daß solche den Freunden der Kunst und des Alterthums gleich erwünscht seyn werden, indem ich überzeugt bin, daß die Erscheinung dieser Werke zu manchen neuen Ansichten die Thüre öffnen und über viele Dinge Aufschluß geben wird, über die wir bis jetzt in Zweifel und Dunkel geblieben.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

Dem Herausgeber sey erlaubt, auch seinen Anmerkungen eine Schlußrede anzufügen, worin er noch einiges beibringen möge, das früher entweder keine schickliche Stelle finden konnte oder übersehen wurde.

Gleich anfangs forderte die Dankbarkeit, zu erwähnen, daß Winkelmann, wie er in allem andern Vorgänger war, so auch der Erste gewesen, der aus den Nachrichten des Pausanias auf das Daseyn einer eignen uralten Schule der Kunst in Aegina geschlossen hatte. Man sehe die Geschichte der Kunst IV. Band, erste Abth., S. 13 Weim. Ausgabe.

Lessing in seinen Anmerkungen zu Winkelmanns Kunstgeschichte (Schriften Th. 10, S. 252) wollte diesen Schluß mittelst eines allgemeinen, aber willkürlichen Begriffs von Kunstschulen bestreiten. „Schulen lassen sich nicht eher denken, als bis die Kunst zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt ist, bis die Meister nach festen Grundsätzen, und zwar jeder nach seinen eignen, zu arbeiten anfangen". Und doch

spricht Lessing in demselben Zusammenhang, einer Eintheilung der Maler-Schulen bei Plinius gemäß, von einer helladischen Schule, die sich wieder in die sicyonische und attische Schule getheilt; da man nach seiner Erklärung ebensowenig von einer attischen oder sicyonischen als einer äginetischen Schule reden könnte, sondern nur etwa von einer Schule des Dädalus, in der Folge des Kanachus, des Phidias u. s. w., kurz von lauter Schulen einzelner Meister. Wem aber gegenwärtig ist, wie und in welchem Umfang Pausanias den Ausdruck *ἐργαστήριον ἀττικόν* gebraucht, der sieht wenigstens, daß Lessings Begriff nicht der der alten Schriftsteller ist. Schule kann man eine jede Folge von Künstlern nennen, zwischen denen eine Ueberlieferung bestimmter Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen ist, oder deren Werke eine entschiedene Familienähnlichkeit zeigen. Daß dieses bei den ältern äginetischen der Fall gewesen, haben wir aus den Zeugnissen der Alten dargethan.

Lessing behauptet zufolge der von ihm aufgestellten Erklärung, daß man „durch die Benennung des äginetischen Styls nur gewisse alte Werke unterschieden habe, die lang vor der Stiftung aller Schulen gemacht worden"; solche Werke überhaupt, meint er, habe man attische, oder äginetische, oder ägyptische genannt, und dieses zu erweisen, beruft er sich auf die oben Seite 122 angeführte Stelle des Pausanias B. 7, C. 5, aus welcher offenbar das gerade Gegentheil erhellt. Es ist unmöglich, daß Lessing bei dieser Stelle den griechischen Text angesehen; er folgt der lateinischen Uebersetzung, welche eben hier völlig verkehrt ist.

Zu erinnern ist indeß, daß diese Anmerkungen nicht von Lessing selbst bekannt gemacht wurden, und gewiß nur flüchtige, dem Rand der Winkelmannischen Kunstgeschichte beigeschriebene Andeutungen für eine künftige nähere Untersuchung seyn sollten.

Die Entdeckung der in diesem Aufsatz beschriebenen Werke mußte auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Kunstgeschichtforscher neuerdings auf diese äginetische Schule lenken. Da man aber immer und überall das Neue und Unbekannte gern auf das Alte und Bekannte zurückführen mag, so können wir uns nicht wundern, wenn man auch in dem Styl dieser Figuren nur ein neues Beispiel für das zu finden

dachte, was man schon zuvor unter hetrurischem, altgriechischem oder ägyptischem Styl wohl zu kennen meinte. Wenn aber auch der scharfurtheilende Verfasser der voranstehenden Beschreibung hier noch nicht durchgegriffen und das Aeginetische ebenfalls noch unter jenen früheren Bezeichnungen begreifen zu können meint, so gibt uns dagegen seine treffliche Beschreibung selbst die Mittel an die Hand, die äginetische Kunst, gewisser allgemeiner Aehnlichkeiten mit der hetrurischen und altattischen ungeachtet, als eine eigenthümliche und von jenen ursprünglich verschiedene zu erkennen.

Da, wo der Vorschlag geschehen, die äginetische Sculptur als die eigenthümlich dorische zu betrachten, hätten wir einer Aeußerung der Weimarischen Herausgeber von Winkelmanns Kunstgeschichte gern Erwähnung gethan, wäre sie uns früher in die Augen gefallen. Es steht nämlich in der 77sten Anmerkung zum VI. Bande Folgendes: „Alle neueren Entdeckungen alter Denkmale, alle angestellten Vergleichungen haben den Forschern bis jetzt noch immer nicht zur genauen Kenntniß von dem eigentlichen Unterschiede der Kunstschulen verholfen. Daß aber, in Werken der Malerei wie der Plastik, ein solcher Unterschied stattgefunden und von geübten Augen wahrzunehmen gewesen, ist vermöge der Nachrichten und vermöge der strengen Sonderung in Sitten, Gebräuchen, Sprache und Lebensart zwischen dem jonischen und dorischen Stamme keinem Zweifel unterworfen".

In demselben Zusammenhange mußte nebst dorischer Poesie und Architektur auch dorische Tonkunst erwähnt werden.

Persönlich befreundet den stammverwandten Aegineten war Pindar; Beweis sein Gesang auf die Aphäa (Dictynna, Britomartis), den er ihnen dichtete (*Αἰγινήταις ἐποίησεν*, Pausan. II, 30), und die vielen Gesänge auf Aegineten, die in den Wettkämpfen gesiegt. Eine Anspielung auf die in Aegina blühende Bildnerkunst ist der Anfang der fünften Nemeischen Ode.

Um die Bedeutung des Ausdrucks: *τρόπος τῆς ἐργασίας* außer allen Zweifel zu setzen, mußte angeführt werden, daß Pausanias an mehreren Stellen das Wort *ἐργασία* in Bezug auf die Ordnungen

der Architektur gebraucht; von der dorischen z. B. B. V, C. 10: *Τοῦ ναοῦ δὲ Δώριος μέν ἐστιν ἡ ἐργασία*, d. h. die Architektur des Tempels ist dorisch. So auch ebendas. C. 16 gleich im Anfang. Unwiderleglich erhellt wenigstens hieraus, daß das Wort nicht auf die bloße Ausführung geht, sondern einen im Materiellen des Gegenstandes liegenden und bestimmt sich aussprechenden Charakter andeutet, der da, wo von Sculptur die Rede ist, in nichts anderem bestehen kann als in der Art die Natur zu nehmen und darzustellen.

In Ansehung der sonderbaren Stellung der Minerva (S. 128), welche von den Knieen an nach der Seite gerichtet ist, während Kopf, Brust und der ganze Obertheil gerade vorwärts sieht, ließ sich noch bemerken, daß dieser Widerspruch der Stellung ähnliche Gründe haben könnte wie der Widerspruch des Styls, den man zwischen den Köpfen der Figuren und dem übrigen Körper wahrnimmt.

Eine besondere Merkwürdigkeit würde diese Minerva erhalten, wenn man sie als Beispiel und demnach als Erklärung der *σκολιὰ ἔργα*, bei Strabo L. XIV, p. 532 ed. Tzschuck. annehmen dürfte. Winkelmann in der ersten Ausgabe der Kunstgeschichte I, S. 90 meinte, man habe unter diesen nur solche Figuren verstanden, die, verschieden von den ältesten, völlig geraden und unbeweglichen, mancherlei Stellungen und Handlungen nachahmten. Gewiß ein sonderbarer Ausdruck, dergleichen Werke überhaupt verdrehte zu nennen! Eine spätere Erklärung muß die seyn, die in den Text der Weimar. Ausgabe S. 20 aufgenommen worden, der Ausdruck soll nur das Uebertriebene andeuten, welches die ersten Versuche, Mannichfaltigkeit der Stellungen und Handlungen in die Figuren zu bringen, nothwendig begleiten müssen. Die Nothwendigkeit zugegeben, wäre der Ausdruck gleichwohl für das, was man in Ansehung der Götterbilder je sich erlauben konnte, sehr übertrieben.

Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß unsere äginetische Minerva ein *σκολιὸν ἔργον* recht eigentlich zu nennen wäre. Werke dieser Art konnte man auch mit allem Fug den alten Holzbildern entgegen setzen; denn diese waren meist Götterbilder oder eigentliche Idole, die grad'

aussahen, ohne sich nach der einen oder andern Seite zu wenden. Von den strengen Vorschriften, denen sogar die Weltgegenden nicht gleichgültig schienen, nach welchen Götterbilder gerichtet waren, konnte die Kunst nur stufenweise, so, wie wir es bei unserer Minerva sehen, sich abzuweichen erlauben, und auf diese Art und in dieser Zwischenzeit entstanden die σκολιὰ ἔργα.

Diese Vorstellung zu fassen, war allerdings nicht möglich, ehe ein solches Werk gekannt war. Aber auch jetzt wäre sie unwahrscheinlich, nach dem, was Winkelmann (S. 20 der neuen Ausgabe) aus Strabo anführt, „daß zu Ephesus viele Tempel sowohl aus der ältesten als folgenden Zeit gewesen, und in jenen sehr alte Statuen von Holz (ἀρχαῖα ξόανα) gestanden, in den andern aber σκολιὰ ἔργα". Lautete der Bericht wirklich so allgemein, so müßten auch die σκολιὰ ἔργα etwas Allgemeineres bedeuten, sie wären, den alten Holzbildern entgegengesetzt, überhaupt künstlichere Bilder. Der Zusammenhang zeigt aber etwas ganz anderes, wie folgender Auszug beweist.

„Etwas höher über dem Meer (als die Stadt Ephesus) liegt der heilige Hain, Ortygia genannt, in dem einst Latona unter dem Beistand der Amme Ortygia gebar. Ueber diesem Hain liegt der Berg Solmissus. An diesem Ort (ἐν τῷ τόπῳ) sind mehrere Kapellen (daß hier unter ναοῖς solche zu verstehen sind, zeigt das Folgende), von denen die einen alt, die andern später entstanden sind; in den alten sind alterthümliche Holzbilder, in den später entstandenen σκολιὰ ἔργα, nämlich die Latona mit einem Scepter, und die Ortygia, in jeder Hand ein Kind tragend". — Bilder aus neuerer Zeit waren also überhaupt keine in diesen Kapellen vorhanden, sondern nur aus der alleräItesten und nächstältesten; zum Beweis des hohen Alterthums oder vielmehr der frühen Veraltung dieses einzelnen Cultus, welche auch aus andern Umständen erhellt. Nämlich diese Tempelchen waren, wie Strabo ferner berichtet, der Mittelpunkt jährlicher feierlicher Zusammenkünfte, wobei besonders die Jünglinge herrlich lebten; aber auch das Kapitul (Collegium, ἀρχεῖον) der Kureten veranstaltete dort Gastmäler und geheime Opfer (μυστκὰς θυσίας)."

Klar ist hieraus, daß nicht von Statuen überhaupt oder unbestimmter Weise, sondern von bestimmten Bildsäulen der Latona und Ortygia die Rede ist, die in alten Kapellen eines gewissen Bezirks in der Nähe von Ephesus, vermög' eines besonderen und zum Theil geheimen Cultus verehrt wurden. Durch diese Bemerkung sinkt Tyrwhitt's Vermuthung *Σκόπα* (Werke des Skopas) statt *Σκολιά* zu lesen vollends unter alle Wahrscheinlichkeit. Ob Lessings Erklärung (Schriften Th. 10, S. 236), nach welcher die alten Holzbilder Werke aus der guten ältesten Zeit der Kunst, die *σκολιὰ ἔργα* aber schlechte, elende Werke aus ganz neuer Zeit bedeuten sollen, sich besser mit dem Zusammenhang der Erzählung, so wie mit der sonst gewöhnlichen Bedeutung des Ausdrucks *ἀρχαῖα ξόανα* vertrage, wollen wir nicht untersuchen. Dagegen hoffen wir, daß diese unsere Anmerkung die Prüfung gründlicher Alterthumsforscher wohl verdienen möge.

Wir fügen nur, zu Verhütung von Mißverstand, die Erinnerung bei, daß es nicht unsere Meinung seyn kann, die äginetische Minerva und somit diese sämmtlichen Figuren in jene Zeit zurückzusetzen, wo das Verdrehte bei Götter-Statuen entstand oder gewöhnlich war. Wir haben vielmehr bereits angedeutet, daß es mit dieser Verdrehung der Minerva eine ähnliche Bewandtniß haben möge wie mit den Köpfen, Gesichtern u. s. w., die aus einer viel ältern Zeit zu seyn scheinen als die Sculptur der übrigen Theile, woraus eben erhellt, daß diese Eigenheiten hier nicht mehr ursprüngliche Zeichen des alterthümlichen Styls sind. Allein dieß schon, daß man sich noch bewogen finden konnte, diese Eigenheiten eines uralten Styls theilweise beizubehalten, deutet auf eine sehr ferne Entstehungszeit.

Was die Behandlung der Haare insbesondere betrifft, ist zu bemerken, daß diese überhaupt am längsten vernachlässiget und conventionell behandelt worden. Wenigstens nennt Plinius (XXXIV, 19, 4) den Pythagoras von Rhegium als den ersten, der die Haare genauer ausgeführt, und desselben Kunstzeit kann auf keinen Fall allzu lange vor Phidias angenommen werden. Um so weniger ist sich darüber zu

verwundern, daß selbst an dem Colossen von Monte Cavallo, den wir jetzt, nach den überzeugenden Gründen des würdigen Herausgebers der Winkelmannschen Kunstgeschichte, herzhaft als ein Opus Phidiae ansprechen dürfen, die Haare noch nicht völlig naturgemäß, geschweige frei oder zierlich behandelt sind, und nach Plinius (ebend. Sect. 3) sogar dem Myron vorgeworfen worden, capillum et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

In die Zeit der äginetischen Kunst (zwischen Smilis und Kallon), da keine Namen von Künstlern genannt werden, könnte man versucht seyn jenen Bildhauer zu setzen, von dem Winkelmann a. a. O. sagt: „Ein gewisser äginetischer Bildhauer ist nicht dem Namen nach, sondern durch die Benennung des äginetischen Bildners bekannt", wozu er Plinius XXXV, 40. 41 anführt. Allein der Ausdruck: fictor Aegineta, bezeichnet wahrscheinlich überhaupt keinen Bildhauer, sondern hat die Bedeutung des griechischen πλάςης, denn der Αἰγιναία πλαςική (Pausan. 10, 17), d. h. der äginetischen Thonbildnerei, und ihrer ansehnlichen Ausbreitung haben wir schon früher Erwähnung gethan.

Fortan, da man der Eigenthümlichkeit des äginetischen Styls theils überhaupt gewisser, theils genauer von derselben unterrichtet ist, wird es in der griechischen Vasen-Kunde eine eigne Aufgabe werden, Gefässe äginetischer Plastik oder doch Nachahmungen von solchen zu erkennen und von andern zu unterscheiden. Doppelten Werth hat in dieser Beziehung das einzige, wenigstens zum Theil erhaltene Gefäß, das S. 146 Litt. G. G. beschrieben ist.

Bei Erwähnung der (sogenannten schwarzen) Ceres zu Phigalia konnte bemerkt werden, wie unabhängig die Kunst damals schon, auch in eigentlichen Gegenständen der Superstition (wie viel mehr in andern!), sich von dem Ueberlieferten gemacht hatte. Denn die Meinung, Onatas habe das Meiste nach dem Anblick in Traumgesichten gemacht, beweist von der einen Seite zwar, daß es um eine Vera Icon der Göttin zu thun war, von der andern aber, daß der Künstler keinesweges das alte Idol zum Vorbild genommen, sondern ein Werk völlig freier Schöpfung aufgestellt hatte. So wie die Wahl des Onatas zur Verfertigung des

Bildes — um jeden Preis, wie Pausanias erzählt — ein offenbares Zeichen ist, daß man eben ihn im Stand glaubte, das heilige Grauen uralter unförmlicher Götterbilder durch Großartigkeit des Styls und durch die Macht der Kunst zu erregen.

Wer die Aeußerungen des Pausanias über äginetische Kunst aufmerksam und im Zusammenhange liest, kann nicht umhin wahrzunehmen, daß er derselben mit einer gewissen Vorliebe gedenkt und ihr mit besonderer Neigung zugethan ist. Bei dem Schweigen der übrigen Schriftsteller darf uns diese Bemerkung dennoch kein Mißtrauen gegen die Nachrichten des Pausanias einflößen; im Gegentheil zeigt jenes Schweigen nur in einem neuen Beispiel, wie sehr an Genauigkeit und Kennerschaft Pausanias über die andern alten Schriftsteller hervorragt, aus denen wir unsere Kenntnisse über alte Kunstgeschichte zu ziehen genöthiget sind. Daß auch nicht bloß Pausanias den Begriff eines äginetischen Styls sich erdacht oder gebildet habe, so etwa, wie auch ein neuerer Forscher mehr oder weniger willkürlich Schulen unterscheiden kann, erhellt aus der Hauptstelle vom äginetischen Styl, wo er sagt: „von den Griechen", also allgemein, werde er so genannt, gleichwie er auch sonst der äginetischen Werke als solcher erwähnt, die so genannt werden (τοῖς καλουμένοις Αἰγιναίοις).

Bei dieser Vorliebe ist um so mehr zu bedauern, daß Pausanias in seiner Beschreibung von Aegina den Berg und Tempel des Panhellenischen Jupiters nur wie von ferne begrüßt, anstatt uns mit wenigen Worten, wie er pflegt, über so manche Ungewißheiten und Zweifel hinwegzuheben.

Wer übrigens beobachtet, wie Pausanias von ihrem Stifter an die äginetische Kunst von der attischen unterscheidet, ja zum Theil heraushebt, und mit welcher Angelegenheit er am Ende die Trefflichkeit des Onatas, selbst in Vergleich mit dem Phidias, geltend zu machen sucht, der wird sich kaum des Gedankens erwehren können: Pausanias, welchem Werke der äginetischen Kunst selbst schon als hohe Kunstalterthümer vorschwebten, habe über das Verhältniß zwischen dieser und der attischen eine der unseren gleiche Meinung gehegt, nämlich daß die äginetische der

attischen auf dem Weg zur wahren Vollkommenheit vorangegangen sey. Denn weiter als zur mehr oder weniger begründeten Meinung ist in solchen Untersuchungen nicht zu gelangen, und auch die Wahrscheinlichkeit darf man nicht von dem einzelnen Grund erwarten; alle, auch die kleinsten Umstände und Beziehungen müssen zusammengenommen und im Geist lang und wohl erwogen werden, um die Annahme zu entdecken, die sie alle aufs natürlichste vereinigt, und so endlich zu einem befriedigenden Schluß zu kommen.

Erlanger Vorträge

in den Jahren 1821—1825.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Ueber die Natur der Philosophie als Wissenschaft.[1]

Der Gedanke oder das Bestreben, ein System des menschlichen Wissens zu finden, oder, anders und besser ausgedrückt, das menschliche Wissen im System, im Zusammenbestehen zu erblicken, setzt natürlich voraus, daß es ursprünglich und von sich selbst nicht im System — daß es also ein ἀσύστατον, ein nicht Zusammenbestehendes, sondern vielmehr sich Widerstreitendes ist. Um diese Asystasie, diesen Unbestand, diese Uneinigkeit, gleichsam dieses bellum intestinum in dem menschlichen Wissen zu erkennen — (denn dieser innere Widerstreit muß offenbar werden), mußte der menschliche Geist sich in allen möglichen Richtungen schon versucht haben. Daher mußten z. B. in Griechenland a) die bloßen Physiker vorausgehen, die da glaubten, alles auf bloße Naturursachen zurückführen zu können, b) der Dualismus des Anaxagoras, c) die Lehre der Eleaten, welche, um allen Widerstreit aufzuheben, die bloße Einheit setzten, während der Gegensatz oder die Nicht-Einheit gleiche Rechte hat, und das wahre System eben nur dasjenige seyn kann, welches Einheit der Einheit und des Gegensatzes ist, d. h. welches zeigt, wie die Einheit mit dem Gegensatz und der Gegensatz mit der Einheit zugleich bestehe, ja wie es zum Besten des anderen nothwendig sey — dieß alles mußte vorausgehen, ehe im Platon auch nur die wahre Idee eines Systems erscheinen konnte. Also der Zeit nach sind die

[1] Aus einer im Winter 1821 gehaltenen Vorlesung über das System der Philosophie. (Beginn der Vorlesung am 4. Januar 1821.) D. H.

Systeme vor dem System. Bedürfniß der Harmonie kommt erst aus Disharmonie.

Endlich muß, damit das Streben nach dem System wirklich vorhanden sey, die Einsicht hinzukommen, daß jener Widerstreit der Ansichten nicht etwas Zufälliges, in subjektiver Unvollkommenheit, etwa oberflächlichem Denken oder Verkehrtheit der Einzelnen, oder gar, wie manche Seichtlinge sich vorstellen, in bloßen Logomachien Gegründetes sey. Man muß sich überzeugt haben, daß dieser Widerstreit einen objektiven Grund hat, daß er in der Natur der Sache selbst, in den ersten Wurzeln alles Daseyns gegründet ist. Man muß eben darum die Hoffnung aufgegeben haben, diesen Widerstreit, dieses bellum omnium contra omnes damit zu beendigen, daß irgend eine einzelne Ansicht der andern absolut Meister werden, ein System das andere unterjochen könne. Dieß kann freilich scheinbar oft der Fall seyn. Nämlich obwohl alle ausschließenden Systeme dieß miteinander gemein haben, nicht das System, und insofern etwas Partielles, Untergeordnetes zu seyn, so kann doch eins allerdings auf einer höhern Stufe stehen als das andere. Oder — denn dieß verdient genauere Darstellung — eigentlich verhält es sich so. In allen Widersprüchen der Systeme untereinander ist doch zuletzt nur Ein großer Widerspruch, Ein Urzwist. Wir wollen denselben so ausdrücken, daß nach der einen Behauptung $A = B$, nach der andern $= C$ ist. Nun kann es aber geschehen, daß beide Systeme, das, welches $A = B$, und das, welches $A = C$ setzt, auf einer sehr untergeordneten Stufe aufgefaßt werden und so gegeneinander auftreten. Mittlerweile findet sich einer, der über diesen untergeordneten Standpunkt sich erhebt, aber auf dem höhern nicht etwa das aufstellt, wodurch $A = B$ und $A = C$ vereinigt werden, sondern wieder nur $A = B$, aber auf einer höhern Stufe, in einer höhern Potenz; — sehr häufig aber ist, daß die Einseitigkeit nur greller ausgebildet wird, denn wie einmal die Zerlegung angefangen, schreitet sie natürlich fort und zuletzt dahin, wo nur die Individualität entscheidet, wodurch man aber gesteht, daß keines des anderen absolut Meister; — hat sich aber $A = B$ wirklich gesteigert (ohne übrigens im Wesentlichen verändert zu seyn), während $A = C$

sich nicht gesteigert hat, sondern geblieben ist, so wird vor der Hand A = B Meister von A = C. Aber dieß dauert nicht lang, A = C wird endlich seines Nachtheils gewahr und steigert sich ebenfalls, so daß sie sich, nur auf dem höhern Standpunkt, wieder ebenso gut entgegenstehen als vorher auf dem niederen.

Eine andere, noch zufälligere Möglichkeit ist diese: Wenn A = B und A = C sich vollkommen die Wage halten, so wird es eben darauf ankommen, wer von beiden, der 1, oder der 2 behauptet, der bessere Kämpfer ist. Allein dieß ist ein Sieg, der durchaus nichts entscheidet.

Also allerdings scheinbar und für eine Zeit kann ein System des andern Meister werden, wirklich und in die Länge nicht, und daß dieß unmöglich sey — daß an sich jedes System gleiches Recht habe, gleichen Anspruch zu gelten — dieß ist die Einsicht, welche der Idee des Systems im großen Sinn — des Systems par excellence — vorausgehen muß. Solange der Materialist noch dem Intellektualisten oder der Idealist dem Realisten sein Recht nicht zugesteht, ist an das System κατ᾽ ἐξοχήν nicht zu denken. Ich bemerke übrigens, daß hier nur von Systemen die Rede ist, die wirkliche Momente der Entwicklung darstellen, nicht von solchen, denen etwa nur ihre Urheber diese Titel geben, und denen man zu viel Ehre anthun würde, wenn man sie auch nur eines Irrthums fähig halten wollte. Wer irren will, der muß wenigstens auf dem Wege seyn; wer aber gar nicht einmal sich auf den Weg macht, sondern völlig zu Hause sitzen bleibt, kann nicht irren. Wer sich in die See wagt, kann durch Stürme oder eigne Ungeschicklichkeit freilich vom Wege abkommen und verschlagen werden, wer aber gar nicht aus dem Hafen ausläuft, dessen ganzes Bestreben vielmehr darin besteht, nicht auszulaufen, sondern durch ein ewiges Philosophiren über Philosophie zu verhindern, daß es gar nie zur Philosophie komme, der hat freilich keine Gefahren zu befürchten.

Also die Idee des Systems überhaupt setzt den nothwendigen und unauflöslichen Widerstreit der Systeme voraus: ohne diesen würde sie gar nicht entstehen.

Oft genug ist der Philosophie diese Asystasie, dieser innere Wider-

streit vorgeworfen worden. Kant in verschiedenen Stellen seiner Schriften stellte der Metaphysik gleichsam zur Lehre und Besserung als beschämendes Beispiel die Mathematik vor, und nach ihm andere. „Seht hier, sagen sie, wie in der Geometrie z. B. alle einig sind von jetzt an bis zu Euklides hinauf und von da bis zu Thales und zu den ägyptischen Priestern, während es in der Philosophie heißt: quot capita, tot sensus, wie viel Köpfe, so viel Systeme, und jeder Tag ein neues gebiert". Was nun diese über Nacht entstehenden betrifft, so habe ich schon meine Meinung gesagt. Wenn man aber die Philosophie darum geringschätzt, weil es in ihr Systeme gebe, in der Geometrie nicht, so sage ich: Freilich in der Geometrie gibt es keine Systeme, weil es kein System gibt — und in der Philosophie muß es wohl Systeme geben, eben weil es ein System gibt. Es ist gerade, als ob man den stereometrisch regelmäßigen Krystall der menschlichen Gestalt darum vorziehen wollte, weil in jenem keine Möglichkeit zur Krankheit liegt, im menschlichen Körper aber die Keime aller möglichen Krankheiten. Denn so ungefähr wie Krankheit und Gesundheit verhält sich das einzelne System zu dem System *κατ᾽ ἐξοχήν*. Auch im menschlichen Organismus unterscheiden die Aerzte einzelne Systeme. Wer nun an einem dieser Systeme leidet, d. h. bei wem es besonders hervortritt, der ist gleichsam gebunden an dieses System, in seiner Freiheit gehemmt, recht eigentlich ein Sklave desselben. Der Gesunde aber fühlt keines dieser Systeme insbesondere, er weiß nicht, wie man zu sagen pflegt, daß er ein Verdauungs- 2c. System hat; er ist frei von allem System. Warum? Nicht darum, daß nicht diese Systeme in seinem Organismus lägen — da wär' ihm schlecht damit gedient —, sondern weil er nur im Ganzen lebt, im Totalsystem, in welchem alle jene einzelnen Systeme gleichsam verstummen und unmöglich werden (das Wort „gesund" ist höchst wahrscheinlich soviel als ganz). Ebenso in der Philosophie: wer bis zum Ende durchgedrungen ist, sieht sich wieder in völliger Freiheit, er ist frei vom System — über allem System.

Wir haben also bis jetzt Folgendes bestimmt. 1) Die äußere Möglichkeit des Systems, gleichsam die Materie, der Stoff dazu,

ist eben der innere unauflösliche Widerstreit im menschlichen Wissen. 2) Dieser Streit muß offenbar geworden seyn, er muß sich in allen möglichen Richtungen gezeigt und ausgebildet haben. 3) Man muß einsehen, daß in diesem Streit nichts Zufälliges, sondern alles ein in den ersten Principien selbst Gegründetes sey. 4) Man muß die Hoffnung aufgeben, diesen Streit jemals dadurch zu beendigen, daß ein System Meister werde über das andere. Wenn es aber unmöglich ist, einseitig eins durch das andere zu unterjochen, so muß man sich 5) — und dieß ist eine neue Bestimmung — man muß sich auch nicht vorstellen, eine Einheit zu finden, in welcher sie sich alle gegenseitig vertilgen, denn auch damit ginge ja der Begriff des Systems unter, sondern die Aufgabe ist eben, daß sie wirklich zusammenbestehen. Im ersten Fall (wenn sie sich alle gegenseitig vertilgten) würde man statt des Systems nur einen bodenlosen Abgrund vor sich sehen, in den alles versinkt, und in dem sich nichts mehr unterscheiden läßt. Nicht vertilgt werden sollen die Systeme, sondern zusammenbestehen, wie die verschiedenen Systeme in einem Organismus, und durch dieses ihr Zusammenbestehen eine Ansicht erzeugen, die über allen einzelnen liegt, die gesunde Ansicht, bei der der Mensch sich wohl fühlt, wie im gesunden menschlichen Körper alle Differenzen der Organe und Funktionen in Ein untheilbares Leben sich auflösen, dessen Empfindung Wohlseyn ist.

Irgend ein wirkliches System vertilgen, vernichten zu wollen, wäre gerade gegen den Zweck. Denn woraus entsteht die Einseitigkeit der Systeme? Antwort: wie Sie bereits deutlich einsehen müssen, nicht aus dem, was man behauptet, sondern aus dem, was man leugnet. Schon Leibniz sagt irgendwo sehr naiv: „Ich habe gefunden, daß der größte Theil der Sekten Recht haben in einem guten Theil dessen, was sie behaupten, aber nicht so sehr in dem, was sie leugnen". Leibniz fühlte wohl, daß eben das Ausschließende das Falsche ist, und doch stellte er selbst wieder ein offenbar einseitiges System auf, wenn er behauptete, alles komme in der Welt auf Vorstellkräfte zurück. Derselbe Leibniz sagt an einer andern Stelle seiner Schriften: „Je tiefer man in den Grund der Dinge eindringt, desto mehr Wahrheit läßt sich in

den Lehren der meisten Sekten entdecken. Man kommt endlich auf einen perspektivischen Mittelpunkt, in welchem man alles vereinigt findet. Stellt man sich in diesen Mittelpunkt, so sieht man nur Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung; entfernt man sich von diesem, und je weiter man sich entfernt, desto mehr verwirrt sich alles, ein Theil deckt den andern, die Linien verschieben sich". Aber er setzt auch hier hinzu: „Sektengeist ist bisher der Fehler gewesen. Man hat sich selbst eingeschränkt, indem man verworfen hat, was andere lehrten". Also auch hier wird der Fehler ins Verwerfen gesetzt. Warum ist aber derselbe Leibniz eben in denselben Fehler verfallen? Antwort: Sein System stand allerdings auf einer hohen Stufe, und so war freilich auch in diesem System ein gewisser, aber doch immer partiell-perspektivischer Mittelpunkt, von welchem aus manche tiefer stehende Lehren und Behauptungen übereinstimmend erscheinen konnten.

Ich habe bisher von dem äußern Grund des Systems oder dem Bestreben gesprochen, das menschliche Wissen im System — im Zusammenbestehen zu sehen. Dieser äußere Grund ist der an sich unauflösliche Widerstreit im menschlichen Wissen. Ich habe diesen nicht dargethan, bewiesen; ich habe ihn vorausgesetzt und voraussetzen müssen. Hätte ich mich darauf einlassen wollen, so hätte ich statt des Systems selbst auch die Vorbereitung dazu — die Propädeutik desselben — geben müssen. Nämlich die beste Propädeutik ist eben, diesen nothwendigen Widerspruch, in den das erwachende Bewußtseyn, die erwachende Reflexion geräth, von den ersten Wurzeln an durch alle seine Verzweigungen bis zur Verzweiflung zu verfolgen, wo dann der Mensch gleichsam gezwungen ist, die Idee jenes höheren Ganzen zu fassen, in welchem die widerstreitenden Systeme durch ihr Zusammenbestehen jenes höhere Bewußtseyn erzeugen, in dem er wieder frei ist von allem System, über allem System. Dieses Geschäft ist eigentlich das der bloßen Dialektik, welche keineswegs die Wissenschaft selbst, wohl aber die Vorbereitung zu ihr ist.

Also der äußere Grund des Systems ist die unsprüngliche *ἀσυστασία* des menschlichen Wissens. Was ist nun aber das P r i n c i p seiner Möglichkeit? Nämlich das Wünschenswerthe eines solchen alles

Widerstreitende in Einklang bringenden Ganzen sehen wir wohl ein, aber wie ist es möglich, und unter welchen Voraussetzungen ist es allein denkbar? — Die erste Voraussetzung hierzu ist unstreitig 1) die allgemeine Idee der Fortschreitung, der Bewegung in dem System. Denn es ist allerdings unmöglich, daß widerstreitende Behauptungen, wie man zu reden pflegt, zugleich — nämlich in einem und demselben Moment der Entwicklung wahr seyen. Wohl möglich aber ist, daß für einen gewissen Punkt der Entwicklung der Satz: A ist B wahr sey, für einen andern A ist nicht B. Hier hält die Bewegung die widerstreitenden Sätze auseinander. 2) Aber zu dieser Bewegung bedarf es eines Subjekts der Bewegung und Fortschreitung, worunter das sich Bewegende und Fortschreitende selbst verstanden wird, und in Ansehung dieses Subjekts werden zwei Voraussetzungen gemacht: a) es ist nur Ein Subjekt, das durch alles geht; denn wäre ein ander Subjekt in B, und wieder ein anderes in C, so wäre B und C völlig geschieden, und es wäre kein Zusammenhang. Wie es nur ein und dasselbe Subjekt ist, das in den verschiedenen Gliedern eines Organismus lebt, so muß es nur Ein Subjekt seyn, das durch alle Momente des Systems geht — darum sind aber nicht die Glieder, durch welche es geht, auch einerlei. — Aber b) dieses Eine Subjekt muß durch alles gehen und in nichts bleiben. Denn wo es bliebe, wäre das Leben und die Entwicklung gehemmt. Durch alles durchgehen und nichts **seyn**, nämlich nichts so seyn, daß es nicht auch anderes seyn könnte — dieses ist die Forderung.

Was ist dieses Subjekt, das in allem ist, und in nichts bleibt? Wie sollen wir es nennen? — (Im Vorbeigehen, diese Frage ist identisch mit der sonst so gewöhnlichen, was Princip der Philosophie sey. Nämlich das Princip der Philosophie ist das, was nicht etwa nur im Anfang Princip ist und dann aufhört es zu seyn, sondern was überall und immer, was im Anfang, Mittel und End' gleicherweise Princip ist. — Ferner hat man sonst wohl auch unter Princip einen obersten Satz verstanden. Da man nämlich die Philosophie nur als eine Kette von auseinander folgenden Sätzen betrachtete, stellte man sich vor, daß es

einen obersten Ring in dieser Kette geben müsse — einen ersten Satz, aus welchem sodann ein zweiter, aus diesem wieder ein dritter folgt u. s. f. So hatte Cartesius als obersten Satz sein: Cogito ergo sum. Fichte: Ich bin Ich. Allein in einem lebendigen System, das nicht eine Folge von Sätzen ist, sondern von Momenten des Fortschreitens und der Entwicklung, kann von einem solchen obersten Satze nicht die Rede seyn). Also was ist Princip des Systems, was ist jenes Eine Subjekt, das durch alles geht, und in nichts bleibt? Wie sollen wir es nennen, was von ihm aussagen? — Wir wollen erst sehen, was die Frage: was ist es? selbst bedeutet. „Etwas namhaft machen, das es ist". Nun dieß ist leicht. Soll ich etwa sagen: A ist B? Freilich! Aber es ist auch nicht B. Allein ich verlange eine genaue Bestimmung desselben, ich verlange, daß sein Begriff mit festen Grenzen umschrieben, definirt werde. Wenn man eine Definition verlangt, so will man wissen, was das Subjekt definitiv ist, und nicht bloß so ist, daß es auch etwas anderes oder gar das Gegentheil davon seyn kann. Dieß ist hier der Fall. Ich kann weder bestimmt sagen, A sey B, noch bestimmt, es sey nicht B. Es ist sowohl B als nicht B, und es ist weder B noch nicht B. Es ist nicht so B, daß es nicht auch nicht B wäre, und es ist nicht so nicht B, daß es schlechterdings und auf keine Weise B seyn könnte. Und dasselbe würde der Fall seyn mit jeder andern Bestimmung, mit C, mit D u. s. f. Was bleibt nun übrig? Soll ich etwa die ganze Reihe hersagen, soll ich sagen: es ist A, B, C, D u. s. f. Aber, meine Herrn, das ist ja eben die ganze Wissenschaft, das ist ja eben schon das System selbst. Was bleibt also übrig? Antwort: ich muß eben das Indefinible, das nicht zu Definirende des Subjekts selbst zur Definition machen. Was heißt definiren? Dem Worte nach: in bestimmte Grenzen einschließen. Definiren läßt sich daher nichts, als was von Natur in bestimmte Grenzen eingeschlossen ist. Daher die Definition einer geometrischen Figur etwas ganz Einfaches, weil eben ihr Wesen in der Begrenzung besteht. Hier ist das Definiendum schon ein Definitum — ich definire sie eigentlich nicht, sie ist schon definirt, und wenn ich sage, ich gebe eine Definition, z. B. von der Ellipse, so heißt dieß nur

so viel: ich werde mir der Definition der Ellipse — der in ihr selbst liegenden — nur bewußt. Daher Geometrie = definible Wissenschaft. Allein mit dem Subjekt der Philosophie ist es etwas ganz anderes. Dieses ist schlechthin indefinibel. Denn 1) es ist nichts — nicht etwas, und selbst dieß wäre wenigstens eine negative Definition; allein es ist auch nichts nicht, d. h. es ist alles. Es ist nur nichts einzeln, stillstehend, insbesondere; es ist B, C, D u. s. w. nur, sofern jeder dieser Punkte zu dem Fluß der unzertrennlichen Bewegung gehört. Es ist nichts, das es wäre, und es ist nichts, das es nicht wäre. Es ist in einer unaufhaltsamen Bewegung, in keine Gestalt einzuschließen, das Incoercible, das Unfaßliche, das wahrhaft Unendliche. Zu diesem muß sich erheben, wer der vollkommen freien, sich selbst erzeugenden Wissenschaft mächtig werden will. Hier muß alles Endliche, alles, was noch ein Seyendes ist, verlassen werden, die letzte Anhänglichkeit schwinden; hier gilt es alles zu lassen — nicht bloß, wie man zu reden pflegt, Weib und Kind, sondern was nur Ist, selbst Gott, denn auch Gott ist auf diesem Standpunkt nur ein Seyendes. Hier, wo wir diesen Begriff (Gott) zuerst nennen, mögen wir an ihm als dem höchsten Beispiel jenes Frühere nachweisen. Wir sagten: es ist nichts, das das absolute Subjekt nicht wäre, und es ist nichts, das jenes Subjekt wäre. Nämlich das absolute Subjekt ist nicht nicht Gott, und es ist doch auch nicht Gott, es ist auch das, was nicht Gott ist. Es ist also insofern über Gott, und wenn selbst einer der vorzüglichsten Mystiker früherer Zeit gewagt hat von einer Uebergottheit zu reden, so wird dieß auch uns verstattet seyn, und es wird ausdrücklich hier bemerkt, damit nicht etwa das Absolute — jenes absolute Subjekt — geradezu mit Gott verwechselt werde. Denn dieser Unterschied ist sehr wichtig. Also selbst Gott muß der lassen, der sich in den Anfangspunkt der wahrhaft freien Philosophie stellen will. Hier heißt es: Wer es erhalten will, der wird es verlieren, und wer es aufgibt, der wird es finden. Nur derjenige ist auf den Grund seiner selbst gekommen und hat die ganze Tiefe des Lebens erkannt, der einmal alles verlassen hatte, und selbst von allem verlassen war, dem alles versank, und der mit dem Unendlichen sich

allein gesehen: ein großer Schritt, den Platon mit dem Tode verglichen. Was Dante an der Pforte des Infernum geschrieben seyn läßt, dieß ist in einem andern Sinn auch vor den Eingang zur Philosophie zu schreiben: „Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht". Wer wahrhaft philosophiren will, muß aller Hoffnung, alles Verlangens, aller Sehnsucht los seyn, er muß nichts wollen, nichts wissen, sich ganz bloß und arm fühlen, alles dahingeben, um alles zu gewinnen. Schwer ist dieser Schritt, schwer, gleichsam noch vom letzten Ufer zu scheiden. Dieß sehen wir daraus, daß so wenige von jeher dieß im Stand waren. Wie hoch erhebt sich Spinoza, wenn er lehrt, daß wir von allen einzelnen und endlichen Dingen uns scheiden und zum Unendlichen erheben sollen, und wie tief sinkt wieder eben derselbe, wenn er dieses Unendliche zur Substanz, d. h. zu etwas Todtem, Stillstehendem, macht, und wenn er diese Substanz als Einheit des ausgedehnten und des denkenden Wesens erklärt, gleichsam zwei Gewichte, wodurch er sie ganz niederzieht in die Sphäre der Endlichkeit! So zu unserer Zeit Fichte, der vor mir an dieser Stelle stand, der zuerst wieder kräftig zur Freiheit aufrief, dem wir es eigentlich verdanken, daß wir wieder frei, ganz von vorn philosophiren, wie tief sieht er unter sich alles Seyn, in welcher er nur eine Hemmung freier Thätigkeit sieht! Aber indem ihm alles äußere und objektive Seyn verschwunden ist, — im Augenblick, da man erwartet, ihn über alles Seyende sich erheben zu sehen, klammert er sich wieder an das eigne Ich an. Aber nicht bloß die Objekte, auch sich selbst muß der lassen, der sich in jenen freien Aether erschwingen will. Man gesteht dem Menschen zu, sein sittliches Leben durch einen großen Entschluß mitten in der Zeit wie von vorn beginnen zu können. Sollte dieß nicht auch im Geistigen geschehen können? Aber eben hierzu muß er schlechthin von vorn, von neuem geboren werden.

Ich sagte: eben das Indefinible jenes absoluten Subjekts müsse selbst zur Definition gemacht werden. Allein wenn wir genauer zusehen, so überfällt es uns, daß wir damit von jenem absoluten Subjekt doch nichts als einen verneinenden Begriff gewonnen, und so überhaupt Gefahr ist, ins Verneinen zu gerathen. Denn selbst das Wort unendlich

drückt ja doch eigentlich nur die Negation der Endlichkeit aus. Ebenso: indefinibel, incoercibel, unfaßlich. Also wissen wir doch eigentlich nur, was jenes Subjekt nicht ist, nicht aber, was es ist. Darum lassen wir aber nun doch nicht ab, sondern streben auf alle Weise den bejahenden Begriff desselben zu erlangen.

Wir wollen zusehen, wodurch wir in jene Gefahr des Verneinens gerathen. Was haben wir gethan? Wir sagten uns bestimmt und kategorisch, jenes absolute Subjekt sey das Indefinible, das Unfaßliche, das Unendliche. Aber eben damit haben wir ja gegen unseren eignen Grundsatz gehandelt, nämlich daß von jenem absoluten Subjekt nichts schlechthin, nichts so auszusagen sey, daß nicht auch das Gegentheil möglich wäre. Dieß muß nun auch seine Anwendung haben auf den Begriff des Indefinibeln. Nämlich es ist nicht so indefinibel, daß es nicht auch ein Definibles werden könnte, es ist nicht so unendlich, daß es nicht auch endlich werden könnte, nicht so unfaßlich, daß es nicht auch faßlich. Und wenn Sie nun dieß recht festhalten, so haben Sie den positiven Begriff. Nämlich um sich in eine Gestalt einschließen zu können, muß es freilich außer aller Gestalt seyn, aber nicht dieses, das außer aller Gestalt, das unfaßlich-Seyn ist das Positive an ihm, sondern, daß es sich in eine Gestalt einschließen, daß es sich faßlich machen kann, also daß es frei ist, sich in eine Gestalt einzuschließen und nicht einzuschließen. Denn auch gleich anfangs wurde ja nicht behauptet, daß es schlechthin das Form- und Gestaltlose sey, sondern nur, daß es in keiner Gestalt bleibe, von keiner gefesselt werde. Wir setzten also ausdrücklich voraus, daß es Gestalt annehme; denn nur indem es Gestalt annimmt, aber aus jeder wieder siegreich heraustritt, zeigt es sich als das an sich Unfaßliche, Unendliche. Es würde aber nicht frei seyn, aus jeder Gestalt hervorzutreten, wenn es nicht von Anfang an frei gewesen, Gestalt anzunehmen und nicht anzunehmen. Ich sage von Anfang an — denn nachdem es einmal Gestalt angenommen, so ist es vielleicht nicht fähig, unmittelbar wieder in seine ewige Freiheit durchzubrechen, sondern nur indem es durch alle Gestalten hindurch geht. Aber ursprünglich ist es doch frei, sich in eine Gestalt einzuschließen und nicht einzuschließen.

Ich möchte es aber nicht so ausdrücken: es ist das, was frei ist, Gestalt anzunehmen. Denn so würde diese Freiheit als Eigenschaft erscheinen, die ein von ihr noch verschiedenes und unabhängiges Subjekt voraussetzt — sondern die Freiheit ist das Wesen des Subjekts, oder es ist selbst nichts anderes als die ewige Freiheit.

Unter dieser ist aber wieder nicht die bloße Unabhängigkeit von äußerer Bestimmung zu denken, sondern eben die Freiheit, sich in eine Gestalt einzuschließen. Nämlich es ist die ewige Freiheit, aber es ist auch diese nicht so, daß es sie nicht auch nicht seyen könnte, nämlich eben durch Uebergehen in eine andere Gestalt — und hier sehen wir denn, woher eigentlich jene Duplicität des Seyns und nicht-Seyns, jene natura anceps in ihm kommt, nämlich eben davon, daß es die lautere absolute Freiheit selbst ist. Denn wäre es nur so die Freiheit, daß es nicht auch Nicht-Freiheit werden könnte, daß es Freiheit bleiben müßte, so wäre ihm die Freiheit selbst zur Schranke, selbst zur Nothwendigkeit geworden, es wäre nicht wirklich absolute Freiheit.

Nun haben wir endlich den Begriff ganz und vollständig, und so, daß wir ihn nicht wieder verlieren können. Alles, was wir noch zusetzen könnten, ist bloße weitere Auswickelung und Erklärung, und so nehmen Sie es auch auf. Nämlich statt wesentlicher Freiheit können wir auch sagen: 1) es sey das ewige, lautere Können, nicht das Können von etwas (womit schon ein Beschränktes), sondern das Können um des Könnens willen, das absicht- und gegenstandlose Können: dieß ist überall das Höchste, und wo wir es sehen, glauben wir einen Strahl jener ursprünglichen Freiheit zu sehen; 2) es sey Wille — nicht Wille eines von ihm verschiedenen Wesens, sondern es sey nichts als Wille — der lautere Wille selbst, auch nicht der Wille von Etwas (denn damit schon beschränkt), sondern der Wille an sich, nicht der Wille, der wirklich will, doch auch nicht der, der nicht will, nämlich abstößt, sondern der Wille, sofern er weder will noch nicht will, sondern in völliger Gleichgültigkeit ist (einer Gleichgültigkeit, die sich selbst wieder und die Nichtgleichgültigkeit einschließt) — und historisch wenigstens ist Ihnen vielleicht bekannt, daß eben diese Gleich-

gültigkeit — diese Indifferenz als Form des eigentlichen Absoluten angegeben worden.

Wie nun diese ewige Freiheit sich zuerst in eine Gestalt — in ein Seyn — eingeschlossen, und wie sie durch alles hindurchgehend und in nichts bleibend endlich wieder hindurchbricht in die ewige Freiheit — als die ewig ringende, aber nie besiegte, stets unüberwindliche Kraft, die jede Form, in die sie sich eingeschlossen, immer selbst wieder verzehrt, also aus jeder wieder als Phönix aufsteht und durch Flammentod sich verklärt — dieß ist Inhalt der höchsten Wissenschaft.

Aber wie können wir jene ewige Freiheit innewerden, wie jene Bewegung wissen? Das ist jetzt die nächste Frage.

Es ist eine uralte Lehre, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werde [1]. Das Erkennende muß seyn wie das Erkannte und das Erkannte wie das Erkennende. So ist auch das Auge dem Licht ähnlich nach jenem alten Spruch, welchen Goethe in die Vorrede zu seiner Farbenlehre aufgenommen hat:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnten wir das Licht erblicken?
> Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Hier handelt es sich insbesondere nicht um eine historische Kenntniß jener Bewegung, sondern um eine Mitwissenschaft, conscientia. Hieraus folgt also, daß in uns selbst etwas jener ewigen Freiheit Aehnliches und Gleiches — oder noch bestimmter: jene ewige Freiheit muß selbst in uns seyn, selbst in uns das Erkennende von sich seyn.

Wie ist dieß möglich? — Ich frage: ist denn der Begriff der ewigen Freiheit überhaupt so entfernt von unserem Wissen? Was ist die ewige Freiheit? Wie wir schon gesehen, ist sie a) = dem ewigen, lauteren Können. Jedes Können aber ist ein Wissen, wenn auch nicht

[1] Sextus Empiricus adv. Gramm. Lib. I, c. 13. [Vgl. die Stelle selbst in der Abhandlung über die Freiheit, Bd. VII, S. 337].

umgekehrt. b) Das Können in Wirkung ist das Wollen: ehe es zur Wirkung übergeht, das ruhende Wollen. Der Wille, inwiefern er nicht will, Gleichgültigkeit, Indifferenz. Nun aber was ist jedes Wollen? Es ist ein Anziehen, ein sich zum Gegenstand Machen, d. h. ein Wissen, denn auch das Wissen ist ein sich zum Gegenstand Machen, und wenn die ewige Freiheit in ihrer Gleichgültigkeit der ruhende Wille, so ist sie auch das ruhende Wissen = nicht wissendes Wissen. (Meine Behauptung ist übrigens nicht, daß Wollen und Wissen einerlei seyen, sondern nur, daß in jedem Wollen ein Wissen, denn das Wollen kann ohne Wissen nicht gedacht werden).

c) Die Begriffe von Können und Wollen sind vereinigt in dem deutschen Wort mögen. Ich mag nicht = Ich will nicht. „Mag auch ein Blinder dem andern den Weg weisen" = Kann auch ꝛc. Die ewige Freiheit ist das ewige Mögen, das Mögen nicht von etwas, das Mögen an sich, oder, wie wir dieß auch ausdrücken können, die ewige Magie: — ich gebrauche dieses Wort, weil es meinen Begriff ausdrückt; es ist zwar ein fremdes Wort, wenn wir es aber für uns gebrauchen, so nehmen wir nur unser Eigenthum zurück. Ob wir sagen, das ewige Können, oder ob wir sagen, die ewige Magie, ist einerlei. Nur empfiehlt sich das Wort dadurch, daß es zugleich jenes Vermögen ausdrückt, in alle Gestalten sich zu begeben und in keiner zu bleiben. Eben dieß gilt aber auch vom Wissen. Auch das ruhende Wissen ist an sich unendlich, das in jede Form sich geben kann. Jene Magie, solang sie unwirkend, ist = ruhendem Wissen. Indem sie wirkend wird, in eine Form sich einschließt, wird sie wissend, sie erfährt ein Wissen, geht so von Formen zu Formen, schreitet von Wissen zu Wissen, aber nur um zuletzt in die Seligkeit des Nichtwissens (welches dann ein wissendes Nichtwissen ist) wieder durchzubrechen. Diese Bewegung erzeugt also Wissenschaft (es ist natürlich hier nicht von menschlicher Wissenschaft die Rede). Wissenschaft entsteht ursprünglich nur dann, wenn ein Princip aus dem ursprünglichen Zustand des Nichtwissens heraustritt und wissentlich wird, und nachdem es alle Formen durchgangen, in das ursprüngliche Nichtwissen zurückkehrt. Was der absolute Anfang ist, kann sich

nicht wissen; übergehend ins Wissen hört es auf der Anfang zu seyn und muß darum fortschreiten, bis es sich als Anfang wieder findet. Der als sich selbst wissender Anfang wiederhergestellte Anfang ist das Ende alles Wissens.

In der ursprünglichen Magie liegt aber mehr als bloßes Wissen, nämlich objektive Hervorbringung. Um daher jenes Wissen, das zugleich ein objektives Hervorbringen und Erzeugen ist, von dem bloßen Wissen zu unterscheiden, das nur eine ideale Wiederholung des ursprünglichen Wissens ist, mußte man in der Sprache einen eignen Ausdruck suchen, nämlich Weisheit. Weisheit ist noch mehr als Wissen, es ist das wirkende Wissen, es ist das Wissen in That und Leben, oder sofern es zugleich praktisch. Daher können auch wir jene ewige Freiheit die Weisheit nennen, die Weisheit par excellence in dem hohen Sinne, in welchem dieses Wort besonders von den Morgenländern und namentlich im A. T. gebraucht wird. Das hebräische Wort, das Weisheit bedeutet, zeigt eigentlich seinem Ursprung nach Herrschaft, Macht, Stärke an. Nur in der Weisheit ist die Macht und die Stärke, denn sie ist das, was in allem, aber eben darum auch über allem ist. Aber nur in der Einheit ist Stärke, in der Zertrennung Schwäche. Von dieser Weisheit fragt ein altmorgenländisches Gedicht[1]: „Wo will man Weisheit finden, und wo ist die Stätte des Verstandes? Niemand weiß, wo sie lieget, sie wird nicht funden im Land der Lebendigen. Der Abgrund spricht: sie ist in mir nicht, und das Meer spricht: sie ist nicht bei mir". Der Sinn ist: die Weisheit ist in nichts Einzelnem, sie weilt nicht im Lande der Lebendigen, denn sie bleibt überhaupt nicht, sie fährt durch alles, wie der Wind, dessen Sausen man wohl hört, aber niemand kann sagen, wo seine Stätte ist. Daß dieß der Sinn ist, erhellt aus der Fortsetzung der Rede, wo es heißt: „Sie ist verhohlen vor den Augen aller Menschen, die Verdammniß und der Tod sprechen: Wir haben mit unseren Ohren ihr Gerücht gehört", d. h. sie ist an uns vorübergegangen, wir haben von ihr nur gehört in transitu, im

[1] Hiob 28.

Vorbeigehen. „Selbst Gott weiß nur den Weg zu ihr", nämlich sie ist ihrer Natur nach nichts Stillstehendes, und auch bei Gott kann sie nicht als ein Stillstehendes seyn. „Gott weiß nur den Weg zu ihr, denn er sieht die Enden der Erde", d. h. alles menschlichen Lebens, und die Weisheit ist nicht im Anfang, nicht im Mittel, nicht im Ende allein, — sie ist im Anfang, Mittel und Ende.

Also hier ist die Weisheit = ewiger Freiheit.

Nun aber im Menschen ist nicht mehr diese Weisheit, in ihm ist kein objektives Hervorbringen, sondern bloß ideales Nachbilden; er ist nicht der magische Beweger aller Dinge; in ihm ist nur noch Wissen. Aber in diesem Wissen sucht er die ewige Freiheit oder Weisheit. Wie könnte er sie aber suchen, wenn sie nicht sich selbst in ihm suchte? Denn das Erkannte muß seyn wie das Erkennende. Wie aber könnte die ewige Freiheit sich in seinem subjektiven Wissen suchen, wenn sie sich noch objektiv suchen könnte? Denn ihre ganze Bewegung ist allerdings ein Suchen ihrer selbst. Wenn sie sich also im Menschen, im subjektiven Wissen sucht, so kommt dieß nur daher, daß sie in ihrem objektiven Suchen gehemmt worden ist. Eben dieß ist der Fall. Wir haben sie beschrieben als die in nichts bleibt. Nun sehen wir freilich, daß sie in nichts bleibt, jede Form wieder zerstört, aber was sie an die Stelle der zerstörten setzt, ist nur wieder dieselbe Form. Also darin ist kein Fortschritt, vielmehr Hemmung zu erkennen. Unwillig treibt sie jede Form bis zur Selbstzerstörung (z. B. die Pflanze bis zur Samenbildung), immer hoffend, daß etwas Neues entstehe. Woher dieser Stillstand, läßt sich nicht erklären, aber der Anblick der Welt überzeugt uns von demselben. Der regelmäßige Lauf der Gestirne, der stets wiederkehrende Cirkel der allgemeinen Erscheinungen deutet auf ihn. Die Sonne geht auf, um unter-, sie geht unter, um wieder aufzugehen. Das Wasser läuft ins Meer, um wieder aus ihm zu kommen. Ein Geschlecht kommt, das andere geht, alles arbeitet, um sich aufzureiben und zu zerstören, und es kommt doch nichts Neues. Objektiv also ist die Fortschreitung gehemmt. Nur im Wissen ist noch der offene Punkt, hier kann sich die Weisheit noch suchen und finden. Darum

liegt sie dem Menschen an, sie in sein Inneres aufzunehmen. Zwar das Wirkende, das objektiv Hervorbringende ist aus diesem Wissen verschwunden, die Magie ist daraus hinweg. Was in jener objektive Bewegung, That und Leben war, ist im Menschen nur noch Wissen, aber dieses Wissen ist doch dem Wesen nach dasselbe: es ist die ewige Freiheit, die in ihm noch als Wissen ist; es ist dieselbe Magie, die alles hervorbringt, die aller Kunst Meister ist, aber die jetzt in dem Menschen beschränkt ist auf das Wissen, auf die bloß ideelle Wiederholung des Processes.

Wie können wir jenes absolute Subjekt, die ewige Freiheit wissen; dieser Frage liegt die noch allgemeinere zu Grunde: Wie kann sie überhaupt gewußt werden? Nämlich:

1) Es ist ein Widerspruch darin, daß die ewige Freiheit erkannt werden soll. Sie ist absolutes Subjekt = Urstand; wie kann sie denn Gegenstand werden? Unmöglich kann sie es werden als absolutes Subjekt, denn als solches steht sie zu nichts in gegenständlichem Verhältniß; es ist das absolut Urständliche, dem nichts etwas anhaben kann, insofern das eigentlich Transcendente. Statt absolutes Subjekt ist es auch das reine Wissen zu nennen, und es kann also als solches nicht das Gewußte seyn. Dieß ist an allen den Begriffen zu zeigen, mit denen wir den des absoluten Subjekts oder der ewigen Freiheit verglichen haben. Z. B. wir sagten, es sey ewiges, lauteres Können. Aber das lautere Können entzieht sich allem, es ist ungegenständlich, absolute Innerlichkeit. Das Gleiche ist der Fall mit dem lauteren Wollen und mit dem Mögen.

Wenn nun jene ewige Freiheit als absolutes Subjekt nicht gegenständlich ist, so kommt es darauf an, daß sie Objekt, gegenständlich werde. Dieß aber ist wohl möglich. Denn da sie **absolute** Freiheit, d. h. Freiheit, auch nicht Freiheit (nicht Subjekt) zu seyn, so kann sie als Subjekt heraustreten. Als Objekt ist sie dann freilich zu wissen, wir sehen sie in allen ihren Gestalten, aber nicht als die ewige Freiheit, nicht als Subjekt, nicht wie sie an sich ist.

Es scheint also, daß sie überall und auf keine Weise zu erkennen sey. Als absolutes Subjekt ist sie über aller Erkenntniß, als Objekt ist sie nicht in ihrem An-sich. Nur auf Eine Art könnte dennoch das absolute Subjekt als solches erkannt werden. Nämlich dann, wenn es aus dem Objekt wiederhergestellt würde zum Subjekt. Denn dann ist es nicht mehr bloß Subjekt, und doch auch nicht so Objekt, daß es darüber als Subjekt verloren wäre, sondern es ist als Objekt Subjekt und als Subjekt Objekt, ohne darum zwei zu seyn, als das Erkannte das Erkennende und als das Erkennende das Erkannte. Dann erkennt die ewige Freiheit sich, wie sie erkannt war.

Da nur in jener Umwandlung aus Objekt in Subjekt die Möglichkeit eines Selbsterkennens der ewigen Freiheit liegt, so ist also auch das absolute Subjekt sich nicht erkennend a) im Anfang — denn da ist es das bloße reine Wissen (ruhendes Wissen = nicht wissendes Wissen); ebenso ist es nicht sich erkennend b) im Mittel oder im Uebergang, da erkennt es sich, aber als ein anderes, nicht als die ewige Freiheit, c) nur im Ende ist es sich erkennend als sich.

Sie soll sich freilich erkennen, es ist darauf abgesehen: was wäre für sie auch anderes zu erkennen als sich selbst, da nichts außer ihr? Also sie soll Subjekt und Objekt von sich seyn, aber die zwei Pole sind durch die ganze Bewegung auseinander gehalten, eben dieß macht erst die Bewegung, die beiden Enden dürfen nicht zusammenfallen, denn sowie sie zusammentreffen, hört die Bewegung auf. Man kann sich dieß durch eine Magnetnadel deutlich machen: wenn die beiden Pole in der Magnetnadel zusammenkommen könnten, würde das Leben derselben aufhören.

Also die ganze Bewegung ist nur Bewegung zur Selbsterkenntniß. Der Imperativ, der Impuls der ganzen Bewegung, ist das **Γνῶθι Σεαυτόν,** Erkenne dich selbst, dessen Ausübung allgemein als Weisheit angesehen wird. Erkenne, was du bist, und sey, als was du dich erkannt hast, dieß ist die höchste Regel der Weisheit.

So also ist die ewige Freiheit in der Indifferenz die ruhende Weisheit, in der Bewegung die sich suchende, nirgends ruhende, im Ende

die verwirklichte. Wenn also in der ganzen Bewegung die sich suchende Weisheit ist, so ist die ganze Bewegung Streben nach Weisheit, es ist die — objektive — Philosophie.

Nun könnte man sagen: hier (im Ende) ist die ewige Freiheit also als absolutes Subjekt erkennbar. Ja, aber nur für sich selbst. Die ewige Freiheit kann daher überhaupt nur sich selbst erkennen; es gibt überhaupt keine Erkenntniß von ihr, als in welcher dasselbe dasselbe erkennt. Also für den Menschen scheint es keine Erkenntniß der ewigen Freiheit zu geben. Nun fordern wir aber doch eine solche, und zwar unmittelbare Erkenntniß. Die einzige Möglichkeit einer solchen wäre, wenn jenes Selbsterkennen der ewigen Freiheit unser Bewußtseyn, also umgekehrt unser Bewußtseyn ein Selbsterkennen der ewigen Freiheit wäre. Oder, da dieses Selbsterkennen auf der Umwendung aus dem Objektiven ins Subjektive beruht, wenn jene Umwendung in uns geschähe, d. h. wenn wir selbst die aus dem Objekt ins Subjekt wiederhergestellte ewige Freiheit wären.

Vor diesem Gedanken dürfen wir nicht erschrecken. Denn a) im Menschen allein ist wieder jene abgründliche Freiheit, er ist mitten in der Zeit nicht in der Zeit, ihm ist verstattet wieder Anfang zu seyn, er ist also der wiederhergestellte Anfang. b) Eine dunkle Erinnerung, einmal der Anfang, die Macht, das absolute Centrum von allem gewesen zu seyn, rührt sich offenbar in dem Menschen. Er wäre es nämlich zweimal, 1) inwiefern er dieselbe ewige Freiheit ist, die im Anfang war, nur die wiedergebrachte, er wäre also das absolute Centrum als jener Anfang, und er wäre es 2) als die wiedergebrachte Freiheit.

Allein wenn auch der Mensch nur die zu sich gekommene Freiheit ist — wie er sie wirklich ist, denn der Mensch ist seinem Innern nach nichts anderes als Ichheit, Bewußtseyn, alles Bewußtseyn setzt aber ein zu sich selbst Gekommenseyn voraus — wenn nun aber auch der Mensch dieser wiedergebrachte Anfang ist, so weiß er sich nicht als solchen. Denn wüßte er sich als solchen, wüßte er sich als die zu sich gekommene Freiheit, so bedürfte es gar der Frage nicht, wie wir jene ewige Freiheit erkennen, wir würden sie unmittelbar erkennen, wir

wären eben nur jenes Wissen der ewigen Freiheit um sich selbst. Da wir nun dieses Wissen der ewigen Freiheit zwar sind, aber es nicht wissen, so müssen wir in das Wissen dieses Wissens erst wieder geführt werden durch die Wissenschaft. Allein die Wissenschaft hat dazu auch keinen andern Weg, kann es nicht leisten, als indem sie von der ewigen Freiheit ausgeht; von dieser kann sie aber nicht ausgehen, ohne von ihr zu wissen. Hier ist also ein offenbarer Cirkel. Wir müßten das Resultat der Wissenschaft schon haben, um die Wissenschaft nur anfangen zu können. Hier sind wir an dem Punkt, wo die Schwierigkeit offenbar ist, die bisher nur dunkel vorschwebte. Was bleibt also übrig? Sollen wir uns etwa mit dem Ahnden helfen? Aber ahnden ist ein unvollkommenes Wissen. Ahnden bezieht sich eigentlich nur aufs Zukünftige. Nun kann man zwar nicht widersprechen, daß wir mit dem ersten Schritt in der Philosophie auch das Ende ahnden, es gibt keine Wissenschaft ohne Divination. Es ist aber nicht gleich, ob ich im Anfang das Ende divinire, oder aber den Anfang selbst ahnde, denn letzteres ist ein Widerspruch. Dasselbe ist mit dem Glauben der Fall. Ich halte den Glauben in Ehren, aber gleich an das Princip glauben, ist lächerlich. — Oder sollen wir etwa mit einer Hypothese anfangen, die erst zur Gewißheit wird im Ende? Dieß läßt sich hören, aber es genügt nicht. Jedenfalls wäre immer hier ich das Setzende der Wissenschaft und des Princips. Aber in der Philosophie gilt es, sich zu erheben über alles Wissen, das bloß von mir ausgeht. Was ist nun aber zu thun? Wovon sollen wir ausgehen? — Hier muß denn ausgesprochen werden, was die meisten hindert auch nur in die Philosophie hineinzukommen: es ist die Vorstellung, daß sie hier mit einer demonstrativen Wissenschaft zu thun haben, die gleich zuerst von einem Gewußten ausgeht, um von diesem zu anderem Gewußten, von diesen wieder zu anderem u. s. f. zu gelangen. Aber Philosopie ist nicht demonstrative Wissenschaft, Philosophie ist, um es mit Einem Wort auszusprechen, freie Geistesthat; ihr erster Schritt ist nicht ein Wissen, sondern vielmehr ausdrücklich ein Nichtwissen, ein Aufgeben alles Wissens für den Menschen. So lang Er noch wissen will, wird ihm

jenes absolute Subjekt zum Objekt werden, und er wird es eben darum nicht an sich erkennen. Indem er sagt: ich, als ich, kann nicht wissen, ich — will nicht wissen, indem Er sich des Wissens begibt, macht er Raum für das, was das Wissen ist, nämlich für das absolute Subjekt, von dem gezeigt ist, daß es eben das Wissen selbst ist. In diesem Akt, da er sich selbst bescheidet, nicht zu wissen, setzt er eben das absolute Subjekt als das Wissen ein. In dem Akt dieses Einsetzens werde ich nun freilich seiner inne als des Ueberschwänglichen. Dieses Innewerden könnte man wohl auch ein Wissen nennen. Aber es muß gleich dazu gesetzt werden: es ist ein Wissen, das in Ansehung meiner vielmehr ein Nichtwissen ist. Jenes absolute Subjekt ist nur da, sofern ich es nicht zum Gegenstande mache, d. h. nicht weiß, mich des Wissens begebe; sowie aber dieses Nichtwissen sich wieder aufrichten will zum Wissen, verschwindet es wieder, denn es kann nicht Objekt seyn.

Man hat dieses ganz eigenthümliche Verhältniß sonst wohl auszudrücken gesucht durch das Wort intellektuelle Anschauung. Anschauung nannte man es, weil man annahm, daß im Anschauen oder (da dieß Wort gemein geworden) im Schauen das Subjekt sich verliert, außer sich gesetzt ist: intellektuelle Anschauung, um auszudrücken, daß das Subjekt hier nicht in das sinnliche Anschauen, in ein wirkliches Objekt verloren sey, sondern verloren, sich selbst aufgebend in dem, was gar nicht Objekt seyn kann. Allein eben weil dieser Ausdruck erst der Erklärung bedarf, so ist es besser, ihn ganz bei Seite zu setzen. Eher könnte man für jenes Verhältniß die Bezeichnung Ekstase gebrauchen. Nämlich unser Ich wird außer sich, d. h. außer seiner Stelle, gesetzt. Seine Stelle ist die, Subjekt zu seyn. Nun kann es aber gegen das absolute Subjekt nicht Subjekt seyn, denn dieses kann sich nicht als Objekt verhalten. Also es muß den Ort verlassen, es muß außer sich gesetzt werden, als ein gar nicht mehr Daseyendes. Nur in dieser Selbstaufgegebenheit kann ihm das absolute Subjekt aufgehen in der Selbstaufgegebenheit, wie wir sie auch in dem Erstaunen erblicken. Dieses ist etwa der sanftere Ausdruck, dessen sich der milde Platon bedient, wenn er sagt: „Vor allem ist dieß der Affekt des

Philosophen — das Erstaunen, τὸ θαυμάζειν, und hinzusetzt: denn es gibt keinen andern Anfang der Philosophie als das Erstaunen[1]. Herrlicher Ausdruck, den Sie sich tief in Ihre Seele schreiben sollen, besonders da es so viele dumpfsinnige Menschen gibt, die dem Anfänger in der Philosophie immer zurufen, in sich selbst hineinzugehen — in seine tiefsten Tiefen, wie sie sagen, was aber nur so viel heißt: immer tiefer in seine eigne Beschränktheit. Nicht das in sich hinein, das außer sich Gesetztwerden ist dem Menschen Noth. Eben durch das in sich selbst Hineingehen ist er zuerst um das gekommen, was er seyn sollte. Nämlich Er war die ewige Freiheit, die sich selbst verloren hatte, die durch die ganze Natur sich wieder suchte — er war diese wieder zu sich selbst gebrachte Freiheit, und sollte also auch diese bleiben; aber indem er sich nur wieder in ihr selbst beschauen, sie ergründen, sie sich anziehen, also sich zum Subjekt machen wollte, so blieb er freilich Subjekt, aber die ewige Freiheit blieb ihm nun auch bloßes Objekt. Wie kann er es anders anfangen, um wieder zu werden, was er war — die Weisheit, nämlich die Selbsterkenntniß der ewigen Freiheit — als indem er sich selbst wieder jenes Orts entsetzt, sich selbst außer sich setzt?

Ich bemerke hierbei, Ἔκστασις ist eine vox anceps, die im besseren und schlimmeren Sinn genommen werden kann. Nämlich jede Entfernung oder Entsetzung von einer Stelle ist Ekstase. Es kommt nur darauf an, ob etwas entfernt wird von einer ihm zukommenden, gebührenden Stelle, oder von der ihm nicht gebührenden Stelle. Im letzteren Fall ist es eine heilsame Ekstase, die zur Besinnung führt, während die andere zur Sinnlosigkeit führt.

Wie kann aber der Mensch zu dieser Ekstase gebracht werden, welches so viel heißt als: wie wird der Mensch zur Besinnung gebracht? Ich will dieß im Allgemeinen hier zeigen (nicht die ganze Genesis).

Also indem der Mensch jene ursprüngliche Freiheit sich zum Objekt macht, es mit ihr zum Wissen bringen will, entsteht nothwendig folgen-

[1] Theaet. p. 76. (S. die Schrift gegen Jacobi, S 191; im vorhergehenden Band S. 124. D. H.).

der Widerspruch: er will die ewige Freiheit als Freiheit wissen und empfinden, aber indem er sie zum Gegenstand macht, wird sie ihm unter der Hand zur Nichtfreiheit, und doch sucht und will er sie *als* Freiheit. Er will sich ihrer als Freiheit bewußt werden, und macht sie doch in eben diesem Anziehen zu nichte. Es entsteht daher im Innern des Menschen ein Umtrieb, eine rotatorische Bewegung, indem der Mensch beständig nach der Freiheit sucht, diese aber ihn flieht. Dieser innere Umtrieb ist der Zustand des zerreißendsten Zweifels, der ewigen Unruhe. Nicht bloß die Freiheit hört auf, auch jener, der sie wissen will, ist im Zustand der höchsten Unfreiheit — in beständiger Spannung gegen die Freiheit, die er ewig sucht, und die ihm beständig entflieht. Diese auch auf Seite des Menschen stattfindende Spannung (Spannungslosigkeit = Freiheit) erreicht endlich ihren höchsten Punkt, eine ἀκμή, welche eine Entladung zur Folge haben muß, wodurch das, was sich zum Wissenden der ewigen Freiheit *in ihr selbst* machen wollte, hinausgeworfen — in die Peripherie gesetzt — zum schlechterdings *Nichtwissenden* gemacht wird. Hier erst ist ihm wieder wohl. Diese Krisis ist aber nur *Anfang*, Bedingung des eigentlichen Processes, der jetzt beschrieben werden soll. Durch die Entscheidung nämlich sind nun zwei gesetzt, auf der einen Seite unser Bewußtseyn im Zustand des absoluten Nichtwissens, auf der andern das absolute Subjekt, welches nun als ewige Freiheit dem Bewußtseyn aufgeht und sich verkündet als das, was das andere nicht weiß. Diese beiden sind nun zwar außereinander, aber sie bleiben nicht in der Trennung. Sie verließen nur die *falsche Einheit*, in der sie befangen waren, um die wahre, rechte und freie zu gewinnen; aber eben *weil* sie aus einer und derselben Einheit ausgeschieden werden, so verhalten sie sich fortwährend als gleichsam sympathisirende Organe, wo in dem einen keine Veränderung vorgehen kann, die sich nicht im andern reflektirt. Eine Veränderung aber ist nothwendig, denn das absolute Subjekt kann in dieser Enge (der absoluten Innerlichkeit) nicht bleiben, es begibt sich gleich wieder in Bewegung. Diese Bewegung hat, wie jede Bewegung, drei große Momente. 1) Der *erste* Moment nämlich ist der, wo das absolute Subjekt in der absoluten Innerlichkeit sich

findet = A. Diesem entspricht in dem Wissen der Moment, wo es absolute Aeußerlichkeit, d. h. Nichtwissen, ist = B. Nun aber kann das absolute Subjekt in diesem absoluten An=sich nicht verharren, es geht nothwendig über in die Aeußerlichkeit, oder A wird Objekt = B. Also 2) zweiter Moment, A wird B. Im ersten Moment blieb dem Wissen nichts übrig als absolut nicht wissendes zu seyn; im zweiten, wo A = B wird, geht das schlechthin Nichtwissende selbst in Wissen = A über; das als absolutes Nichtwissen, als B, als Aeußerliches gesetzte Wissen erhebt sich wieder zum Innerlichen — Wissenden — = A. Der Uebergang aus Subjekt in Objekt reflektirt sich durch das Uebergehen aus Objekt in Subjekt. Daher braucht man den Ausdruck Reflexion. Wie sich der Gegenstand im Wasser abspiegelt, gerade so steht das absolute Subjekt im umgekehrten Verhältniß zum Bewußtseyn. Das absolute Subjekt läßt nur übrig absolutes Nichtwissen. Wird aber A B so wird in dem gleichen Verhältniß B A, d. h. Wissen.

Im Moment seiner Aeußerlichkeit bleibt aber das absolute Subjekt nicht stehen, es wird c) in einem dritten Moment wieder A aus B, es wird wieder aufgerichtet in Subjekt; nur ist es jetzt das aus B wiederhergestellte A. In dem Verhältniß wird das mit ihm im Rapport stehende Wissen sein Verhältniß auch ändern; indem das absolute Subjekt wiederhergestellt wird, muß das Wissen absterben zum Nichtwissen, B, das A geworden, wieder B, d. h. Nichtwissen, werden, aber als aus Wissen zurückgebracht, ist es nicht mehr schlechthin Nichtwissen, sondern es ist wissendes Nichtwissen; es ist Nichtwissen, aber nicht äußerlich, wie im Anfang, sondern innerliches, es hat sich die ewige Freiheit, von der es in jener Krisis ausgestoßen war, wieder zum Innern, innerlich gemacht, oder: es hat sich die ewige Freiheit wieder erinnert — jetzt weiß es sie, und zwar unmittelbar, nämlich als das selbst Innere von ihr. Daher die uralte Lehre, daß alle Philosophie nur in Erinnerung bestehe. (Um wieder zu sich als ursprüngliches Innere der ewigen Freiheit — denn es entstand ja in ihr — zu kommen, mußte es erst außer sich gesetzt werden).

Man kann jenes Verhältniß des Wissens zum absoluten Subjekt durch zwei Linien anschaulich machen. Man denke sich zwei Linien.

$$A \overset{B}{\overline{\qquad\qquad\qquad}} B = A$$
$$B \overset{A}{\overline{\qquad\qquad\qquad}} A = B$$

In diesen Linien ist in der einen das absolute Subjekt (A) der Anfang, in der andern das Wissen im Nichtwissen = B. Beide sind Correlate. Das absolute Subjekt geht nun in einem Punkt seiner Bewegung über ins Objekt (B); in demselben Moment reflektirt sich das B der oberen Linie in der unteren als A, oder das Nichtwissen geht über in das Wissen (A). Nun wird aber im dritten Moment das absolute Subjekt der oberen Linie (A), das im zweiten Moment in das Objekt (B) übergegangen war, wieder aus demselben in das Subjekt zurückgebracht, oder mit andern Worten: B wird wieder A, und in demselben Moment reflektirt sich das B = A der oberen Linie wieder in der unteren, und es erscheint da A = B oder das Wissen vereinigt mit dem Nichtwissen.

So viel im Allgemeinen. Es ist dieß der Grundriß einer eigentlichen Theorie der Philosophie.

Nun noch einzelne Erläuterungen und Corrollarien.

Der Proceß beruht auf einem Auseinanderhalten des absoluten Subjekts und unseres Wissens, wobei aber doch ein beständiger Rapport zwischen beiden, so daß mit jeder Bewegung des absoluten Subjekts sich auch das Verhältniß des Wissens ändert. Es kann nach dieser Ansicht nicht mehr die Frage seyn, wie ich mich der Realität dieses Wissens versichere. Denn a) in jener Selbstaufgegebenheit, jener Ekstasis, da ich, als ich, mich erkenne als völliges Nichtwissen, wird mir unmittelbar jenes absolute Subjekt zur höchsten Realität. Ich setze das absolute Subjekt durch mein Nichtwissen (in jener Ekstasis). Es ist mir nicht Objekt, das ich wissend weiß, sondern absolutes Subjekt, das ich nichtwissend weiß und eben durch mein Nichtwissen setze. Dieser Rapport zwischen meinem Wissen und dem absoluten Subjekt, kraft dessen in dem absoluten Subjekt ebenso viel Realität als in meinem Wissen nicht-Realität, ist allerdings nur dadurch möglich, daß beide ursprünglich

eins, daß die ewige Freiheit ursprünglich in unserm Bewußtseyn oder unser Bewußtseyn ist, ja daß jene ewige Freiheit gar keine Stätte hat, wo sie zu sich kommen kann, als in unserm Bewußtseyn. b) Was von diesem ersten Setzen des absoluten Subjekts gilt, nämlich daß das absolute Subjekt als solches mich nichtwissend, und umgekehrt ich als nichtwissend das absolute Subjekt setze, gilt auch von jedem einzelnen Wissen in dieser Fortschreitung. Nämlich α) das Wissen ist in einer beständigen Veränderung, es ist stets ein anderes und doch dasselbe, aber β) nicht mein Wissen gestaltet sich um, sondern es wird gestaltet; seine jedesmalige Gestalt ist nur der Reflex (das Umgekehrte, daher Reflexion!) von der in der ewigen Freiheit, und γ) ich appercipire jene Gestalt unmittelbar durch den Reflex in mir, d. h. durch die Veränderung in meinem Wissen. δ) Also geht auch alles Wissen nur innerlich auf. Wir sind nicht bloß die müßigen Zuschauer, sondern selbst in einer beständigen Umwandlung bis zur Gestalt der vollkommenen Erkenntniß; es ist kein oberflächlicher, es ist ein tiefgehender Proceß, der die Züge seiner Bewegung in unser eignes Innere eingräbt. Und so muß es auch seyn. Nichts kann bloß äußerlich an den Menschen gebracht werden. Durch innerliche Scheidung und Befreiung muß das Licht der Wissenschaft uns aufgehen.

In der Philosophie läßt sich nichts als reiner fertiger Satz hingeben; nur allmählich läßt sich der vollständige Begriff erzeugen. Ich gehe jetzt nochmals auf den schon beschriebenen Proceß zurück, und knüpfe wieder an die oben erwähnte Krisis an, in Folge deren das absolute Subjekt und das Bewußtseyn auseinander treten. Ursprünglich nämlich ist das menschliche Bewußtseyn das Innere, zu Grund Liegende, Tragende oder Subjekt der zu sich selbst kommenden ewigen Freiheit, aber das stille, d. h. nichtwissende, nicht thätige, nicht hervortretende Innere. Das Zusichkommen der ewigen Freiheit beruht darauf, daß es aus dem Objekt ins Subjekt wieder umgewandelt wird, aus B in A. B ist also das zu Grunde Liegende, gleichsam das Untergelegte dieses A. Nun ist

B einzelne Form oder Gestalt — die des Menschen. Also der Mensch oder das menschliche Bewußtseyn ist das stille Innere der zu sich gekommenen ewigen Freiheit, das einzelne menschliche Bewußtseyn nur die Grundlage des absoluten oder allgemeinen Bewußtseyns. Dabei jedoch bleibt es nicht stehen. Denn sonst weiß zwar die ewige Freiheit sich selbst, aber nicht der Mensch weiß sie. Es kann daher nicht fehlen, daß der Mensch jene ewige Freiheit, die er ist (der er Subjekt ist), sich anziehe, sie für sich wolle. Das particulare Princip, das einzelne menschliche Bewußtseyn, welches nur die Grundlage des absoluten oder allgemeinen Bewußtseyns ist, der Mensch also möchte gern das Universalbewußtseyn als sein individuelles. Aber damit hebt er das allgemeine Bewußtseyn selbst auf. Denn dieß beruhte ja eben darauf, daß jenes B in A, das stille, verborgene, unmerkliche Innere des A war. Also indem er jenes lautere Bewußtseyn anziehen will, zerstört er es. Hier also der Widerspruch, daß der Mensch das, was er will, durch sein Wollen zunichtemacht. Aus diesem Widerspruch entsteht jene innere umtreibende Bewegung, indem das Suchende das, was es sucht, gleichsam in einer beständigen Flucht vor sich her treibt. Daher zuletzt jene Krisis, in welcher jene Einheit, die wir durch B umgewandelt in A ausdrücken — das Bewußtseyn der ewigen Freiheit (= das Urbewußtseyn) zerrissen wird. Durch die Krisis sind wir wieder in den Anfang gestellt, A ist wieder reines, absolutes Subjekt, so sehr Subjekt, daß es nicht einmal um sich selbst weiß; das einzig Neue, das stehen bleibt, gleichsam als Ruine des vorhergehenden Processes ist das herausgesetzte und zum Nichtwissen gebrachte B. Dieses ist durch das Heraussetzen frei geworden, es ist der erste Augenblick seiner Besinnung, es genießt das erstemal die Freiheit und Seligkeit des Nichtwissens. Es ist nun — um den positiven Ausdruck anzugeben — das, was wir das freie Denken nennen können. Denken ist Aufgeben von Wissen; Wissen ist gebunden, Denken in völliger Freiheit, und schon das Wort deutet darauf, daß alles freie Denken das Resultat einer aufgehobenen Spannung, eines Auseinanderhaltens, einer Krisis ist. Nämlich entweder kommt es her α) von dehnen, oder β)

von dem hebräischen Wort דין, oder γ) von δῖνος, das einer wirbelnden Bewegung Entkommene. Immer deutet es auf den Ursprung aus einem Streit. Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn wir auf einen alten Gebrauch des Worts „denken" zurückgehen, wie er noch z. B. in der Redensart vorkommt: „Vornehme Leute denken lange", d. h. ihre Erinnerung währt lange. Auch hier ist das Denken als das Herausgesetzte, zuvor Wissende bezeichnet.

Die jetzt auseinander Getretenen sind doch nur das auseinander getretene Urbewußtseyn selbst. In ihrem Eins- und Zusammenseyn war das Urbewußtseyn, in ihrem Auseinandergehen ist es auch noch, aber als ein Zerrissenes, das sich wiederherzustellen sucht, das auch potentiell im Keim nämlich, als ein Wiederherstellbares darin liegt. Dieses Urbewußtseyn selbst in seiner Potentialität, in seiner bloßen Wiederherstellbarkeit ist die Vernunft, oder noch bestimmter: das Urbewußtseyn, das in jenem Außereinander sich wiederherzustellen strebt, das wir nur als eine Anregung, als eine Meldung, als einen Zug in uns empfinden, ist die Vernunft. Hieraus erhellt die potentielle, die bloß leidende Natur der Vernunft, aber eben daraus auch, daß die Vernunft nicht das thätige Princip in der Wissenschaft seyn kann.

Da in beiden nur das Urbewußtseyn auseinander getreten ist, so ist nicht bloß das freie, nicht wissende Denken, sondern auch das ihm entgegenstehende absolute Subjekt ist also nur ein Ausgeschiedenes jenes Urbewußtseyns, und nur als solches, als Correlatum meines nichtwissenden, gegenstandlosen Wissens, kann es überhaupt gesetzt seyn, und inwiefern dieses nichtwissende Wissen freies Denken, so kann ich sagen: es ist durch mein freies Denken gesetzt, es ist mein Gedanke, aber nicht in dem Sinn, wie auch eine Chimäre mein Gedanke ist, sondern weil es ursprünglich mit dem, was jetzt das Denken ist, eins und beisammen war. Deßwegen wird es eben im Denken ausgeschieden von dem Urbewußtseyn, das auch mein Bewußtseyn war. Ich kann sagen: es ist mein Begriff — dieß heißt aber nicht so viel: a) es ist Gegenstand meines Begriffs, sondern es ist der Begriff selbst; b) es ist nicht, wie man zu reden pflegt, bloßer Begriff, sondern es ist die

ewige Freiheit selbst, die nur darum mein Begriff heißt, weil sie im Urbewußtseyn, das auch mein Bewußtseyn war, ursprünglich begriffen ist; denn jeder Begriff ist nur ein Ausgeschiedenes aus meinem Bewußtseyn, und heißt eben darum Begriff, weil es in ihm begriffen war. Auch ist es nicht etwa so vorzustellen, als ob das Denken voranginge und das absolute Subjekt setzte, sondern in einem und demselben Akt — in derselben Entscheidung — treten beide hervor; beide werden miteinander geboren und treten zugleich hervor aus der Ureinheit. Das freie, alles Wissens sich erwehrende Denken sieht sich nun gegenüber dem absoluten Subjekt. Es ist ein großer Moment, die eigentliche Geburtsstunde der Philosophie.

Jene Ureinheit aber sucht beständig sich herzustellen. Denn auch jene Scheidung ist ein gewaltsamer Zustand — und zwar ist das Verhältniß der beiden Entgegenstehenden dieses, daß das als absolutes Subjekt, als A, Gesetzte sich herzustellen sucht in B = A, d. h. in das sich selbst Wissende. Es kann in dieser Abstraktion nicht bleiben, denn es hat sein Inneres, seine Erfüllung verloren; es ist das reine Wissen selbst, aber das nicht weiß, es ist das leere Wesen des Bewußtseyns, das Erfüllung sucht; aber seine Erfüllung ist eben in B. Auch A will sich erinnern seines Wissens, d. h. B, welches eben sein Subjekt, sein Wissen war, sich wieder innerlich machen. Nun wird aber A, dieses absolute Subjekt, in seiner Abstraktion nur erhalten durch B, durch die Gewalt des nichtwissenden, sich alles Wissens begebenden Wissens. Seiner Natur nach hält es gleichsam keinen Augenblick Stand, weil es natura anceps ist, Freiheit, die es ist, und auch nicht ist, also sogleich sich entscheiden muß. Also es ist, kann ich sagen, mein Begriff, aber es ist ein Begriff, der stärker ist als ich, ein lebendiger, ein treibender Begriff, es ist das seiner Natur nach Beweglichste, ja die Beweglichkeit selbst. Dagegen verhält sich nun das nichtwissende Wissen zu ihm als die anhaltende, retardirende Kraft dieser Bewegung. Denn eben weil es nur durch die Gewalt des nichtwissenden Wissens erhalten ist in jener Abstraktion, eben darum kann es sich nicht bewegen, wie man zu sagen pflegt, ohne Wissen und Willen dieses Wissens, das sich

der Freiheit des Nichtwissens nicht begeben will, und auf diese Weise ist mein Wissen freier, ruhig beschauender, die Bewegung Schritt vor Schritt begleitender Zeuge. — So darf ich denn freilich nicht mehr fragen, wie ich jene Bewegung wisse. Denn die Bewegung selbst und mein Wissen dieser Bewegung, jeder Moment der Bewegung und mein Wissen dieses Moments sind jeden Augenblick eins, und dieses anhaltende, retardirende, reflektirende Wissen ist eigentlich das Wissen des Philosophen, ist das, was er in dem Proceß eigentlich sein nennen kann. Denn die Bewegung selbst ist völlig unabhängig von ihm, und — was sehr wichtig ist — nicht er bewegt sich in seinem Wissen und erzeugt dadurch Wissen (ein so erzeugtes Wissen ist subjektiv, ein bloßes Begriffswissen, ohne Realität), sondern im Gegentheil sein Wissen ist das an sich Unbewegliche, nicht bloß Nichtwissen, sondern gegen das Wissen sich Setzende, der Bewegung Widerstrebende, sie Aufhaltende, was sie nöthigt in jedem Moment Stand zu halten, zu verweilen und keinen zu überspringen. In diesem Retardiren zeigt sich also auch die eigentliche Kraft des Philosophen; derjenige ist Meister dieser Kunst, der stets besonnen bleibt, der im Stand ist, die Bewegung anzuhalten, sie zu nöthigen, daß sie verweile, der der Bewegung also gleichsam keinen Schritt verstattet, als der nothwendig ist, und ihr auch jederzeit nur den Schritt verstattet, der nothwendig ist, keinen größern und kleinern. Darin also die philosophische Kunst; sowie ja überhaupt der wahre Künstler überall mehr an der anhaltenden und retardirenden als an der producirenden, treibenden, beschleunigenden Kraft erkannt wird.

Man kann sagen: der Philosoph oder jenes Wissen befinde sich mit dem Treibenden, gleichsam unaufhaltsam nach Wissen Verlangenden in beständiger Unterhandlung; er muß ihm jeden Schritt schwer machen, sich gleichsam um jeden Schritt mit ihm streiten. Dieser innere Verkehr, dieß beständige Gespräch, in dem zwei Principien sind, eines, das das Wissen selbst, das Wissen als Wesen ist, aber nicht weiß, das andere, das wissend ist, aber nicht das Wesen, nicht das Wissen selbst — nur nichtwissendes Wissen — eines, das sich erinnern will, und das andere, das ihm zur Erinnerung hilft. Diese innere Unterredungskunst ist es,

von welcher die äußere, die bloß davon Dialektik heißt, nur das Nachbild, und wo sie zur bloßen Form geworden, der leere Schein und Schatten ist [1]. Dieses Verhältniß hat gleichsam in seiner Person dargestellt jener, nicht wie man in Hyperbeln zu reden pflegt, sondern wahrhaft göttliche Mann, dessen innere Größe und Herrlichkeit zu begreifen schon allein den Weg zur wahren Philosophie zeigen könnte, — Sokrates, ohne alle Frage der Lichtpunkt, die hellste Erscheinung des ganzen Alterthums, in welchem die Vorsehung zeigen wollte, was die ursprüngliche Vortrefflichkeit der Natur vermöge, Sokrates, der, wenn er sagte, er wisse nur, daß er nicht wisse, dadurch sein Verhältniß bezeichnen wollte zu jenem eigentlich Wissen Erzeugenden, das er überall und wo er konnte zu erregen suchte. Er selbst sagte, er gebäre nicht mehr — wie es auch jenem nichtwissenden Wissen nicht gebührt, das gleichsam das Abgestorbene ist, die gebärenden Kräfte liegen nur in der ewigen Freiheit — er gebäre nicht mehr, wohl aber helfe er zu gebären und leite die Geburt, sich mit seiner Mutter, der Hebamme, vergleichend. Wie eine verständige Hebamme die Geburt nicht übereilt, sondern die Gebärende ermahnt, auszuhalten und auszuharren im Geburtsschmerz, bis die rechte Stunde zur Geburt gekommen ist, so verhielt sich auch er, nicht als der beschleunigende, sondern als der durch beständigen Widerspruch aufhaltende Leiter der Bewegung oder Geburt.

Indem nun, um die Bewegung noch mit wenigen Worten zu beschreiben, indem die Ureinheit, B = A wiederhergestellt wird, kann sich das mit ihm in Rapport stehende B nicht mehr verhalten a) als schlechthin Nichtwissendes (denn es ist nicht mehr bloß Subjekt); b) nicht mehr als Wissendes, denn es hat kein Objekt mehr. Es ist also überhaupt kein Raum für B, und da es doch nicht vernichtet werden kann, so bleibt ihm nichts übrig als selbst aufzugehen in dem B = A, d. h. sich selbst zu erkennen als das in A verwandelte B, und so sich dem A wieder innerlich oder erinnerlich zu machen. Es ist also jetzt a) wieder was zuerst, das stille Innere der ewigen Freiheit (denn es braucht die ewige Freiheit nicht mehr anzuziehen), und doch zugleich das Wissende

[1] Vgl. die Weltalter, im vorhergehenden Band, S. 201. D. H.

von ihr, weil es eben aus der Bewegung das ganze vollständige Wissen mit zurückbringt — denn es hat die ewige Freiheit in allen ihren Momenten gesehen, und es ist b) das *sich selbst* wissende, denn es hat sich in allen seinen Tiefen kennen gelernt. Aber eben dieß sollte erreicht werden, daß es sich selbst wisse *als* das Innere der ewigen Freiheit. Vorher *war* es das Innere der ewigen Freiheit, aber nichtwissend. —

Das *Ziel* also ist das *unmittelbare* Wissen der ewigen Freiheit. Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen auch hier, wie in der ursprünglichen Bewegung, die Pole auseinander gehalten werden.

Zur Begründung der Philosophie als Wissenschaft gehört auch, daß ihre *Nothwendigkeit* dargethan werde. Dieß ist nun aber im Grunde schon durch das Bisherige geleistet. Die Nothwendigkeit der Philosophie geht unmittelbar hervor aus jenem unvermeidlichen inneren Streit, von dem die Rede war. Ich sage unvermeidlichen. Denn das menschliche Bewußtseyn kann einmal nicht dabei stehen bleiben, das stille Innere, das bloß Tragende der ewigen Bewegung, der Bewegung der ewigen Freiheit selbst zu seyn. Nicht eben gezwungen, aber doch nothwendig und unausbleiblich wird der Mensch sich die ewige Freiheit, die er ist, anziehen, sie für sich wollen, um eigenmächtig mit ihr zu wirken. Denn es ist nicht zu denken, als wäre dieß bloß im Anfange der Dinge geschehen. Jedes einzelne menschliche Bewußtseyn ist wieder ein Zusichkommen der ewigen Freiheit. Aber in jedem menschlichen Bewußtseyn geschieht wieder dieselbe Anziehung.

So würde also, könnte man sagen, jeder Mensch von Natur sich in jener innern umtreibenden Bewegung befinden? — Aber *ist* denn dem nicht auch so, und müssen wir nicht gestehen, daß der größte Theil der Menschen in einem besinnungslosen Zustande dahin wandelt? Wenn auch die Spannung, zu welcher innere Thätigkeit gehört, nicht als solche erscheint, so ist sie doch da in ihrem Resultat, der Besinnungslosigkeit; und wenn man jene Spannung in den meisten Menschen nicht mehr wahrnimmt, so ist es nur darum, weil sie nicht einmal bis zu diesem Punkt innerer Thätigkeit gelangen, sondern frühzeitig zerstreut, von ihrem Innern abgezogen in eine für sie wohlthätige Betäubung versetzt

werden. So geschieht es, daß ein innerer Kampf in den meisten nicht zum Ausbruch, oder wenigstens nicht zu jenem Grade von Spannung gelangt, der Entscheidung nothwendig macht. Daß der Grund und Anlaß zu jenem innern Widerstreit in der menschlichen Natur liege, erhellt daraus, daß fast in jedem Zeitalter Ununterrichtete und Ungelehrte aufstehen, in denen eben jener innere Kampf von selbst und freiwillig entsteht, und die dann trotz des Widerspruchs der Schulgelehrten auf ihre eigne Hand philosophiren und eine bald mehr bald weniger glückliche Krisis bestehen. Wo aber jener innere Streit ursprünglich erregt ist, ohne durch jene Krisis und Scheidung in besonnenes Wissen sich aufzulösen, da erzeugt er nothwendig das, was wir Irrthümer nennen, und alle Irrthümer sind nur Erzeugnisse jener innern, in wildem Kampf sich untereinander bekämpfenden geistigen Kräfte.

Der Irrthum ist nichts Gleichgültiges, nicht bloßer Mangel, sondern eine Verkehrtheit der Erkenntniß (er gehört in die Kategorie von Bösem, Krankheit). Wäre aller Irrthum nur schlechterdings falsch, nämlich von aller Wahrheit entblößt, so wäre er ungefährlich. Von dieser ungefährlichen Art sind freilich manche Behauptungen, denen man zu viel Ehre erweisen würde, wollte man sie für Irrthümer erklären. Denn auch der Irrthum hat etwas Ehrwürdiges, es ist stets etwas von der Wahrheit in ihm, aber eben diese Entstellung, diese Verkehrung der Wahrheit, diese in dem schrecklichsten Irrthum noch erkennbaren oder wenigstens dunkel gefühlten Züge der ursprünglichen Wahrheit sind das Entsetzliche des Irrthums. Die sanfteste Kraft — die in den Bildungen organischer Wesen wirkende —, wenn sie gehemmt wird, erzeugt das Monstrose, das uns schrecklich ist nicht wegen seiner Unähnlichkeit, sondern eben wegen seiner Aehnlichkeit mit dem wahren Gebild, weil noch immer die menschliche Gestalt erkennbar ist. Auch jene innere Rotation entsteht durch eine Hemmung, eine Anziehung, aber die bewegende Kraft hört nicht auf, denn sie strömt aus ewiger Quelle.

Man könnte sagen: der Irrthum entsteht durch das bloße wissen Wollen. Man darf also nur nicht wissen wollen, so ist man vor dem Irrthum gesichert. Dieß ist allerdings das Hausmittel, dessen sich

die meisten bedienen. Allein 1) wissen wollen hängt nicht von dem Menschen ab, er will wissen, eh' er weiß, daß er wissen will. Denn schon jedes einzelne Bewußtseyn entsteht im Menschen aus einer Anziehung, ein sich zum Gegenstand Machen dessen, was er ist. Der Mensch befindet sich also schon von Natur in einem Wissen, — eben in jenem Wissen, in das er sich versetzt, indem er gegen die ewige Freiheit, die er seyn sollte, sich zum wissenden Subjekt macht. Da nun dieses Wissen entstanden ist dadurch, daß er die ewige Freiheit zum Objekt machte, sie gleichsam von ihrer Stelle rückte, so hat dieß natürlich nur Entstellung des Wissens zur Folge, und ein Gemisch von Wahrem und Falschem mußte in seiner Erkenntniß entstehen. In diesem gemischten, unreinen Wissen leben wir von Natur — daher auch das „natürliche" Wissen. Menschen, welche ohne erst gereinigt zu seyn und gleichsam ganz bedeckt von der Unreinheit dieses Wissens sich der Philosophie nahen, müssen nothwendig in noch größere Verwirrung gerathen, als in der sie sich ohnedieß befinden. Natürlich kann ihr ganzes Dichten und Trachten nur dahin gehen, eben jenes verkehrte Wissen zu behaupten, und sich für dieses wie für ihr Leben zu wehren: — ganz recht, denn ihr Leben ist nur in diesem Wissen. Daher sie, was sie in diesem Wissen finden, als allgemein-gültige ewige Wahrheiten aufstellen. Z. B.: „das Natürliche ist außer dem Uebernatürlichen". Freilich ist es jetzt so, und schmerzlich empfinden wir diese Trennung, und eben von diesem Schmerz verlangten wir durch höheres Wissen befreit zu werden. Aber weil jene ganz von der Gegenwart, von dem Stillstehenden befangen, sehen sie weder, daß es einen Punkt gab, wo das Natürliche im Uebernatürlichen war (jene ewige Freiheit, aus der alles herkommt, ist über alle Natur), und einen Punkt, wo es wieder darin ist, wie es denn im Menschen wieder darin seyn sollte. Jene wunderbare Verknüpfung von Freiheit und Nothwendigkeit im Menschen sagt ihnen nichts: beide sind sich unendlich fern und unendlich nah; die sich selbst entfremdete Freiheit ist Natur, die wieder in sich zurückgenommene Natur ist Freiheit. Es bedarf bloß der Wiederumwendung. Der Mensch ist eben dadurch in Irrthum gefallen, daß er das Natürliche in sich vom Uebernatürlichen

schied. Die also für jenen Dualismus kämpfen, streiten im Grunde eben für jene Schuld des Menschen, und wollen das, was bloß Schuld des Menschen ist, auf die Natur, den Gegenstand selbst werfen.

Besser als diese Versuche, mit jenem ungeläuterten und gemischten Wissen es zur Wissenschaft bringen zu wollen, ist allerdings noch die übrigens trostlose Lehre, daß wir überhaupt nichts zu wissen vermögen; sie sehen, daß mit diesem Wissen nichts zu wissen ist, und wollen es doch nicht aufgeben, jene Krisis nicht zu bestehen. Kant nennt seine Philosophie eine kritische, und hätte sie es wirklich bis zu jener Krisis gebracht, möchte sie wohl den Namen führen. Allein sie ist doch nur ein Anfang zur eigentlichen Krisis, denn wenn Kant z. B. sagt, daß wir mit den Formen unseres endlichen Verstandes das Uebersinnliche, Göttliche nicht zu erkennen vermögen, so hat er darin ganz recht und hat nichts gesagt, als was sich eigentlich von selbst versteht. Allein er setzt dabei immer voraus, daß es mit diesen Formen erkannt werden müßte, wenn es erkennbar wäre.

Diesem natürlichen Wissen soll also der Mensch absterben. In der Philosophie ist nicht der Mensch der Wissende, sondern er ist das dem eigentlich Wissenerzeugenden widerstrebende, durch beständigen Widerspruch es anhaltende — reflektirende —, aber eben darum für sich gewinnende freie Denken. Jenes Wissenerzeugende aber vermag alles, denn es ist der Geist, der durch alles geht, die ewige Magie, die Weisheit, die aller Kunst Meister ist. In ihr ist, wie ein späteres morgenländisches Buch sich ausdrückt[1], der Geist, der verständig ist, einig und doch mannichfaltig zugleich (dieß eine sehr wichtige Bestimmung) und gehet durch alle Geister, wie verständig, scharf und lauter sie seyen — also auch durch den höchsten Geist; denn die Gottheit selbst, obwohl die Lauterkeit selbst, ist nicht lauterer als sie — sie geht durch alle Geister, denn sie ist das Allerbehendeste oder, wie es in dem griechischen Grundtext heißt: *πάσης γὰρ κινήσεως κινητικώτερον σοφία, διήκει δὲ καὶ χωρεῖ διὰ πάντων κ. τ. λ.*, beweglicher

[1] Sapient. c. 7.

als alles Bewegliche, was mit dem übereinstimmt, was ich schon sagte: sie ist die Beweglichkeit selbst und darum beweglicher als jede einzelne Bewegung; sie ist einig und kann — vermag — macht (auch das deutsche Wort machen kommt von mögen her) — und macht doch alles, sie bleibt, das sie ist, und erneuert doch alles, d. h. schafft stets Neues, bringt stets Neues aus Neuem hervor: dieß beständig eins- und doch immer ein-anderes-Seyn ist das Eigenthümliche des Wissens; Wissen ist weder in dem, das immer eins bleibt, nicht aus sich hinausgeht, noch in dem, das schlechthin auseinander fällt, im Einheits-, im Zusammenhanglosen; Wissen ist Cohärenz, eins und doch vieles, stets ein anderes und doch immer eins.

Diese Weisheit ist nicht fern von dem Menschen, denn sie ist nur das Ausgeschiedene des Urbewußtseyns, das ursprünglich auch sein Bewußtseyn war. Der Mensch sollte das stille Innere der zu sich gekommenen ewigen Freiheit seyn, die eben durch dieses zu-sich-Kommen die verwirklichte Weisheit war. Wenn dieses zu-sich-selbst-Kommen nicht gestört wurde, so war die im Menschen zu sich selbst gebrachte, also sich selbst wissende Freiheit auch die ihrer selbst mächtige, und auch die jetzt nicht ihrer selbst mächtige — die wir in der Natur sehen — wurde zur besonnenen, und die sich selbst wissende ewige Freiheit — und durch sie der Mensch — war die besonnene Macht oder Magie aller Dinge. Aber der Mensch störte jenes zu-sich-selbst-Kommen, indem er die ewige Freiheit für sich wollte. Doch konnte er nur die sich anziehen, die er war, d. h. die in ihm zu sich selbst gekommen war, nicht jene, welche eben dieser untergeordnet und dadurch auch frei werden sollte. Diese also blieb äußerlich stehen, wo sie noch immer ihre Wunder hervorbringt, zwecklos insofern als sie das Hervorgebrachte immer wieder aufreibt und zerstört, nur um wieder dasselbe hervorzubringen — in einer gleichsam eiteln Geschäftigkeit, die aber nicht ihr Wille ist, die sie gegen ihren Willen treibt.

Die ewige Freiheit aber, die er war, verdrängte er von ihrer Stelle; eben dadurch, daß er sie anziehen wollte, also sich zum Subjekt gegen sie machte, schloß er sie aus (dieß der oft erwähnte Widerspruch);

darum wird die Weisheit in jenem alten morgenländischen Buch beständig vorgestellt als die ausgeschlossene — „sie klagt auf den Gassen" [1], und wer sie sucht, findet sie leicht, er findet sie „vor seiner Thür' auf ihn warten" [2]. Beständig fordert sie den Menschen auf, jene innere Spannung aufzugeben, sich selbst und dadurch auch sie wieder, soweit es seyn kann, in Freiheit zu setzen, welches eben in jener Krisis geschieht, die wir als den Anfang der Philosophie, d. h. der Liebe zur Weisheit, bezeichneten.

Auch jene ihm äußerliche, in der Natur stehen gebliebene Freiheit ist mit der im Menschen gefesselten einverstanden, auf deren Befreiung auch sie wartet. Sie zeigt sich einverstanden mit jener inneren, indem sie dem Menschen das äußere Leben ebenso erschwert wie jene das innere. Den Unerfahrenen zieht sie durch ihren unwillkürlichen Reiz an — ihren unwillkürlichen, denn sie möchte ihn gern verhüllen, aber sie warnt ihn selbst sich ihr zu geben, und lehrt ihn bald schmerzliche Erfahrung, lehrt ihn mit Schaudern von diesem Abgrund zurücktreten. Sie verbirgt ihm nicht, hat es gleichsam keinen Hehl vor ihm, sagt es ihm selbst, daß sie ihn nur täusche. Und da sie als diese stillstehende recht eigentlich das Werk des Menschen ist, zeigt sie auf alle Weise, daß sie ihm keinen Dank dafür weiß.

Alles also fordert den Menschen zu jenem Aufgeben seines Wissens, zu jener Scheidung auf, durch die er zuerst sich in völliger Freiheit erblickt, aber auch ihm gegenüber die vorige Freiheit in ihrer uranfänglichen Lauterkeit.

Hiemit beschließe ich die Untersuchung über die Natur der Philosophie als Wissenschaft. Es ist immer schon ein bleibender Gewinn, zu wissen, was wahre Philosophie sey, und wie sie sich zu dem Menschen und zu den andern Bestrebungen des Menschen verhalte. Der Begriff der Weisheit ist selbst für den nicht unfruchtbar, der auf eigentliche

[1] Prov. 1, 20.
[2] Sapient. 6, 15.

Philosophie verzichten wollte. Nicht bloß in dem, was die Schule so nennt, zeigt sich die Liebe zur Weisheit. Die Weisheit ist in allem; der sie sucht, dem kommt sie aus allem entgegen. In allen möglichen Gegenständen, in allen Wissenschaften ist sie verborgen, und diese Liebe, dieses Suchen der Weisheit veredelt jedes Studium. Wer sie findet, der besitzt einen eigentlichen Schatz in ihr, sie veredelt das Gemeinste, und macht ihm hinwiederum das Edelste und Höchste gemein, daß er damit umgeht als mit täglichem Brod. Aber nur den reinen Seelen gibt sie sich. Denn nur dem Reinen offenbart sich das Reine.

Ueber den Werth und die Bedeutung der Bibelgesellschaften[1].

M. H. Wenn wir die Erfolge, welche Ihnen so eben vorgelegt worden sind, im Ganzen mit Freuden betrachten können, so darf sich, in Erwägung der wahren Natur und Bedeutung dieses Vereins, die Hoffnung damit verbinden, daß, weit entfernt, das Schicksal ähnlicher Unternehmungen zu theilen, die im Anfang, der Neuheit oder anderer zufälliger Anregungen wegen, allgemeine Theilnahme, bald aber nur noch eine laue, unkräftige Unterstützung finden, dieser Verein, auch in unserem Land und in unserer Stadt, wie in der ganzen übrigen Welt, im Verhältniß seiner Dauer immer weiter sich ausbreiten und kräftiger aufblühen werde.

Wir dürfen dieß hoffen, sagte ich, nicht in Folge augenblicklichen Anscheins, wohl aber in Erwägung der wahren Natur und Bedeutung dieses Vereins, über welche ich mir darum einige Worte auszusprechen erlaube, nicht im Namen des Ausschusses, sondern lediglich für mich selbst in meinem Namen und nach meiner Ansicht, um, soweit es nämlich in meiner Kraft steht, das Vertrauen nicht unerwiedert zu lassen, das mich vor drei Jahren zum Vorstand dieses Vereins erwählte, auch nicht in der Absicht, alles zu erschöpfen, sondern nur Eine Seite des Gegenstandes, und zwar diejenige zu beleuchten, von welcher er vielleicht am ehesten Mißverstand zu gewärtigen hat. Denn verbergen dürfen wir uns nicht, daß diese die Verbreitung der Bibel sich zum Zweck setzenden

[1] Diese Rede hielt der Verfasser als Vorstand des Bibelvereins in Erlangen, der Vortrag des Rechenschaftsberichts ging ihr voraus. D. H.

Vereine, selbst unter sonst frei denkenden und wohlgesinnten Männern, manchen, wenn auch nicht eben immer ausgesprochenen, Vorurtheilen begegnen.

Wem ist es nicht aus der Reformationsgeschichte bekannt, mit welchem Jubel vor bald dreihundert Jahren die Erscheinung einer volksgemäßen, kräftigen, geistvollen Uebersetzung der heiligen Schrift begrüßt wurde! Galt dieser Jubel damals etwa der gelungenen Leistung, dem neu erworbenen Hülfsmittel eines gelehrten Verständnisses der Schrift, oder der allerdings großen Bereicherung, welche die Literatur durch eine so herrliche Uebersetzung erhielt? Nein; dieß alles für sich konnte keinen Anlaß geben, die Erscheinung dieses Werks als ein der Menschheit widerfahrenes Heil, wie den entschiedensten Sieg des Lichts über die Finsterniß und christlicher Freiheit über hierarchischen Druck zu feiern. Die wahre Ursache der allgemeinen Freudenbezeugung war, daß es nun erst möglich wurde, die Bibel allgemein zu verbreiten, dem Volk, dem sie bis dahin entzogen waren, die heiligen Bücher zurückzugeben — nach dem übereinstimmenden Urtheil von Freunden und Feinden das kühnste Unterfangen, ja die eigentliche That der Reformation, ohne welche diese niemals hätte Bestand gewinnen können.

Aber der wahre Sinn und darum auch die Frucht der großen, über ihre Zeit hinausgehenden That wird meist erst in einer späteren Zeit offenbar. So hier. Denn so wenig im ersten Gefühl wiedergewonnener Freiheit man damals die Schranken sich vorstellen konnte, mit denen diese bald wieder umschlossen und umfangen werden sollte: so wenig konnte man damals sich denken, daß in irgend einer Zeit oder in irgend einem Theil der evangelischen Kirche die als Gemeingut des Volks erklärte Schrift ihm wieder, nahezu wie vor der Reformation, entfremdet, von ihm als ein — dem besonderen Stande der gelehrten Ausleger und der eigentlichen Theologen vorbehaltenes Buch fast mit der Gleichgültigkeit betrachtet werden könnte wie etwa die Justinianischen Gesetzbücher, von denen das Volk, obgleich zum Theil nach ihnen regiert, keine Kenntniß hat, deren Studium und Auslegung es ruhig den Rechtsgelehrten von Beruf überläßt.

Und eben dieses scheint mir nun die große Bedeutung der mit beispielloser Schnelligkeit über die Welt verbreiteten Bibelgesellschaft, daß sie die Schrift wieder aus den Händen des besonderen Standes, dem sie anheimgefallen schien, dem Gemeinbesitz des Volkes, d. h. aller wie immer übrigens durch Bildung und Unterricht verschiedener Stände zurückgibt — ein Gedanke von so großer Folge, daß ich keinen Anstand nehme zu sagen: mit ihm sey die eingeschlummerte Reformation wieder aufgelebt, mit ihm auf ihr Princip, durch das allein sie die Welt bewegen konnte, wieder zurückgebracht worden.

Von den nothwendigen Folgen einer allgemeinen und unbedingten Bibelverbreitung zu reden, ist nun freilich weder hier noch vielleicht überhaupt schon die Zeit; aber das muß jeder einsehen, daß es die möglich verkehrteste und beschränkteste Ansicht seyn würde, wenn jemand die Bibelgesellschaften als einen Versuch ansehen wollte, das, wie man rühmt, mündig gewordene Volk wieder unter das so genannte geistliche Joch oder unter die Bevormundung eines Standes zurückzubringen, auf den manche, gern auch wohl in Bezug auf das Bibelverschenken, den Spruch anwenden möchten:

Metuo Danaos et dona ferentes.

Wenn aber je zu unserer Zeit und irgendwo das Volk über ungebührliche Abhängigkeit von geistlichen Oberen sich zu beklagen gehabt hätte, so konnte ihm eine größere Befreiung als durch die laute und allgemeine Aufforderung zum Selbstgebrauch der heiligen Schrift gewiß nicht zu Theil werden, und gesetzt selbst, daß der erste Impuls, die Verbreitung derselben zum Gegenstand geselliger Vereine zu machen, von wohldenkenden Männern geistlichen Standes ausgegangen seyn sollte, so wird doch jeder, der W e l t und M e n s c h e n und u n s e r e Z e i t insbesondere kennt, mit mir darin einstimmen, daß die vereinten und angestrengten Bemühungen aller Mitglieder dieses Standes nicht vermocht haben würden, jenem Gedanken eine so rasche, erfolgreiche Ausführung, den Bibelvereinen eine so allgemeine, ans Wunderbare grenzende Verbreitung zu geben, wenn nicht eine allgemeine Begeisterung für das, worin allein die

evangelische Kirche sich als eins empfindet, verbunden mit einem ebenso allgemeinen Gefühl von der Enge und dem Formelwesen aller einzelnen und voneinander abgesonderten kirchlichen Vereinigungen, deren gegenseitiger Widerspruch das erstemal seit langer Zeit in der Bibelgesellschaft erlosch, in den übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft jenem Gedanken entgegengekommen wäre. Nur ein solches durchgängiges Gefühl erklärt, daß vom Augenblick der Entstehung an nicht Mitglieder des geistlichen Standes, sondern Weltleute, Staatsmänner, Seehelden, Heerführer, und unter allen diesen — offenkundige Freunde der Menschheit und aller die Freiheit des Volks begünstigenden Einrichtungen in den Bibelgesellschaften Großbritanniens die bei weitem überwiegendste Zahl seiner eifrigsten Theilnehmer bilden.

Wer aber könnte vollends unter uns Deutschen diese Gesellschaften durch vorausgesetzte Absichten eines Standes verdächtigen wollen, aus dessen Mitte vorzugsweise, wie allgemein bekannt, laute Stimmen der Mißbilligung sich erhoben, als man anfing den von manchen Mitgliedern desselben früher empfohlenen und befolgten Grundsatz, dem Volk Schriften zur eignen Belehrung und Selbstaufklärung in die Hände zu geben, endlich auch auf die heilige Schrift anzuwenden. Denn zwar ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieß nur Stimmen einzelner waren, zurückgewiesen von der bei weitem größeren Zahl ächt evangelischer Lehrer, die vollkommen einsehen, daß die protestantische Kirche in dem Augenblick, da sie das freie und allgemeine Bibellesen — auch nur stillschweigend aufgäbe, durchaus nichts mehr seyn würde, daß es im Resultat ganz auf dasselbe hinauskommt, aus welchem Grunde man dem Volk den Gebrauch der heiligen Schrift entzieht oder beschränkt, daß aber diese Beschränkung völlig empörend seyn würde, wenn sie — nicht zum Schutz einer wenigstens auf die Ueberlieferung von Jahrhunderten gegründeten, sondern einer gestern entstandenen und nur angemaßten Auktorität beliebt würde, wenn sie das Volk vielleicht nur verhindern sollte, jene positiven, über das was jeder sich selbst predigen kann hinausgehenden Erkenntnisse zurückzufordern, die man ihm, künstlich und unter der Hand, allmählich entzogen hätte. Aber das erhellt unwidersprechlich aus den

Gründen selbst, mit welchen die Ausbreitung der unabgekürzten und unverfälschten heiligen Schrift bestritten worden, daß die Bibelgesellschaft keine zum Vortheil oder zur Bequemlichkeit und Erleichterung des geistlichen Standes in seinem Beruf gemachte Erfindung ist. Denn vielmehr legt diese Verbreitung den berufenen Auslegern der Schrift eine wo möglich noch höhere Verbindlichkeit auf, sich selbst mit dem tiefsten Sinne derselben zu durchdringen; und alle die Gefahren, die sich von dieser unbedingten Hingabe der Bibel an das Volk besorgen lassen, wie das Entstehen schwärmerischer Sekten und von der Gemeinschaft der Kirche sich absondernder Gesellschaften, sind in der That nur ebenso viele Aufforderungen an sie, durch eindringenden, den Inhalt der Schrift nicht umgehenden oder verflachenden, sondern erschöpfenden Vortrag den weniger unterrichteten, aber nach wahrer Erkenntniß darum nicht minder begierigen Theil des Volks vor selbstgewählten Wegen zu bewahren; zugleich dient eben dieß zum Beweis, daß nichts kräftiger als die Allgemeinmachung der Bibel das Volk gegen jede ungebürliche Bevormundung, gegen jede Willkür des Verschweigens und die selbstbeliebigen Deutungen sicher stellt; daß die Bibelgesellschaften in dem Verhältniß, als ihr Wirken mit Erfolg begleitet ist, nicht weniger zu höherer Begeistung des Lehrerstandes als zur Verbesserung und Erhebung des Volks wirken müssen, daß endlich die Verbreitung der Bibel das zuverlässigste Mittel ist, zu verhindern, daß jener ehrwürdige Stand jemals das werde, was man ihn oft, ebenso gehässig als unhistorisch, nennen hört, eine Kaste, als welche er, wie die Priesterkaste Indiens, sich eben nur durch den ausschließenden Besitz und Gebrauch heiliger Bücher behaupten könnte.

Wenn daher die Sache der Bibelgesellschaft, weit entfernt aus den besondern Absichten eines einzelnen Standes hervorgegangen zu seyn, vielmehr vom reinsten Interesse für die Gesammtheit eingegeben, eine schlechthin allgemeine ist; wenn außerdem, um dieß alles nur kurz zu berühren, bibellesende Völker schon darum, weil sie dieß sind, und weil jenes Buch, wie man sagt, so viel Unverständliches enthält, mehr als andere zum Denken aufgefordert und zu denken gewohnt sind; wenn es darum vielleicht nur als natürlich erscheint, daß vorzugsweise eben diese

Völker jene natürliche Scharfsinnigkeit, die des gesteigertsten Kunstfleißes, und jenen gesunden Verstand, der freier Verfassungen fähig macht, in sich entwickelt haben, wie es denn vielleicht ebensowenig zufällig ist, daß die Literatur bibellesender Völker bis jetzt allein Dichter kennt, deren Werke durch Lauterkeit und Naturgehalt an die stillen aber tiefen Wasser der Alten erinnern (denn Frankreich, das hochbegabte Italien selbst kennt im Grunde nur eine conventionelle Poesie): wenn sich dieß alles so verhält, so gestehe ich, nicht zu begreifen, wie Personen, die einem denkenden Volk Vorzüge vor einem gedankenlos dahinlebenden zugestehen, oder die für das Glück und die Freiheit der Völker im Allgemeinen sich begeistern, oder die lebhaften Theil nehmen an den Erzeugnissen einer freien, lebendigen Literatur; ich begreife nicht, sage ich, wie solche aus oft so einseitigen und engherzigen Gesichtspunkten diese Bibelgesellschaften ansehen können, deren einziger Fehler oder vielmehr Mangel der ist, daß sie das Volk nicht ebenso zum eifrigen Lesen und Forschen in der Schrift als zum Annehmen derselben bewegen können; deren nothwendige, jenes Mangels ohngeachtet unausbleibliche Folgen aber von so weltgeschichtlicher Natur sind, daß kein menschlicher Scharfsinn ihre letzten Wirkungen zu berechnen im Stande ist.

Möge diese Darlegung meiner Ansicht von dem Werth und der Bedeutung der Bibelgesellschaft zunächst die Aufrichtigkeit des Dankes bezeugen, den ich für das in mich gesetzte ehrenvolle Vertrauen abzustatten mich gedrungen fühle. Nicht umsonst aber würde ich dieses Vertrauens genossen zu haben glauben, wenn die wenigen Worte etwas beitragen könnten zu einer richtigeren Ansicht dieser Vereine, zu immer willigerem und eifrigerem Mitwirken der Wohlgesinnten zu den Zwecken desselben.

Spicilegium observationum

in novissimam Arnobii editionem.

1818.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Einleitung.

Da meine Arbeit kritisch seyn wird, und die Verbesserung des Textes einzelner Stellen beabsichtet, so glaube ich in dieser Einleitung vorzüglich diejenigen literar-historischen Notizen mittheilen zu müssen, welche bei der kritischen Bearbeitung dieses Autors vorausgesetzt werden.

Zuerst also, wie natürlich, von den handschriftlichen Mitteln der Kritik des Arnobius.

Hier ereignet sich denn der bei klassischen Autoren seltene, bei Kirchenscribenten fast einzige Fall, daß das Werk des Arnobius nur in einer einzigen Handschrift vorhanden ist, derjenigen, die sich seit Jahrhunderten in der k. Bibliothek zu Paris befindet.

Zwar es werden noch andere erwähnt, nämlich folgende. Die erste soll im Besitz des aus der Reformationsgeschichte bekannten Flacius Illyricus gewesen seyn, allein sie ist verschollen, und die aus ihr bekannt gewordenen Lesarten, von denen später noch einmal die Rede seyn wird, begründen die Vermuthung, daß sie eine bloße und zwar sehr junge Abschrift der Pariser Handschrift gewesen. Einer zweiten erwähnt ein gewisser Roswide in einem Briefe an Justus Lipsius, der sich in der Burmannschen Sammlung befindet. Er nennt diese Handschrift Manuscriptus Limeburgensis noster, und führt bei einer schwierigen Stelle die Lesart derselben an, allein auch sie ist verschwunden, ohne eine weitere Spur ihres Daseyns zurückzulassen, und war höchst wahrscheinlich auch nur eine Copie der Pariser Handschrift. Die dritte Handschrift ist die, aus welcher Arnobius zuerst abgedruckt worden, und von welcher nun ausführlicher die Rede seyn muß.

Die erste Ausgabe des Arnobius erschien zu Rom, verhältnißmäßig spät, erst 1542 (43) nach dem Datum der Zueignung, besorgt durch Faustus Sabäus, gebürtig aus Brescia, damals Custos der Vaticanischen Bibliothek. Ueber die Handschrift, deren er sich bedient, erfährt man von ihm in der Zueignung an Franz I. Folgendes:

Schon längst werde ihm zugesetzt und von allen Seiten vorgeworfen, daß er den Arnobius für sich behalte (mihi vindicarem) — eine Aeußerung, die Erwähnung verdient, weil sie anzuzeigen scheint, daß man damals wirklich von keinem Exemplar des Arnobius außer dieser Handschrift wußte. — Er dagegen habe immer angeführt, wie Arnobius (die Handschrift nämlich) über und über so voll Fehler sey, daß er sich gelehrten Leuten kaum unter die Augen getraue. Endlich aber habe er (Sabäus) zwei äußerst gelehrte und scharfsichtige Männer, Hieronymus Ferrarius und Franc. Priscianensis, gefunden (der eine von beiden war ein Buchdrucker, vielleicht auch beide), welche die Sorge der Verbesserung und des Druckes übernommen, und denen das Werk so trefflich gelungen sey, daß Arnobius nicht nur von den vielen und enormen Makeln gesäubert, sondern zugleich in einem eleganten Aeußern und mit schönen Typen gedruckt erscheine.

Noch in einer Nachrede sagt er: Scatuisse Arnobium tot fere mendis, quot insunt literae. Nimmt man alles zusammen, den sonst bekannten Charakter des Sabäus und den aufschneiderischen Ton der ganzen Zueignung, so kann man zum voraus vermuthen, daß diese Aeußerungen großentheils Uebertreibungen seyn mögen, berechnet auf eine Erhöhung des Verdienstes, das er und seine Gehülfen sich um Arnobius erworben, besonders aber auf Beschönigung der Freiheiten, die sie sich mit dem Text genommen hatten, und der Nachlässigkeiten, deren sie sich bewußt seyn mochten.

Indeß sind diese Aeußerungen von Belang in Bezug auf die Frage, welche Handschrift Sabäus gehabt; denn es ist seit Ludwig Carrio, der in seinen Emendationibus zuerst diese Meinung äußerte, allgemein angenommen, die Handschrift des Sabäus sey keine andere gewesen, als die sich später im Besitz der Könige von Frankreich befand und noch

jetzt der k. französischen Bibliothek angehört. Nicht nur die Uebereinstimmung einzelner Lesarten beweist dieß, sondern auch Versetzungen ganzer Abschnitte, die sich in der Pariser Handschrift gerade ebenso wie in der Ausgabe des Sabäus finden.

Allgemein nimmt man an, die jetzige Pariser Handschrift sey erst ein Eigenthum der Vaticana gewesen und dann durch ein Geschenk der Päpste, oder auf was immer für eine andere Weise, in den Bücherschatz der Könige von Frankreich gekommen.

Nun spricht aber Sabäus, wie schon angeführt, von der Handschrift, gerade als ob sie in seinem Besitz wäre und ihm ganz allein die Verfügung über sie zustände. Ueber die Art aber, wie er zu ihr gekommen, drückt er sich in der schon erwähnten Zueignung so aus: Qualem docti viri e manibus meis vix extorsere, sponte et lubens majestati tuae dedico et dono. Jure enim belli meus est Arnobius, quem e media barbarie non sine dispendio et discrimine eripuerim. Diese Stelle läßt sich nicht anders verstehen, als daß er mit Aufwand und Gefahr seine Handschrift des Arnobius wie erobert und mitten aus der Barbarei, d. h. nach der damaligen, vielleicht noch jetzigen, römischen Ansicht, aus den Ländern diesseits der Alpen, etwa den Niederlanden oder Deutschland, mit Kriegsrecht an sich gebracht, also wahrscheinlich, begünstigt durch die Unruhen der damaligen Zeit nicht eben auf die rechtmäßigste Weise an sich gebracht und nach Rom gerettet habe. Der bekannte französische Literator Daunou (in einer Recension der neuesten Ausgabe des Arnobius (Journal des Savants, Oct. 1817) will zwar diese Erklärung nicht gelten lassen, vielleicht erinnerte er sich gerade, wie viele Handschriften aus fast allen Ländern Europas auf kriegsrechtliche Weise, jure belli, kurz zuvor nach Paris gekommen waren. Daunou meint, nach dem figürlichen Styl der ganzen Zueignung könne sich das e media barbarie gar wohl auf die enormen Fehler und Makel beziehen, von denen er seiner Angabe nach den Text hätte säubern müssen, aber das jure belli ist damit nicht erklärt, und worauf das non sine dispendio et discrimine gehen soll, läßt sich ebensowenig sagen. Denn nach den übrigen bekannten Verhältnissen des Sabäus, wenn er nicht

etwa, wie es auch mitunter geschieht, sich ärmer anstellte, als er war, hat er wohl schwerlich die Kosten der Herausgabe oder die Gefahr des Bankerotts bei derselben gelaufen, und wenn ihm auch die Arbeit etwas Kopfzerbrechen kostete, war sie wenigstens nicht halsbrechend, was offenbar in discrimine liegt. Vergleicht man aber die von demselben Sabäus noch vorhandenen Epigramme, in denen er viel von populis trucibus et feris und ebenfalls von media barbarie spricht, aus der er alte Handschriften an sich gebracht habe, ausgesandt auf deren Erspähung und Erwerbung von Leo X. und seinen Nachfolgern, so verliert die mildernde Auslegung Daunous vollends jede Wahrscheinlichkeit, und man kann das „jure belli meus est" nicht wohl anders erklären, als daß die Handschrift dem Sabäus persönlich gehörte und von ihm mit eigner Gefahr erworben war. Die Offenherzigkeit, mit welcher er sich über die Erwerbungsart ausdrückt, wird man nach der damaligen römischen Ansicht vielleicht nicht eben auffallend finden. Bemerkenswerth ist das im 16. Jahrhundert plötzlich erwachte Verlangen, alte Handschriftenschätze in Rom zusammenzubringen. Konnte man nach Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Umschwung, den die Reformation im Verein mit der neuerweckten klassischen Literatur bewirkt hatte, nicht mehr Herr über den menschlichen Geist seyn, so vielleicht doch des ausschließlichen Besitzes der vorzüglichsten noch nicht bekannten Werke des Alterthums sich versichern, über welche der höchsten geistigen Gewalt gleichsam von Gott und Rechtswegen die Verfügung zustand. Nach dieser Gesinnung konnte sich Sabäus wohl auch öffentlich berühmen, seinen Arnobius jure belli zu besitzen und nicht ohne Lebensgefahr den Barbaren entrissen zu haben. Auf jeden Fall mußte er wohl etwas der Art vorgeben, denn seiner eignen Aussage nach ausgesandt mit Aufträgen der Päbste, um diesseits der Alpen, wo Fleiß und redliches Zusammenhalten früher schon reiche Handschriften und Bücherschätze zusammengebracht hatte, nach denen die Römer nicht erst zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs lüstern wurden, für die Bibliothek des Vaticans zu erwerben, hätte er eine so einzige Handschrift wohl kaum für sich behalten dürfen, wenn er nicht etwas der Art für sich hätte anführen können. Freilich konnte sie auch ihm,

der sich in den vielen an Franz I. gerichteten Epigrammen als einen ziemlichen Hungerleider darstellt, belassen worden seyn, um sich durch den Erlös der Ausgabe und den Verkauf der Handschrift für seine Gefahren und den etwa gehabten Aufwand zu entschädigen.

Man könnte gegen diese Annahme anführen, daß der nächste römische Herausgeber des Arnobius in seiner Zueignung an Gregor XIII. sagt: quadragesimus agitur annus, ex quo pius hic scriptor e bibliotheca Sanctitatis Tuae Vaticana in lucem primum prodiit, allein es ist zu bemerken, 1) daß e bibliotheca Vaticana etc. im weitern Sinn genommen seyn kann, da es nicht heißt e Msto. oder e cimeliis bibliothecae Tuae Vaticanae editus est, sondern nur e bibliotheca S. T. prodiit in dem Sinn, in welchem Sabäus seine Zueignung, und nach ihm so viele Custoden und Scriptoren der Vaticana ihre Zueignungen, Vorreden und Briefe e bibliotheca Palatina datiren; 2) daß Paul III. in dem dem Sabäus ertheilten Privilegium gegen Nachdruck nicht die geringste Erwähnung davon macht, daß der Abdruck aus einer Handschrift der Vaticana geschehen, das Ganze vielmehr als ein rein persönliches Unternehmen des Sabäus vorgestellt wird, wie denn auch dieser in seiner Zueignung schwerlich hätte unterlassen dürfen, der Handschrift als einer vaticanischen zu erwähnen, wenn sie diesem Bücherschatz wirklich angehört hätte.

Ich glaube daher, daß die gewöhnliche Meinung über die Handschrift des Sabäus nur darin irrt, daß sie sich vorstellt, die Handschrift sey ein Eigenthum der Vaticana gewesen, daß sie übrigens Recht hat in der Annahme, die Handschrift sey dieselbe gewesen, welche jetzt in Paris befindlich ist. Wie irgend einer der Päbste eben in der Zeit, wo sie mit so großem Eifer Handschriften und Bücher aus allen Weltgegenden zu sammeln suchten, dazu gekommen seyn sollte, diese seltene, ja einzige Handschrift eines Kirchenschriftstellers an den König von Frankreich zu verschenken oder zu verkaufen, ist an sich schwer zu begreifen, und weit natürlicher ist zu denken, daß Sabäus, der sich beständig mit Franz I. zu thun gemacht, nachdem er die Ausgabe ihm zugeeignet, ihm auch noch die Handschrift verhandelt habe. Wenn er von dieser Absicht in

der Zueignung nichts erwähnt, so scheint dieß ganz natürlich; ein solcher Handel wird ja nicht leicht öffentlich geschlossen. So viel ist gewiß, daß nach der Herausgabe des Sabäus keine Spur einer Handschrift des Arnobius in der Vaticana zu finden ist. Vierzig Jahre hernach gibt Fulvius Ursinus einen neuen Arnobius mit vielen am Rand stehenden Verbesserungen, aber ohne von ferne einer Handschrift zu erwähnen, er gibt alle Verbesserungen nur als Vermuthungen, eigne oder fremde, und wie Daunou erwähnt, gehört die Pariser Handschrift wenigstens seit 1543, also ohngefähr seit dem Jahr, in welchem die Ausgabe des Sabäus erschien, schon der Bibliothek des Königs von Frankreich.

Wenn nun dadurch, daß das Pariser Manuscript nicht nur gegenwärtig die einzige Urschrift des Arnobius ist, sondern auch, soweit wir zurücksehen können, die einzige vorhandene Handschrift war, der Werth dieses Manuscripts verhältnißmäßig erhöht wird, so würde man zugleich sich irren, wenn man die Beschaffenheit desselben nach den Angaben des Sabäus beurtheilen wollte. Alles zeigt vielmehr, daß er selbst und die Buchdrucker, die ihm bei der Arbeit Hülfe leisteten, nicht die Leute waren, den Werth einer Handschrift zu verstehen, sie gehörig zu lesen, und auch die wirkliche Entstellung oder Verunstaltung zur Auffindung der wahren Lesart zu benutzen. Ihre geringe Uebung im Lesen von Handschriften verräth sich durch die vielen falschen Abtheilungen der Wörter und unrichtigen Interpunktionen, die noch jetzt manche Stellen unverständlich machen. Noch die besondere Probe ihrer Kenntnisse so wie ihrer Beurtheilungskraft kann ich anführen. Aus dem Zeitalter des Arnobius existirt ein Gespräch Octavius, das sonst auch in Schulen gelesen wurde; aus diesem Octavius macht die Handschrift einen liber octavus des Arnobius, und der römische Custode läßt dieß der Handschrift ohne weiteres nachdrucken. Mir hat nach längerer Bekanntschaft scheinen wollen, daß in vielen Fällen die Handschrift klüger sey nicht nur als Sabäus, sondern auch wohl als manche der späteren Herausgeber, die sich zum Theil völlig eigenmächtige Veränderungen erlaubten, auch wo die Handschrift noch deutliche Spuren der ächten, natürlichen Lesart enthält. Nach den neuesten Angaben (des schon erwähnten Daunou) ist die Handschrift unwidersprechlich

aus dem 9. Jahrhundert, übrigens vollkommen wohl erhalten, einige wenige Buchstaben ausgenommen, die neuere Hände sehr ungeschickter Weise verbessert, überfahren oder auch ganz ausgelöscht haben; sie besteht aus 191 Blättern, die 29, welche den Octavius etc. enthalten, mitgerechnet; die Schrift ist von Anfang bis zu Ende sehr rein, sehr schön und sich gleich; die Abkürzungen sind nicht allzu zahlreich, und wo sie sich finden, nicht schwer zu entziffern. Dieses also ist die Handschrift, welche nach dem Vorgeben des Sabäus, scatuisse etc., die meisten bisher als fast unleserlich geschildert. Wenn Daunou hier insbesondere der Abkürzungen erwähnt, so bezieht sich dieß darauf, daß unbestreitbar richtige Verbesserungen gemacht worden sind, deren Ursprung man sich aus Abkürzungen zu erklären hat, entweder daß die Abkürzung für ein vollständiges Wort genommen, oder daß umgekehrt ein vollständig geschriebenes Wort für die Abkürzung eines andern gehalten worden. Fehler der Art sind im Text des Arnobius so allgemein, daß man beinahe vermuthen möchte, schon das Original des Arnobius selbst habe solche Abbreviaturen enthalten. Denn daß gerade die Handschrift, deren Sabäus sich bedient hat, deren eine so große Zahl enthält, widerspricht Daunou.

Hätte Sabäus, anstatt die angebliche Menge enormer Fehler verbessern zu wollen, anstatt sogar in Stellen, die ihm und seinen Gehülfen unverständlich waren, ganz andere Worte anstatt der handschriftlichen zu setzen, einen entweder vollkommen treuen oder doch bis auf die augenscheinlichsten und handgreiflichsten Fehler völlig genauen Abdruck der Handschrift veranstaltet, so würde diese Editio princeps wie die Handschrift selbst gelten und gebraucht werden können. So wie die Sache jetzt steht, ist dieß nur mit Einschränkung möglich. Denn übrigens müssen wir doch in vielen Fällen einstweilen zu dieser Ausgabe gewissermaßen wie zur ersten Quelle unsere Zuflucht nehmen, weil bis jetzt noch keine vollständige und genaue Vergleichung dieser einzigen Handschrift vorhanden ist.

Die zwei ersten Ausgaben, welche nach der ersten römischen erschienen, sind ohne alle Rücksicht auf die Handschrift veranstaltet.

Unter den Buchdruckereien des 16. Jahrhunderts zeichnete sich die

Frobenische in Basel aus; diese hatte damals an Sigmund Gelen einen trefflichen und ganz andern Gehülfen als Sabäus an seinen beiden Buchdruckern. Im Lesen von Handschriften und durch sein Geschäft besonders in der Entzifferungskunst geübt, sah oder ahndete er gleich, ohne die Handschrift selbst vergleichen zu können, in vielen Fällen ganz richtig die Verstöße des römischen Herausgebers; viele Verbesserungen, die er sich geradezu erlaubte, sind später durch die Handschrift oder durch den Beifall nachfolgender Herausgeber bestätigt und noch jetzt in den meisten Ausgaben aufgenommen. Da er aber auch in der Ueberzeugung von der Ungeschicklichkeit des römischen Herausgebers vieles zu eigenmächtig änderte, oft auch nur, was ihm dem reineren lateinischen Ausdruck nicht gemäß schien, geradezu verbesserte, und noch dazu alle Veränderungen in den Text setzte, zog er sich den Unwillen nachfolgender Herausgeber, besonders der Italiener zu, die ihn übrigens trefflich benutzten.

Diese Ausgabe (des Gelenius) war der ersten römischen gleichsam auf dem Fuß gefolgt; vierzig Jahre später, also 1583, erschien eine Romana editio posterior et emendatior, die von Fulvius Ursinus besorgt wurde.

Er spricht in der Vorrede dem Sabäus die Fabel nach von den beinah' unzählbaren Fehlern, die dieser beseitigt haben wollte, zeigt eine Empfindlichkeit gegen die Deutschen und sucht besonders die erste Erkenntniß, daß der angebliche liber octavus des Arnobius der Octavius etc. des Minucius Felix sey, einem römischen Prälaten zu vindiciren, gleich als wär' es eine große Entdeckung, ein Gespräch von einem Buch in fortlaufender Rede zu unterscheiden. Keine Handschrift hat er verglichen, am Rande stehen Verbesserungen ohne Angabe, von wem sie herrühren, viele des Gelenius, andere des in der Vorrede angeführten Peter Chiaconus, eines Spaniers von großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Geist, die andern von ihm selbst. Wie man nun übrigens von dem Verdienst dieser Ausgabe denken möge, und wem auch das Beste derselben angehöre, so viel ist gewiß, daß ein Theil der am Rande dieser Ausgabe stehenden Conjekturen zu den sinnreichsten Verbesserungen gehören, die der Text des Arnobius erhalten hat.

Die erste Schrift über Arnobius, in welcher wieder von der Handschrift Gebrauch gemacht worden, ist, nächst den 1583 herausgekommenen Emendationibus des Ludwig Carrio, die sich jedoch nur über wenige Stellen des Arnobius erstrecken, der 1598 zu Leyden erschienene Criticus Arnobianus von Johann Meursius, der außer manchen allerdings glücklichen und scharfsinnigen, oft aber auch Uebereilung anzeigenden Conjekturen des damals noch sehr jugendlichen Verfassers in einem Anhang Excerpte von Lesarten der Pariser Handschrift enthält, welche er von dem berühmten Joseph Scaliger erhalten hatte. Dieser nämlich soll die Pariser Handschrift mit seinem Exemplar (wahrscheinlich der Ausgabe des Sabäus) durch alle Bücher hindurch verglichen haben. Wie genau diese Vergleichung war, können wir nicht beurtheilen, ja wir wissen nicht einmal, wie vollständig Meursius die Excerpte des Scaliger mitgetheilt; dennoch ist dieß bis jetzt der einzige authentische Auszug von Lesarten der Pariser Handschrift.

Denn diejenigen Lesarten, welche Stewechius (der nächste nach Fulvius Ursinus) am Rande seiner Ausgabe von 1604 anführt und die ihm von Franc. Modius mitgetheilt waren, stammen nicht unmittelbar aus der Pariser, sondern aus jener oben erwähnten Handschrift, die erst im Besitz des Flacius Illyricus, hernach des Peträus war, und welche von denen, die eine Vergleichung der Lesarten angestellt, für eine bloße Abschrift des Pariser Codex erklärt wird. Nicht daß die Lesarten bei beiden Excerptoren dieselben wären, denn sie beziehen sich öfters auf verschiedene Stellen; desto auffallender aber ist die Uebereinstimmung bei denselben Stellen, z. B. gleich bei dem Titel, der in beiden Handschriften nicht Disputationum adversus gentes, sondern adversus nationes lautet.

Die nächste Ausgabe, die sich wieder der Collation von Handschriften rühmt, ist die 1610 unter dem Titel erschienene: Arnobii L. VII. Gebh. Elmenhorst. *collatis diversis codd.* recensuit. Aber die Vorrede zeigt schon, daß unter diesen diversis codd. die erste römische Ausgabe obenan steht; wo ihn diese verlassen, sagt er, habe er zu Excerpten aus Handschriften und zu den Verbesserungen gelehrter Männer seine Zuflucht

genommen. Welches diese Handschriften gewesen, wird weder hier noch bei den am Ende stehenden Collectaneis varr. lectt. gesagt; vergleicht man diese mit den Excerpten bei Meursius, so scheint Elmenhorst allerdings ausführlichere gehabt und nicht aus seinen beiden Vorgängern geschöpft zu haben, ja er übergeht manche von Scaliger excerpirte Lesarten, einige sind aus Ludwig Carrio genommen. Da er aber seine eigentliche Quelle nicht angibt, und auch übrigens seine Excerpte, soweit sie Auszüge aus Handschriften seyn sollen, nicht viel reicher als die des Meursius sind, so ist auch mit diesen Collektaneen wenig geholfen. — Erwägt man nun die Freiheiten, die sich Sabäus mit dem Text der einzigen Handschrift genommen, den er überall verändert und modificirt hat, ohne dieß nur zu erwähnen, bedenkt man, wie der Text des Sabäus sich so ganz an die Stelle des Urtextes gesetzt hat, daß auch aus den besten Ausgaben unverwerfliche Lesarten der Urschrift verdrängt sind, überzeugt man sich endlich von der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit auch der später angestellten Vergleichungen, welche Daunou mit vier ansehnlichen Beispielen allein aus dem ersten Buch belegt hat, so sieht man wohl, wie weit wir noch entfernt sind den Text der Handschrift vollständig und genau zu kennen, und wie nothwendig und wünschenswerth eine sorgfältige und vollständige Vergleichung derselben auch jetzt noch seyn würde.

Denn auch durch die zwei neueren, sonst übrigens empfehlenswerthen Ausgaben ist in dieser Hinsicht nichts geschehen.

Die erste ist die Leydener von 1651, auf deren Titel steht: cum (ex) recensione Viri celeberrimi. Diesen berühmten Mann hält man insgemein für Salmasius, von dem auf jeden Fall gewiß ist, daß er mit einem vollständigen Commentar über Arnobius umgegangen ist; von wem sie aber auch seyn möge, sie ist des Salmasius nicht unwürdig, und der Ausdruck recensio ist an seiner Stelle, denn die Ausgabe enthält einen durchgängig und gleichförmig behandelten und reformirten Text, zu welchem außer den einleuchtendsten Verbesserungen früherer Bearbeiter eigne Conjekturen aufgenommen sind, die sich oft durch große Leichtigkeit und Einfachheit auszeichnen, immer aber sinnreich sind. Uebrigens ist über diese Veränderungen nirgends mit einem Wort

Rechenschaft gegeben; alles, was die Ausgabe weiter enthält, sind sämmtliche frühere Anmerkungen und Commentarien von Theodor Canterus an bis auf Elmenhorst und Desiderius Heraldus, den berühmten französischen Rechtsgelehrten, der zu Paris 1605 den Arnobius mit nicht verwerflichen Anmerkungen und Verbesserungen herausgegeben hatte, auch auf dem Titel seiner Ausgabe sagt, sie sey quibusdam in locis e MS. regio aucta et emendata. Dieser Stellen müssen aber in der That sehr wenige seyn, und so war denn diese Quelle von Lesarten der Handschrift kaum der Anführung werth.

Die andere Ausgabe, die ich noch erwähnen will, ist die neueste erst im Jahr 1816 herausgekommene des Chorherrn (und Professors) Johann Conrad v. Orelli in Zürich [1]. Es ist schon an sich erfreulich, daß eine solche Ausgabe in unserer Zeit zu Stande gekommen, und die Aufmerksamkeit sich auch wieder nach diesen Fundgruben hinzuwenden scheint, aus denen die großen Philologen des 17. Jahrhunderts so reichlich schöpften. Die Ausgabe oder vielmehr der Commentar derselben hat das Verdienst, mit ziemlicher Vollständigkeit alles Frühere, besonders in Hinsicht der Interpretation, zusammengestellt und verarbeitet zu haben. Mehr vermißt man tieferes Eindringen in die geschichtlichen und antiquarischen Forschungen, zu denen Arnobius so viel Veranlassung und Aufforderung enthält (was der Herausgeber zum Theil durch einen Appendix gut zu machen gesucht hat). Wenn aber diese Ausgabe in kritischer Hinsicht etwas nach den früheren Arbeiten Nennenswerthes leisten wollte, so mußte sie schlechterdings auf eine neue und durchaus genaue Vergleichung der Pariser Handschrift sich gründen, die in unserer Zeit leicht zu erlangen war, die Lesart der Handschrift mußte überall gleich unter dem Text bemerkt seyn; selbst offenbare Fehler und bloße Eigenheiten der Schreibung einzelner Wörter nicht ausgenommen; denn der rechte Gebrauch einer Handschrift ist nur zu machen, wenn man ihren ganzen Charakter kennt. Ueberhaupt aber ist die kritische Seite dieser Ausgabe die schwächste, die Recension des Textes folgt keinem bestimmten Princip, indem sie oft Verbesserungen aufnimmt, oft ebenso einleuchtende

[1] Diese Ausgabe ist den nachfolgenden Bemerkungen zu Grunde gelegt. D. H.

oder bessere erst in den Anmerkungen nachbringt; noch richtiger gesagt, man kann dieß eigentlich gar keine Recension nennen. Vielleicht aber gibt dieser Abdruck einen Anstoß zu jener so wünschenswerthen Vergleichung, besonders da auch der mehrmals erwähnte französische Kritiker seinen Tadel in dieser Beziehung über sie ausgesprochen.

Nach so vielen Vorarbeiten sollte man glauben, daß der Text des Arnobius zwar durch Vergleichung der Handschrift sehr wesentlich, durch bloße Verbesserungen ex ingenio aber, dergleichen mir allein verstattet sind, wenig oder nichts gewinnen könne. Und doch scheint mir noch eine ziemliche Nachlese zu halten.

Auf Arnobius wurde ich durch meine mythologischen Forschungen geführt. Es waren zunächst wenige Stellen, die mir für diese wichtig waren, aber in eben diesen schien die Lesart zweifelhaft, und diese feststellen oder nach Umständen verbessern zu wollen, schien mir gewagt und gleichsam unerlaubt, wenn ich mich nicht zuvor mit dem ganzen Schriftsteller, seiner Darstellungsweise, seinem Genius, besonders aber auch mit der Art und Beschaffenheit der in seinem Text vorkommenden Entstellungen bekannt gemacht hätte. So geschah es, zumal diese Beschäftigung zugleich eine Zeit ausfüllte, in welcher meine Gesundheitsumstände mir keine größere oder anders beschaffene Anstrengung erlaubten, daß ich die sieben Bücher des Arnobius in Einem Zug mit Benutzung aller mir zu Gebot stehenden Hülfsmittel durchlas und für manche Stellen Berichtigungen fand, die mir der Bekanntmachung nicht unwerth schienen.

Nach der Veranlassung, die ich zu dieser Arbeit gehabt, wäre zu erwarten, daß meine Bemerkungen vorzugsweise Stellen betreffen, die für die Erforschung der Götterlehre, der Mysterien und des ganzen Cultus der Alten wichtig sind. Auf diese klassischen Stellen war allerdings meine Aufmerksamkeit zuerst gerichtet. Da man sich aber, wie bemerkt, ein Recht auf kritische Verbesserung einzelner Stellen nicht wohl ohne kritische Bearbeitung des ganzen Autors oder doch eines größeren Theils desselben erwerben kann, so mußte die Mehrzahl meiner Verbesserungen Stellen betreffen, deren Lesart zweifelhaft bleiben konnte

unbeschadet der geschichtlichen Untersuchungen, für welche dieß ursprünglich unternommen worden. Auch so aber konnte ich mich diese Arbeit nicht reuen lassen, gewendet auf einen Autor, der zwar neuerlich fast ganz vernachlässigt worden, an dem aber, außer den vielen schon angeführten zum Theil berühmten Gelehrten, jene Heroen der Philologie, ein Joseph Scaliger, ein Grotius, ein Daniel und Nikolaus Heinsius, ein Grävius, Gronovius, Justus Lipsius und noch mehrere andere ihren kritischen Scharfsinn nicht verschwendet achteten, einen Schriftsteller, der zwar nie den Schulen empfohlen werden dürfte, der aber vielleicht nur um so eher, wie so mancher andere, der jetzt vernachlässigt liegt, für eine akademische Bearbeitung sich eignet, auf einen Autor endlich, der schon früher der christliche Varro genannt worden, dessen Werk unabhängig von den ihm anhangenden Flecken der Sprache und der Denkart für die tiefere Geschichte des Paganismus nicht nur, sondern selbst der lateinischen Sprache, aus der mancher alter Zierrath bei Arnobius erhalten ist, und die selbst in ihrer allmählichen Zersetzung und Entartung noch eigenthümliche Erscheinungen darbietet, von unschätzbarem Werth ist. Denn so entfernt ich von der Meinung bin, welche annimmt, die Mythologie selbst und im G a n z e n aus der Zerstörung eines früheren Systems erklären zu können, von welchem uns in ihr nur Trümmer übrig geblieben, so wahr ist es doch, daß wir genöthigt sind, unsere K e n n t n i ß des alten Götterglaubens aus Bruchstücken zusammenzusetzen, und daß nicht leicht eines derselben entbehrlich oder überflüssig erscheinen kann, wenn es darauf ankommt, jenes Gebäude in unsern Gedanken wieder zusammenzusetzen. Bruchstücke solcher Art finden sich zum Theil auch bei Arnobius [1].

[1] Ich gedachte einst meine Anmerkungen zu Arnobius dem hochverehrten F. A. Wolf mit dem Epigramm zuzueignen:

Illum me, Criticis quem quondam illudere nosti,
Ipsum nunc Criticis inseruit Nemesis.

Der berühmte Mann, dem man, vielleicht nicht ohne alle Schuld von seiner Seite, die letzten Lebenstage verbittern, aber den man nicht ersetzen konnte, starb darüber. (Später hinzugefügte Bemerkung.)

L. I.

c. 2. *in uteris sumtos]* Sine dubio mutandum, nec tamen *sutos*. Forte: *fotos* a fovere.

c. 15. *et in integrum se semper offensionum recordatione restituant]* Vide, an legendum sit: in *integram* se *offensionem;* vel certe *offensionum* ad *integrum* referendum, hoc sensu: et semper se in integrum offensionum restituant, quasi modo acceptas reddant recordatione.

c. 17. *in alterius doloris cruces — bacchari]* MS. habet *crucis,* unde efficitur *crucibus.* Nam bacchari in aliquid est: invehere, saevire in aliquid, quod h. l. sensum non habet. Bacchari in aliqua re est: effuse ea delectari.

c. 19. *Christianum nomen odisse et dispendiis omnibus suos labefactare cultores]* Vide, quam insulsus sit editor (Orellius) et quem citavit, *suos* ad Christum referens, cujus nomen subintelligit, cum manifesto referendum sit ad Deos gentilium: „suos (ipsorum scil.) cultores".

c. 21. *palmitis]* Legendum: *palmitibus;* nec sine dubio nomen recte se habet.

c. 23. *et heroas —]* Sensus sic parum congruens efficitur. Cod. MS. habet *errores.* Lege igitur: „Puerile — — vix illis conveniens, quos jam dudum experientia (hoc ironice dictum est) doctorum (doctiorum?) daemonas appellat, *et error est,* non nosse coelestia — versari" (subintelligendum: et *quos* sc. daemonas, error est,

h. e. erroribus suis convenienter opinantur, non nosse coelestia). — *Et* ante „errores“ facile absorptum antecedente *appellat.*

c. 24. *vos velle]* Cod. *nos velle.* Forte: *novelle*, ‚neuerdings‘, pro nove, ut novellus pro novus amat Arnobius.

c. 28. *a quo ipsam deitatem — recognoscunt]* Manifesto hic mendum subest. Corrigo: „a quo — sortiti, *se* sentiunt et in rerum natura *esse* recognoscunt“. *Sortiti* pro *sortitos* durum videtur, quamvis exempla non defutura essent; sed altera pars orationis, nisi *esse* addas, ne sensum quidem admitteret. Secundum illam meam correcturam sensus hic est: a quo ipsi deitatem (h. e. essentiam ipsis propriam) sortiti, h. e. cujus beneficio solius cum deitatem nacti sint, se sentiunt (sc. Deos, sive existentes. *Se* sentire = existere), et in rerum natura (se) esse recognoscunt. Possumus tamen hoc *esse* carere hoc modo: *Se* sentiunt et (tanquam) in rerum natura (existentes se) recognoscunt. Cfr. *coepisse se nosse,* Lib. II, c. 36.

c. 36. *et obliti paulo ante — alteri nolunt]* Nescio, quomodo hunc locum interpretetur novissimus editor (Orell.), nam quod annotat, plane nihili est. Et omnino conferendae aliae editiones. Interim conjicio, legendum: „et obliti, paulo ante *cujus* sortis fuerint et qua conditione (h. e. obliti, se ipsos paulo ante Christum etiam natos et in uteris matrum gestatos fuisse), id, quod sibi — — nolunt“. Aut pro *conditione* simpliciter legendum *conditionis* (nam hoc ad eundem sensum, quo sors, pertinere, patet e loco cap. seq., ubi etiam utrumque conjungitur). Tum *cujus* locum suum tueri potest; nam hoc subjungere amat Arnobius: vid. c. 47: *exilitatis cujus.*

c. 38. *cur luna semper in motu indemnis creditur]* Codex habet: *semper in motu idemne quis.* Lege: „semper in motu (h. e. in quovis puncto motus sui) inaequalis (nunquam sibi similis) creditur (forte cernitur?)“.

P. S. In *ne quis* manifesto latet: *inaequalis.* Sed quid *idem?* An plane nihili reputandum? Nolim, etsi fortasse possem. Si

legis: *inaequalis creditur*, hoc requirit adverbium, quod latet in *idem*. Quale adverbium? Quod exprimit, alteris vicibus inaequalem esse. Lego igitur: *identidem*, von Zeit zu Zeit, oder auch: in gemessenen Zeiträumen. Cicero de Nat. D.: „Quid Chalcidico Euripo in motu identidem reciprocando putas fieri posse constantius“? Von Ebbe und Fluth.

ibid. *visurine nos simus]* *Nos* aut Nominativus est (emphat.) aut Accusativus. Agit enim de *identitate*, ut dicunt, conscientiae et personalitatis. Sensus: nostri conscii erimus. Sed quoniam cod. MS. videtur habere: *victuri*, conjicio: „victurine *nobis* simus“, sensu eodem; nam, ut dicit cap. 53, non ipso se homini quidquam potest carius inveniri. Ita *sibi* sentire sensu eodem Lib. III, 35.

c. 46. *semel iterum — monstravit]* Non addendum *se* cum Fulv. Urs. et Meurs. — Zeugma est, hoc modo supplendum: qui ne illi se falsos (betrogen) vanis imaginationibus existimarent, semel iterum, saepius familiari collocutione, *se* monstrando *effecit* (pro quo simpliciter dictum: monstravit).

c. 51. *id enim quod potueris — Transcribere — potestatis]* Lego: „id enim quod potueris feceris [in hoc nihil mirandum], *at* (pro et) quod praestare debuerit vis *tua* [id, eo modo sive ita], *ut operis* [tui scil.; h. e. creaturae] esset *una* et ipsius qui operaretur [h. e. creatoris] *qualitas*, transcribere posse in hominem jus tuum — potestatis“. — Sensus idem, ac si dixisset: sed transcribendo jus tuum in hominem efficere, ut una eademque vis sit creati (hominis) et creatoris, hoc omnem modum excedit. — *Operis* pro *poteris* conjecit Fulv. Urs., sed quem sensum novissimus editor sibi imaginatus sit, equidem haud assequor. Nisi vero haec conjectura Fulv. Urs. placuerit, propius accedendo ad lectionem receptam et, ut videtur, codicis MS. legendum: „id enim quod potueris feceris, et quod praestare debuerit vis tua [ita scil. feceris s. praestiteris; hoc repetendum, nisi plane omittere velis quod sequitur *ut]*, *ut potentis* (s. possentis, ejus, qui potentiam habet: oppositum *operanti*, qui tantum ut instrumentum se habet) esset

una et ejus, qui operaretur (exsequeretur) qualitas [virtus]. Transcribere [vero] posse" etc. [ita scil., ut alius sit, cujus potentia sit, et alius, cujus operatio, h. e. homo].

c. 52 fin. *recognoscere]* Legendum non quidem *e re,* ut Meurs., sed tamen *re* cognoscere.

c. 53. *et merito. Exutus at* etc.*]* *Et merito* relatum ad priora languidum. Refer *et merito* ad seqq. hoc sensu: Et merito (factum est, ut) exutus a (sive e) corpore, quod in exigua sui circumferebat parte, postquam videri se passus est, cujus esset aut magnitudinis sciri (transpositio est non abhorrens a stylo Arnobiano pro: videri se passus est aut cujus esset magnitudinis sciri), novitate rerum exterrita universa mundi sunt elementa turbata — —. Hic sensus firmatur argumentatione sequenti: Quid enim restabat etc.

c. 56. Totum hoc caput novas curas sollicitat, maxime haec: *aut apprehendere locum possetis,* et ultima periodus. Interim haec propono: „Atque utinam — potuissent (sed non poterant; non hoc bene consultum fuisset. Nam) magis vos incredulos faceret (pro fecisset, ut modo c. 54 commodarent pro commodassent; ubi vide Heraldum) vis tanta virtutum, aut apprehendere locum *(fucum,* quod Stewechius conjectat, non placet, nam fucus fieri poterat etiam constrictiore narratione; fucus singulis narrationibus illini potest, de toto vix dicitur: deinde videtur vocem: *apprehendere* sensu vocis gallico pro *metuere* accepisse, quod idem accidisse videtur editori novissimo (Orell.), sed *apprehendere* locum est: *occasionem arripere* sive sumere (ita dare locum pro dare opportunitatem II, 12) aut causam inde sumere sive argumentum, Beweis (quo sensu *locum* dici omnes sciunt — ergo:) apprehendere locum fortasse possetis (pro poteratis aut potuissetis — h. e. argumentum inde capere), quo videretur esse simillimum veri (quo veri simillimum efficeretis), et incrementa rebus (esse) apposita etc. (hoc *esse* regitur sive dependet a „veri simillimum esse"). Sensus: Quo ampliores essent eae narrationes, eo ampliorem dubitandi occasionem nactos vos crederetis.

Ultimam denique periodum sic interpretor: Sed nunquam (profecto) fuerit (h. e. accidet), his bene ut, Christus qui fuerit, literarum testimoniis colligatur (transpositio pro: ut Christus qui fuerit, bene his literarum testimoniis colligatur; jam enim ecclesiae autoritatem anteponere videtur libris scriptis), cujus (sc. Christi, qui ceterum scriptis testimoniis haud opus habebat) in id solum (solum eum in finem) dimissa (emissa) sunt causâ, ut si esse constiterit ea vera, quae dicimus (doctrinas nostras), confessione omnium (historiae etiam) Deus fuisse monstretur. Nisi „cujus causâ" plane irreptum ex glossemate: *hujus causâ* putes, quo *in id* explicare quis voluerat; et scriptum est: quae in id solum dimissa (s. emissa) sunt.

c. 60. extr. *servatis]* De hoc dubito; nisi referas ad Christum, qui *servavit,* h. e. retinuit, summi regis imperium. Hoc verum. Cfr. in seq.: sine homine (h. e. corpore) simulato.

c. 62. *praesaga]* Omnino *praesagia* cum Heraldo et cod. MS. restituere debebat novissimus editor.

c. 63. *vel potestate inversa]* Probo scripturam, si sensus est: vel potestate *ademtâ* (sc. hostibus manum inferentibus); hunc enim sensum esse patet ex seqq. Forte tamen: *conversa.*

ibid. „Sed quia fieri ratio ea, quae fuerant destinata, poscebat, et hîc, in ipso mundo (scil. *ea fieri),* nec modo quam gestum est alio (sc. *ea geri,* — hic finita protasis, hic igitur interpunctio major ponenda): inaestimabilis — lenitas, injurias — ducens, manus — passa est durissimisque latronibus — —". Ita interpungendum.

ibid. *cum enim de animarum — comminuit]* Locus in desperatis positus. Indubium est *de animarum periculis,* phrasis Arnobio solennis; quod solum male habet interpretes, est defectus verbi, quod regeret *multa,* manifesto in casu recto positum. Supplere *diceret*, durissimum. Cum Oudendorpio legere: *insinuaret,* facile quidem, sed contra omnem fidem. Amat enim vel trium substantivorum copulationem Arnobius. Unde et *insinuator* recte se

habet. Posses anacoluthon statuere; scil. Arnobius dum *multa* ponebat, finire periodum volebat verbo, sive *insinuaret*, sive *ediceret*, sive quocunque alio, cum repente, abreptus ut solet, hanc phrasin alii inflectens et ex absolutâ incisam faciens *insinuator* poneret, oblitus se jam *multa* posuisse. Equidem talia anacolutha vel in optimae notae scriptoribus inveniri facile credo, quanto facilius in Arnobio; sed nonnisi ubi simul hyperbaton est et membra orationis majore intervallo a se diremta, quod h. l. non est. Posses *multa* adverbialiter positum credere, ut *multa Deos veneratus*, *multa gerens*, al. Sed *multa* hoc sensu cum substantivo ut copuletur, fieri non potest. Manifesto igitur mendum est in hoc ipso *multa*. Lege: *multus*, quod explicabimus reliqua phrasi restituta. Posito hoc fieri non potest, quin *mala de illarum* recte se habeat; ita enim praepositiones postponere adjectivis amat Arnobius; certum deinde, *malâ* poscere substantivum, ad quod referatur, et quod latere non potest nisi in *contra*. Hoc manifesto e compendio scriptionis ortum. Hoc substantivum erat 1) feminini generis, 2) insolentior vox, nam nisi hoc posito fieri non poterat, ut in hanc voculam transiret sensu plane cassam; 3) cum ipsa vox *co͞ntra* recte se habere putanda sit supposito compendio scriptionis, probabile est, substantivum, quod quaerimus, compositum fuisse ex *cum* et alio quodam nomine simplici; probabile porro 4) hoc nomen a litera *n* incepisse, unde igitur efficitur *connatura*. Monstrum verbi profers! Concedo, sed talia monstra amat Arnobius, cui simplex *natura* paulo (ut est) infirmius videbatur, ideoque ausus est dicere *connatura*, audentiâ Lucretianâ, quod sicut natura est omne, quod cum homine nascitur, ita omne significat, quod homini est connatum (vox Tertullianea); amat Arnobius composita, ut *occoepit* pro *coepit*, praecipue vero composita cum *cum*, ut *condignus*, *confieri* et illud monstrum verbi etiam *ἅπαξ λεγομένου* *coëmendare*, II, 18, nec non *coimbibere*, V, 30. Totus igitur locus ita se habet:

„Cum enim de animarum periculis, multus malâ de illarum

connaturâ insinuator, magister atque auctor, ad officiorum convenientium fines, suas leges et instituta direxit, non superbiae fastum comminuit?"

Ubi notandum est, a) post *periculis* comma ponendum et „multus" subintelligendum esse (cf. ad V, 2 et IV, 36); b) *insinuator, auctor atque magister* ad priora referenda esse; c) Zeugma quasi s. syllepsin, figuram in Arnobii stylo frequentissimam, etiam hic locum habere, quum dici quidem possit: multum esse de aliqua re, sed non: insinuatorem s. magistrum de aliqua re. Resolvenda phrasis hoc modo: Cum enim de animarum periculis et malâ earum connaturâ multus esset et harum insinuator etc.; aut: Cum enim et animarum pericula earumque malam connaturam insinuaret („insinuata veritate" dixerat Lib. I, c. 38), proponeret, traderet, et de his multus esset; d) *ad officiorum convenientium fines* etiam alio loco, quem nunc citare nescio, inveni, ibique *actionum suarum decreta* positum, unde liquet, etiam h. l. *suas leges et instituta* esse leges non modo ab ipso latas s. aliis scriptas (tum enim sine dubio dicebat leges *suas)*, sed quas sibi ipsi scripsit, a se ipso observatas significare; quo pacto contextus satis salvus est atque concinnus. Sed haec sufficiant.

L. II.

c. 1 extr. *Ut non in — amoverit]* Non video, cur praestet haec verba huc transferre a loco, quem sine dubio in cod. MS. tenent, nempe post *irrogavit.* Nam initium capitis seq. manifesto melius conjungitur illi periodo, quae finitur voce *optaret. Ut* pro *etiamsi* positum novissimo editori (Orell.) vix quisquam crediderit. Sed ego legerim *aut* pro *ut* et verba interrogatim posuerim.

c. 6. [2] *Quid ergo vos soli sapientiae conditi* etc.*]* Nolim *conditae* cum Orellio, quod regeretur a *vi,* sed haec vox per *atque* satis discriminata est, et satis clarum, *vi* nonnisi ad *intelligentiae* pertinere. Certe ita explicarem: vos soli (homines qui estis) sapientiae conditae, h. e. finitae, perspectae. Sed lege: *sapientiâ*

conditi, a condio: ihr allein gewürzt mit Weisheit, ut Cicero orationem lepore et festivitate conditam dixit, sermonem bene coctum et conditum. Simile Lib. III, c. 15: *rationis alicujus sapore contactus;* cf. etiam II, 8: *meraco sapientiae tincti et saturi potu.*

c. 7 init. *atque oris acceperint formam]* Hic cur enallagen numeri statuat Heraldus et novissimus editor (Orell.), equidem non video; *lineamenta* enim nominativus est, et construendum: lineamenta haec corporis atque oris — acceperint formam, h. e. formata fuerint.

c. 10. *numero exire]* Sic post Gronov. novissimus editor. Omnes omnino edd. relinquunt cod. lectionem: *numeros scivit Pythagoras* [at editio Rom. sive Sabaei habet *scire]*. Lege potius: *Scitne.* Vide de sensu (philosophico) vocis *scire* ipsum Arnobium Lib. II, c. 51; coll. Lib. I, 17. In reliquis interpunctio corrigenda sic: „Pythagoras numeros scitne? Incorporales formas Plato? Individuorum (h. e. atomorum) Democritus concursiones?"

ibid. *nostra in credulitate]* Impeditior oratio, sed qualem amat Arnobius. Nil mutandum. Sensus: ut nostram (h. e. in nobis) derideatis fidem, quam (sc. fidem; ita ut *quam* tantummodo ad fidem pertineat, non vero etiam ad nostram) vos habere conspicitis nostra in credulitate communem, h. e. fidem, quam nostra credulitas vobis non aliam monstrat, nisi quam vos nobiscum communem habeatis.

c. 12. *metuentibus]* Scil. Christum.

c. 14. *et doloribus afficiat sensuum]* Omnino restituere e cod. MS. debebat nov. ed. *et doloris affici sensu.*

c. 15. *quod a novis quibusdam dicitur viris]* Omnino videndum, quid in cod. MS. sit.

c. 16 init. *At dum* etc.*]* Haec verba respondent ad ironiam, qua caput antecedens finitum est; nova est divinitatem animorum asserentium instantia.

ibid. *institutum]* Nisi cod. MS. aliter legat, i. q. praecepta opinio.

c. 18. *coëmendata]* Omnino.

c. 20. *non fervoris nimius in calore]* Forte: *fervoribus nimius in calore* (h. e. quum calent et tepent omnia, aestate).

ibid. *inflexibus]* Dum cod. lectio sciatur, nil deridendum.

c. 21. Neque luxatum neque mutilum capitis initium. Post *vacuum* comma ponendum, et *Platonica (licet) aut Pythagorea progenie* legendum. *Licet* h. l. id quod: concedamus (scil. eum esse ex optimarum et ingeniosissimarum naturarum prosapia). Sed editoris (Orell.) *scilicet* plane nihili est.

c. 22. *portionem tam laetam]* Cod.: *portione jam laeta.* Forte: *discretam,* coll. c. 28.

c. 23. *formaturas varias respectans]* Praestat: *formaturá varia res spectans,* quod habet Lugd. Bat., aut: *formaturae variae.*

ibid. *sed quae sint] Et* locum habere potest, referendum ad *et,* quod sequitur: *Tam* quae sint, nesciens, *quam* cui usui destinentur, ignorans.

c. 24 init. *admota]* — referunt ad: *rationibus numeri,* sine dubio hoc sensu: ad rationes numerorum pertinentia. Dure quidem; sed quid Meursii *amota* sibi velit, equidem nescio. Lege: *admoto.* Nam (p. 352, ed. Bip.) puerculus iste demum adsciscitur (*δεῦρο πρόςελϑε*) colloquio cum Menone jam inito.

c. 25. *ex crateribus vivis]* „Quid hic cum Apocalypsi"? Non meminit scil. (Orell.) crateris Platon. in Timaeo.

ibid. *nullo melior — eximatur]* Ante *nullo* distinctio major, punctum aut ? ponendum. Nam quae sequitur propositio, habet subjectum sibi proprium. Sensus: nullo melior, ut apparuit (h. e. ut modo vidimus), pecore, obtusior ligno, saxo (is, sive talis aliquis), qui nesciat homines (h. e. nullum cum hominibus commercium habeat) et in mutis semper solitudinibus degat, demoretur (h. e, demorabitur) iners, valeat in aëre quamvis (sic ed. princ. et MS. — *valere* hoc sensu praegnanti pro *validissimus sit, in aëre,* quia scil. semper in aëre, h. e. in solitudinibus, ut modo dictum erat, degat; quod si minus latinum reputes, lege: *valescat*

in aëre quamvis. — Valeat in *aere,* h. e. nummis, quod adoptavit Orellius, omnium absurdissimum. Quid enim aes et nummi homini plane solitario, et qui ne pretium quidem aeris et nummorum sciat?), annis vivat innumeris (quippe aëris usu perpetuo valescat) et nunquam nodis corporeis eximatur (h. e. aeternum vivat). — Sensum hunc verum esse, apparet e seqq.: „Sed, cum etc.“ Magis sine dubio latinum: *valescat aëre*, sed amat harum praepositionum pleonasmum Arnobius.

c. 27. *Si modo esse perpetuum cogitat et in finibus propriae immortalitatis haerere]* Non opus inserere *se* cum Orellio. Sensus: si modo cogitat (praesumit, sibi praesagit), esse perpetuum (aliquid) et in finibus propriae (h. e. *ipsi* propriae, naturae suae debitae, non aliunde, ex. gr. e Dei gratia aut decreto allatae) immortalitatis haerere.

c. 28 init. Argumentum ex eo ducitur, quod animae, si reminiscentiam vitae, ante corpus actae, corpore perdant, etiam perdere deberent memoriam eorum, quae, corpore inclusae, saepe vel octoginta annis vel pluribus ante fecerunt, quod tamen non ita se habeat.

ibid. *audiamus a vobis]* Gelenii correctio, sed MS. habet: *ne videamur a vobis.* Conjicio: *ne invideamur a vobis.* Invideor pro: mihi invidetur, est apud Horatium de arte poet. 56. Sensus: ne nobis invideatis (negetis, ut: vinum Africae invidit natura, dicit Plinius), communicare scil., quemadmodum dicitis etc. Quod si durius videretur, legi potest: *ne invideatur* (sc. nobis) *a vobis.* Prius *ne* est finale, posterius prohibitivum.

ibid. *Quod enim* etc.*]* Subintelligendum e priori: corpus. „Corpus enim, quod rebus (h. e. animabus) in se ingressis priorum repetentiam detrahit, et (etiam) intra se (corpus scil.) gesta — deperdere“.

ibid. *artes suas antiquas]* Omnino cum Meursio addendum erat *aeque* (ac artes, scil. novas et in hac vita edoctas) pro *atque,* quod in cod. est.

c. 29. *accidere]* Id quod minuere; sed ante „accidere“ inserendum *non.*

ibid. *impunitatis — libertate munita]* Memorabilis barbarismus pro simplici *impunitate*. *Munita* referendum ad *libido*.

ibid. extr. *nec — vexari]* I. q. nec altera (harum immortalitatum, sc. humana) in (hac, h. e. existente hac) alterius conditionis (sc. immortalitatis) aequalitate possit vexari.

c. 31 init. *Medietas* etc.*]* Haec propria Arnobii sententia.

c. 32. *id, quod dabitur]* Immortalitas scilicet.

c. 35. *si nos istud — arduum]* Mirus in statuenda ellipsi Orellius. Quin apodosis adest in verbis: *ubi — lapsa.*

ibid. *mutabiles]* Praefero *nutabiles*, si MS. ita habet.

c. 36. *Quo igitur pacto immortalitatis largitio est donum Dei, certe prolatis]* Vix sensum admittit haec lectio Gelenii. MS.: *immortalitatem largitus est donum Dei certam prolatis;* unde conjicio legendum: „Quo igitur pacto (h. e. eodem igitur pacto, quo) immortalitas largita est (sensu pass., qui cum probis auctoribus non infrequens sit, quidne Arnobio, has anomalias adeo amanti?) dono (sive donum, h. e. tanquam donum) Dei certa (h. e. non absoluta, sed communicata, data) prolatis (h. e. iis — vid. cap. antec. — quos aut ipse protulit aut proferri jussit). Lectio codicis sine dubio orta metu illius anomaliae. Propius tamen accedere ad textum Msti possumus hoc modo: „Quo igitur pacto immortalitatem largitum est donum (pro: donatio) Dei certam prolatis". Pleonasmus in Arnobio facile ferendus, vid. cap. 29: *impunitatis libertate* et infra ad cap. 40. Ceterum non asserit, Deum his vere largitum esse immortalitatem, sed argumentatur ex suppositis, non concessis.

ibid. *salutari vinctione donari] Salutari,* h. e., quae eos salvos praestet, a morte liberet. De *vinctione* ambigo. Edd. priores, forte MS.: *missione.* Forte: *mixtione,* alludendo ad craterem illum Platonicum, in quo miscentur et Deorum et hominum animae. Locus Timaei evolvendus. *Vinctionis* repetitione vere molesta diceretur. *Donari* dictum est, non: donari posse. Igitur omnino de prima harum naturarum origine sermo est. Sensus: quod recte

vinctum, *ut* a nemine dissolvi posse, nisi ab eo, qui vinxit, *ita* a nemine alio salutari mixtione donari. Hunc sensum partic. *et* — *et* saepe tribuendum, supra jam, ni fallor, monuimus. Sed hoc non opus est. Neque enim Arnobius ponit, animas jam in hac vita salutari mixtione donatas esse, quas solubiles ponit, sed vita functas demum credit piorum Deique reverentium hominum illa *salutari* (h. e. vitam salvante) mixtione donari, sive, ut alibi (c. 62) dicit, his solis *perpetuitatis spiritum subrogari.*

c. 38 extr. *contentio]* Recte se habet, sed non est passive cum Heraldo sumendum (quod contineatur in eo hoc animal), sed active, ut dicitur contentio virium — Anstrengung. Hoc bene quadrat cum superioribus.

c. 39. *alterius altera* (Nominat.) *potestatis, natalium* (quia omnes liberi) *conditione mutatâ.* Sic legendum.

ibid. *immemores veritatis effectae]* Mirum, quî ad *veritatis* hoc (sc. effectae) referat Ed. nov.; referendum ad *animas.*

ibid. *ullum esse]*, sc. Deum, non quod fabulatur novissimus editor.

c. 40. *suppellectilem* — *egestati]* Conferendae aliae editiones, nam nostra in textu habet *contraherent,* in notis *conficerent.* Forte: *suppellectile varia diurnam contraherent* (minuerent) *egestatem.*

ibid. *et ab hominum formis* — *abjunctae]* h. e. fame confectae humanas formas linquerent. — *Dissociarentur abjunctae,* pleonasmus notandus.

ibid. *et miserorum e sanguine supputandi se angerent insomnia]* Sensus: et se angerent insomniâ supputandi (foeneris, e praeced. subintelligendum) miserorum e sanguine (pro: insomniâ supputando foenere sibi conciliatâ); sed MS. habet *supputandis augerent insomnia,* h. e. insomnia (plural.) sibi augerent iis, quae supputanda habent et exprimenda miserorum e sanguine, foeneribus — nam et hoc e prior. subintelligendum posse non dubito. Nisi forte substantivum ad *supputandis* pertinens latet in *millibus.* Num hoc simpliciter poni possit, ut apud nos: Durch Berechnung

der Tausende, die sie den Armen abpreßten, nescio. Ed. Lugd. *nominibus* — Kapitale, debitis sibi pecuniis.

c. 41. *conficiendis quaererent corporibus fucos]* Nescio, cur non *conspiciendis* retentum, quod e *conspiendis* in MS. effecit Gelenius. Sensus: corporibus, quae conspici volebant, fucos quaerebant. Quaeritur, utrum fucus tantummodo de stibio et aliis pigmentis, an de quovis ornatu. Si hoc, tum etiam verba illa locum suum post *compararent* tenere possent.

ibid. *nec in formis — caesariem]* Bene explicat Orellius.

c. 42. *ad oris stuprum paratae]* Ita e Gelenio et Fulv. Ursino, sed nimis remotum a lectione cod. *ad oris sacri comparatae,* unde Canterus: *ad oris sacrificium paratae.* Scilicet qui linguam sibi exscindi mallet, quam, quod animi cultu et veneratione persequatur, calumniari, verum falsum dicere, aut, quae martyrum constantia fuisse fertur, plumbum prius fusum ore exciperet, quam religionem abnegaret, is *sacrificium oris* facere recte diceretur; non vero qui turpissimum quaestum ore faceret. Igitur lege: *ad oris sacrilegium paratae.* Nam ut adulter in Dig. sacrilegus nuptiarum, ita infamis ore sacrilegus ore, ipsa vero haec infamia sacrilegium oris recte dici poterat. Ex SACRIḠUM (breviarie scripto) facile oriebatur lectio cod. Msti.

c. 44 in. Omnino *missione* pro *jussione* e MS. erat restituendum.

c. 46. *mansiones]* Omnino reponendum erat *mensiones.*

c. 60. *in Deo rerum capite et cognitione defixus]* Ante *et* forte excidit (ut Orellius vult) *mente,* ita scriptum: MĒTEET; aut delendum *et;* aut quia codex habet *Dei* legendum: *in Dei, rerum capitis, cognitione defixus.*

c. 61. *Res vestra — —]* *Res* addid. Lugd. Bat. Lege: „Vestra (res a prior. intelligendum) in ancipiti sita est, salus dico (hoc additum sit, an in Msto legatur, divinare non possum; saltem abesse potest) animarum vestrarum“.

c. 65. *Nolo, inquit, et voluntatem non habeo]* Omnino

retinenda vetus lectio *Volo*, vid. Rom. 7, 15. 19. Lectio difficilior praeferenda.

c. 67. *In penetralibus coliginis perpetuos fovetis focos]* pertinet adhuc ad ritus publicos, de ritibus privatis dicere incipit proximo: *Sacras facitis mensas* etc. (*Penetrales* dii penates, vid. Cic. de nat. D. Lib. II, c. 27, ibique init.). Suspicor igitur: *diis penetralibus ignis perpetuos facitis focos*. Ignis focos non magis otiosum est quam: in penetralibus coliginis.

c. 69. *Tages Thuscus* etc.] Distingue: „Tages — luminis, quisquam hominum sciebat, aut esse — curabat, in fulminum casibus aut extorum quid significaretur in venis?

L. III.

c. 1. *Neque enim stare* etc.] Lege: „immorari; neque enim *re* (h. e. vere — *re* est in cod.) *stare* sine assertoribus non potest religio Christiana" (h. e. non ipsius gratia necessarium est eam asserere).

c. 3. *tacita et se sentit* etc.] Lege: *tacite ea se* etc.

c. 3. *Et hoc quidem]* Hoc sibi cavet, ne pro concesso sumatur, quod dixit. — *si modo:* wenn anders.

c. 5 init. *Sed ut vultis — hi dii sint, nominibus appellentur his etiam quibus eos populares* (h. e. tanquam populares, ad unum eundemque ordinem — Stand — pertinentes, aut: tanquam si populus essent, vilis multitudo, quod praefero; hoc enim ipsum, quod numerari possunt, vile judicat et probro Diis, ut c. 3. dicit: „praeter ipsum regem et principem esse alia etiamnum *capita* [hoc quoque verbum alludit ad censum], quae digesta et separata per numerum velut quemdam populum plebejae multitudinis faciant") *censeri popularis vulgaritas ducit. Unde tamen vobis quem* (ita lege pro *qui*, quod in cod. est, et *quae*, quod in edd.) *nominibus his censum complent* (pro: unde tamen vobis est census, quem his nominibus complent, h. e. unde habetis catalogum [Deorum; ita scilicet census usurpatur de catalogo civium — Register, Verzeichniß], quem videatis istis nominibus compleri, ita ut certi sitis,

nullum deesse, omnia nomina vobis cognita et in censum relata), *an* (subintellige: potius) *sunt aliqui, vobis incogniti nomine, in usum aliquando notitiamque perlati (sunt* referendum ad *perlati).* Ita interpungendum, si sequaris correcturam Barthii. At codex habet: *in cognitione,* unde simplicius ita textus constituendus: *an sunt aliqui vobis in cognitionem, in usum aliquando notitiamque perlati.* Hanc igitur lectionem veram non esse, mihi haud persuasit novissimus editor. Etsi fatear illud, si modo recte interpungas, distinctius dictum.

c. 6. *pectoris vivi]* est phrasis Lucretiana.

c. 8. *appellationem ejus et significantiam* (codex: *significationem) promi]* Mihi haud clarum. Conjicio: „appellationem ejus *ea* s. *ista* (sc. sexus) *significatione* — idem quod distinctione — promi (s. poni)."

ibidem. *Nam necesse est — insignita esse generum distinctione]* Sensus: nam necesse est, *corpora,* si sunt mares et feminae, esse (sc. Deos), scil. corpora, quae sola sunt aut esse possunt insignita generis distinctione.

c. 9. *et si per has leges experiuntur se* (invicem scil., mas feminam et femina marem, ut dicitur: puella virum non experta, aut de Zenobia auct. hist. Aug.: Virum non scivit) *sexus* (genit. ref. ad *leges*). Ergo nil opus emendatione Heraldi.

ibid. *aut improvidam — — — naturam]* Legi potest, codici propius: „aut improvidentia in illis sua ludere voluisse naturam".

c. 10. *ab Jaccho mammosam]* Lucretianum, h. e. mammosam factam graviditate ab Jaccho (concepto) contracta.

c. 12. *hoc enim putatur — firmari]* Lege: „hoc enim putatur (non concedit hoc Arnobius, sed praesumi tantum dicit) in eorum literis dici et veluti re certa (h. e. quasi hoc certum sit, nempe illud dici in istis libris) *earum* (sc. literarum aut *hac* vel simile quid pro *atque)* auctoritate firmari" (sc. iterum s. per consequentiam putatur).

ibid. *quae aut nihil ad nos etc.]* Hoc *quae* non ad *fabulas,* sed ad ipsas *literas* referendum. Nam qui sensum Arnobii ejusque rationem probe assecutus est, facile praesumere potest, eum declinare et detrectare V. T. libros, e quibus ethnici omnino multa tela, retorquenda in ipsum, sumere poterant; — *ex aliqua portione,* i. e. quodam respectu s. in quibusdam suis partibus (hoc profecto de fabulis non dixerit, eas tantum *ex aliqua portione* nihil habere commune cum Christianorum sententiis) — *aut si sunt* (a nobis ipsis nempe) *creditae* (sic ed. princeps, sine dubio e cod.) *sociae* (nobis communes) — ad allegoricas explicationes confugiendum est (hic sensus eorum, quae sequuntur). Caute et velut per cineres dolosos incedit Arnobius, nihil pronunciando, ne quidquam prodat hostibus.

ibid. *extremis]* Lege: *externis.*

c. 13. *lienes]* praefero *renes.*

c. 15. *Aegyptiorum ridetis aenigmata — accipiant]* Lege: „Aegyptiorum ridetis aenigmata, quod mutorum animantium formas divinis inserere sint ausi, easdemque quod species (formas animantium; cf. VII, 24) multo ture accipiant (colant)". Hoc ni velis, est hypallage casus pro: quod mutorum animantium *formis* divinas inseruerint causas. Exemplo c. 18: multijuga lingua sonos pro: multijugos lingua sonos. Ad *sensum* argumenti capiendum cfr. cap. seq. duas extremas periodos: *Quanto — commune.*

c. 16. *elephantorum his]* scil. hominibus, aut quos modo nominaverat Romulo etc.

c. 20. *Ceteri enim Dii non sunt]* Fulv. Ursinus *divini,* recte ad sensum, quem misere deturpat novissimus editor. *Dii* subjectum est — non sunt scil. divini, h. e. rerum futurarum praescii.

c. 21. *in sidereis montibus]* Siderei montes sunt Olympi *πολυδειράδος* cacumina, ad sidera se tollentia (Il. I, 499).

ibid. *Ipse alio impletur — divinus]* Nam et hoc absurdum est, divinum dici Deum, quasi afflatu numinis alius egentem, qui ipse Deus sit.

c. 22. *perceptionibus]* omnino ex ed. princ. reponendum erat *praeceptionibus*, ut dicitur: praecepta artis.

c. 24. *commota mortalium]* sine dubio mendum typogr. pro *commoda*.

c. 28 init. *indutus]* retinendum erat: *imbutus;* cfr. ad II, 6.

c. 30. *praeposteritate]* h. e. praepostere lecti, ἥρα praeposito τῷ α, ἀήρ.

c. 31. *Mentis filia]* retinendum, sed *Mens* h. l. id quod Metis.

ibid. *nulla victoriae]* σύντροφον Minervae victoriam dicit Dion. Hal. L. I, p. 26. Sylb. Ipsam etiam Victoriae nomen habuisse quandoque e Pausania patet. Sed zeugma hic est; *victoriae* regitur a substantivo *inventrix* — hoc sensu: *nulla* victoriae (datrix, sive largitrix), oleae inventrix Jovis elata de cerebro. Infra c. 34: frugum inventrix Ceres.

c. 33. *non sentientis vocabulum potestatis]* Conjicio: *se sentientis,* quod Arnobio solemne (cf. I, 28). Sensus: non vocabulum, h. e. nomen potestatis se sentientis.

c. 34 init. *neque quod]* Conjicere posses *quos*, sed non necessarium est. Construe: neque garrientes id, quod libido induxerit.

c. 35. *multi disjunctionis differentia]* Ita optime Meursius. Sensum non assecutus novissimus editor (Orellius), qui vult *junctionis* pro *disjunctionis,* nec vidit, illud *dis* requiri, ut satisfiat illi, quod est in codice, *multitudinis junctionis;* scriptum enim erat MULTIDISI . . . et octo priores literas pro abbreviatione vocis *multitudinis* legit scriptor codicis.

c. 37 fin. *unanimis esset]* Male intruditur hoc *esset*, quod abest a cod., nec *una esset* legendum cum Lugd. Bat. *Unanimis vox* subjectum est, commune cum *assensio* praedicatum habens: „Unanimis vox omnium et cunctorum assensio in ejusdem sententiae finem pergeret et conveniret“.

c. 40. *Genium Jovialem]* Ego Camillum dixerim, ministrum Jovi peculiarem, et qui inter Cabiros refertur, h. e. inter penates.

ibid. *Varro, qui sunt introrsus — — deos esse censet, quos*

loquimur (de quibus nunc sermo est), *nec eorum numerum nec nomina sciri* (ergo quos Varro a penetralibus coeli nominatos Penates credidit — idem de l. l. p. 121. ed. Bip.: „Populus dicit: Dii Penates, Dii Consentes“). *Hos Consentes et Complices Etrusci ajunt et nominant* — — *nominibus ignotis et miserationis* (Fulv. Urs. *memorationis,* quod defendi posset, si cod. MS. adstipularetur) *parcissimae* (l.: *paratissimae*; quae voces etiam alibi commutatae inter se; volueris forte pro *et miserationis: at,* sed amat disparatiora etiam simpliciter copulare Arnobius); *sed eos* (*sed* h. l. id quod scilicet, et ita firmat lectionem: *paratissimae. Sed* ita quasi elliptice ponitur; supplendum: miserationis paratissimae, *quod* m i r u m q u i b u s d a m v i d e b i t u r, *sed* s c i e n d u m, *eos* etc. *Sed* saepe etiam sine ellipsi pro scilicet ponitur, vid. VI, 21: Dionysius ille, *sed* junior, h. e. scilicet junior. De hac vi partic. *sed,* quam graecismum dixeris, vid. noviss. ed. (Orellium) in Corr. et Add. T. II, p. 461) *summi Jovis consiliarios et principes existimari.* De sensu voc. *consiliarii et principes* vid. Varro ap. Augustinum [1].

c. 41. *modo Digitos Samothracios]* Apparet igitur, Nigidium (Figulum, clarum auctorem, Ciceroni aequalem et Ciceronis in peste Catilinaria adjutorem, quem doctissimum Romanum post Varronem judicat, Pythagoreum — fragmenta ejus collegit Jo. Rutgers. in variar. lectt. Lib. III), Lares eosdem cum Samothraciis Diis et Curetibus et v. v. habuisse, quod fieri non poterat nisi Laribus illis sumtis non tam pro Manibus, quam pro geniis familiaribus [Lemuribus], quales et ii sunt, quos nostrates Coboldos appellant [2].

L. IV.

c. 1. *videndum, utrumne istud — an — spectans] ac* pro *an* legit Meurs. cumque eo Orellius contra loquendi usum Arnobii, qui

[1] Ueber die Gottheiten von Samothrake, im vorherg. Band, S. 421, vgl. mit 2te Abth., Bd. 3, S. 462. D. H.

[2] a. a. O. S. 407. D. H.

haec duo semper jungit sensu disjunctivo, ut mox cap. 3. init. (cf. cap. 18): „*utrumne* istud serio — an fictionibus ludentes — luxu". Sensus loci hujus et illius idem. Brachylogia est, supplendus locus: „utrumne istud sit ludicrum et puerile (h. e. utrumne hoc faciatis tantum joci causa, ut fictionibus ludentes cassis ingeniorum lasciviatis luxu), an *serio hoc* facientes vestrorum numinum delusionem spectans". Consequens pro antecedente positum.

c. 5. *ubi finis et initium — non potest]* Sensus sine dubio hic: „Quod dextrum et laevum, quod superum et imum, quod anticum et posticum appellamus, terminos quosdam indicat eosque certos, h. e. sive finem sive initium determinat: ubi ergo finis et initium locum haud habent (determinata non sunt), ut in eo, quod teres est atque ex omni parte rotunditatis solidae connexione conclusum, etiam *portio* sui nominis (h. e. aliquid, quod sine ipso fine s. initio esse nequit) et initium (quid hoc? initium initii? Lege: *indicium)* esse non potest. — Ceterum *portio* h. l. non *pars* est (ut III, 12), sed Verhältniß, ut *ad portionem situs* ap. Plinium, nach Verhältniß der Lage. *Esse aliqua portio sui nominis* etc. igitur idem est ac: esse aliquid non potest, quod est portio, h. e. quod certam relationem habet ad nomen finis et initii, h. e. ad finem et initium, et quod ejus praesentiam indicat.

c. 13. *nam cum a doctoribus omnes nostris insinuatum* etc.*]* Transit Arnobius ad alium locum, scilicet de pluralitate ejusdem numinis, ex. gr. Jovis; quae finxerant antiqui, pertractaturus. *In declinationibus Deorum* igitur dictum est pro „in declinationibus nominum propriorum, quae diis imponuntur." Quod hic inserit, ex fine libri translatum, omnino jejunum est et vix tolerandum.

c. 19 fin. *et usque ad illos ipsos principali procreatione finita]* Sensum alium non video quam hunc: „et ita, ut, ubi perventum ad ipsos fuerit (ipsis emissis), omnis principalis procreatio finita sit", h. e. non amplius locum habeat, ut in gignendo fit.

c. 24. *Numquid parricidii causa vinctum esse Saturnum et*

suis diebus (h. e. quovis Saturni die) *tantum vinculorum ponderibus relevari]* Cod. MS. habet: *et ablui diebus tantis,* quod verbum cur omnes praeter Salmasium rejecerint, non video. Salmasius tamen „ablui" dici credit pro „dissolvi", quod nec fieri potest nec necessarium est. Pro *tantis* idem legit *statis,* Lipsius *suis,* h. e. ipsius Saturni, Saturnalibus diebus. Ego lego: „Numquid — vinctum esse Saturnum et ablui (h. e. squalore carceris et vinculorum liberari) *diebus tantis* (insolentior dictio pro diebus certis tantum, non pluribus — tam paucis. Tantum navium Caesar pro: tam paucis navibus. — Terent. Heaut. Act. 1, Sc. 1, v. 20: At enim te, quantum (h. e. quam parum) hic operis fiat, poenitet) — vinculorum ponderibus relevari" (τῷ *et* non opus est). Quod nisi velis, *tantum* legendum et *diebus tantum* explicandum pro: certis diebus tantum, ut: in diem (h. e. in diem certum) emere, aut: natura flores in diem (h. e. stato die) gignit (phrasis Pliniana).

ibid. *Num quid pulsum a nobis* etc.*]* Omnino repetendum *dicitur,* nec tamen hoc cum *a nobis* copulandum, sed *pulsum a nobis* est pro: quem nos pulsum dixerimus.

c. 32 in. *Non est quidem credibile — aut eas inseruisse — adsciscere]* Sensum nullum video, nisi post *aut* inseras *non,* etsi hoc etiam insolentius dictum pro: non est credibile, homines minus brutos — — potius eas inseruisse carminibus fabulas, quae — — collocatae, *quam ipsos sibi* — — adsciscere. Sed conferendae rel. edd.

c. 35. *Nonne ad usum quaestus sui abutuntur Diis vestris — — divinis]* Si, ut affirmat nov. ed., in cod. MS. est: *abutuntur,* difficilior profecto lectio tenenda est, et mendum, quod adest, in alio verbo quaerendum. Conjicio: *abutuntur* (sensu passivo) *Dii vestri* (ad usum quaestus sui, h. e. ipsius, sc. multitudinis, quam modo dixerat) *et* — — *attrahit* (eadem multitudo).

c. 36 fin. *et cum omnibus, quos solidet germanitas, necessitudine copulatos] Copulatos* cum in MS. sit, omnino tenendum. *Solidare* est hic in unum idemque corpus redigere et quasi compingere

distantia ceteroquin et ab se invicem diversa. Tota autem phrasis elliptica fit omissione ejusdem, quod repeti debebat, substantivi. Plena dictio: „et cum omnibus, quos solidet germanitatis necessitudine, hac ipsa necessitudine copulatos".

c. 37 fin. *et ab ejus comptu et permixtione sunt absoluti]* Neque *contentu,* nec *contenta,* nec *conceptu* legas, sed: *commotu* (vox apud Varronem obvia) pro: commotione (hoc proprie dicitur, ira commoveri), quam vocem (commotionem videl.) evitavit ob seq. *permixtione* et *ὁμοιοτέλευτον.* Scriptum erat COMOTU, unde, O pro P sumto, e COMOTU fiebat COMPTU.

L. V.

c. 1. *Quid illa quae historiae* etc.*]* Legendum: *Quid? Illa, quae — — lascivia?*

ibid. *ut rerum simulacra gestarum* etc.*]* Notandum hoc.

c. 2. *An numquid Jupiter solus — — vanescat] An numquid* est i. q. *num forte,* ut saepe apud Arnobium. — *ut imminentia,* omnino hic repetendum *fulmina* (vid. supra ad IV, 36.), nam *fulmina* procurari semper dicuntur, non vero ea, quae fulminibus portenduntur, ut vult Heraldus. Verum quidem, Arnobium hunc sensum procurationi fulminum tribuere in seqq., sed primo dubitari potest, an recte hunc ritum interpretatus sit, secundo nihilo minus fulmina procurari dicuntur, nempe cura haec praecedit fulmina, eaque et eorum vim et significationem alio deflectit. Haec prima periodus ceterum parum commode scripta. Poterat melius dicere: An forte Jupiter solus hujus rei scientiam noverat, ut (h. e. quo modo) imminentia fulmina procurare debeat alicujus scientiae disciplina (Nominativus est). Scilicet ab ipso decidunt. Pergit. *An* (manifesto est pro: *an potius*, et illud *numquid* est pro eo, quod alibi ponit: *utrumne*) *cum ipse jaculetur hos ignes, aliorum sit operis, scire* (Conjunct. *sit* ita resolvendus est: An potius, cum ipse jaculetur hos ignes, magis convenerit, aliorum esse operis, scire), *quibus modis — temperare. Etenim*

revera stultissimum est credere, ipsum remedia scire, quibus averti possint. (Omnino hoc non ridiculum, ut cum Heraldo observat novissimus ed., eundem, qui fulminibus portendat mala, scire etiam remedia ea averrucandi. Lego igitur cum Barthio *sc̃ire,* h. e. *sarcire,* s. potius *sciscere,* vid. c. seq. init. *remedia scisse* et ibid. versus finem *Diespiter sciscat.* — In fine codex habet: *sacrorum vanescat.* Lege aut: *sacro revanescat*, aut: *sacro ritu vanescat.* Hoc praeferendum. *Sacrorum* ortum ex SACROR̃V. Molesta quidem repetitio vocis *ritus,* sed vid. vix ante vocem *scientia* eodem modo et molestia repetitum. Hoc praefero etiam alii conjecturae: *sacro rituum* (ut in fine cap. seq. *ambiguitatis illius incerta*).

c. 4. *circumscripsit]* terminavit (*nondum sententia terminata,* cap. antec.), — bestimmen, certis limitibus circumscribere.

ibid. *et medicinam, quam obtuleras* (h. e. prae se tuleras, paratus eras proponere, s. pro: obtulisses), *ponere* (h. e. non proponere, ab ea desistere). Falsa novissimi ed. explicatio. Hoc nisi fieri potest, legendum omnino cum Meursio et Heraldo *occulueras* (animo texeras, nondum publicaveras, sed publicaturus tamen eras) *ponere* (h. e. non publicare; sed tum non *promere,* ut Meurs.).

ibid. *cur ab rege relatio sit facta caepitii]* Vix recte se habet. Forte: *relaxatio* aut simile quid. *Sit facta* pro: effecta. Cur Rex (Numa) scil. efficere potuerit, ut pro humana cervice Jupiter caepitio contentus esset.

ibid. *ut nec Numam monstretur voluisse scire]* Nonne et h. l. *sciscere,* h. e. explorare? Hoc est: Numa Jovem fefellit, sciscere se ex eo, quid faciendum, cum interim dolos pararet et aliud interponendo Jovem ipsum averteret a consilio suo. Sensus tamen idem.

c. 5. *regionis ejus ab indigenis]* pro: indigenis ejus regionis.

ibid. *et ex utroque sexu]* Non androgynum dicere vult, etsi alibi Agdistis hermaphroditus audit, sed repetendum *libido*, ex utroque sexu capienda, quod convenit cum sequentibus, ubi clarum, Agdistin uno sexu *privatum* alteri se prostituisse. Possis

sic quoque defendere: ex utraque (scil. libidine s. parte) sexus (ei insana libido fuit). Hanc explicationem veram esse, probat etiam, quod c. 6. dicitur: *eo, quo fuerat, se privat sexu.*

c. 6. *sumit Phorbas]* Bochartus in Hieroz.: formis lactis hirquini, h. e. caseis.

ibid. *et Acdestis blandus adulto comes* etc.*]* Lege: „et Agdistis blandus adulto (Attidi) comes (fuerat), et quâ (scil. parte) solum poterat (sc. sexu virili privatus) minus rectis assentationibus (Gunstbezeugungen) *vinctum* (leg. pro *vinctus* — necessarium tamen non est; sensus idem — amoris vocabulum) saltuosa ducens per nemora etc.“ Constructio haec est: blandus adulto comes Agdistis, et qui eum, minus rectis assentationibus pellectum (ejus scil. pellex erat, vid. locum mox seq. et in cap. seq. *infami conjunctione*), duceret. Sensum hunc firmat etiam ironia cap. 13, praecipue fin.: *Nesciremus adhuc* etc. Sed nolo his immorari.

c. 7. *mammas sibi demetit Galli filia pellicis]* Neque Midae regis filia, neque filia incerti cujusdam Galli, ut vult nov. ed., sed filia ipsius Agdistis, qui et Gallus (virilitate privatus) et pellex erat (vid. antec.).

ibid. *fistulam]* Ego quoque praefero. Non enim dicitur fistulâ genitalia amputasse, sed rapit eam jam ipse plenus furore et ad sonum fistulae, ut et Galli solebant, sibi amputat sexum.

ibid. *pausatae circum arboris robur]* Lege: *pulsatae*, scil. saltatione, planctu (quod ex praecedente repetendum), ululatibus totoque barbaro concentu commotae, concussae, tremebundae; ut terra pulsatur pedibus etc. Scriptum PV̄SATAE aut P̄SATAE, quod pro *pausatae* lectum. — P. S.: Nisi forte sit: praesenti numine, vid. c. 17: „Cur ad ultimum pinus ipsa — sedibus“.

ibid. *Sacerdotum intestibus]* Retinendum omnino *antistibus,* quo Archigallos significat. Illud enim si dicere volebat, dicebat: sacerdotibus intestibus.

c. 8. *Ergone Deûm mater diluvii causa* etc.*]* Omnia clara, si legi liceret: *Ergo, ni* (pro nisi) Deûm mater diluvii causa (scil.

fuit), nulla fuit in parte naturae. Hoc si nolis, sensus est: Ergone Deûm mater, quia diluvium eam praecedere debebat, hujus causa (h. e. dum diluvium nondum existebat) nullâ fuit in parte naturae.

c. 9. *An respectus pietatis et honesti Capitoliorum defuit praesidi]* Sic Salmas. pro eo, quod in cod. est: *depuit.* Languidum profecto nec contextui aptum. Nam hoc (defuisse Jovi naturalem illum horrorem, quo non homines solum, sed et animalium nonnulla arcerentur a matribus) jam in prioribus posuerat, nec demum quaerendum erat. *An* potius habet, ut semper fere, vim adversativam. Contextus hic est: Igitur ille Jupiter ita destitutus erat illo sensu et horrore, quem adeo animalibus non omnibus negavit natura. — „An (habuit quidem illum sensum, sed) respectus pietatis et honesti Capitoliorum *deperiit* (ita lego; vox, ni fallor, Lucretiana et eo aptior, quod alludit ad alium sensum, quo quis dicitur *deperire aliquem,* h. e. perdite amare) praesidi, nec quid etc.“ (Hoc nec simpliciter copulativum est, neque igitur in priore membro dici poterat: *defuisse* illum sensum Jovi, sed *deperiisse* poterat optime).

c. 11 fin. *tum rebus adhibuisse perituris]* Lego: *tam,* referendo ad *perituris;* tam perituris, tam certae perniciei datis.

c. 12 fin. *Dicunt eam cuncti patres]* An *sancti?* (Cfr. III, 10 init. Offensus erat librarius, hos patres sanctos dici, ut patres ecclesiae, et ex conjectura emendavit: *cuncti*), aut simile quid.

c. 14. *disjecta, cum fluoribus]* Heraldus: *desecta,* sed legendum: *dissecta.* Vid. supra discidium. *Cum fluoribus* non ad *dissecta* pertinet, sed ad *collegit.*

ibid. *abscondenda]* pro simplici: condenda, more Arnobii, qui amat composita.

ibid. *sic soli]* h. e. terrae. Pro *sic* lege *scilicet* (Herald.).

c. 15 in. *Sed historia haec]* Responsio Ethnicorum.

ibid. *Nostra quidem nil interest etc.]* Singularis constructio. Sensus: Nobis quidem, quorum (scil. Christianorum) causa

contenditis exterminatos esse Deos, perinde est et parum refert, utrumne (ista historia) sit constans etc.

ibid. *Nobis enim satis est —]* Iterum difficilior constructio: Nobis enim, quibus hodie manifestare propositum est: numina ista — causas — nobis, inquam, satis est, et esse illam (historiam sive narrationem) in rebus (h. e. existere). Non igitur de facto ipso sed de narratione loquitur; *in rebus* idem quod alibi in rerum numero. Igitur nihil mutandum.

c. 16 in. *esse vera]* Nil mutandum. Regitur a *credi.*

ibid. *dedistis nomen castus]* Unde adhuc nostrum kasteyen, sed quod non est panis, sed potius carnis abstinentia.

c. 19. *Cujus rei testimonium argumentumque fortunae] cujus* ad utrumque referendum *rei* et *fortunae.*

c. 20 init. *Ea,* quod addidit Salmas., non opus est; praeterire et praetervehi sine copula idem dicentia, ut saepe.

ibid. *in Cererem]* Cod.: *inicere,* unde Jos. Scaliger: *inire,* sed illud praefero; *icere*, ortum e similitudine literarum initialium in nomine *Cere*-ris.

c. 23. *tum deinde secreta rimantem ferventi smila]* Quicunque locum paulo diligentius inspexerit, videbit: 1) falso legi: *secreta,* legendum *secreto* (hoc patet e sequente *summotis arbitris,* neque enim quod sequitur aliud est nisi Arnobiana repetitio; 2) substantivum, quod regatur a *rimantem,* cum in *secreta* non sit, quaerendum esse in sequentibus, quae iccirco 3) male leguntur *ferventi smila*, 4) *ferventi* nihil aliud esse, nisi vocem male huc translatam e mox sequenti *ferventique adhuc matri.* Legendum omnino *vervec* . . (vervecis sive vervecin . .; vervex enim vox media est neque exsectum arietem denotat; cf. *verveceus Jupiter* c. 21); 5) turbato adjectivo facile turbatum fuisse etiam substantivum, latens omnino in eo, e quo *smila* exsculpsit Gelenius. In cod. Rom. (quis hic? Sabaei, nunc Reg. Paris. aut ipsa Sabaei editio?) est: *ferventi nullas*, quae vox turbato adjectivo facile oriri poterat pro: *coleos* s., ut sine dubio scriptum erat (ut v. v.

colina pro *culina*) *culeos*, i. q. postea proles. Lego igitur: *secreto rimantem vervecis coleos.* — Si quam proxime accedere velis ad lect. Ed. Rom. legere posses: *ferventi* (h. e. quas iratae det) *nuculas*, quasi quaedam ornamenta; jocose simul dictum cum allusione ad illos, quos c. 21 dixerat *bene grandes testiculos;* quis ignorat illud *τρώγοις ἂν ἐρεβίνθους;* apud Aristoph. Si tamen quis me ipsum jocari et nugales dicat illas nuculas, non vehementer repugnabo. Nam neque hoc, neque quod supra posui (*coleos*) rectum puto; sed confero locum parall. c. 21: „Arietem nobilem bene — deligit, exsecat hos ipse et lanato exuit ex *folliculi* tegmine". Quod verbum si ita tibi scriptum imaginaris FL̄I-CVLOS, facile fieri poterat, ut illud, quod ab initio est, FL̄I pro FT̃I legeretur, quod librarius, cupide arrepto, quod mox sequitur *ferventi*, legebat: *Ferventi.* Ex CVLOS autem non magna difficultate factum: *nullos* (C et V pro N sumsit et NL̄OS pro compendio scriptionis pro NVLLOS vel N — AS. Sed sine dubio scriptum erat FL̄ICVL̃S. Igitur nonnisi una litera mutata: L in T.

ibid. *tam irreligiosis]* *Tam* male addidit Stewechius.

c. 24. *pannychismi graves]* Omnino indicio primae editionis, quae habet: *phanniciis migrave,* legendum: *pannychismi migravere,* quod non significat, ut vult nov. ed., reliquere Atticam transeuntes ad alias gentes, sed simpliciter ab Attica gente propagati sunt.

c. 25. *terrigenae]* supplendum e seq. *fuerant.*

c. 26. *vel artibus habeatis quibus* etc.] Memorabilis trajectio pro: vel quibus artibus habeatis (sciatis, possitis) salutem dare personis etc. tam confossis.

ibid. *et antiquarum elogia literarum]* Si illud *et* recte se habet memorabilis est consecutio: et — denique.

c. 27. *spectu]* Ed. princ. *specu.* Sed cur non *aspectu*? Nisi forte illa vox: *spectus* etiam alibi, quam in Festo, obvia.

c. 30. *qui sub specie cultionis plus in eo]* *eo* defendi posset, hoc sensu: dum hoc facitis. Sed fortasse merum mendum typographicum est et legendum omnino *eos.* In seqq. *confessis*

nonnisi passive sumi potest. *Combibissetis,* in animum induceretis; sed tunc omnino legendum *coimbibissetis* (simplex vox *imbibere* habet istam significationem). Codex tamen habet *contestis,* e quo alii efficiunt *contextis,* quod et mihi praeferendum videtur, vox in hoc contextu Arnobio familiaris.

c. 32. *propudiosas Veneris complexiones]* Meurs. *Cereris;* absque fide. Nov. ed. dictum putat pro: venereis complexionibus. Languidum et abundans. Lege: *propudiosae Veneris* (h. e. propudiosi amoris) *complexiones.*

c. 33. *decursum est in has partes]* Ita Salmasius. Cod. MS.: *indecorum est in has partes.* Legerim potius: *detortum* (ut Quinctilianus 8, 3 „sermonem in obscoenum intellectum detorquere“ dicit). — *Lectiones* in antec. pro: lectis s. iis, quae leguntur, h. e. verbis; cfr. c. 36, ubi *lectiones* manifesto est pro: verbis.

ibid. *exquirimus primum, allegorico* etc.*]* Omnino *primum* sic positum abundat. Sed distingue: *exquirimus, primum,* h. e. prima intentione autorum, *allegorico genere scripta haec esse* etc.; *vel — vel* turbat quodammodo. At brachylogia est. Sensus: exquirimus, unde sit vobis cognitum, vel primum (h. e., ut dicit cap. seq., ab ipsis historicis) allegorico genere scripta haec esse, vel (posito hoc) eodem modo (quo vos; hoc maxime sensu, non alio) intelligi oportere.

c. 34. *ut se tulerunt]* vix genuinum puto. Forte: *ut tulerunt,* h. e. prout ferunt.

c. 35. *Quod si pro his omnibus, quid oporteat* (ita legendum) — — *singula in singulis* (hoc *in* dubium habeo) *potestis supponere* (cf. quod praecedit, *subjicere*) *nec alterum* (cod. *alterutrum*) *rerum vocare contextum* (de hoc valde dubito, neque de voce *alterum* certus sum, neque de *vocare.* Conjicio: *nec adulteratum* (h. e., ut cap. seq. dicitur: *nothis atque adulteris lectionibus* obtectum) *rerum* (oppos. ad lectiones) *revocare contextum.*

ibid. fin. *allegoriis honestis].* Pro: quae honesta faciunt turpia. Futilis nov. ed. in Add. et Corr. ad hunc locum.

c. 38. *quoniam esse quod creditur — — — videtur]* Hoc equidem non intelligo. Conferendae aliae editiones. Sensus sine dubio hic: quoniam esse quod creditur (scil. allegoricum) quasi parte ex historiae non videtur (h. e. nullam partem historiae habet, historiae quasi plane expers est, ita ut non partim allegorice, partim historice intelligi queat). — Quod sequitur, est responsio paganorum: „Allegorico genere omnia scripta sunt“, quod refutat, quia tamen res gestae referantur. Sed fatendum, hanc refutationem parum claram, quia consequentias ducit, antequam id, quod ponit, res gestas his narrationibus contineri, firmaverat. Hoc facit demum initio cap. sequentis.

c. 41 init. *Antea mos fuerat — dignitate]* Si novissimum ed. sequi volueris, esset hic figura inversionis, et sensus statuendus hic: Antea mos fuerat, quemadmodum allegoricas dictiones, scil. quae sensum aliquem obscoenum haberent, honestissimis sensibus obumbrare, ita e contrario res turpes honestorum convestirier dignitate. Sed praeterquam quod illa verba: quae sensum obscoenum haberent, abesse non poterant et nonnisi mero arbitrio subintelliguntur, Arnobius hoc ipso concederet adversariis, quod negare vult, posse etiam res sive sensus in se honestos turpium dictionum allegoriâ velari; a quo certe alienissimus est Arnobius. Aut igitur legendum: „Antea mos fuerat allegoricae dictionis (aut allegorica in dictione), honestissimis sensibus obumbrare res turpes, et foedas prolatu — — dignitate“, ut jam quodammodo Salmasius. Aut legendum: „inhonestissimis“, h. e. iis sensibus, qui quam maxime inhonesti erant. Notanda significatio vocis *obumbrare,* quod idem dicit ac: quasi umbram injicere aut induere. Nisi hypallagen statuas pro: allegoricis dictionibus inhonestissim*os* sens*us* obumbrare. Dici tandem possit, sensum hunc esse: Antea mos fuerat, allegoricas dictiones nonnisi honestissimis sensibus adhibere. Sed hoc languere, nemo est, qui non videat. Igitur praefero Salmasii conjecturam, ita tamen interpungendo: „Antea mos erat, allegorica in dictione (aut simpliciter: allegorica dictione,

h. e. ope allegoricae dictionis) honestissimis sensibus obumbrari, res turpes et foedas prolatu honestorum convestiri dignitate". Hoc magis Arnobianum. *Res turpes et foedas* — totum ad utrumque verbum pertinet; dictum transpositum pro: mos erat, honestissimis sensibus obumbrari, honestorum convestiri dignitate res turpes et foedas; cfr. ad L. I, c. 63.

ibid. mox ab in. *ut quod olim pravitas foedorum verecundia contegebatur, nunc verniliter turpiterque dicatur dignorum elocutione mutata]* Ita locum in notis dat novissimus ed. nunquam sibi constans e Salmasio, ut ait (qui conferendus), et addi in fine (post v. *dignorum*) vult: *gravitas,* quod respondeat voci: *pravitas.* Sed ne sic quidem sensum emergere video. Quidnam istud *quod* statim ab initio? Legendum saltem: *quum.* Aut potius sensus plane manifestus hic est: „ut, quae olim pravitas (nisi legas: quod olim pravitatis) foedae rei (hoc retinendum esset, nisi MS. haberet: *foederum* Legendum igitur *foedorum*) verecundiâ contegebatur, (ea ipsa pravitas s. illud ipsum pravitatis) nunc verniliter turpiterque dicatur (aperte pronuncietur scilicet) dignorum elocutione mutatâ (inserviens scil. nunc dignarum rerum elocutioni). Pravitas in re posita olim, verecundiâ foedorum, verbis tegebatur; ea ipsa autem pravitas jam apertis verbis pronunciatur, scil. quia res dignas locutionibus obscoenis relatas creditis. Sed videndum, an Salmasius hunc ipsum sensum verbis tribuerit.

Annotatio altera de duobus his locis cap. 41.

Prior locus sic explicetur, ut *allegoricas dictiones* sit quasi Nominativus. „Antea mos (ita constitutum) fuerat, ut allegoricae dictiones honestissimis sensibus obumbrarent (res turpes et foedas prolatu), eaedemque (res turpes) honestorum convestirentur dignitate". — In eo loco, qui mox sequitur, legendum puto: „ut quod olim *graviter* foedorum verecundiâ contegebatur" (oppos. τῷ verniliter turpiterque). Nec moratur, quod vix ante dicitur: res *graves.* Ita: *per turpitudinem,* et mox: *turpiter.*

ibid. mox postea: *voluisses — indicaris]* Tertia persona

omnino retinenda. Repetenda a priori *promere; voluisset*, scil. ille, qui — promere poterat.

ibid. *periculum habuit ullum]* Infelix novissimus ed., qui cum Meurs. sic legit, quod, si in cod. aut prioribus edd. esset, corrigendum erat in *nullum.*

c. 43. *pro rebus subditis]* Hoc vix sanum puto. Forte: „omnes argutiarum modos pro rebus subditis“ (h. e. pro rebus substituitis).

c. 44. *garo gerrem]* H. e. secundum contextum, culpam culpae. Non igitur fieri potest, ut garum sit res pretiosa et exquisita; sed tamen ita de garo loquuntur Plinius et alii. Dicendum certe erat: garo gerrem, et gerri garum. Sed nil mutandum; forte enim Arnobius sibi ipse hic non bene constat.

ibid. *et tanquam vos audirent — defixum]* Sensum non video nisi hunc: ita credi oportuit (Deos) et haberi — defixum (metum istum).

L. VI.

c. 6. *constituerit Aegyptus]* Omnino retinendum.

c. 7. *vel in parte qua rei curiosa fuerit obscuritate] Rei* referendum ad *curiosa obscuritate.*

c. 8. extr. *quod obscurum non videtur]* H. e. quod obscurum, quia est, non videtur.

c. 11. extr. *Animantis asseritis]* Lego: *Animati,* h. e. irati (scil. qui, ut modo dictum, gladios intentant etc.).

c. 12. *cum pileo Vulcanus et malleo — —]* Malim: „cum pileo Vulcanus et malleum manu librans dextera“.

ibid. *expeditione]* Omnino legendum: *expeditioni.*

c. 13. *sive istic, quo fluxit* etc.] Infelicissima conjectura Meursii pro: *iste,* quod habent reliquae omnes. Dictum pro: sive quocunque fluxit iste — — —

ibid. *primas]* H. e. palmam.

ibid. *infelix regio]* Legerem *religio,* nisi antecederet: „sive per urbes Grajas, sive iste, quo fluxit amor etc.“

ibid. *nuncupare]* Hoc profecto non volebat.

ibid. *in membrorum similitudine fabricata]* Conferendae ceterae editiones. Sensus esse nequit, nisi hic: habitus (relationes ad se invicem, s. formas) eis (informibus materiis) per (h. e. a) se datos esse in ea, quam fabricaverit (dicendum vero erat, quam ipsis indiderit), membrorum (humanorum) similitudine. Conjicio, legendum: *in membrorum similitudine fabricatos* (habitus, s. *fabricatis*, h. e. ipsis materiis).

ibid. fin. *in rebus adoraretur humanis]* Exspectaris: *divinis* pro *humanis*; *in rebus humanis* igitur i. e. quod: in societate humana.

c. 15. *jubeatque vos idem]* An *isdem, iisdem?*

ibid. *Fortasse dicetis]* Ut nos diceremus: Ihr seyd vielleicht so gut zu sagen — qua causâ (scil. id accusaretis).

ibid. *retineant]* pro: retinebunt. Aut subintelligendum *oportet.*

c. 16. *et cum pateat, luceat]* Conferendae ceterae edd. Non intelligo. Explicandum forte e c. 20: reserata sint semper atque aperta delubra".

ibid. *situ]:* num recte de talibus dicatur, videndum. Si non, lege *situm, speciem* cum Salmasio.

ibid. *ossa in spem tracta]* Neque *sepem* legerim cum novissimo editore, neque explicaverim cum eodem: quae sperant se mandere posse. Conjicio: *in specum,* h. e. in cavernam, quam formant interiora *τῶν ἀγαλμάτων.* Post *conducere* distinctio major ponenda; tracta enim conducere, h. e. tracta trahere, conducta conducere, male diceretur. Igitur *tracta* non in appositione dictum est, sed absolute, et subintelligendum: esse. *Sepem* de nido intellexisse videtur Bar-thius; ejus conjectura acuta, sed absque auctoritate.

ibid. *in mollitiem scilicet]* Sed MS. habet *sollicite.* Lege: *sollicitis* (tracta esse), — quamquam et *sollicite* ferri potest; non construendum cum *in mollitiem*, sed cum *tracta.* Trajectio non infrequens Arnobio.

ibid. *impudentium]* malim: *imprudentium.*

c. 17. *Si inviti]* Lege cum MS. *Inviti — faciunt? Ecqui —* (non: *et qui* — ita postea pro: et quid: *ecquid*).

c.' 23. *et obserata pandentes tenebrarum obscuritate Canacheni]* Retinendum omnino: *remedorum* pro *remediorum*, et intelligendum neque de praedonibus (quos jam memoraverat) neque de furibus portas effringentibus, sed de hominibus, qui credebantur obscuris (h. e. magicis) artibus obserata reserare posse. *Canacheni* etiam retinendum, etsi Saraceni jam sub Marco Antonino ab Ammiano Marcellino memorantur. Nomen sine dubio orientale. Conferendum quod Edm. Castellus habet s. v. تنح, et cetera Lexica Arabica et Persica evolvenda. — Nomina, quibus Cingani passim appellantur (in Polon., in Bohem.), haud nimis distant a voce Canacheni.

L. VII.

c. 2. *Ex vobis audire consuevimus* etc.] Construe: „Ex vobis audire consuevimus, Deos esse quam plurimos, et (consuevimus eos item a vobis) *nominatim* (sic pro *nominum* lego, nisi legas: *numerum* (eorum scil.) sive *numeratim*) in serie computari".

ibid. *sui nominis]* h. e. nominis: Deus, quod habent.

c. 4. *naturalis initii consortia]* h. e. quae nos communia cum ipsis habemus naturalis vitae initia.

c. 7. *neque si sunt ulli]* ita codex habere affirmat e Stewechio noviss. ed. Hoc si verum, legendum: *neque si sint ulli* (Dii nempe). Vid. supra II, 39: „(Deum) ullum esse".

c. 17. *quae si vobis praecipiant* etc.*]* Nonne propius codici et magis ad sensum legendum: *quam si vobis praecipiant dii aur am* (vid. antecedentia, alludendo ad nidorem; *aura* vox propria, vid. c. 28 bis) *vestram in voluptatem* (sic jam F. Urs.) *vertere, prandia inde sumere,* (nunc demum transit ad solidius, nempe ipsam comestionem rerum illarum abominabilium).

c. 19. Notandum hic: Dei superi = ominum dexteritate pollentes; inferi = laevi. Cfr. L. IV, c. 5.

c. 27. *quid accedit?]* male e Gelenio pro *accidit,* quod est in MS.

ibid. *sic et Deos sequitur* etc.] = sic sequitur, ut debeatis expromere (ut exponendum vobis sit), et Deos habere aliquam causam, cur ea etc.

ibid. *familiariter]* eo sensu, quo dicitur: Hoc mihi familiare est.

c. 28 fin. *et cogitatione]* Nonne: *agitatione?*

c. 30. *venerabiles muscos]* Dubito an recte Salmasius. Neque enim nunc de *εὐωδίαις,* sed de mero prunis injecto (vid. mox seq.). Neque *muscus* ipse odor esse videtur, sed id quod odorem exhalet. *Carbonibus extinctis* infuso scil. mero. Sab.: *miscus.* Cod. secundum Stewech.: *misciis.* Praetulerim, etsi non satisfaciat, *cnisas,* scilicet haec vox stridorem et crepitum prunarum exprimeret, qui oritur injecto vino aut aqua. An *fumulos* aut simile quid? — Elmenh.: *viscus;* sed hoc nihili est. At lege: *venerabile viscum* (materia ductilis et viscosa, scil. e vino cineri admixto. Cfr. locum Martialis ap. Lexicogr. Itemque locum Apuleji). *Excitare* ironice,' nam dicitur excitari flamma, ignis, hic: extinctis carbonibus viscum.

c. 42 [45]. *quo mentiri se posset]* Dici quidem potest: mentiri anguem, mentiri hominem, sed *mentiri se* eodem sensu nescio, annon dici possit. Si tamen fieri possit, ante *quisnam* inserendum *nec.* Ita jam F. Urs., nisi quod intrudit: *possent.*

c. 43 [46] init. *Possumus enim scire — hiatus aliquis]* Delenda verba, manifesto e seqq. huc translata.

c. 50. *more subjectam]* Lege: *naturam subjectam,* aut potius *materiem,* quod jam Stewechius. Materies h. l. sensu philosophico pro eo, quod subjectum est alicui rei: Stoff. Estque totum ironice dictum.

Abhandlungen

philologischen und mythologischen Inhalts

aus der zweiten Hälfte der 20ger und dem Anfang der 30ger Jahre.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Ueber eine Stelle des Lucretius [1].

Buch V, V. 312. 313.

Restaurationen antiker Texte werden versucht entweder aus Pietät gegen die Reste des Alterthums, die man gern soviel möglich in ihrer Urgestalt, gereinigt von Zuthaten und Entstellungen dazwischengetretener Barbarei, genießen möchte, oder in materieller Absicht, um aus ihnen mit Sicherheit Thatsachen zu schöpfen, seyen diese nun im engern Sinn geschichtliche, oder mythologische, oder wissenschaftliche. In solcher Absicht nun hatte mich unter den Lateinern besonders Lucretius de rerum natura von früher Jugend auf lebhaft beschäftigt, es war nicht bloß diese ursprüngliche Frische der Sprache, gegen welche mit weniger Ausnahme die spätere, allerdings gebildetere, eines großen Theils übrigens gefeierter Schriftsteller bis auf eine gewisse Zeit mir wie verwelkt erschien — es war begreiflich zugleich die Sache, die mich anzog, und der fleißige Gebrauch eines Leipziger Nachdrucks der Ausgabe von Thomas Creech ließ mich wohl erkennen, daß, um den trefflichen Dichter fleckenlos darzustellen und durchgängig zu verstehen, kritische und sprachliche Beurtheilungskraft nicht hinreiche, daß auch das wissenschaftliche Interesse an der Sache und ein philosophisches Verständniß derselben hinzutreten müsse. Die damaligen Bemühungen um Lucrez, auch wo ich sie wohl als gelungen ansehen durfte, geriethen indeß unter den Arbeiten späterer

[1] Diese Abhandlung ist zwar, so wie sie hier steht, ein späteres Produkt (sie wurde in Berlin in einer Klassensitzung vorgelesen), aber ihrem Inhalt nach reicht sie weit hinter das Jahr 1830 zurück. D. H.

Jahre mehr und mehr in Vergessenheit. Doch ist mir besonders eine Stelle erinnerlich geblieben, an der ich glaube, einige Grundsätze darlegen zu können über ein wissenschaftlicheres Verfahren bei Behandlung antiker Texte, über eine mehr — wie ich sie nennen möchte — schaffende und produktive als bloß mechanische, atomistisch zusammensetzende Kritik. Da die Stelle fast in allen voneinander unabhängigen Ausgaben verschieden lautet, von einem recipirten Text nicht die Rede seyn kann, so will ich sie nach der soviel ich weiß jüngsten Recension geben; es sind die Verse 312. 313 im V. Buch, die in der bekannten Ausgabe von Wakefield, angeblich genau den Handschriften sich anschließend, so lauten:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?
Quaerere proporro sibi cunque senescere credas.

Freilich würde dem zweiten dieser Verse, um den es sich eigentlich handelt, einen Sinn abzugewinnen, selbst der geübte Ausleger einiges Besinnen nöthig haben. Wie ihn der Vorgenannte auslegen will, soll später erwähnt werden.

Um nun diese Stelle als Beispiel der vorhin bezeichneten Methode zu benutzen, erlaube ich mir einige allgemeine Regeln aufzustellen. Ich bin weit entfernt zu denken, daß der geniale Kritiker pedantisch nach diesen Regeln verfahren werde; aber ich behaupte, daß jede gelungene Restauration einer Analyse nach diesen Regeln fähig seyn werde.

Vor allem nöthig ist auszumitteln, was der zweifelhafte Text nach dem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden enthalten könne oder nach Umständen enthalten müsse. In dem vorliegenden Fall ist diese Ausmittelung nicht schwer, aber schon darum nöthig, weil es wahrscheinlich nur die Unterlassung dieser Vorfrage ist, wodurch Lambinus veranlaßt wurde den zweiten, Bentley aber sogar beide Verse für unächt zu halten, die kürzeste Art freilich, sich mit schwierigen Stellen abzufinden. Richtiger aufgefaßt zeigt der Zusammenhang, daß sie nicht entbehrlich sind.

Lucretius behandelt hier, wo es ihm darum zu thun ist, die sicht-

baren Mängel der Welt aufzuzeigen, das allgemeine Thema von der Vergänglichkeit oder vielmehr Zergänglichkeit der Dinge. Dieß zeigen die vorausgehenden Verse:

Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo,
Non altas turreis ruere, et putrescere saxa,
Non delubra deûm simulacraque fessa fatisci,
Nec sanctum numen fati protollere fineis
Posse, neque adversus naturae foedera niti?

Diesem folgt dann, gleichsam das Bisherige in einen allgemeinen Ausdruck zusammenfassend, der schon erwähnte:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?

Dieß kann nicht etwa, nachdem vorher schon delubra deûm erwähnt sind, menschliche Grabmäler (damit würde der Dichter von dem Größeren zum Geringeren herabsinken), sondern nur überhaupt von Menschen errichtete Monumente bedeuten, nur Menschenwerke auch waren im Vorhergehenden erwähnt: altae turres, delubra deorum, welche selbst das in ihnen wohnend und gegenwärtig geglaubte Numen der Götter vor dem Zerfall nicht schützen könne. Ganz ebenso, wo er die Gewalt der Blitze zu erklären sich anschickt (VI, 238), sagt er:

Quo pacto — possint discludere *turreis*,
Disturbare domos, avellere tigna trabesque
Et monumenta virûm demoliri.

Hier zu dem Speciellen, wie Grabdenkmäler herabzugehen, wäre ganz unpaßlich gewesen.

Bis hieher also war bloß von Menschenwerken die Rede. Im Folgenden nun aber zeigt das unstreitig ächte proporro beständigem Lucrezischem Sprachgebrauch gemäß an, daß der Dichter zwar in demselben Thema fort-, aber zu einer andern Instanz übergeht. Was kann aber, soll die Rede des Dichters nicht sinken, nach Menschenwerken anders erwähnt werden als Werke der Natur, die ein ganz anderes Vorurtheil der Dauerhaftigkeit für sich haben als menschliche? Der Inhalt dieses Verses kann also kein anderer seyn, als daß selbst, was die

Natur gebaut und zusammengefügt, dem Untergang zueile, wie dieß auch das unmittelbar Folgende zeigt:

Non ruere (scilicet videmus) avolsos silices a montibus altis?

Tilgte man die beiden Verse, so hätte Lucrez, der sonst Steigerungen liebt, Menschen- und Naturwerke zusammengeworfen, gegen seine Gewohnheit die verschiedenen Instanzen nicht auseinander gehalten.

Hat man nun auf diese Weise sich des Inhalts versichert, so mag man zu den Worten fortgehen, sich in Gedanken gleichsam drei Linien ziehen, in die erste die gewissen und unzweifelhaft ächten Worte setzen, in die zweite die, welche zwar keinen Sinn geben, aber so charakteristisch sind, daß man sie für relativ ächte, d. h. für solche ansprechen muß, in denen die Spur der ächten Lesart enthalten ist. In die dritte mag man die setzen, wo der Text völlig unklar und verwischt ist.

Dieß geschehen, versuche man nicht, den Text unmittelbar aus den Handschriften zusammenzulesen oder -zustoppeln, sondern so, wie man anderwärts bei wissenschaftlichem Verfahren gewohnt ist, vom Gewissen zum Ungewissen fortzuschreiten, gehe man auch hier zu Werke; denn es müßte seltsam seyn, wenn nicht sogar im schlimmsten Fall Ein unzweifelhaft ächtes Wort auf ein zweites, beide zusammen auf ein drittes schließen ließen; und erst jetzt sehe man sich nach den Handschriften um; denn findet sich das Geforderte oder wenigstens ein Aehnliches, aus dem jenes mit leichter Mühe herauszubringen ist, so gewährt das Zusammentreffen eine Gewißheit, wie sie das oft sehr zufällige Zeugniß der Handschriften allein nicht gewähren kann.

Diese Regeln auf den vorliegenden Vers angewendet, findet sich, daß in ihm nur zwei unzweifelhaft ächte Worte, und da das eine (proporro) für den gegenwärtigen Zweck ein indifferentes ist, eigentlich nur Eines (senescere) sich findet. Das ist sehr wenig, indeß läßt sich doch vielleicht etwas daraus schließen.

Das Wort steht im Infinitiv, der abhängt von videmus im vorhergehenden Vers. Hieraus folgt wenigstens, daß zwischen jenem videmus und diesem senescere, d. h. daß im ersten Theil unseres Verses, kein verbum finitum stehen konnte, welches den Zusammenhang der

Construktion unterbrochen hätte, z. B. labuntur montes, obgleich es der Sache nach gepaßt hätte. Eher wäre zu leichterer Ueberleitung der Construktion auf einen zweiten oder vielmehr ersten Infinitiv zu schließen, der, um unmittelbar an das videmus anzuschließen, und Nachdrucks halber vor proporro stand, wie man bei ähnlicher Construktion etwa auch in Prosa gerathen finden wird zu sagen: Menschenwerke sehen wir zusammenfallen, weichen, ferner was die Natur aufgebaut hat. In den Handschriften aber findet sich, und zwar in allen, ein Infinitiv vor proporro. Dessen sind wir also im Allgemeinen gewiß, weniger, was für ein Infinitiv hier gestanden. Nach den meisten Handschriften stand quaerere. Was soll dieses Wort? Es verlangt außer einem Subjekt einen Accusativus objecti. Wo fände sich der? Wir wissen nicht, quid quaerat, quidve quaeratur, denn beides müßten wir haben. Als Subjekt des Suchens die monumenta virûm im vorhergehenden Vers anzunehmen, wäre eine armselige und doch dabei harte Metapher. Und warum sie erst suchen lassen, was sie schon sind — dilapsa? Und als Objekt das senescere nehmen — welche Barbarei der zwei Infinitive quaerere senescere! Nicht ein verbum transitivum, ein intransitivum wie senescere bedürfen wir. Die Ausgabe von Venedig (bei der Ungenauigkeit des bisherigen kritischen Apparats kann ich nicht wissen, ob die Aldinische oder die älteste) hat caedere; auch dieß unbrauchbar, aber das Sinnlose läßt schließen, daß es aus einer Handschrift genommen, und es bedarf bloß der Correktur (einer Verbesserung nicht der Lesart, sondern der Schreibweise), um den gesuchten Infinitiv zu haben. Cedere, nachgeben, weichen, ist das passende Wort, das auch längst in den Ausgaben steht, nur Wakefield hat das quaerere hergestellt.

Jetzt hätten wir also zwei Infinitive; das Nächste schiene zu fragen, quid cedat, quid senescat, also die Substantiva zu suchen, d. h. uns aufs Rathen zu legen. Aber sicherer ist, in der Linie des rein grammatischen Fortschritts zu bleiben.

Die beiden Infinitive, von demselben Verbum regiert, könnten zur Noth asyndetisch nebeneinander stehen, der Regel nach müßten sie durch eine Conjunktion, ein et, atque oder ein bloßes que verbunden seyn.

Wir sehen uns nach den Handschriften um; da findet sich in allen vor senescere das seltsame cunque. Wir kennen dieses Wort sonst nur als Anhängsel, etwa in der bekannten Stelle des Horaz (I, 32, 15):

— — mihi cunque salve
Rite vocanti,

wo Bentley sagt: Neque tamen quisquam, quod sciam, vel ex omni Latinitate simile exemplum proferre potuit, neque quicquam de tam singulari loco habent Grammatici veteres. Dort soll es für quandocunque stehen, hier nach Wakefield für quomodocunque genommen werden. Im besten Fall wär' es ein Flickwort. Ihm hier ein ubi oder ein unde oder ein quae zu finden, geht auch nicht; man kann nicht lesen: cedere proporro quaecunque, denn das will der Dichter nicht sagen; an dieser Stelle darf kein allgemeines Wort stehen, es muß gleich ein Naturobjekt bezeichnet seyn. Unstreitig also hat das que hier copulative Bedeutung. Cumque würde einen Ablativus fordern, für den im Vers kein Raum wäre. Lucrezisch aber wäre eine Tmesis, die bekanntlich dadurch entsteht, daß bei Verbis compositis zwischen die Präposition und das Verbum etwas eingeschaltet wird, wodurch jene zum selbständigen Wort wird, z. B.

— stant flumina conque gelantur,

oder bei Lucrez — conque gregantur (VI, 455)
— conque putrescunt (III, 344).
— conque globata (II, 153).

Dieses ist freilich vorerst nur Vermuthung, aber die den Vortheil hat, bloße Correktur zu seyn, und wenn sich der entsprechende Theil des Verbi dazu findet, zur Gewißheit zu werden. Daher wir uns jetzt weiter nicht aufhalten, sondern gleich nach dem zugehörigen Wort umsehen. Als dieses könnte gleich senescere genommen werden; so hat Preigerus, der einzige, der bis jetzt an eine Tmesis gedacht, die Sache verstanden. Consenescere aber ist zwar ein gutes, wenn man will, selbst poetisches Wort. Aber Lucretius hat es nicht; ihm hieß es wahr=

scheinlich nur vollends alt werden. Das will aber der Dichter nicht, er will nur sagen, daß die Dinge überhaupt alt werden. Da aber das Verbum nur nachfolgen kann, so bleibt nichts übrig, als es im letzten Worte zu suchen.

Reicht aber die Tmesis so weit? Allerdings. Im VI. Buch, 396 steht zufolge der Verbesserung des Lambinus:

An con brachia suefaciunt.

Grund dazu gibt die Wiener Handschrift, die zu den besten gehört, und die con hat (während die Venedische Ausgabe cum hat); in den meisten Handschriften steht allerdings: An tum brachia consuescunt, wo aber tum ein schwaches überflüssiges Wort, consuescunt ungewöhnlicher Weise transitiv gebraucht ist. Fast in allen Stellen, wo die Tmesis angewendet ist, schwankt die Lesart, weil jene den Abschreibern nicht mehr verständlich war. Aber Wakefield erhebt über das con brachia suefaciunt ein belustigendes Geschrei: et demiror maximum stuporem doctorum, patienter putidum ac temerarium Lambini commentum propagantium: An con brachia suefaciunt. Quisquamne poetarum tam crudeliter dilaceratus est, tam lamentabiliter depravatus, mutilatus, truncatus, deperditus denique; ac Carus noster? Dagegen bei IV, 67, wo in allen Ausgaben seit Gifanius: et con formae servare figuram zu lesen ist, führt derselbe Wakefield dieß an mit dem Beisatz: Quod, ut est perquam ingeniosum et sane Lucretianissimum, ita veritatis etiam affine videri potest. — Wie nun dort zwischen Präposition und Verbum Substantiva stehen, so kann hier ohne Anstand die Tmesis durch senescere bewirkt seyn.

Das letzte Wort nun aber in allen Handschriften ist credas. Aus allen Ausgaben verbannt, hat es Wakefield wieder in Schutz genommen, denn er freut sich schwerverständlichen Stellen einen Sinn zu finden. Das Einfache ist nicht nach seinem Geschmack. Bei ihm lautet der Vers, wie erwähnt:

Quaerere proporro sibi quomque senescere credas.

Die Auslegung ist: credas propemodum, eos (tumulos defunctorum; so erklärt er, wie bemerkt, monumenta virûm) dato quasi studio ad senectutem properanter contendere, quocunque tandem modo. Deutlicher in des guten Herrn von Knebels Uebersetzung, der den ohnedieß bei uns Ueberschätzten vollends ungebührlich bewundert:

Sehen wir nicht Denkmale der Herrscher und Helden zerfallen,
Daß sie sich endlich selbst, wie es scheint, die Vergessenheit suchen?

(Warum nicht lieber vollends: nach Vergessenheit sehnen). Der gelehrte englische Herr sagt selbst: argutulus est poeta; aber diese argutia fällt nur ihm selbst zur Last. Es ist übrigens schon bemerkt, daß das Subjekt aus dem vorhergehenden Vers nicht wiederholt werden kann, und was dem Vers, wie er jetzt ist, fehlt, sind die Subjekte, es fehlt an der Hauptsache, den nöthigen Substantiven.

An der Stelle von credas kann nur ein Ausdruck stehen, der sagt, quid senescat. „Conque aber fordert ein Verbum oder den Theil eines Verbi!" Richtig, aber es gibt Participien genug, die völlig Substantiv-Bedeutung angenommen, wie tectum, delictum. Das letzte Wort wird also ein solches Participium seyn. Hier könnte man sich denn Verschiedenes einfallen lassen, es wäre ebensowohl zu vermuthen: conque senescere juncta, als: conque senescere pacta; aber hier muß nun wieder der Uebereinstimmung der Handschriften für credas Rechnung getragen werden. Sowie dieß bemerkt ist, zeigt sich das Rechte, das letzte Wort kann nur creta seyn (conque senescere creta). Dafür zeugt auch das gleich folgende Beispiel, denn die avolsi silices a montibus altis waren mit dem Berg zusammengewachsene. Concreta aber ist ein dem Lucrez überhaupt gebräuchliches, ja beliebtes Wort.

Hören wir nun den Vers, wie er sich gestaltet hat: Cedere proporro conque senescere creta, so entdeckt sich, daß er metrisch unvollständig ist, das Fehlende aber, weil von conque an nichts einzuschalten ist, nur noch nach proporro stehen konnte. Was allein läßt sich nun an dieser Stelle denken? Ein Substantiv ebenso zu cedere gehörig, wie concreta zu senescere, vorausgesetzt, daß concreta nicht auf beide

sich beziehen könne. Dagegen spricht jedoch Folgendes. 1) Bei cedere wird an eine ungetheilte Masse gedacht; concreta hat bei Lucrez nicht die spätere Bedeutung des Einzelnen überhaupt, sondern nur des Zusammengewachsenen. Der vom Berg sich ablösende Fels (im folgenden Vers) ist nach der Ablösung dem Lucrez kein concretum mehr; senescere fordert etwas, das sich auflösen, theilen, auseinandergehen kann. Also würde concreta zu cedere nicht ebenso wie zu senescere passen. 2) Die Conjunktion steht bei dem Substantiv; videmus cedere et senescere concreta wäre ganz anders als videmus cedere et concreta senescere. Hier ist ein eignes Substantiv für cedere nothwendig.

Wenden wir uns nun zu den Handschriften, so findet sich an der Stelle sibi; nur die Ausgabe des Pius von Bologna — vielleicht aus einer Handschrift — brachte subito. Daraus bildete man das cun von cunque hinwegwerfend die seit Marullus in den meisten Ausgaben stehende Lesart: cedere proporro, subitoque senescere casu (Letzteres für credas), eine Conjektur, noch dazu ohne rechten Sinn; subito senescere casu widerspricht sich. Sibi aber gibt auch keinen Sinn außer etwa in Wakefields Erklärung, und auch da nur als Flickwort. Also scheint auch uns bloßes Rathen übrig zu bleiben? Doch nicht so ganz. Denn statt des leicht zu überspringenden Zauns der Handschriften tritt hier eine viel bestimmtere Schranke ein, das Metrum. Dieses läßt nur entweder Eine Länge oder zwei Kürzen zu. Dem Versmaß wäre völlig genügt mit cedere proporro res, aber hier darf nichts so Allgemeines und Abstraktes stehen, und außer jenem findet sich kein anderer einsylbiger Accusativ, der irgendwie hieher paßte. Also es ist jetzt nicht mehr Vermuthung, es ist gewiß, daß an der Stelle zwei Kürzen gestanden haben. Plurale aber aus zwei kurzen Sylben bestehend gewähren nur Neutra der zweiten Deklination, z. B. loca, aber nicht die Oerter weichen, sondern die Körper aus ihren Oertern. Von Participien bieten sich zwei an, sata — es geschieht wohl auch, daß Saatfelder von einer abschüssigen Fläche herabrutschen, aber dieß wäre nun zu speciell; das zweite sita, und wüßte ich eine einzige Stelle bei Lucrez, wo das Participium situs nicht bloß gelegen überhaupt, sondern gelagert oder gar

festgelagert bedeutete, so könnte sich dieß empfehlen. Gewiß also stand hier ein Substantiv. Eine vollständige Induktion aber würde zeigen, daß nur ein einziges der lateinischen Sprache alle Bedingungen dieser Stelle erfüllt. Demnach würde der ganze Vers so lauten:

Cedere proporro sola, conque senescere creta.

Sola ist das einzig mögliche, also gewisse, es ist außerdem ein Lucrezisches Wort, wie II, 592:

— multis succensa locis ardent sola terrae.

Der Zusatz terrae war in unserer Stelle überflüssig. Denn sola bezeichnet hier im Gegensatz mit dem, was sich von obenher ablöst, wovon im folgenden Vers die Rede ist, und wozu das conque senescere concreta den Uebergang macht, die Ebene, das Untere, oder was unter unsern Füßen ist. Lucretius will sagen: ganze Stücke vom Untern des Erdbodens sinken ein, das Obere löst sich ab. Hieraus erhellt auch, daß bei cedere nicht an Bergstürze zu denken ist, sondern an plötzliche Einsenkungen oder Vertiefungen des Erdbodens, die in Ländern, welche Wasser oder Feuer unterwühlt, häufig genug vorkommen.

Ueber eine Stelle Platons [1].

(de Legg. IV, pag. 716.)

Der Gegenstand, den ich mir heute zum Vortrag gewählt habe, scheint ebensowohl philosophische als sprachkundliche Erläuterung zu verlangen. Es ist ein von Platon erwähnter alterthümlicher Spruch, einer von den παλαιοῖς λόγοις, die Platon hier und da beizubringen liebt, und von denen ich nicht entscheiden will, ob sie, wie man gewöhnlich annimmt, von den Orphikern, oder den Pythagoreern, oder überhaupt von einem derjenigen Philosophen sich herschreiben, welche Aristoteles die Theologen zu nennen pflegt: denn deutlich genug unterscheidet sich in der Geschichte der griechischen Philosophie vor Aristoteles eine doppelte Linie von Denkern, der einen, welche außer den Thatsachen der Natur und des allgemeinen menschlichen Verstandesgebrauchs auch die religiösen Thatsachen, die mythologischen Ueberlieferungen in Betracht ziehen, der andern, die man als reine Vernunftforscher mit einem modernen Namen die Rationalisten in der Philosophie nennen könnte, wie ich denn neuerlich auch bei Brandis in seinem Handbuch der Geschichte der griechisch-

[1] Diese Abhandlung wurde in der gegenwärtigen Gestalt zwar erst in späterer Zeit, in einer Klassensitzung der Berliner Akademie, vorgetragen, sie stammt aber schon aus dem Ende der 20ger Jahre, was ein noch vorhandenes älteres Concept, so wie die Anwendung zeigt, welche von der hier gegebenen Erklärung der platonischen Stelle im philosophischen System gemacht ist (vgl. 2te Abth., Bd. 2, S. 83, Anm. und Bd. 3, S. 275). D. H.

römischen Philosophie eine ähnliche Unterscheidung bemerkt zu haben glaube.

Ich erinnere noch, daß Platon, wenn er aus der attischen Mysterienlehre entlehnter Sprüche oder Redensarten sich bedient, sie als solche bezeichnet; den *παλαιοῖς λόγοις*, die er erwähnt, ist also eine andere Quelle zuzuschreiben.

Derjenige, über den ich gegenwärtig mich äußern oder vielmehr die Aufschlüsse und Belehrungen der verehrten Mitglieder erhalten möchte, steht im IV. Buch von den Gesetzen p. 716 und lautet griechisch so:

> *Ὁ μὲν δὴ θεός (ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος) ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, εὐθεῖαν* (oder wie man jetzt liest *εὐθείᾳ*) *περαίνει κατὰ φύσιν περιπορευόμενος.*

Als Grundsatz für die Auslegung und Erklärung eines solchen in sententiöser Kürze ausgesprochenen Worts, das Platon zu erwähnen nicht unwerth erachtet, hat man wohl anzunehmen, daß es überhaupt sinn- und bedeutungsvoll sey, daß es nichts Müßiges enthalte, und der herausgebrachte Sinn zugleich alle Theile des kleinen Ganzen zu einem harmonischen Einklang verbinden müsse.

Der Zusammenhang, in welchem Platon des Wortes erwähnt, scheint auf den ersten Blick nur sehr indirekt etwas über den Sinn anzudeuten, welchen er selbst in dem Wort gefunden. Der alte Spruch scheint fast nur ein Juwel, das Platon zu erhalten und mit dem er seine Rede an einer bedeutenden Stelle zu schmücken die Absicht hatte.

Bekanntlich ist in dem IV. Buch der Gesetze der sogenannte Athener, unter dem manche den Platon selbst, Aeltere den Sokrates selbst wiewohl unnöthiger Weise sich gedacht haben, eben im Begriff, das Bild der Staatseinrichtung zu entwerfen, die er einer fingirten Colonie von Kretensern zu geben oder vorzuschreiben geneigt wäre. Hier, nachdem der wichtige Grundsatz ausgesprochen ist: in welchem Gemeinwesen immer das Gesetz überherrscht werde und daher ohne Ansehn sey, werde jenem der Untergang bereit seyn; wo im Gegentheil das Gesetz über die

Herrschenden herrsche und diese Sklaven des Gesetzes seyen, da werde Heil und werden alle Güter, welche die Götter Staaten verleihen können, ihm zu Theil werden — nachdem also dieser Grundsatz von dem Athener ausgesprochen und von Kleinias belobt ist, unterbricht jener die bisherige Vortragsweise und fragt, ob es den Mitunterrednern nicht passend scheine, daß er die bereits als angekommen und dort gegenwärtig anzunehmenden Colonen selbst anrede und auf diese Weise seine Ausführung vollende.

Nachdem auch dieß gebilligt, fängt die Rede mit Erwähnung des alten Spruches an: *Ἄνδρες, ὁ μὲν δὴ θεός, ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος κ. τ. λ.* Dem Spruch läßt der Athener zunächst diese Worte folgen: „Diesem aber (dem Gott) folgt stets nach die Gerechtigkeit (*δίκη*) als Bestraferin aller vom göttlichen Gesetz Abweichenden. Dieser nach ziehet jeder, der glückselig seyn wird, ohne von ihr zu lassen, mit gelassener würdiger Fassung (*ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος.*) Wenn aber einer entweder auf Vermögen oder auf Ehrenstellen oder auf Schönheit stolz, von Uebermuth geschwellt, und in Folge von Jugend und Unwissenheit so von Frechheit erfüllt ist, daß er weder eines Herrschers noch eines Führers (*ἡγεμόνος*) zu bedürfen, sondern wohl sich selbst fähig glaubt, andere anzuführen, ein solcher wird von dem Gott ganz bloß und verlassen (*ἔρημος θεοῦ*); in dieser Verlassenheit andere ähnliche zu sich nehmend, dadurch muthiger gemacht, bringt er alles in Verwirrung und scheint wirklich vielen etwas zu seyn; nach nicht langer Zeit aber, der Dike die gerechte Strafe bezahlend, richtet er sich selbst, sein Haus und seine Stadt gänzlich zu Grunde". Was nun hiernach der Vernünftige thun oder sich vorsetzen werde, fragt jetzt der Athener, und Kleinias antwortet: „Offenbar soll er vorzugsweise darauf bedacht seyn, wie er einer von denen seyn möge, die dem Gott nachfolgen". Welche Handlungsweise aber, fährt der Athener fort, wird die dem Gott genehme und ihm nachfolgende seyn? „Die eine, antwortet er, und die einen uralten Grund hat, nämlich, daß Gleiches, wenn es gemäßigt ist, dem Gleichen, Ungemäßigtes aber weder dem ihm Gleichen noch dem ihm Ungleichen, dem Gemäßigten, freund ist. Gott also wird uns in besonderem Sinn das Maß aller Dinge seyn, weit mehr als,

wie man zu sagen pflegt, irgend ein Mensch. Wer also diesem, in welchem das Maß aller Dinge ist, befreundet seyn will, muß, soviel er kann, streben auch ein solcher (nämlich ein Gemäßigter) zu werden, denn alsdann ist er ihm gleich, wie im Gegentheil der nicht-Besonnene und -Gemäßigte ihm ungleich, verschieden und eben dadurch ein ungerechter seyn wird".

So weit also möchte sich, daß ich mich so ausdrücke, der Wirkungskreis des vorausgeschickten Spruchs erstrecken. Denn jetzt geht die Rede darauf über zu zeigen, wie geziemend jedem Guten die Verehrung der Götter und der Umgang mit ihnen durch Gebet und Opfer sey; weiterhin wird Aehnliches gesagt von der den Eltern im Leben und nach dem Tode gebührenden Verehrung.

Es wird sich in der Folge zeigen, inwieweit dieser Verlauf der Rede sich benutzen läßt, über den philosophischen Sinn des vorausgehenden *παλαιὸς λόγος* Licht zu geben; vor der Hand haben wir uns mit dem unmittelbaren sprachlichen Sinn desselben zu beschäftigen, der, wie bei so kurzer Rede zu erwarten ist, auch seine Schwierigkeiten darbieten wird.

Vor allem nun wäre auszumachen, was der Hauptsatz bedeutet: *ὁ θεὸς ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων* — der Gott, der Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat — *εὐθεῖαν περαίνει;* es sind die letzten Worte, welche allein dunkel sind, zugleich aber sind sie die wichtigsten.

Wenn man die Worte, wie bisher, so versteht, daß *εὐθεῖαν* für *κατ' εὐθεῖαν,* scil. *ὁδόν,* demnach adverbialisch genommen wird, ist es für den Sinn gleichgültig, ob wie in den älteren Ausgaben, *εὐθεῖαν*, oder, wie jetzt durch Hrn. Professor Bekker aus Handschriften aufgenommen ist, *εὐθείᾳ* gelesen wird. Marsil. Ficinus, der *εὐθεῖαν* hat, übersetzt: Deus — recta peragit, der neueste lateinische Uebersetzer Platons (Ast), der *εὐθείᾳ* aufnimmt, recta perficit; Uebersetzungen, die, wenn man das Original nicht zur Hand nimmt, den falschen Sinn geben, Gott vollbringt Rechtes oder das Rechte. Was soll nun aber, *εὐθείαν* oder *εὐθείᾳ* adverbialisch genommen, *περαίνει* bedeuten? Wie das deutsche vollbringen, zu Stande bringen, hat auch das

griechische Wort stets den Accusativ des zu Vollbringenden mit sich, wie *περαίνειν τὸν λόγον*, die Rede, *τὴν κατηγορίαν*, die Anklage vollenden. Allein könnte es nur stehen, wenn der Accusativ unmittelbar vorausgegangen, wie wenn einer im Gespräch sagte: *μέλλω περαίνειν τὸν λόγον*, und der andere ihm erwiederte: *πέραινε*. Das bekannte Orakel, das dem Krösus antwortet, lautet bei Xenophon (Cyrop. VII, 2):

Σαυτὸν γιγνώσκων εὐδαίμων Κροῖσε περάσεις.

Aber auch hier ist der Accusativ vorausgegangen in der Frage: *τί ἂν ποιῶν τὸν λοιπὸν βίον εὐδαιμονέστατα διατελέσαιμι*. Ob aber *περαίνω* oder *περάω* im Griechischen so absolut gesetzt werden kann, wie im Deutschen, wenn man von einem Verstorbenen sagt: er hat geendet, oder vollendet, diese beiden Worte gesetzt werden, zweifle ich so lange, bis ich Beispiele davon sehe.

Sollte man etwa eine Ellipse zu Hülfe nehmen, dergleichen sonst wohl vorkommen möchte, daß der vollständige Sinn der Rede wäre: *θεὸς εὐθεῖαν περαίνει, ὅτι* oder *ἅττα περαίνει*?

Da indeß die recipirte Lesart in *εὐθεῖαν* einen Accusativus darbietet, da, welches numerische Uebergewicht der Handschriften für das vorgezogene *εὐθείᾳ* sprechen mag, die so nahe liegende adverbialische Deutung des *εὐθεῖαν* die Abschreiber ganz von selbst auf das gebräuchlichere *εὐθείᾳ* hinleiten mußte, so glaube ich nicht unrecht zu thun, wenn ich die frühere Lesart in Schutz nehme, aber die Worte übersetze: Der Gott, indem er Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat, vollendet den geraden Weg, oder bringt die geradlinige Bewegung zu Stande. — Dieß ist nun freilich ein philosophisch dunkler Satz, dessen näheres Verständniß unstreitig in dem nachfolgenden Participialsatz: *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος* zu suchen ist; gesetzt eben diese Worte wären früh entstellt worden, so könnte man sich um so weniger wundern, daß zu der bequemeren Erklärung von *εὐθεῖαν* Zuflucht genommen, und endlich lieber gleich *εὐθείᾳ* geschrieben worden.

Wir gehen also zu den letzten Worten fort, indem wir gern zugeben, daß, solang diese nicht ins Licht gesetzt sind, unsere Erklärung der ersten ungewiß und in die Luft gestellt scheint.

In den letzten Worten *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος* nun scheint mir das *κατὰ φύσιν* schlechterdings nur auf die Gottheit bezogen werden zu können, wie auch das secundum naturam circumiens des Marsil. Ficinus, und das secundum naturam omnia lustrans von Ast nur diesen Sinn ausdrückt. Ein Philologe von Namen, den ich auf die Platonische Stelle aufmerksam machte, übersetzte nachher gelegenheitlich (in der Anmerkung zu einem andern Schriftsteller) die Worte *κατὰ φύσιν περιπορευόμενος*: indem er (der Gott) in der Schöpfung umherwandelt. Aber ich frage 1) was soll dieß heißen, daß Gott in der Natur umherwandelt — was überhaupt, und was insbesondere hier? Ich gestehe, daß ich damit weder überhaupt einen Sinn, noch einen zu dem Spruch passenden oder diesen aufklärenden verbinden könnte. 2) Müßte, wenn die Natur gemeint wäre, meines Erachtens wenigstens *κατὰ τὴν φύσιν* gesetzt seyn. Das *κατὰ φύσιν*, der Natur gemäß, ist wie das lateinische secundum naturam z. B. vivere, so gewöhnlich, daß man hier unmöglich eine andere Bedeutung annehmen kann. 3) Auch die Verbindung, in welche die beiden Partikeln *κατά* und *περί* hiebei kommen würden, schiene mir ungriechisch. Wenigstens kommt bei Aristoteles in einer Stelle der *Οἰκονομικῶν* nicht *κατά* sondern einfach *τὰ ἱερὰ περιπορεύεσθαι* (fana Deorum lustrans) vor.

Wenn nun aber *κατὰ φύσιν* nur seine (die göttliche) Natur bedeuten kann, so stößt das so verstandene das *περιπορευόμενος* zurück; denn das *κατὰ φύσιν* deutet vielmehr auf eine natürliche und daher unwillkürliche als auf eine willkürliche Bewegung, das *περιπορεύεσθαι* aber gerade auf die freieste, wie sie beim bloßen Umherwandeln oder Herumgehen stattfindet, das durch bloße Lust und Laune sich bestimmen läßt, wie so weit die oben angeführte Uebersetzung omnia circumlustrans ganz angemessen ist, obschon das willkürlich eingeschobene omnia hinlänglich zeigt, wie kahl und nichtssagend das bloße *περιπορευόμενος* seyn würde, das, um einen bestimmten Sinn zu gewähren, durchaus einen Accusativ nach sich haben müßte.

Wird nun vollends das *περιπορευόμενος* in bloßer Apposition

zu dem Vorhergehenden gedacht, wie es denn nach dem bisherigen Verstand der Stelle nicht anders gedacht werden kann, wie schickt sich alsdann dieser wie ein Lustwandelnder umhergehende Gott zu dem **εὐθείᾳ περαίνων**, von dem zugleich gesagt ist, daß er Anfang, Mittel und Ende alles Seyenden hat?

Ein Gefühl, daß die beiden Verba, das im ersten Glied gebrauchte **περαίνειν** und das im zweiten **περιπορεύεσθαι** nicht wohl sich vertragen, sich ausschließen, und also in Einen Satz oder Gedanken nicht zusammenzuziehen sind, verräth sich auch in der Uebersetzung von Mr. Gron, welche seiner Zeit die Approbation von Ruhnkenius und Valkenaer erhalten hat. Der verständige Franzose übersetzt die Stelle so: Dieu, suivant une ancienne tradition, tenant en la main le commencement, le milieu et la fin de tous les êtres, marche toujours sur une ligne droite conformément à sa nature. Das **περιπορευόμενος** ist also hier ganz eliminirt und das **κατὰ φύσιν** zu **περαίνει** gezogen. Das Letzte wäre allerdings auch noch eine Möglichkeit; ein philosophischer Sinn ließe sich auch noch mit dem Satz verbinden, daß Gottes Natur der geradlinigen Bewegung gemäß sey, wie Kepler bemerkt: Antiqui curvum creaturis, rectam lineam Deo aequipararunt; oder wie im A. T. gesagt wird: Die Wege des Herrn sind gerad ausgehend. Aber was sollte alsdann das allein stehen gebliebene **περιπορευόμενος**? Müßte man das so allein gelassene nicht vollends über Bord werfen?

Das **κατὰ φύσιν** kann also nicht zum ersten Glied, sondern nur zu **περιπορευόμενος** gezogen werden, und da führen dann die bisherigen Bemerkungen von selbst darauf, daß die Worte (**κατὰ φύσιν περιπορευόμενος**) nicht in Apposition, sondern eher in Opposition zu den früheren zu fassen sind, und da ferner in diesen, wie man sie auch übersetze, immer von einem geraden Weg oder einer geradlinigen Bewegung die Rede ist, so liegt die Vermuthung wenigstens sehr nahe, daß statt **περιπορευόμενος** — **περιφερόμενος** zu lesen seyn möchte, das eigentliche, von den Pythagoreern auch in metaphysischer Beziehung gebrauchte Wort für umdrehende, rotirende Bewegung. Ich bemerke, daß diese Vermuthung freilich überflüssig seyn würde, wenn jemand,

was ich aber nicht für möglich halte, sich zu behaupten getraute, περιπορεύεσθαι könne wohl dasselbe wie περιφέρεσθαι bedeuten [1].

So gelesen (nämlich κατὰ φύσιν περιφερόμενος) würden die letzten Worte den ersten für sich unverständlichen, zur wirklichen Ergänzung und damit zugleich zur Erklärung gereichen, indem der ganze Spruch nun so lauten würde:

„Der Gott, der Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden hat, vollbringt den geraden Weg, während er seiner Natur nach umläuft, (oder wie sich ebenfalls übersetzen läßt, umlaufen würde)".

Hier stünde der nothwendigen Bewegung im zweiten Glied die geradausgehende, d. h. freie, im ersten entgegen. Man könnte dabei (die beiden Glieder nämlich so in Opposition genommen, nur in dem ersten Glied ein Wort vermissen, durch das der Gegensatz der freien Bewegung gegen die, welche κατὰ φύσιν geschieht, bestimmter ausgedrückt wäre.

Allein ich leugne, daß der Gegensatz im ersten Gliede nicht deutlich genug bezeichnet sey. Denn 1) ist das Wort περαίνειν ein Verbum eminentis actionis, wie schon aus seinen Nebenbedeutungen erhellt. Der Grieche hätte eine besondere Bezeichnung des Actus dabei so überflüssig gefunden, als wir es finden zu sagen: actu agere. Der Grieche versteht mit wenigem, und ich will nicht einmal geltend machen, daß wir hier einen Spruch vor uns haben, dessen Alter leicht noch über das der Herakleitischen hinausreichen könnte, zu denen wir, um sie für uns verständlich zu machen, so manche Bestimmungen hinzusetzen müssen, die für uns nöthig sind, für das einfache, noch nicht an so vieles Hin- und Herdenken gewöhnte Alterthum entbehrlich waren. Nur ist es bei den meisten Herakleitischen Sätzen oft sehr zweifelhaft, welche Bestimmungen hinzuzudenken sind, während hier die hinzuzudenkende Bestimmung der freien Bewegung aus dem Gesammtinhalt des ersten Gliedes sich von selbst ergibt. Denn es wurde 2) bei dem obigen Einwand übersehen, daß es nicht einfach ὁ θεός heißt, sondern ὁ θεὸς ἀρχὴν

[1] Böckh meinte, in einem so alterthümlichen Spruch gehe es wohl an περιπορεύεσθαι = περιφέρεσθαι zu nehmen, was ich denn utiliter acceptirte. (Nach dem Vortrag beigesetzte Note des Verfassers.)

τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, dieser Beisatz, den wir bis jetzt übergangen, verlangt jetzt nähere Betrachtung. Denn es ist keineswegs genau, wenn Marsil. Ficinus übersetzt: Deus principium finem, et media rerum continens, oder Professor Ast: Deus initium et finem et medium rerum omnium complectens; beide Uebersetzungen würden zulassen, den Satz auch von einem bloß wesentlichen, potentiellen in=sich=Haben zu verstehen; im Griechischen steht aber nicht συνέχων, auch nicht ἐν ἑαυτῷ ἔχων, es heißt schlechtweg ἔχων, und dieses ist, hier besonders, in dem alterthümlichen Spruch, nach der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung von einem wirklichen Haben, d. h. einem im Besitz, gleichsam in der Hand, demnach zugleich als Gegenstand Haben zu verstehen, wie der schon erwähnte Franzose mit richtigem Gefühl übersetzt: Dieu tenant en sa main le commencement, la fin et le milieu de tous les êtres. Dieses ἔχων zeigt also, wie der Gott hier gedacht ist. Dieß vorausgesetzt, so ist der Gott, der Anfang, Mittel und Ende d. h. die Momente der Bewegung, und zwar, wohl zu bemerken, voraus, nicht etwa erst im Ende hat — in dem Sinne hat oder besitzt, daß er mit ihnen machen kann, was er will (denn dieß heißt hier ἔχειν), dieser Gott ist nothwendig der selbstbewußte, der freie Gott, wie dagegen dem Gott in der bloßen φύσις, d. h. Unbewußtheit, gedacht, der Anfang, Mittel und Ende nicht auf diese Art in seiner Gewalt hat, daß er sie auseinanderhalten, sie auseinanderbringen, d. h. einander ungleich machen könnte, auch nur eine rotatorische Bewegung zukäme. Denn die nicht fortschreitende sondern umdrehende Bewegung entsteht eben aus dem Unvermögen, die Momente der Bewegung auseinanderzubringen, die bloß potentiell vorhandenen Unterschiede als aktuelle zu setzen. In welchem näheren Verhältniß dann übrigens der Urheber des Spruchs die zwei Bestimmungen des Gottes, der seiner Natur nach nur umlaufend, aber seiner Wirklichkeit nach der geradausgehende ist, gedacht habe, wäre ganz überflüssig erforschen zu wollen, da er selbst eben nur den Gegensatz ausgesprochen.

Diesen Gegensatz aber, um zu dieser Bemerkung jetzt fortzugehen,

in dem vorangehenden Spruch zu suchen, und also im zweiten Glied *περιφερόμενος* anzunehmen, nöthigt uns nun auch die nachfolgende Rede, in welcher ebenso Besinnungslosigkeit und besonnenes, dem Gott ähnliches Handeln einander entgegengesetzt werden, wie hier umdrehende und gerade fortschreitende Bewegung.

Die moralische und selbst metaphysiche Anwendung dieses Gegensatzes, der schon in den ersten Phänomenen oder Daseynsformen der Natur, in der Bewegung der sich umdrehenden Weltkörper und der Bewegung des in gerader Linie sich fortpflanzenden Lichts dem Menschen sich darstellt, geht durch das ganze Alterthum, und zwar auf die Weise, daß das Krumme, sich Umwendende (*τὸ περιφερές*, wie die Pythagoreer die *Δυάς* nannten,) als das minder Gute und Unselige, das Gerade als das Bessere und Gottgemäße erscheint. Was in moralischer Beziehung krumme und gerade Wege sagen wollen, weiß man auch bei uns. Aber selbst in wissenschaftlichen Unterscheidungen ist ja dieser Gegensatz zu erkennen. Denn wenn Aristoteles von der eleatischen Philosophie sagt, daß sie dem Kenner nur Schwindel errege und keine Hülfe, nämlich keine Erklärung gewähre, so will er damit ausdrücken, daß sie nicht von der Stelle komme, sondern nur auf demselben Punkt sich herumdrehe.

In jeder Bewegung, die nicht der des Gottes ähnlich, d. h. die nicht mit einem Vorauswissen von Anfang, Mittel und Ende verbunden ist, sieht die nachfolgende Rede des Atheners nur Unwissenheit (*ἄγνοια*) und Besinnungslosigkeit (*ἀνοησία*). Der Uebermüthige, der des Führers entbehren zu können glaubt und Gottes ganz los (*θεοῦ ἔρημος*) ist, bringt alles untereinander (*ἅμα πάντα ταράττων*), daß alles drunter und drüber (*ἄνω κάτω*) geht, wie in einer rotatorischen Bewegung. Dagegen wer selig leben will, dieser folgt dem Gott nach *ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος*, Worte, die ebenfalls einen Gegensatz zu dem Wüsten und Wilden einer drunter und drüber gehenden Bewegung ausdrücken; derselbe nimmt den Gott zum Führer oder Vorgänger (*ἡγεμών*), wie in der bekannten sogenannten samothrakischen Inschrift der Verstorbene rühmt, der Gott sey ihm Führer geworden (*λαχὼν θεὸν ἡγεμονῆα*),

und wie in dem Pindarischen Fragment, der schlagendsten Parallelstelle unseres Spruchs, gesagt ist: Wem Gott den Anfang gezeigt in jeglichem Werk, dem sey der gerade Weg, Tugend-Gewinnung und schöneres Ende gewiß,

Θεοῦ δὲ δείξαντος ἀρχὰν ἕκαστον ἐν πρᾶγος
Εὐθεῖα δὴ κέλευθος, ἀρετὰν ἑλεῖν,
Τελευταί τε καλλίονες —

(Das Verbum fehlt, und das *ἀρετὰν ἑλεῖν* nehme ich nicht als Supinum zu *κέλευθος*, sondern selbständig als Tugend-Gewinnen).

Hier haben wir also den von dem Gott eben durch seinen eignen Vorgang gezeigten Anfang, den geraden Weg und das schönere, mit dem Anfang gegebene Ende.

Gewiß, wer die Quelle von Pindars Gedanken anzugeben wüßte, könnte auch wohl unsrem *παλαιὸς λόγος* seinen Ursprung nachweisen.

Durch die vorgetragene Erklärung, scheint es mir, sind alle Theile des kleinen Ganzen unter sich und mit der nachfolgenden Rede in Beziehung gesetzt.

Wie ein sinnreicher Künstler in dem kleinen Raum eines geschnittenen Steins eine ganze Begebenheit darstellen kann, so ist, wenn man will, in dem kurzen und einfachen Spruch eine ganze Philosophie enthalten.

Nach der gegebenen Erklärung ist in ihm jedes Wort begriffen und als zweckmäßig erkannt; man sieht, warum und in welchem Sinn von dem Gott gesagt ist, daß er Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden besitze, und wozu die geradausgehende Bewegung erwähnt ist, da im zweiten Glied ihr die rotatorische, die umdrehende Bewegung entgegengesetzt ist.

Dennoch bin ich auf die gegebene Erklärung und die vorgetragene Vermuthung ganz willig zu verzichten, wenn meine verehrten Herren Collegen geneigt seyn und es der Mühe werth halten sollten, derselben Gründe oder eine andere haltbarere und besser begründete Erklärung entgegenzusetzen.

Ueber eine Stelle im homerischen Hymnus an Demeter[1].

V. 266—268.

Je wichtiger der Hymnus an Demeter, desto mehr liegt daran, daß der Text rein und fleckenlos. Nur Eine Stelle hat bis jetzt allen Versuchen widerstanden. Es sind die bekannten und vielfach behandelten drei Verse, welche in der Handschrift so lauten:

Ὥρῃσιν δ' ἄρα τῷ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συναυξήσουσ' ἤματα πάντα.

Statt des fehlerhaften *συναυξήσουσ'* wird zwar jetzt allgemein die Lesart *συνάξουσ'* angenommen: — *πόλεμον* — *ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ'* (*παῖδες Ἐλευσινίων*); wie Il. XIV, 448: *Τρῶες καὶ Δαναοὶ σύναγον κρατερὴν ὑσμίνην.* Allein außerdem daß *ἀλλήλοισι συν* . . keinen angenehmen Zusammenstoß bilden, widerstrebt der Sinn dieser Worte dem Zusammenhang der ganzen Stelle. Die Stelle gehört nämlich zu der Rede der Demeter, womit sie die Voreiligkeit der Metaneira straft, und dieser verkündet, daß der Sohn, den sie (die Göttin) — bei Tag mit Ambrosia salbend, bei

[1] Im Auszug mitgetheilt im dritten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

Nacht in Gluthen bergend (238—240) — „unalternd stets und unsterblich“ zu machen die Absicht gehabt habe, nunmehr dem Verhängniß verfallen sey; dem fügt sie nun den Trost bei, himmlischer Ruhm werde gleichwohl den begleiten, welcher einmal als Kind auf ihrem Schooße geruht und in ihren Armen geschlummert habe. Hier aber fällt nun die Rede gänzlich aus dem Zusammenhange, wenn die Göttin (nach der Uebersetzung in Creuzers Symbolik und Mythologie IV, 258) fortfährt:

Drum mit den Jahreszeiten, nach rollender Jahre Vollendung
Werden ihm Krieg und entsetzliche Schlacht die eleusischen Kinder
Untereinander erregen auf immerwährende Zeiten.

Weil ihm (dem Demophon, v. 235) unsterblicher Ruhm beschieden sey, darum sollen, wenn er zu Jahren gekommen sey, die Eleusinier unaufhörlichen Krieg untereinander führen. Wäre geweissagt, die Eleusinier werden unter Anführung ihres künftigen Herrschers immerwährend siegreich gegen alle Feinde seyn, so wäre ein Zusammenhang in der Rede; aber nie aufhörender Bürgerkrieg (das Gräßlichste) dem Herrscher vorausgesagt, dem unsterblicher Ruhm verheißen ist, wäre eine traurige Weissagung. Voß hilft nach, indem er ein „aber“ einschaltet:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung;

dieß ist jedoch willkürlich, dieser Uebergang liegt nicht im Text. Ferner: *ἄρα* hat nicht adversative Bedeutung und hebt die ohnedieß schwache in *δέ* vollends auf; *ἄρα* hat vielmehr explicative Bedeutung = nämlich (häufig bei Homer: wie Il. IV, 398: *Μαίον' ἄρα προέηκε*, ebenso Il. I, 308: *Ἀτρείδης δ' ἄρα* — hierauf aber.)

Die Schwierigkeit (die geringste ist, daß man von einem Bürgerkrieg nichts weiß) — suchte man auf verschiedene Art zu heben. Ilgen hat die Stelle eingeklammert, als Randglosse. Desperationsmittel. Hermann ergriff ein anderes Desperationsmittel, er nahm eine Lücke von etlichen Versen NB. nach *ἤματα πάντα* an, worin vom Tode des Demophon die Rede sey. Damit ist nichts geholfen, als daß kein ewiger Krieg, was in dem *ἤματα πάντα* nicht liegt. Creuzer wollte den

Krieg als einen allegorischen erklären: ihm (dem Demophon zu Ehren) sollen in der Folge mit den Jahreszeiten Festspiele gefeiert werden, die einen allegorischen, mystischen Kampf — den Kampf des Geistes mit dem Fleische, der Vernunft mit der Materie darstellen sollen! Allein wären auch die Beweise aus Porphyr und andern Neuplatonikern bündiger als sie sind, so wäre doch hier ein solcher mystischer Sinn ganz fremd und unterbrechend. Auch ist Creuzers Auslegung durch das *ἐν ἀλλήλοισι*, untereinander, widerlegt.

Ein Gedanke ist übrig, auf welchen noch niemand gekommen. Nämlich eigentlich wäre das Gegentheil von dem zu erwarten, was der Text ausdrückt, so wie er bisher lautet; man erwartet die Verkündigung eines fortwährenden Friedens (= Glück einer Herrschaft); eine Art von messianischer Weissagung, wie bei den Propheten: „Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen" (Jes. 2, 4. Mich. 4, 3.). — „Denn aller Krieg mit Ungestüm (*πόλεμος καὶ φύλοπις αἰνή*) und blutiges Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehret werden" (Jes. 9, 5). — Im Text freilich, wie er jetzt ist, steht davon nichts. Da aber einmal der Text verbessert werden muß, warum ihn nicht vielmehr in umgekehrtem Sinn verbessern? — Demnach würde ich die Stelle so fassen:

Wenn ihm nämlich (*τῷ γε*, nicht *τοῦ γε*, und nicht zu beziehen auf *συνάξουσ'*, sondern auf *περιπλομένων*) mit den wiederkehrenden Zeiten (*ὥρῃσιν*, wie so oft bei Homer, z. B. Odyss. II, 107: *ἀλλ' ὅτε τέτρατον ἦλθεν ἔτος, καὶ ἐπήλυθον ὧραι* — und die bestimmten Zeiten wiederkehrten, die eben das vierte Jahr vollbrachten. Ebenso Hesiod. Theogon. v. 58: *ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ' ἔτραπον ὧραι*) die Jahre verflossen seyn werden — (die Jahre sind ihm vollendet [Dativus commodi] heißt: er ist herangewachsen zur Herrschaft; gerade so: *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* Hesiod vom heranwachsenden Zeus) werden die Kinder der Eleusinier Krieg und Schlachtgetümmel unter sich aufheben, ruhen lassen. — Dieser Sinn ist zu erhalten durch eine, wie mir scheint, ganz einfache Verbesserung, wornach die ganze Stelle so lautet:

Ὤρῃσιν δ'ἄρα τῷ γε περιπλομένων ἐνιαυτῶν
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισιν ἈΝΕΞΟΥΣ' ἤματα πάντα:

Ἀνέξουσ' von ἀνέχω, cohibere, wie das Häufige: ἀλλ' ἄνεχ' ἵππους bei Homer; ἀνοχὴ πολέμου setzt ein ἀνέχειν πόλεμον voraus. Das Wort kann prosaisch erscheinen, aber überhaupt nähert sich besonders dieser Hymnus in vielen Stellen der Einfachheit der Prosa. Behaupten will ich jedoch nur, der Sinn müsse dieser seyn. Mißfällt das ἀνέξουσ', so muß ich anderen überlassen, das Bessere zu finden. — Warum der Sinn gerade so ausgedrückt worden, warum nicht geradezu: sie werden Frieden halten, ist begreiflich. Denn Friede, Ruhe sind negative Begriffe, insofern unpoetisch; indem aber Krieg und Schlacht, das Positive, gesetzt und verneint werden, wird der Ausdruck poetisch.

Ich bemerke noch, daß zu der ganzen Stelle verglichen werden könnte Hesiods Ἔργα καὶ ἡμέρ. 118. 119, wo von dem zweiten silbernen Menschengeschlecht gesagt ist:

ὕβριν γὰρ ἀτάσθαλον οὐκ ἐδύναντο
Ἀλλήλων ἀπέχειν —

„nicht abhalten voneinander (unterlassen gegen einander) konnten sie frevelnden Trotz". Man könnte daher auch dort statt des vorgeschlagenen ἀνέξουσ' an ἀπέξουσ' denken, wenn nicht die Präposition ἀπό auch dort wie hier den Genitivus Personae forderte, also ἀλλήλων statt ἐν ἀλλήλοισιν. Ließe sich dieß rechtfertigen, so würde die Hesiodische Stelle freilich sehr für ἀπέξουσ' sprechen.

Ueber die arabischen Namen des Dionysos [1].

Die Veranlassung zu den nachfolgenden Bemerkungen gibt mir die Stelle des Herodot (III, 8), in welcher er von den Arabiern sagt: „Sie halten allein den Dionysos und die Urania für Götter. Den Dionysos nennen sie Urotal, die Urania aber Alilat". Ich glaube diese Stelle sogleich mit einer zweiten (I, 131) in Verbindung bringen zu müssen, wo Herodot zwar von den Persern spricht, aber gelegenheitlich derselben wieder der Verehrung erwähnt, welche die Arabier der Urania erweisen. Von den Persern sagt er: „Bildsäulen, Tempel und Altäre sind ihnen ungebräuchlich. Ja sie strafen die, welche solche errichten, und zwar, wie ich glaube, weil sie nicht wie die Hellenen die Götter unter menschlicher Gestalt sich vorstellen. Dem Zeus (d. h. ihrem höchsten Gott) pflegen sie auf den höchsten Berggipfeln zu opfern, indem sie den gesammten Himmelsumlauf (die gesammte himmlische Bewegung, *τὸν πάντα κύκλον τοῦ οὐρανοῦ*) Zeus nennen. Sie bringen ihre Opfer der Sonne, dem Mond, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Wenigstens opferten sie anfänglich nur diesen. Dazu aber lernten sie von den Assyriern und den Arabiern auch der Urania opfern, die sie (die Perser) Mitra nennen. Die Assyrier nennen sie Mylitta, und die Arabier Alitta".

Ohne jetzt auf tiefere Untersuchungen mich einzulassen, zu welchen diese beiden Stellen reichliche Veranlassung gäben, ist es bloß meine

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

Absicht, mich mit der Erklärung der Namen zu beschäftigen, welche in diesen Stellen erwähnt werden. Da diese Namen solche sind, welche die Arabier ihren zwei allein verehrten Gottheiten beilegten, so kann wenigstens die Sprache nicht zweifelhaft seyn, aus der sie genommen sind. Namen arabischer Gottheiten werden auch der arabischen Sprache angehören; ihre Etymologie ist also in dieser Sprache zu suchen.

Ich beschäftige mich zuerst mit dem Namen Alilat. Es war lange Zeit gewöhnlich, in allen Gottheiten nur Sonne und Mond zu sehen. Unstreitig hat diese beliebte Sonnen- und Mond-Hypothese Veranlassung gegeben, daß, soviel mir bekannt, zuerst Joseph Scaliger den Namen Alilat aus dem arabischen هلال erklären wollte. Allein das arabische Hilal bedeutet nicht den Mond schlechthin, sondern nur den Neumond, wie auch das Verbum هَلَّ (apparuit, splendere coepit) eben vom Neumond gebraucht wird. Wäre ferner die Alilat nur wieder der Mond, so müßte in der von den Persern handelnden Stelle auch die Mitra, welche für einerlei mit der arabischen weiblichen Gottheit ausgegeben wird, nur der Mond seyn, wie es denn freilich Erklärer gegeben hat, die in der Mitra auch nur den Mond sehen wollten. Allein welcher Sinn oder Zusammenhang wäre alsdann in der Stelle des Herodot, der von den Persern sagt: „sie haben zuerst nur den gesammten Himmel als höchsten Gott, dann Sonne und Mond verehret"; hierauf aber fortfährt: „Dazu (mithin später und als etwas neu Hinzugekommenes) haben sie aber auch die Mitra verehren lernen (ἐπιμεμαθήκασι)". Offenbar ist sowohl die Mitra, als eben darum auch die mit ihr verglichene Alilat der Arabier eine bereits mythologische Gottheit. Andere Erklärungen, die versucht wurden, übergehe ich, kann aber nicht umhin, meine Verwunderung zu äußern, daß die natürlichste und von selbst sich darbietende übersehen worden, vielleicht nur der falsch accentuirten Aussprache wegen. Spricht man Al-ilat, so ist klar, daß Al nichts anderes als der arabische Artikel ist; ilat aber ist das Femininum vom arabischen Ilah, Elah, Gott. Arabisch würde der Name Alilahat lauten, die Göttin (die Göttin schlechthin, weil die Arabier außer ihr keine andere kannten). Im Griechischen, das keine Aspiration in der

Mitte des Wortes kennt, konnte Al-ilahat nicht anders ausgedrückt werden als durch ἀλιλάτ — Durch diese Erklärung erhält das Wort noch eine andere Merkwürdigkeit, indem man sieht, daß Herodot das ה punctatum dieses Feminini wirklich als T hörte.

Soviel von dem arabischen Namen der Urania. Ich gehe nun zu dem Namen des Dionysos über. Nach der seit Wesseling angenommenen Lesart lautet er: *Οὐροτάλ*. Schweighäuser hat *Ὀροτάλ*, was in einigen Ausgaben früher sich fand und auch eine Handschrift hat. Wesseling, der in den beiden Gottheiten auch nur Sonne und Mond sehen will, sagt: in *Οὐροτάλ* manifesto Hebraeorum et Arabum אור, lumen, lux; allein Wesseling irrt sich, wenn er glaubt, im Arabischen habe das Wort אִור die Bedeutung lux wie im Hebräischen. Die zweite Sylbe tal hat Reiske erklärt durch Umbra; der ganze Name also wäre Lux et Umbra; Reiske meint, der Name enthalte die ganze Theologie der Araber und des Orients gleichsam in nuce. „Lux illorum in disciplina boni origo, umbra mali". Wesseling bemerkt aber schon: ex bono et malo eidem Numini cognomen impingere, incongrui quidquam habet. Auch ist jene Lehre von Licht und Finsterniß den Arabiern ganz fremd. Bochart findet ein ohngefähr gleichlautendes arabisches Wort, das pinguis bedeutet; das, meint er, passe auf Bacchus sehr gut! Von solchen Nebenvorstellungen haben aber die Völker ihre Götternamen nicht gebildet. Weit eher läßt sich Pocockes Erklärung hören; er meint, man sollte Ulotal oder Olotal lesen; dann wäre der Name das gewöhnliche ألله, تعالي, Deus excelsus, supremus. Ich hätte gegen diese Erklärung nichts einzuwenden, wenn mir die Bezeichnung für eine so bestimmte Persönlichkeit als Dionysos nicht zu allgemein schiene.

Vor allem nun glaube ich, ist die richtige Lesart festzustellen. Vor Wesseling nämlich stand in den meisten Ausgaben nicht *Οὐροτάλ*, sondern *Οὐροτάλτ*. Wesseling wenigstens sagt: vulgo *Οὐροτάλτ*. Diese Lesart hat außer der Mehrzahl der Ausgaben auch noch die Mehrzahl der Handschriften für sich. Wesseling meint, das taw sey von dem folgenden *τήν* (*δὲ Οὐρανίην*) herüber gekommen. Aber weit wahr-

scheinlicher ist, daß es von dem gleich folgenden τ in τήν verschlungen worden. Eine Bodleyanische Ausgabe, die Pococke am Rand der hieher bezüglichen Stelle seines Specimen hist. arab. anführt, hat sogar Ουροτάλατ, und ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, dieß für die richtige Lesart zu halten. Indeß bin ich schon mit Ουροτάλτ zufrieden.

Nach hergestellter Vollständigkeit des Namens glaube ich nun, es sey nicht schwer in dem αλατ der Bodleyanischen Handschrift, oder, geleitet durch diese, in dem zusammengezogenen αλτ wieder das Femininum von Allah, Gott — Allat, die Göttin — zu erkennen. Wie im Mascul. Allah, statt Al-Ilah, so kann auch im Femininum der Artikel mit dem Hauptwort zusammengezogen werden. Dieses Femininum kann griechisch nicht anders als allat (bei schneller Aussprache alt) lauten. Urotalt oder Urotalat ist also ein zusammengesetztes Wort. Angenommen, daß der letzte Theil richtig erklärt ist, so kann der erste Theil, Urot, gemäß der Construktionsweise der arabischen Sprache, mit alat nur in statu constructo stehen. Letzteres also kann nur im Genitiv gedacht werden. Wie könnten wir nun die Lücke vor . . . Deae besser ausfüllen als mit progenies, filius? — Wie läßt sich dieß aber arabisch denken? — Ich will nicht wie Pococke darauf antragen, daß man οὐλοτάλτ lese; in diesem Fall wäre der Sinn, progenies, soboles Deae, ganz klar; ولد von وَلَدَ, peperit, heißt partus, soboles. Ich meine aber, wer die häufige Verwechslung von R und L, selbst in Eigennamen, kennt, und wie alle Völker, die Griechen besonders, ausländische Namen sich bequemer, mundgerechter machen, wird zugeben, daß auch Urot-Allat als Ulod-Allat erklärt werden dürfe.

Diese Erklärung gewährt den Vortheil, daß alsdann in der Bezeichnung zugleich das Verhältniß von Mutter und Sohn, in welchem sich die Arabier ihre zwei einzig verehrten Gottheiten, die Urania und den Dionysos, gedacht haben, ausgedrückt ist, ein Verhältniß, das sodann fernere, für den Begriff dieser Gottheiten folgenreiche Schlüsse erlaubt. Nur hört Urotalt ebenso wie früher Alilat auf, Nomen proprium zu seyn, wofür beide Namen bis jetzt angesehen wurden. Man könnte vielleicht einwenden, warum nicht auch hier das gewöhnliche Ibn

statt des seltenen Wuld oder Wulod (das im Griechischen nicht wohl anders als οὐλόδ lauten konnte) gesetzt ist. Es ließe sich antworten: eben weil Ibn gemein und in menschlichen Namen gewöhnlich ist, wird es bei einer Gottheit nicht angewendet. Ich bemerke jedoch, daß auch für menschliche Namen im Arabischen der Gebrauch dieses Wortes wenigstens nicht ganz ungewöhnlich ist. Niebuhr in seiner arabischen Reisebeschreibung führt mehrere Familiennamen maronitischer Prinzen an, die mit Ulod ebenso zusammengesetzt sind wie die gewöhnlichen mit Ibn, und wie Herr Jakson bemerkt im Journ. asiat. T. V, p. 115 und folg.: le terme Wold est invariablement employé dans les noms propres des Chelews, comme Ibn dans les noms propres des Arabes. Die Chelews sind ein Stamm der westlichen Araber, arabisch redende Einwohner der Barbarei.

Sollte es nun gelungen seyn, den Namen οὐροτάλτ auf diese Art richtig zu erklären, so gehe ich zu dem Namen fort, den Herodot der arabischen Urania in der andern Stelle gibt, wo von den Persern die Rede ist. Dieser lautet Alitta. Vorausgesetzt nun, daß die Göttin als Mutter des Dionysos gedacht werde, erhält die Erklärung, welche schon Selden von Alitta gegeben, eine große Wahrscheinlichkeit. Alitta wäre nach derselben والدة, die Gebärerin.

Es ist für die Geschichte der Dionysos-Idee eine große Merkwürdigkeit, daß sie Herodot zuerst bei den Arabiern findet, bei einem Volk, welches jenem ältesten Monotheismus, der nur Ein Princip, nämlich das große Princip der Natur (des Himmels und der Erde) verehrte, noch am nächsten, nur zwei Gottheiten statt der Einen erkannte, die Urania, den weiblich gewordenen Uranos, und den Dionysos als den im Verhältniß zu ihr geistigen Gott. Unstreitig ist dieser Dualismus (wo sich der Polytheismns noch auf zwei Gottheiten, eine weibliche und eine männliche beschränkt) das eigentliche Zwischenglied zwischen jenem ältesten Monotheismus (den ich freilich nur in einem relativen Sinn so nennen kann) und dem späteren entschiedenen Polytheismus. — Wenn Voß den Herodot, der in dem ägyptischen Osiris den griechischen Dionysos erkennt, als einen von ägyptischen Pfaffen

beschwatzten, hinters Licht geführten Fabler behandelt, so hätte er billig auch von arabischen Pfaffen sprechen sollen, die den Gott, den sie Ulodalat nannten, dem Herodot als Dionysos einredeten. Aber von arabischen Pfaffen läßt sich freilich weniger plausibel als von ägyptischen reden.

Nachdem es nun aber eine unzweifelhafte Thatsache ist, daß der Dionysos zuerst den Arabiern bekannt war, so entsteht natürlich die Frage, ob nicht auch andere Namen desselben Gottes arabisch seyn mögen. Von einem dieser Namen ist dieß sogar historisch bezeugt. Hesychios unter dem Worte *Δουσάρης* sagt: dieß sey der Name des Dionysos bei den Arabern.

Eben dieß sagt Stephanus Byzantinus. Schon Pococke hat den Namen aus dem Arabischen abzuleiten gesucht. Er hält ihn für einen zusammengesetzten und erklärt die erste Sylbe aus dem arabischen ذو (das aber in der Vulgärsprache wie Du lautet) Dominus; in *σαρης* will er den Namen einer arabischen Stadt Schri sehen. Was den ersten Theil der Erklärung betrifft, so ist sie zu natürlich und das arabische Du wird zu häufig in Zusammensetzungen gebraucht, als daß man an ihrer Richtigkeit zweifeln könnte. Ueber den zweiten Theil der Erklärung kann man zweifelhafter seyn. Das arabische Du wird nicht bloß mit Gegenständen des physischen Besitzes, z. B. einem Lande, einer Stadt u. s. w., sondern, ebenso wie das hebräische בעל, auch mit geistigen und moralischen Gegenständen verbunden; z. B., Dominus consilii heißt einer, der Rath weiß, daher ein Rath (im persönlichen Sinn), ein Rathsherr. Ich glaube also vorschlagen zu dürfen, den Namen zu erklären als ذو الزّرع (sprich: Du-Ssari), Herr, d. h. Besitzer, und daher auch Geber des Saatkorns, des Samens. Bekanntlich wird Dionysos überall neben Demeter als Einsetzer des Ackerbaus angesehen. Von Osiris, dem ägyptischen Dionysos, bezeugen es die Attribute, die ihm in Bildern beigelegt werden, ebenso wie die bekannten Verse des Tibull:

Primus aratra manu sollerti fecit Osiris, etc.

Von den übrigen Namen des Dionysos ist es zwar nicht historisch

bezeugt, daß sie unter den arabischen Völkern selbst gebräuchlich waren. Da aber einmal unwidersprechlich Arabien das Geburtsland des Dionysos ist, so darf man wenigstens für möglich halten, daß auch andere Namen, insbesondere solche, für die es in andern Sprachen, und namentlich in der griechischen, keine mögliche oder wenigstens keine befriedigende Etymologie gibt, — daß auch diese arabischen Ursprungs seyen. Schon Pococke hat dieß mit mehreren versucht. Es ist wohl kein Zweifel, daß der Name Bacchos, ebenso wie der spätere Iacchos, durch den Laut irgend eines Festrufs entstanden sey. Ein solcher, der mit dem Namen *Βάκχος* übereinkäme, findet sich aber im Griechischen nicht, wohl aber, wie Pococke gezeigt hat, im Arabischen, da بخ, Bach, eben so viel ist als Euge, Io, so daß in dem Ruf Io-Bacche beides, der arabische und der griechische Laut, beisammen wäre.

Den Namen Dionysos erklärt ebenfalls Pococke schon aus dem bereits erwähnten Du, und aus dem Namen der Stadt Nysa, als Dominus Nysae, denn im arabischen Nysa sollte der Gott geboren seyn. Schon Diodor von Sicilien leitet den Namen Dionysos von der Stadt Nysa her. Herr Dr. Paulus hat sich in einer Recension der Heidelberger Jahrbücher viele (großentheils überflüssige) Mühe gegeben, Etymologien aus dem Hebräischen, deren Urheber es an Kenntniß selbst der ersten Regeln der hebräischen Grammatik fehlte, zu widerlegen. In dieser Recension macht er den Vorschlag: Dionysos aus dem arabischen Di (Dominus) — Di lautet aber das Wort nie im Nominativ — und aus dem arabischen anison, sanft, zahm, menschlich, zu erklären. Herr Dr. Paulus trägt zwar die Vermuthung nur scherzweise vor; vielleicht hat es jedoch der gelehrte Mann im Scherz besser als sonst wohl zuweilen im Ernst getroffen; ich gestehe, daß ein Zusammenhang des Namens mit אנוש, Mensch, mir schon immer wahrscheinlich war; der Herr oder Gott des Menschen (des wahrhaft menschlichen Lebens, nach dem *θηριωδῶς ζῆν* der frühern Zeit) ist der wahre Charakter des wohlthätigen Gottes.

Ein anderer, von griechischen Schriftstellern, aber nicht als griechischer, sondern als thrakischer erwähnter Name des Gottes ist Bassareus.

Creuzer meint, der Name komme von der Bassara, dem bunten Gewand asiatischer Bacchuspriester und des Gottes selbst her. Sylvestre de Sacy, in den Anmerkungen zu Sainte-Croix Histoire des mystères du Pagan., meint: umgekehrt wäre natürlicher, den Namen des Gewandes von dem Gott herzuleiten, der es trug. Er selbst wundert sich, daß man nicht an die idumäische Stadt Bostra gedacht habe. Wenn aber Bassareus nichts weiter bedeutete als den Gott von Bostra, so war er für die Natur des Gottes ganz unbedeutend und eigentlich ein völlig inhaltloser. Verlangte man also eine bezeichnendere Etymologie, so würde ich an das arabische Verbum بشر erinnern, das, mit dem Accusativ der Person construirt, so viel heißt als laeto nuncio exhilaravit; davon בְּשׂרִי, fröhliche Botschaft, was im Arabischen überhaupt für Evangelium gesetzt wird, so wie ein von demselben Wort gebildetes Substantivum in den Stellen der Propheten gebraucht wird, wo von den Boten, die Friede verkündigen, Gutes predigen, „Heil verkünden", die Rede ist. Als eine Art von Evangelium, als eine fröhliche Botschaft wurde aber auch die Einsetzung des Dionysos — er selbst wurde als ein Σωτήρ, als ein Heiland, gedacht, der vom früheren thierähnlichen, stumpfen, sinnlosen Leben die Menschen erlöst. Daß der Zustand vor oder ohne Dionysos als ein schlimmer, trauriger, der mit Dionysos gekommene als ein besserer, sittlicherer gedacht wurde, erhellt auch aus den Worten, die der Eingeweihte in den Mysterien sprach: *ἔφυγον κακόν, εὗρον ἄμεινον,* ich bin dem Bösen entflohen, ich habe das Gute gefunden.

Doch, wie gesagt, die letzten Erklärungen, die sich auf Namen beziehen, welche nicht historisch als arabische bekannt sind, gebe ich bloß als Möglichkeiten oder Vermuthungen, auf die ich keinen weiteren Werth lege, als den man ihnen freiwillig zugestehen will[1].

[1] Man vergl. zu dieser Abhandlung die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Bd. 2, S. 255—257. D. H.

Ueber das Alter kyklopischer Bauwerke in Griechenland [1].

Bekanntlich hat J. H. Voß viele Mühe sich gegeben, um manche Vorstellungen, die man in hellenische Urzeiten zurück- und schon im Homerischen Zeitalter voraus gesetzt hatte, tiefer herab zu setzen und als Erfindungen oder Erzeugnisse einer späteren Zeit darzustellen. Wie weit ihm dieses anderwärts gelungen, ist hier um so weniger der Ort zu untersuchen, als es dabei vor allem darauf ankommen möchte, ob man den Fortgang der hellenischen Bildung überhaupt als einen bloß mechanischen sich vorstellt, wobei nämlich das Spätere zu dem Früheren nur zufällig hinzukommt, oder als einen organischen, wobei von Anfang bis zu Ende alles mit einer gewissen Nothwendigkeit aus einem ersten Keim sich entwickelt, in welchem eben darum auch das später Hervortretende schon enthalten seyn mußte. Da Voß auf diesen Unterschied nicht geachtet hat, und überall nur ein atomistisches Nacheinanderentstehen voraussetzt, ein organischer Entwicklungsgang der oben bezeichneten Art aber von der andern Seite ebensowenig allgemein anerkannt ist, so kann bis zur Entscheidung jener Vorfrage der von Voß angeregte Streit füglich auf sich beruhen.

Nach Voß indeß haben Schüler und Nachtreter desselben sein Verfahren auch auf andere Gegenstände der Alterthumsforschung angewendet, die einer speciellern Entscheidung fähig sind; namentlich hat ein solcher Voßischer Schüler schon vor einigen Jahren die Behauptung aufgestellt, die sogenannten kyklopischen Bauwerke seyen durchaus nachhomerisch, der homerischen Zeit völlig unbekannt. Nicht als ob

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

man den großentheils nur seichten Gründen eines solchen Kritikers, der, wie es scheint, noch nicht allzulange die Schulbänke verlassen hatte, ein Gewicht beilegte, sondern weil diese Erörterung eine Gelegenheit geben wird, über einen an sich interessanten Gegenstand der Alterthumsforschung einiges bis jetzt nicht Bemerkte hervorzuheben, bitte ich, der Klasse heute über das Alter der kyklopischen Bauwerke in Griechenland einiges vorlegen zu dürfen.

Eine nothwendige und unumgängliche Vorfrage aber scheint diese: wer die Kyklopen sind, die als Baumeister jener mit Erstaunen erwähnten Werke genannt werden? Diese Werke sind, wie bekannt, theils unterirdische: Labyrinthe, Grottenwerke, ähnlich den indischen in Felsen ausgehöhlten Tempeln; theils oberirdische, in kolossalen Massen, entweder aus unbehauenen ungeheuren Steinen ohne Cement aufgethürmte, oder aus unregelmäßigen Polygonen zusammengefügte Bauten.

In der Theogonie des Hesiodos sind die Kyklopen bekanntlich Söhne des Uranos, welche aber der Vater gleich nach der Geburt wieder in die Tiefen der Gaia einschließt, daß sie das Licht nicht sehen. Erst ein nachfolgender Gott, Zeus, befreit sie, und erhält dagegen von ihnen den Blitz und den Donner, mit denen er die Titanen bezwingt. Die Kyklopen gehören also durch ihre Geburt einer früheren, ja der ältesten Zeit an; da aber diese frühere Zeit sie nicht zum Daseyn kommen läßt, so erhalten sie die doppelte Stellung, gegen die frühere, in Opposition mit ihr, gegen die spätere, ihr behülflich und dienstlich zu seyn, aber im bloßen Verhältniß untergeordneter Werkzeuge, indem sie dem jetzt herrschenden Gott im Kampf gegen die Mächte der früheren Zeit beistehen. So in der Theogonie des Hesiodos. In der Odyssee dagegen sind die Kyklopen ein menschenähnliches, aber noch Göttern vergleichbares Geschlecht, das jedoch über die Götter der späteren, milderen Zeit sich hinaussetzt, und so als einer früheren angehörig sich verkündet. Aber eben dieses Geschlecht, dem übermenschliche Stärke beiwohnt, hat in der Odyssee bereits weitausgehöhlte Felsen oder Felsengrotten zu seinem Wohnort, nicht bloß natürliche, wie es scheint, sondern wohl zum Theil schon durch Kunst erweiterte und bearbeitete.

Das Epitheton γλαφυρός, das in der Odyssee (2, 20 und anderwärts) von der Höhle des Polyphemos gebraucht wird, bedeutet zwar nicht nothwendig künstlich Ausgehöhltes, wie in γλαφυρὴ ναῦς, und mag zuweilen auch von bloß natürlich Ausgehöhltem gebraucht werden; aber die Beschreibung der Höhle des Polyphemos und ihrer verschiedenen Abtheilungen deutet doch auf menschliche Nachhülfe.

So hätten wir denn, was meines Wissens bis jetzt nicht bemerkt ist, in der Odyssee schon Grotten und Felsenhöhlen als kyklopische Werke, und wenigstens von Kyklopen-Werken in diesem Sinn war bereits in der homerischen Zeit die Rede. Die nähere Charakteristik dieses kyklopischen Menschengeschlechts ist in dem neunten Gesang der Odyssee von V. 105 bis 115 gegeben; eine Stelle, welche Voß folgendermaßen übersetzt:

Also steurten wir fürder hinweg, schwermüthiges Herzens.
Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst', und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern.

Auch hier, wie anderwärts, hat Voß durch seine übertriebenen Ausdrücke zum Theil einen falschen Sinn in die Worte gebracht. Unter ungesetzlichen Frevlern, das für ὑπερφίαλοι ἀθέμιστοι gesetzt wird, könnte man auch Menschen sich vorstellen, die vorhandenen Gesetzen frevelhaft Hohn sprechen; ἀθέμιστοι sind aber solche, die noch gar nicht unter Gesetzen, die außer aller bürgerlichen Gesellschaft und Verbindung leben, wie der nachfolgende Vers hinlänglich erläutert: „Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des

Volkes", Τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες. Ἀθέμιστοι heißen sie, weil sie noch keinem Gesetz unterworfen sind, sondern, wie es später heißt, jeder nach Willkür Weiber und Kinder allein richtet, und niemand des anderen achtet, d. h. jeder in seinem Hause waltet, ohne durch ein gemeinschaftliches Gesetz einem andern verpflichtet oder nur überhaupt verbunden zu seyn. Das Wort ὑπερφίαλοι aber bedeutet ebenfalls nicht gerade Frevler, sondern nur Uebermüthige, wie auch die Freier der Penelope genannt werden, ja Odyss. 21, 289 sich selbst dieses Prädicat geben. Also überhaupt sind die homerischen Kyklopen ein wildes Geschlecht, durch bloß materielle Ueberkraft ausgezeichnet, ὑπέρβιον ἦτορ ἔχοντες, wie sie in der Theogonie (v. 139) genannt werden, ohne Verfassung und bürgerliches Gesetz wie ohne Ackerbau lebend, zwar kundig der Früchte des Feldes, doch ohne sie zu pflegen, und nach Patriarchenart über die Ihrigen herrschend und unbeschränkt waltend. Wir sehen in ihnen mit Einem Wort ein eben auf dem ersten Uebergang zu Ackerbau und bürgerlicher Gesellschaft begriffenes Menschengeschlecht, gleichsam einen Zwischenzustand zwischen dem völlig wilden und blind herumschweifenden, dem Ackerbau und festen Wohnsitzen völlig fremden Leben des ältesten Geschlechts, und einem schon zu festen Wohnsitzen und zum Gebrauch der Feldfrüchte sich hinneigenden Zustand.

Eine ähnliche Stellung ist den Kyklopen durch ihr Verhältniß zu den Göttern gegeben. Die glückseligen Phäaken, von denen im Anfang des sechsten Buches der Odyssee erzählt ist, daß sie einst nahe den übergewaltigen Kyklopen gewohnt haben, die als mächtiger an Stärke stets sie angefallen und endlich zur Auswanderung genöthigt haben, diese Phäaken rühmen von sich (Od. 7, 201):

Immer von Alters her erscheinen uns sichtbare Götter,
Wenn wir fromm sie ehren mit heiligen Festhekatomben,
Sitzen an unserem Mahl, und essen mit uns wie ein andrer.
Oftmals auch, wenn einsam ein Wanderer ihnen begegnet,
Offenbaren sie sich, denn wir sind ihnen so nahe
Als die Kyklopen oder das wilde Geschlecht der Giganten.

Hier werden also die Kyklopen als den Göttern noch nahe dargestellt, wie auch die Giganten seyen. Nicht ihrer Gesinnung wegen (dieß zeigt die Erwähnung der Giganten), sondern weil sie noch einer höheren Zeit, einer andern Ordnung der Dinge als der gegenwärtigen des schon schwächeren Menschengeschlechts angehören. Aus diesem Grunde heißen sie auch *ἀντίθεοι*, wie jene Männer, mit denen Nestor noch gelebt und in Gemeinschaft gekämpft zu haben sich rühmt, und von denen er erzählt, daß keiner der Menschen, wie sie jetzt leben, mit einem derselben zu kämpfen vermocht hätte. Das gesittigte, durch Gesetze gebeugte und gezähmte Menschengeschlecht ist dem Homer so neu, daß noch Nestor sich rühmt, ein ganz anderes Menschengeschlecht gesehen zu haben [1]. Weil in den Kyklopen, wie in den Giganten, noch die erste wilde Naturkraft ungebeugt und ungebrochen lebt, darum sind sie, im Verhältniß zu dem späteren Menschengeschlechte, noch den Göttern vergleichbar. Aber obschon jener wilden Zeit angehörig, leben sie doch in der späteren und müssen die Macht der späteren, mit Zeus entstandenen Götter erkennen, wie denn die andern Kyklopen dem von Odysseus geblendeten Polyphemos zurufen [2]: wenn Niemand — kein Mensch — ihn beleidigt habe, so sey ihm nicht zu helfen, denn Krankheit von Zeus, dem erhabenen, vermöge kein Mittel zu wenden. Aber nur mit Widerstreben erkennen sie diese Uebermacht, wie Poseidon selbst, der Vater des Polyphemos, seinen Unmuth über dieselbe ausläßt; ja sie rühmen sich, dieser Götter nicht zu achten, wie Polyphemos dem Odysseus entgegnet [3]:

Thöricht bist du, o Fremdling, wenn anders von ferne du herkommst,
Daß du die Götter zu scheu'n mich ermahnst und die Rache der Götter.
Nichts ja gilt den Kyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter, denn weit vortrefflicher sind wir.

So nämlich scheinen sie sich, weil Zeus der Gott einer, nach ihrer Meinung, schon schwächer gewordenen und gleichsam herabgekommenen Zeit ist.

[1] Il. 1, 260 ff.
[2] Od. 9, 409 ff.
[3] Od. 9, 273 ff.

Beginnt nun für das hellenische Bewußtseyn erst mit Zeus die eigentlich geschichtliche Zeit, so wird es auch von dieser Seite nicht unbegründet erscheinen, wenn ich ausspreche: die Kyklopen sind eine Personification der noch in die geschichtliche Zeit hineinragenden vorgeschichtlichen, welche nämlich Homer überall noch in sehr geringer Entfernung von sich sieht.

Nachdem nun so die Bedeutung der Kyklopen selbst als eines relativ vorgeschichtlichen Geschlechts festgestellt ist, könnte wohl nicht mehr daran gezweifelt werden, daß in den Vorstellungen der Hellenen auch kyklopische Werke als vorgeschichtliche gedacht wurden, und zwar bestimmt als solche, die in den Uebergang zur geschichtlichen Zeit gehörten. Dieser Uebergang ist mythologisch der Uebergang von Kronos zu Zeus, historisch der Uebergang von dem Vorhellenischen zum eigentlich Hellenischen. Ungesucht stimmt hiemit überein, daß jenes vorhellenische Geschlecht der Pelasger, von welchen eben, wie Herodot[1] sagt, die Hellenen (nämlich als solche) sich losrissen, auch Tyrrhener und Tyrsener in Griechenland wie in Etrurien genannt wird, offenbar von den Mauern, Burgen und Befestigungen, die ihm zugeschrieben wurden (*τύῤῥις*, lat. turris, und *τύρσις* oder *τύρσος*, Burg, Thurm, nämlich Mauerthurm, also Zinne, überhaupt Befestigungswerk). Diese Mauern und Zinnen sehen wir ja auch in der Mauerkrone der Kybele, welche die den Uebergang von Kronos zu Zeus vermittelnde weibliche Gottheit ist. So sehr war mit dem Begriff des Kronos oder des noch nicht überwundenen Kronischen diese Vorstellung verbunden, daß Pindar in der bekannten Stelle selbst den unsichtbar gewordenen, entschwundenen Kronos in einer Burg sich zu denken scheint, wohin auch die Frommen nach dem Tode wandeln. Eben hieher gehört, was Diodorus Siculus anführt: bis auf seine Zeit (*μέχρι τοῦ νῦν χρόνου*) werden in Sikelien und den gegen Abend liegenden Ländern (wohin auch die Kyklopen versetzt wurden) viele der erhöhten und mit Burgen und Mauern befestigten Orte *κρόνια* genannt[2]. Eine Schlacht

[1] I, 56. 57. cf. Dion. Halic. I, 25. 26.
[2] L. III, c. 61.

zwischen den Karthagern und Dionysios, worin nach einem unmittelbar vorhergegangnen Sieg die Sikeler eine große Niederlage erleiden [1], hatte bei einem solchen Kronion statt. Auch in Elis übrigens wird unter den befestigten Städten ein Kronion genannt [2], und Dionysios von Halic. erwähnt (I, 34) eines *Κρόνιος ὄχθος* in Italien. Doch all' dieses bis jetzt Angeführte ist nur überzeugend für die, welche überhaupt in dem griechischen Alterthum Zusammenhang sehen. Aber Voßische Schüler verlangen, daß kyklopische Werke in der homerischen Zeit genannt seyen, wörtlich wollen sie diese vor sich sehen.

Versuchen wir nun auch dieses nachzuweisen. Hesiodos freilich ist selbst nachhomerisch. In dem Sinn, wie unser College Thiersch dieß in Sprache und Wortformen nachgewiesen (Abh. in den Denkschriften von 1809) werden wir dieß zugeben. Aber welchen Unterschied der Zeit man auch zwischen Homeros und Hesiodos Gedichten statuiren möge, selbst ein Voßischer Zögling wird nicht behaupten wollen, die kyklopischen Bauwerke seyen gerade in der Zeit zwischen Homeros und Hesiodos entstanden.

Nun führt Hesiodos, der die Kyklopen als Uranos-Söhne in seine Götter-Genealogie einführt, von ihnen als bezeichnend an [3]: Stärke und Kraft, und *μηχανὰς ἐπ' ἔργοις*.

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις.

Das Wort *μηχαναί* ist in dieser Stelle von allen Auslegern durch Ränke, listige Anschläge, erklärt; demgemäß müßten dann unter den *ἔργοις* Handlungen, Thaten verstanden werden, und zwar müßten es nach homerischem Sprachgebrauch Kriegsthaten seyn. Allein als kriegerisch werden die Kyklopen sonst eben nicht vorgestellt; ihre einzige That in solchem Sinn ist der Beistand, den sie Zeus gegen die Titanen leisten. Aber das Auszeichnende der Kyklopen in diesem Kampf ist nicht List oder Feinheit; nicht durch Ränke oder listige Anschläge, sondern vielmehr durch blinde Stärke, massive Gewalt, sind sie dabei wirksam. *Ἔργον* im homerischen und ander-

[1] L. XV, c. 16.
[2] L. XV, c. 77.
[3] v. 146.

weitigen Sprachgebrauch bedeutet aber nicht bloß die That, sondern auch das Gemachte, das Hervorgebrachte selbst, eben so wie unser deutsches „Werk" oder „Arbeit", wie das so oft vorkommende *ἔργα Ἡφαίστου*, Werke des Hephästos, beweist, oder die Stelle des Pausanias, wo die Mauer von Tiryns beschrieben wird[1]: *τὸ δὴ τεῖχος κυκλώπων μέν ἐστιν ἔργον.* Versteht man nun aber unter *ἔργοις* die Werke der Kyklopen in diesem Sinn, wie man denn nicht umhin kann, das Wort so zu verstehen, so enthält der Vers:

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις

eine so wahre und deutliche Beschreibung der kyklopischen Bauwerke, daß, wer nur einmal darauf aufmerksam geworden, wohl nicht mehr daran zweifeln kann, es sey bei Hesiodos von denselben wirklich die Rede. Die *μηχαναί*, die ihnen zugeschrieben werden, sind alsdann wirkliche artis commenta, mechanische, technische Geschicklichkeiten, dergleichen dieses frühere Menschengeschlecht allerdings besitzen mußte, wenn z. B. die eben erwähnte Beschreibung des Pausanias richtig ist, welche sagt: die Mauer (von Tiryns) ist aus rohen Steinen gemacht, wobei jeder Stein eine solche Größe hat, daß auch der kleinste davon mit Hülfe eines Jochs Zugthiere nicht von der Stelle gerückt werden könnte.

Der richtig verstandene Vers des Hesiodos enthält nach dieser Erklärung gleichsam eine Vorausandeutung oder Vorherverkündigung der späteren Funktion der Kyklopen, wo sie als Baumeister jener kolossalen Werke in die menschliche Geschichte eingreifen. Die scheinbare Differenz zwischen den Kyklopen des Hesiodos und Homeros würde sich nämlich überhaupt auf folgende Art wohl ausgleichen. Indem Hesiodos zwar ihre erste Erzeugung in die Uranoszeit zurücksetzt, übrigens aber sie nicht eher ans Licht und zur Wirkung kommen läßt als mit Zeus, und zwar nicht mit dem, der die Weltherrschaft schon erlangt hat, sondern der sich ihres Beistandes zur Erlangung derselben bedient, giebt ihnen Hesiodos im Grunde dieselbe Stellung zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit, die ihnen durch die Charakteristik bei Homer angewiesen ist.

[1] L. II, c. 2, 25, §. 8.

Eben darum aber, weil sie bestimmt sind, mit Zeus in die geschichtliche Zeit überzugehen, schreibt ihnen Hesiodos, der sie in der angeführten Stelle nur als erst künftige, in einer künftigen Zeit hervortreten sollende Persönlichkeiten erwähnt, auch schon Eigenschaften und Fertigkeiten für ihre künftigen Arbeiten zu. „Sie hatten (sagt er wörtlich) Stärke und Kraft und Geschicklichkeiten (μηχαναί) oder kunstreiche Fertigkeiten für Werke oder zu Werken (versteht sich, wegen des vorhergegangnen μηχαναί, zu mechanischen oder künstlichen Werken), nicht zu Werken in der Gegenwart, in der Zeit, in welcher sie Hesiodos erwähnt, in der Uranoszeit, sondern für Werke in einer künftigen Zeit, denn den von Uranos Verborgenen und unwirksam Erhaltenen können als solchen keine ἔργα zugeschrieben werden. Die von Hesiodos gemeinten Werke müssen also zukünftige seyn, und ἐπ' ἔργοις muß so, nämlich zu Werken, übersetzt werden, wie es denn dem Sprachgebrauch gemäß auch so übersetzt werden kann. Il. IX, 482 heißt ein spätgeborner Sohn τηλύγετος πολλοῖσιν ἐπὶ κτεάτεσσι, spät erzeugt zu vielen Reichthümern, d. h. um einst große Reichthümer zu erben; wie auch sonst häufig, selbst bei prosaischen Schriftstellern ἐπί mit dem Dativ eine Beziehung auf Zukünftiges ausdrückt.

Demgemäß hätten wir also eine deutliche Anspielung auf kyklopische Werke dem Zeitalter des Hesiodos vindicirt. Aber man sagt: wenigstens Homer selbst wisse nichts von ihnen, erwähne sie nicht. Wie ungereimt nun dieß ist, wird aus folgendem ganz Einfachen erhellen. Keine griechische Stadt ist durch kyklopische Mauern so berühmt als Tiryns; diese Mauern standen noch zu Pausanias Zeit, als die Stadt selbst längst in Trümmer gesunken war. Nun heißt Tiryns bei Homer [1] τίρυνς τειχιόεσσα, die mauerdichte Tiryns (wie οὐρανὸς ἀστερόεις, der sternendichte Himmel). Daß dieses Beiwort die Eigenthümlichkeit kyklopischer Mauern ausdrückt, wird man wohl zugeben. Homer bildet auch andere Epitheta von τεῖχος; aber τειχιόεσσα heißt außer Tiryns nur noch Gortyn auf Kreta [2]. Jedenfalls zeigt das Beiwort, daß

[1] Il. 2, 559.
[2] Il. 2, 646.

Tiryns schon zu Homers Zeit eine mauernberühmte Stadt war, denn Homer wählt seine Beiwörter nicht nach Willkür oder Zufall. Was werden nun die Klüglinge thun, die Herren, welche die kyklopischen Mauern unter die homerische Zeit herabsetzen? Werden sie annehmen, die Stadt habe zweimal und beidemal ausgezeichnet mächtige und dicke Mauern erhalten, einmal vor Homer, und dann noch einmal nach dessen Zeit — die kyklopischen? Gut wäre, wenn sie zugleich erklärten, wann und bei welcher Gelegenheit jene ersten, dem Homer bekannten Mauern zerstört worden. — Es ist also, ganz einfach, falsch, daß Homer keine kyklopischen Mauern gekannt habe; wahr aber ist, daß er sie eben nicht besonders und ausdrücklich hervorhebt, noch sie kyklopisch nennt. Jener Umstand läßt sich indeß aus der Eigenthümlichkeit der homerischen Poesie ganz wohl begreifen. In einem abgelebten Zeitalter, wie das des Pausanias, mochte ein solcher Archäolog wohl in das Bedauern ausbrechen, daß die Hellenen ihre einheimischen Dinge weniger bewundern als die ausländischen, wie die berühmtesten Geschichtschreiber die Pyramiden der Aegypter aufs genaueste schildern, aber von dem Schatzhaus des Minyas und den Mauern von Tiryns nur ganz kurze Erwähnung gethan haben, die beide doch keine geringeren Wunder seyen als jene.[1] Aber die homerische Poesie ist ganz der Gegenwart und der neuen Zeit zugewendet, die sich vor ihren Augen so eben aufgethan zu haben scheint. Alles glänzt in ihr gleichsam von Neuheit. Den Dichter zieht auch dieses neue Leben ganz besonders an; mit Lust gedenkt er jener schönen, wohlangelegten, volkwimmelnden und heiteren Städte, die er nicht müde wird, zwar nur im Vorbeigehn, gleichsam auf den Wellen seines Gesanges vorüberfahrend, mit den reizendsten Beiwörtern zu begrüßen (wie oft kommt nur das ἐΰκτίμενον πτολίεθρον vor, das von Ilios wie von Athenä gebraucht wird, oder das Epitheton ἐρατεινή, die anmuthsvolle, liebliche; z. B. von Ilios, Maionia, Emathia, Scheria und andern Städten, εὐναιετάωσα, von wohlbevölkerten Städten)[2].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.

[2] Vgl. Philosophie der Offenbarung (Mysterienlehre), 2te Abth., Bd. 3, S. 428, vgl. mit 2te Abth., Bd. 2, S. 648. D. H.

Bei jenen alten, düstern, mit kyklopischem Bauwerk umgebenen und fest ummauerten Städten zu verweilen, ist aber nicht in seiner Art; diese Mauern sind für ihn bloß Alterthümer, und eben, daß er sie nicht unmittelbar erwähnt, beweiset, daß sie für seine Zeit, die ganz andere Dinge und Werke sah, wahre Alterthümer waren.

Doch hören wir nun die Gründe, mit welchen diese Nestlinge der Voßischen Schule die nachhomerische Entstehung der kyklopischen Werke haben beweisen wollen. Gewähren sie nicht eben Belehrung, so werden sie doch zu einigem Ergötzen dienen, und nebenbei zeigen, was alles Schüler- und Knabenhaftes in unserer Zeit sich vordrängt.

1) „Solche Baue verlangen wegen der mannigfachen Bedingungen, die sie voraussetzen, eine vorgeschrittene Cultur, welche im geraden Gegensatz mit den rohen Anfängen des pelasgischen Lebens steht".

Man muß annehmen (und noch deutlicher zeigt es ein folgendes Argument), dieser gelehrten Jugend fehle jede Vorstellung von kyklopischen Bauwerken. Ihr scheinen sie höchst kunstreiche Bauten zu seyn, während sie zwar eine in den Augen des späteren Menschengeschlechtes übermenschliche Kraft, nichts weniger aber als eine ausgebildete Kunst anzeigen, wie sie in Zeiten einer weit „vorgeschrittenen Cultur" gefunden wird. Aber nichts in irgend einer Art Großes soll sich „mit den dürftigen, nichtssagenden Anfängen der Menschheit" (Voßische Worte) vertragen. Richtiger wäre, zu sagen: mit den dürftigen, nichtssagenden Ansichten dieser Anfänge. Diesen Ansichten liegt nämlich stets der bloß verneinende Begriff des Anfangs zu Grunde, wonach dieser das bloße Nichtseyn dessen ist, was in der Folge hervortritt. Wenn aber der Anfang selbst nichts ist, oder nichts enthält, wie kann aus diesem Nichts Etwas werden? — Dieser Denkweise gemäß unterscheiden sich die Zeiten bloß durch ein Mehr oder Weniger der Cultur, wonach also für die erste Zeit natürlich nur ein Minimum, das als ein Nichts sich betrachten läßt, übrig bleibt. Es ist aber nicht ein bloßes Mehr oder Weniger desselben Princips, das die Zeiten unterscheidet, sondern es ist ein ganz anderes Princip, das z. B. in der vorgeschichtlichen, ein anderes, das in der geschichtlichen waltet. Die Ausbildung

des herrschenden Princips kann aber in verschiedenen Zeiten eine ganz gleiche seyn. Mit dem bloßen Begriff mehr oder weniger cultivirter Zeiten ist also gar nichts anzufangen; nach diesem müßte die Zeit des Homer eine weniger cultivirte heißen als die des Aeschylos oder Pindar, und dennoch wird jeder zugeben, daß die Ilias und die Odyssee ein Werk sind, dessen gleichen keine folgende Zeit wieder hervorgebracht hat, noch hervorbringen wird, wenigstens nicht anders als etwa im Uebergang zu einem neuen bis jetzt ungeahndeten Weltalter. Danach würde man also berechtigt seyn, ebensowohl das Zeitalter des Homer ein größeres zu nennen als das Zeitalter des Aeschylos oder Sophokles. Das Wahre ist, daß sie zwei ganz verschiedene sind, nicht eines mehr, das andere weniger groß, sondern beide gleich groß, aber jedes in seiner, völlig verschiedenen Art.

2) (Zweites Argument). „Die wirklich alten Baue, von denen wir Kenntniß haben, und die uns auch von den ältesten Schriftstellern als höchst bewundernswürdig, als Götterwerke gepriesen werden, haben nichts Kyklopisches an sich, und waren keineswegs unverwüstlich“.

Man sieht wohl, was dieser Einwurf im Auge hat. Die Mauer, welche Poseidon und Apollon um Ilios gezogen haben, ist allerdings ein Götterwerk, und der Einwender meint, weil von Göttern gebaut, müsse sie in den Augen Homers auch nothwendig ein urzeitlicher Bau seyn, vor dem er sich keinen älteren denken könne. Ob dem nun so sey, wollen wir aus der Stelle im 7. Buch der Ilias[1] beurtheilen. Dort schauen sämmtliche um Zeus vereinigte Götter das große Werk der Achäer, die Mauer, welche sie zur Abwehr der gegen die Schiffe anstürmenden Troer aufführen, mit Staunen an:

Οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἀστεροπητῇ
Θηεῦντο μέγα ἔργον Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων.

Poseidon aber gibt seinen Verdruß zu erkennen, daß dieses Werk der Achäer berühmt seyn werde, soweit das Tageslicht strahle, während man jener Mauer vergessen werde, die er und Phöbos Apollon einst

[1] V. 443 ff.

um die Stadt des Laomedon mit großer Arbeit gebaut haben. Hieraus erhellt wohl unwidersprechlich, daß die von den Göttern um Ilios gezogene Mauer zwar immer ein bewundernswerthes, aber doch nur ein von Menschen der geschichtlichen Zeit erreichbares, ja übertreffliches Werk ist. Man überlegt gewöhnlich nicht, daß die Götter Homers selbst nur jüngere und menschenartige Götter sind, die eine übermenschliche Vergangenheit hinter sich haben. Nicht dieser übermenschlichen Zeit gehört die von Poseidon und Apollon gebaute Mauer an, sie wird von Homer selbst schon als ein Werk der menschlichen geschichtlichen Zeit betrachtet, und gehört also nicht zu den wirklich alten Bauen in dem Sinn, daß die kyklopischen gegen sie jünger seyn müßten. — Der kenntnißreiche Schüler sieht die kyklopischen Mauern als Wunderwerke der Kunst an, und will aus diesem Grunde dem vorhomerischen und homerischen Zeitalter so Herrliches nicht zugestehen. Das homerische Zeitalter, sagt er, baut keine andern als hinfällige, leicht erklimmbare und zerstörbare Mauern. Die Mauer von Ilios hält Andromache für ersteiglich an Einer Stelle (Il. 6, 433); Herakles (der freilich noch anderes vermag) erstürmt sie wirklich (Il. 5, 638, 648); Patroklos erklimmt sie. Drei und zwanzig Städte erstürmt der einzige Achilleus (Il. 9, 328 seq.). Weiter werden alle die Städte, die bis zur homerischen Zeit in Griechenland erobert und verwüstet worden, auf Voßische Art aus Homer compilirt, Thebe am Plakos (Il. 1, 366. 2, 691. 6, 416. 16, 154), Lesbos (9, 665 ff.), Pedasos (20, 92), Tenedos (11, 625), Lyrnesos (2, 690. 19, 60. 20, 92. 191 seq.) u. s. w. Die Herzählung soll beweisen, daß es vor der homerischen Zeit keine kyklopischen Mauern in Griechenland gab. Das Argument setzt voraus: wenn kyklopische Mauern vor Homer existirt hätten, so müßten alle Städte Griechenlands (auch der Inseln und Kleinasiens) solche gehabt haben. Anerkannt ist indeß, daß kyklopische Mauern und Bauwerke in Griechenland nichts Allgemeines, sondern überall nur eine partielle Erscheinung waren. Am besten, wenn Tiryns selbst unter jenen Städten stünde. Doch auch dieß bewiese nichts gegen das Vorhomerische seiner Mauern, denn ohnerachtet derselben ist später Tiryns von den Argivern eingenommen und zerstört

worden, so sehr, daß die Einwohner nach Argos versetzt wurden, wenn gleich die Mauern unverwüstlich, und zu Pausanias Zeiten das einzige Ueberbleibsel der Stadt (*τὸ τεῖχος μόνον τῶν ἐρειπίων λείπεται*[1]) waren, wie sie denn bis auf diesen Tag noch stehen. Gleiches geschah Mykene, das ebenfalls die Argiver (angeblich bald nach dem persischen Krieg) angriffen; denn da sie die kyklopischen Mauern nicht überwältigen konnten, nöthigten sie die Einwohner durch Hunger zur Uebergabe[2]. Die oben aufgehäuften Beispiele beweisen gerade, daß die spätere Befestigungsweise eine ganz andere war als die kyklopische; kyklopische Mauern führten selbst die homerischen Götter nicht mehr auf.

3) (Drittes Argument). „Würde Homer die Wunderwerke der Baukunst mit Stillschweigen übergangen haben, da er die hinfälligen Mauern Trojas, der Achäer und Thebens so laut preiset?"

Daß er die Mauern Trojas, die der Achäer und der andern von Helden der Ilias eroberten Städte erwähnt, gehört zu der Geschichte, die er erzählt. Die kyklopischen Mauern zu preisen, war in seinen Gedichten keine Veranlassung. Künstliche, für die homerische Zeit bewundernswerthe Mauern waren eben die Mauern von Troja und andern Städten; aber jene, wenn auch erstaunenswerthen, doch mehr von Kraft als von Kunst zeugenden, lagen außer der geschichtlichen Zeit, die wir überall bei Homer in ihrem vollen Entstehen erblicken, und der allein er seine ganze Theilnahme zuwendet. Eben daß er die kyklopischen Werke nirgends ausdrücklich erwähnt, beweiset, daß sie für ihn etwas völlig Veraltetes, mit der von ihm dargestellten Zeit gar nicht Zusammenhangendes, also ganz Vorgeschichtliches waren.

4) (Viertes Argument). „Bedeutende Bauwerke anderer Völker fallen nicht in die Urgeschichte. Wann wurde der jüdische Tempel gebaut? Zu Abrahams oder zu Salomons Zeiten? — Wann entstanden unsere Dome und Kaufhäuser? Zu Hermanns Zeiten oder im Mittelalter?"

[1] L. II, c. 25, §. 8. coll. c. 17, §. 5.

[2] L. VII, c. 25, §. 6. Zu Pausanias Zeit war außer andern Theilen des Umfangs auch noch der Thurm mit den Löwen übrig, der noch heutzutage steht. L. II, c. 16, §. 5.

In Bezug auf solches Gefasel kann man 1) bemerken, daß niemand die Kyklopen für ein Volk erklärt hat; daß sie insofern auch hinsichtlich ihrer Bauwerke nicht mit andern Völkern zu vergleichen sind. Sie sind eine vorübergehende Erscheinung und bezeichnen nur ein Moment, einen Uebergangszustand des noch nicht geschiedenen, aber in der Scheidung zu Völkern begriffenen Menschengeschlechts. Am deutlichsten erhellt dieß wohl aus der schon angeführten Stelle im Anfang des 6. Buchs der Odyssee. Dort [1] wird erzählt, wie die Phäaken einst in der weitgebreiteten Hypereia nahe den Kyklopen gewohnt haben, die sie immerwährend plünderten. Hierauf habe sie Nausithoos nach Scheria (damals noch) fern von Menschen verpflanzt, um die Stadt eine Mauer geführt, Häuser gebaut, Tempel den Göttern errichtet und die Felder vertheilt (ἐδάσσατ' ἀρούρας). Hier erscheinen die Kyklopen als räuberische Nomaden, aus deren Nähe die Phäaken sich entfernen, um innerhalb einer durch Mauern gesicherten Stadt ein bürgerliches, auf getheilten Besitz begründetes Leben zu führen. Kyklopen kennen weder Städte noch abgegrenzten Besitz; ihre Mauern sind ursprünglich nicht Städte-Mauern (wie eben darum die Mauern, welche die Phäaken in Scheria ziehen, nicht Kyklopen-Mauern). Letztere sind ursprünglich Befestigungen, im freien Felde gegen Incursionen anderer noch wilder Nomaden aufgeführt und als Sammelplätze den Herumschweifenden und noch unstät Lebenden dienend. In der Stelle der Odyssee sieht man gleichsam die zum geordneten bürgerlichen Leben Uebergehenden von den wild umherschweifenden Kyklopen sich ausscheiden, und wie diese den ersten Anfängen bürgerlicher Vereinigung noch sich feindselig entgegenstellen. Indessen waren ja diese kyklopischen Befestigungen, der Natur der Sache nach, selbst unvermeidlich Anfänge zu festen Wohnsitzen, und so in der Folge zu Städten.

2) Durch die angestellten Vergleiche wird die Vorstellung vollends deutlich, die sich der wohlunterrichtete Voßische Schüler von kyklopischen Werken erworben. Er hält sie für Bauten, vergleichbar a) dem prächtigen, in allen seinen Theilen höchst kunstvollen Salomonischen Tempel.

[1] V. 4 ff.

Aber eben, weil Gebäude wie der jüdische Tempel den vollkommen entwickelten Zeiten eines Volkes eigenthümlich sind, können Werke wie die kyklopischen nicht einer schon pracht- und kunstvolle Paläste kennenden Zeit wie die homerische, noch weniger aber können sie einer nachhomerischen zugeschrieben werden. Sie sind nur in einer vorgeschichtlichen Zeit möglich. Eine richtigere Vorstellung hätte Vergleiche für sie weiter zurück gesucht, etwa bei dem Thurm von Babel, oder, wie Pausanias, bei den Pyramiden Aegyptens, oder vielleicht bei den בָּמוֹת des A. T. b) Ein zweiter Vergleich sind unsere mittelalterlichen Dome und Kaufhäuser. Unter den Domen sind wohl die sogenannten gothischen gemeint. Alles an diesen verkündet die besonnenste Kunst und Geschicklichkeit; an den kyklopischen Bauwerken läßt sich nur eine blinde, als Instinkt wirkende Kunst, und eben so nur eine gleichsam instinktartige Technik erkennen. Die schweren, unbeholfenen, undurchsichtigen und undurchdringlichen Massen der kyklopischen Bauwerke stellt unser Wohlunterrichteter zusammen mit den leichten, zierlichen, vielfach durchbrochenen und gleichsam durchsichtigen Werken der gothischen Architektur, die sich zum Gesetz gemacht, zu dem kühnsten, schwungvoll gen Himmel aufsteigenden Bau so wenig als möglich Stoff zu verwenden, um das ungeheure Phantom eines gleichsam geistigen, von der Materie befreiten Gebäudes in die Luft zu stellen. In der ganzen unendlichen Masse von Vergleichungen, die bei Mangel an Kenntniß und Beurtheilungskraft etwa möglich sind, hätte sich nichts Entlegeneres, ja Entgegengesetzteres auffinden lassen als kyklopische Baue und gothische Dome.

Auf die Kaufhäuser des Mittelalters führte vielleicht, daß die Schatzhäuser des Minyas und Atreus gelegenheitlich kyklopischer Bauwerke erwähnt zu werden pflegen. Indessen hat ein Schatzhaus, das so unzugänglich als möglich gemacht wird, mit einem Kaufhaus kaum etwas gemein, das, wie schon der Name zeigt, nicht bloß zur Aufbewahrung, sondern vorzüglich auch zu Kauf und Verkauf, also auf lebhaften Verkehr, eingerichtet ist. Der Thesauros des Minyas war ein oberirdisches Gebäude, rund, in eine sehr geringe Spitze ausgehend. Pausanias nennt dieses Haus allerdings neben den Mauern von Tiryns als eines

der Wunder Griechenlands [1], von dem er außerdem bemerkt, daß es keinem der andern weder in Griechenland noch anderwärts nachstehe [2]. Ohne ausdrücklich zu sagen, es sey ein Werk kyklopischer Baumeister, zeigt doch schon jene Zusammenstellung, daß es, wie kyklopische Baue, ein durch Verbindung kolossaler Massen imponirendes Gebäude war. Die Schatzkammern des Atreus und seiner Söhne zu Mykene waren unterirdische Gemächer (*ὑπόγαια οἰκοδομήματα*) [3]. Ob sie mit den berühmten, als kyklopisch bekannten Mauern der Stadt gleichzeitig waren, ob und wie sie mit ihnen zusammenhingen, sagt Pausanias nicht. Von dem Schatzhaus des Minyas ist gesagt, es sey gebaut worden, um Schätze aufzunehmen [4]; die unterirdischen Kammern zu Mykene könnten auch bloß zu Schatzkammern verwendet worden seyn. Wie dem sey, — daß jener Thesauros dem Minyas, diese Schatzkammern dem Atreus zugeschrieben wurden, beweiset, daß Griechenland kyklopische Bauten nicht in die Zeit nach Homer versetzte.

Indem ich hier meine Bemerkungen abbreche, erlaube ich mir nur noch hinzuzufügen, daß ich mich dabei bloß an die Quellen gehalten habe, indem mir die Zeit nicht verstattet hat, weder die gelegenheitlichen Bemerkungen neuerer Schriftsteller über kyklopische Baukunst noch die Angaben der Reisebeschreiber über noch vorhandene Trümmer derselben zu vergleichen [5].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.
[2] L. IX, c. 38, §. 2.
[3] L. II, c. 16, §. 6.
[4] L. IX, c. 36, §. 4.
[5] Man vergleiche zu dieser Abhandlung die Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 117. D. H.

Erste Vorlesung in München.

26. November 1827.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Endlich sehe ich meinen lebhaftesten Wunsch erfüllt, ich sehe mich *Ihnen* gegenüber und im Begriff mein Amt als öffentlicher Lehrer wirklich anzutreten. Denn frei gestehe ich hier und öffentlich, nicht das Ehrenvolle meines anderweitigen Berufs, selbst nicht die großen Vortheile dieser durch die vereinigten Hülfsmittel für Wissenschaft und Kunst so anziehenden und in Deutschland *einzigen* Stadt, sondern vorzüglich die Hoffnung, noch einmal des Glücks zu genießen, dessen meine Jugend gewürdiget worden, vielen und trefflichen Jünglingen Führer auf dem Weg höherer Forschung und allgemeinbildender Wissenschaft zu werden, konnte mich bewegen, aus der Stille und Verborgenheit eines freier, unbeschränkter Forschung gewidmeten Lebens hervorzutreten, und ich darf sagen: der vorzüglichste Wunsch meines Herzens wird gewährt seyn, wenn es mir gelingt und die Kraft mir gegeben wird, diesem über alles theuern Beruf zu genügen. Ich hoffe es, denn ich habe mich zu diesem Beruf nicht gedrängt, ja ihn nicht gesucht; ich folgte einem Ruf, dem ich widerstehen nicht konnte, nach meinem Gewissen nicht *durfte*. Es war der Ruf eines Königs, von dessen Geist und einsichtsvoller Liebe für Wissenschaft mein Herz längst alles das weissagte, was wir nun großentheils gethan sehen. Ich wurde gerufen an die Hoheschule im Mittelpunkte des Landes, in dem ich mit Gunst und Wohlwollen aufgenommen, längst einheimisch geworden war, und als Einheimischer betrachtet zu werden das Glück hatte. Als Lehrer war ich in dieses Land gekommen, aber leider früh, für meine eignen Wünsche zu früh verstummt. Ja im eigentlichen Bayern hatte ich nie gelehrt, und

dennoch fühlte ich mich von tiefer innerer Zuneigung zu dieser bayerischen Jugend gezogen, von deren Empfänglichkeit, frischer unverdorbener Lebendigkeit, tiefliegenden, aber eben darum auch tief eindringenden, nicht bloß die Oberfläche berührenden Unterricht verlangenden Anlagen mich zu überzeugen ich so viele Gelegenheit gehabt hatte. Wie oft habe ich geäußert, daß das bayerische Volk, um sich bald den an Geist und Wissen hervorragendsten Völkerschaften Deutschlands gleichzustellen, ja sie ebenso, wie bereits in der Kunst, zu übertreffen, nichts bedürfe als einen König, der die Anlage seines Volks verstehe und ein kräftiges ihr angemessenes System des öffentlichen Unterrichts einzuführen und mit Standhaftigkeit zu handhaben wisse. Wie oft habe ich Bayern einem starken, mächtigen, große Kraft zu seiner Bearbeitung fordernden Boden verglichen, der aber bis zur gehörigen Tiefe umgebrochen und gepflügt, tausendfältige nicht geahndete Früchte bringen würde. Eines andern Gleichnisses erinnere ich mich von Herder, der vielleicht schon vor vierzig Jahren einem bayerischen Minister, Graf Leyden, der wegen eines Unterrichtsplans an ihn geschrieben hatte, antwortete: „Lassen Sie Ihre Jugend Geist und Kenntnisse nicht aus bloßen Fingerhüten schlürfen, Ihre Jugend verlangt ex pleno zu trinken". Freilich solang solche Fingerhüte im Schwang gingen, vorgeschriebene Lehrbücher, einengende Studienplane herrschten, solang es den Anschein hatte, als wäre die bayerische Jugend gleichsam aus anderem wohl gar schlechterem Stoff als die übrige deutsche gemacht, als wäre, was für alle gut ist, nicht auch für sie gut, als dürfte ein so entschieden begabtes Volk in allem andern, nur nicht in der Wissenschaft, die doch für alles andere erst den höchsten Maßstab darbietet, der allgemeinen Bewegung des deutschen Geistes folgen, da mußte ich mich unfähig zum Beruf als Lehrer selbst ansehen und bekennen. Meine Gabe zu lehren ist eine beschränkte, sie kann sich nur äußern, wo sie mit Vertrauen und Zuversicht unbeschränkt sich äußern darf, wo freiwillige Neigung und ein selbstgefühltes Bedürfniß des Herzens und des Geistes ihr entgegenkommt. Gezwungenen Hörern bin ich stumm. Zwang findet eigentlich nur statt, wo es bloßes L e r n e n gilt. Wohl gibt es auch in der Philosophie zu lernen — zu lernen im

materiellen und formellen Sinn. Die Philosophie bedarf gewisser eigenthümlicher Kenntnisse, aber ihr wahres Wissen besteht in etwas ganz anderem als bloßen sogenannten Kenntnissen. In den Sophistenschulen erwarben sich griechische Jünglinge die Kenntniß aller der Schlingen und Fallstricke, die man seinem Gegner vor Gericht oder in einer wissenschaftlichen Untersuchung legen kann. Noch jetzt bildet in unserer Logik die Aufzählung möglicher Fehlschlüsse ein nicht unansehnliches Kapitel, und es steht dem, der Philosophie studirt zu haben sich rühmt, gar wohl an, wenn er jeden dieser captiosen Schlüsse mit seinem eignen technischen Namen bezeichnen kann, wenn er z. B. sagen kann, dieß sey eine captio aequivocationis, oder eine captio figurae dictionis, oder ignorationis elenchi u. s. w. Aber durch Erwerbung dieser allerdings achtenswerthen, ja zu gewissen Zwecken unentbehrlichen Kenntnisse wird der höchste Zweck des philosophischen Studiums nicht erreicht, — alle diese Kenntnisse sind nur Mittel.

Lernen überhaupt in diesem Sinn läßt sich nur, was abgeschlossen, fertig und gleichsam beiseit gebracht ist. Aber an seinen eigentlichen Aufgaben hat der Geist der Philosophie seit Jahrtausenden gearbeitet; unstreitig läßt sich annehmen, daß er seinem Ziel stufenweis näher gekommen ist und immer mehr sich nähert, aber solange dieß Ziel nicht erreicht ist, ist nur in jener zum Ziel fortschreitenden Bewegung eigentliche, lebendige Philosophie. Ja, auch wenn es erreicht ist, muß es doch jeder Nachfolgende auf demselben Wege erreichen, auf dem es der Erste erreichte. Philosophie ist, wie ihr Name schon sagt, freie Liebe, und ohne diese ist sie todt. Läßt sich aber Liebe befehlen oder erzwingen? Wenn aber das Ziel nicht erreicht ist, wie kann man etwas, was im Werden, in stets lebendiger, nie ruhender Fortbewegung ist, als etwas Abgestorbenes, Fertiges, gleichsam Vorhandenes behandeln, auf welches man wie auf das Erzeugniß einer Manufaktur seinen Stempel drückt? Wo man daher das Studium der Philosophie durch Vorschriften zu bedingen und einzuengen geneigt ist, da wird man auch gleich auf eine gewisse Durchschnitts-Philosophie denken müssen, eine Philosophie, die jedes Aeußerste in allen Richtungen vermeidet und überall

nur ein gewisses mittleres Maß, sowohl in der Sache selbst als in der Art, sich über die großen Gegenstände des Denkens zu äußern, zuläßt. Aber damit wird die Jugend um die eigentliche Philosophie wie um den wahren Zweck des allgemeinen philosophischen Studiums betrogen. Denn die Philosophie verlangt einmal Entschiedenheit — jede Entschiedenheit aber ist in irgend einer Richtung ein Aeußerstes —, es ist einmal ihre Natur, auf die Gipfel des Denkens sich zu erheben, und wo sie durch direkten oder indirekten Zwang gehemmt wird, gleicht sie einem gefangen gehaltenen Adler, dem seine wahre Heimath, die Felsenspitze, verwehrt ist. Man kann nicht in der Philosophie zwischen entgegengesetzten Systemen kapituliren oder gar unbestimmt schweben, es sey denn, man ergebe sich frei und offen einem traurigen, unerquicklichen Geist und Herz tödtenden oder doch entnervenden Skepticismus. Der Lehrer also, der genöthigt ist über die eigentlich großen Gegenstände, wegen deren es allein im Grunde der Mühe werth ist zu philosophiren, trockenen Fußes hinwegzugehen, oder sich mit halben unentschiedenen Worten darüber zu äußern, kann den eigentlichen Zweck des philosophischen Unterrichts nicht erfüllen. Denn dieser besteht nicht darin, der Jugend eine gewisse Kenntniß oder Notiz zu geben von den in der Philosophie obschwebenden Fragen und den verschiedenen auf sie gegebenen oder doch möglichen Antworten. Denn das gerade bildet die Halbwisser, die Halbaufgeklärten, die ohne alle tiefere Bildung, ja ohne die geringste Ahndung, wie viel dazu gehört, um über irgend eine die Menschheit interessirende Frage ein wahres oder erleuchtetes Wort zu sagen, über die tiefsten Gegenstände aburtheilen.

Man könnte sagen, mit jener Scheu vor dem Materiellen der tiefsten Untersuchungen lasse sich noch eine gewisse formelle Bildung vereinigen. Aber die Folge von dieser Beschränkung auf das Formelle wäre, daß man Sophisten bildete, nicht Philosophen. Unsere Schulen würden dadurch jenen alten Schulen sophistischer Rhetoren gleich, in denen man nur lernte, für und wider alles mit gleicher Geschicklichkeit zu reden. Aber der höchste Zweck des allgemeinen philosophischen Unterrichts ist überhaupt nicht oder nicht einmal dieser: nur wieder Philosophen zu

bilden, wie z. B. der Zweck des allgemeinen mathematischen Unterrichts nicht seyn darf, nur wieder Mathematiker von Profession, oder des philologischen wieder Philologen von Metier zu bilden. Denn daß recht viele wissenschaftliche Grammatiker oder Kritiker existiren, ist zwar erwünscht, aber wichtiger für die Menschheit ist, daß so viele als möglich in einem Volk seyen, die im Stande sind, sich an den Werken des Alterthums aufzurichten und zu stärken, mit dem Geiste desselben fortwährend sich zu durchdringen. Die meisten also studiren nicht Philosophie, um wieder Philosophen zu werden, sondern um jene großen zusammenhaltenden Ueberzeugungen zu gewinnen, ohne die es keine Selbständigkeit der Gesinnung und keine Würde des Lebens gibt. Ja in einer Zeit, wo alles andere schwankend geworden, alles Positive Bestreitungen und Anfechtungen in verschiedenem Sinn noch immer ausgesetzt ist, da erscheint es doppelt wichtig und nothwendig, daß eine männliche, aller Tiefen des Geistes kundige Philosophie die wankenden Grundlagen aller wahrhaft menschlichen Ueberzeugungen wiederherstelle und befestige. Zwar es ist in der eben erwähnten Hinsicht ein Wendepunkt eingetreten — die nichtswürdigen religiösen Ansichten einer flachen Zeit haben den tieferen einer ernsteren Platz gemacht; anders denkt man heutzutage über die Würde des Menschen und die Bedeutung des Lebens überhaupt. Aber wenn ein Wendepunkt eingetreten, so ist dieß selbst großentheils die Folge einer Philosophie, die das Leben tiefer erfaßt und eben im Positiven die wahre Fülle des Wissens erkannt hat. Ja wenn jetzt manche im Gegentheil Philosophie wieder herabzusetzen, als gefährlich für Religion, Glauben u. s. w. zu verschreien suchen, so geschieht dieß bei denen, die noch auf einige Achtung Anspruch machen können, mit Mitteln, die sie von der Philosophie entlehnten, und von denen sie sich nur einen falschen, übertriebenen Gebrauch verstatten, aber — das Gehör, will ich nicht sagen, aber doch — die Toleranz, die sie für ihre antiphilosophischen Aeußerungen finden, haben sie selbst der verschrieenen Philosophie zu danken; denn wahrlich noch vor wenigen Jahrzehnten hätten sie diese nicht gefunden. Es ist nicht zu fürchten, daß der tiefere Gehalt der Religion und des höheren Lebens, den die ernste Arbeit und

der Tiefsinn deutscher Philosophen für das wissenschaftliche Bewußtseyn wieder erobert, die leichte Beute einiger Parteigänger werde, die sie gern zum Werkzeug der Verfolgung oder Erreichung gewisser äußerer Zwecke machen möchten. Dafür ist hinlänglich durch den gesunden Verstand unserer Zeit gesorgt, daß der ruhige Gang der Entwicklung, in den alles eingeleitet ist, und der die Welt einst mit einem Resultat überraschen wird, von dem jene antiphilosophischen Deduktionen selbst noch weit entfernt sind, nicht gestört und nicht unterbrochen werde. Aber gerade in einer im Ganzen noch so unklaren Zeit ist es doppelt nothwendig, daß der Unterricht in der Philosophie klar, entschieden, nicht mit halben und zweifelhaften Begriffen, die dem Gegner oft mehr als sich gebührt zugeben, sondern mit Bestimmtheit und Sicherheit gerade in den Hauptpunkten ertheilt werde.

Aber könnte man sagen, eben eine solche Philosophie könnte ja vorgeschrieben werden. Nein, antworte ich, gerade eine solche könnte nicht vorgeschrieben werden. Denn wer kann sagen: die wahre Philosophie ist da, oder sie ist dort? Philosophie soll einmal und kann ihrer Natur nach keinen Einfluß ausüben als durch freie Ueberzeugung, sie muß mit jedem wieder von vorn anfangen, sich an jedem wieder neu bewähren, denn kein Mensch kann für den andern glauben oder für den andern überzeugt seyn. Und wer bürgt dafür, daß der Staat, der sich um Philosophie annähme oder eine besondere privilegirte, den Stempel seines Ansehns, anstatt auf das Rechte und Wahre, das diesen Stempel verschmäht, nicht auf Phantasterei und Unsinn drückte? Und müßte der Lehrer, der wirklich eine eigenthümliche Ueberzeugung mittheilt, aber die er doch in andern erst hervorzubringen hat, beim Vortrag einer Wissenschaft, der er sich selbst als des freiesten Erzeugnisses bewußt ist, nicht erröthen, müßte ihm nicht das lebendige Wort auf der Zunge ersterben, wenn er nur gezwungene Zuhörer vor sich sähe, wenn das schönste und reinste Verhältniß, das seiner Natur nach nur ein persönliches seyn kann, ein vom Staat gebotenes wäre?

Dank dem Könige, dessen reiner freier Geist auch mir gegeben hat, auf die einzige mir zusagende, mögliche Weise als freier, freiwillig

gehörter Lehrer der Philosophie zu wirken und so die langjährige, wiewohl unverschuldete Schuld an das Vaterland zu bezahlen.

Unmöglich ist, daß die bayerische Jugend die Aufhebung eines Zwangs, dessen unselige und wahrhaft betrübende Folgen keinem Aufmerksamen entgehen konnten, als einen Freibrief des Unfleißes, der Vernachlässigung aller nicht zum unmittelbaren Bedarf erforderlichen, kurz aller höheren und allein allgemein bildenden Studien, oder als Berechtigung ansehe, sich nur um das Allernothdürftigste und was zum künftigen Broderwerb durchaus nothwendig ist, zu bemühen. Im Gegentheil werden Bayerns Jünglinge, indem sie nun erst den Studirenden anderer hohen Schulen sich gleichgestellt fühlen, mit diesen in der Liebe und in dem Interesse für allgemeine Wissenschaften wetteifern; im schlimmsten Fall aber würde die Aufhebung des Zwangs nur jene Scheidung unter den Studirenden selbst bewirken, die man aufrichtig wünschen muß bewirkt zu sehen, daß die wenigen, die unter einer großen Anzahl immer sich finden werden, die wenigen, sage ich, die in den Jahren der edelsten Empfindung und der lebhaftesten Bestrebungen schon ganz gefühl- und empfindungslos sind für alle den inneren Menschen vorzugsweis erhebenden und befreienden Wissenschaften, daß diese, sage ich, als Ausnahme wirklich hervortreten, und während sie bisher (bei bestehendem Zwang) von den Besseren sich durch nichts unterschieden, ihren eignen Commilitonen, so wie den Lehrern der Universität sich bemerklich machen, wie hinwiederum die Bessern sich untereinander (und dieß ist ein großer, wichtiger Punkt) erkennen, und von den Lehrern erkannt und unterschieden werden als solche, die weder Zwang noch bloße bald verrauchende Neugierde, sondern ein wirkliches Bedürfniß des Herzens und des Geistes in die Hörsäle der philosophischen Wissenschaften führt, die alle unter sich in einem so engen Zusammenhang stehen, daß keiner leicht eine derselben mit wahrem Interesse und Erfolg hören kann, ohne sofort auch zum Studium der anderen sich getrieben zu fühlen. Die Philosophie hat im Grund keine anderen Gegenstände als die anderen Wissenschaften auch, nur sieht sie dieselben im Licht höherer Verhältnisse, und begreift die einzelnen Gegenstände derselben, z. B. das Weltsystem, die Pflanzen-,

die Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst — nur als Glieder Eines großen Organismus, der aus dem Abgrund der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt. Die Philosophie läßt den, der sie in ihrer Tiefe erfaßt hat, nicht ruhen, eh' er auch in die Tiefen der Natur und der Geschichte geblickt hat. Durch Natur und Geschichte hinwiederum wird er an die Philosophie gewiesen; Thatsachen und Erscheinungen haben in der Natur sich hervorgethan, deren Erklärung mit den gewöhnlichen und angenommenen Mitteln nicht mehr zu bestreiten ist und durchaus höher gestellte Begriffe fordert. Was man vor achtundzwanzig Jahren kaum zu ahnden wagte, Ansichten, die damals ausschweifende Gedanken einer ihre Grenzen verkennenden Speculation genannt wurden, liegen jetzt im Experiment vor Augen. Ich meine damit nicht etwa jene Erfahrungen von allerdings schon aus dem Grunde, weil Menschen dabei ins Spiel kommen, zweideutiger Natur, welche viele einfach schon darum für Betrug und Täuschung zu erklären sich berechtigt halten, weil sie ihnen nicht begreiflich sind, gleich als wäre ihr individuelles Begreifungsvermögen der Maßstab der Natur. Ich spreche von ganz unverwerflichen Erscheinungen, denen z. B., zu welchen die chemischen und elektromagnetischen Wirkungen der Volta-schen Säule Veranlassung gegeben. Nicht mehr die Speculation, sondern die Natur selbst stört die Ruhe der althergebrachten Hypothesen. Aber auch in der Naturgeschichte, namentlich der Naturgeschichte der Erde, führt die fortschreitende Beobachtung immer mehr auf unleugbare Thatsachen, vor welchen die alles bloß materiell und äußerlich erklärende Naturwissenschaft verstummt. Nicht minder stellt die Geschichte der Menschheit Thatsachen auf, die man sich bisher mit ungenügenden Theorien zu umnebeln und gleichsam unkenntlich zu machen gesucht hat, die man aber nur in ihrer Nacktheit und reinen Bloßheit darzustellen braucht, um sich zu überzeugen, daß nur eine bis auf die tiefsten Anfänge zurückgehende Philosophie ihnen gewachsen sey. Kurz, wohin wir im weiten Gebiete menschlicher Erkenntniß und Wissenschaft blicken, sehen wir überall die Anzeichen der Annäherung jenes Zeitpunkts, den die begeisterten Forscher aller Zeiten vorausgesehen, wo die innere Identität aller Wissenschaften

sich enthüllt, der Mensch endlich des eigentlichen Organismus seiner Kenntnisse und seines Wissens sich bemächtigt, der zwar ins Unendliche wachsen und zunehmen kann, aber ohne in seiner wesentlichen Gestalt sich weiter zu verändern; wo endlich die vieltausendjährige Unruhe des menschlichen Wissens zur Ruhe kommt, und die uralten Mißverständnisse der Menschheit sich lösen.

Man hat unsere Zeit oft eine große genannt, aber das Größte liegt noch in ihr verborgen. Und in einer *solchen* Zeit sollte gerade die bayerische Jugend sich schlaff zeigen? Das sey ferne zu denken. Meine Meinung von ihr ist eine ganz andere. Mit Ungeduld, mit bisher gegen ihren Willen geschonten und zurückgehaltenen Kräften wird sie sich auf den Weg machen, sobald nur die Spur und Fährte ächter Wissenschaft ihr gezeigt ist, und die bisherigen Schranken gefallen sind. Mit Beharrlichkeit und Standhaftigkeit wird sie die Bahn verfolgen und in allen Zweigen des menschlichen Wissens bald zwischen sich und dem besten und trefflichsten Theil der deutschen Jugend keinen Unterschied übrig lassen. Für würdig geachtet der Freiheit und der eignen Wahl wird sie sich auch würdig derselben zu zeigen wissen und das Vertrauen eines Königs nicht täuschen, der nichts anderes wünscht als das Feuer des Geistes angezündet, und das reichste, vielbewegteste, entwickeltste wissenschaftliche Leben um sich und besonders auf seiner Universität erblühen zu sehen.

Ist es nun ein großer und bedeutender Moment in der Geschichte des Vaterlands, in der ganzen Entwicklung des bayerischen Volkes, in welchem meine Wirksamkeit an der hiesigen Hohenschule beginnt, so steht insbesondere auch die Entwicklung der Wissenschaft, für die ich berufen bin, der Philosophie, eben jetzt wieder an einem ihrer entscheidenden Momente, wie sie in der Geschichte dieser Wissenschaft mehrmals vorgekommen sind. Zwar mit den großen und mächtigen Gegensätzen, mit denen sie früher zu ringen hatte, besteht kein Kampf mehr, alle diese sind der Wissenschaft unterworfen, und es ist eigentlich nur noch *Eine* Frage, um die es sich in der Philosophie handelt; es gilt *nur*, einen letzten Versuch, die Entwicklung der Wissenschaft zur völligen Freiheit und Objektivität zurückzuhalten, in sein Nichts zurückzuweisen. Es ist

ein großer Vorzug unserer Zeit, die Frage über Seyn und Nichtseyn der Philosophie auf einen einzigen Punkt zurückgeführt zu haben. Jene Verwandlung, welche die Philosophie vor jetzt länger als fünfundzwanzig Jahren erhielt, mußte doch wohl eine tiefere seyn, wenn man bedenkt, wie viele damals für hochwichtig gehaltene, in Lehrbüchern und auf Kathedern weitläufig und mühselig verhandelte Fragen jetzt müßig, überflüssig geworden und alle Bedeutung verloren haben und trotz aller entgegengesetzten Bemühungen auch kein Interesse wiedergewinnen konnten; wenn man bedenkt, wie die Philosophie, in kleinliche Untersuchungen verstrickt, damals nur für die Männer der Schule Wichtigkeit hatte, indeß sie jetzt zu den wahrhaft großen und allgemeinen Gegenständen zurückgeführt, auch dem allgemein gebildetsten Weltverstand zur Rede steht und keine Antwort schuldig bleibt. Der große Hause, der seine Weisheit aus Tagblättern zu schöpfen gewohnt ist, spricht noch immer von dem schnellen Wechsel der Systeme; man hat aber nicht gesehen, daß irgend ein wesentlich neues und in seinen materiellen Grundlagen anderes System in den letzten fünfundzwanzig Jahren sich erhoben und lebendiger Geister sich bemächtigt hätte, und was allein seit dieser Zeit Geltung sich erworben, gibt sich selbst nur für Verbesserung, für Vollendung des damals Gewonnenen.

Es ist ein Großes, daß jetzt in der That die Philosophie im Allgemeinen nicht mehr der Philosophie, sondern nur noch der Unphilosophie entgegensteht — denn diejenigen, deren Weisheit darin besteht, daß man eben überall nichts wissen könne, oder deren angebliche Denkfreiheit, die sie gegen eine, wie sie sagen, herrschende oder herrschsüchtige Philosophie behaupten wollen, eigentlich eine Freiheit vom Denken ist, die sie für sich ansprechen, eine allgemeine Freiheit oder Befugniß, von allem, was allein des Denkens werth ist, nichts mehr zu denken, oder diejenigen, die der Meinung sind, daß man um aller wissenschaftlichen Noth ein Ende zu machen, sich kurz und gut irgend einer Autorität in die Arme werfen müsse, die also an allem Erfolg der Philosophie verzweifeln, oder die noch heutzutage versichern, eine bescheidene, ihre Grenzen erkennende Philosophie müsse sich auf Beobachtung und Aufzählung der innern Thatsachen des Bewußtseyns, kurz auf eine nüchterne Psychologie oder Anthropologie

beschränken, diese alle insgesammt dürfen doch wohl für Wortführer der Unphilosophie erklärt werden. Dieser Umstand — daß eigentlich diejenigen, welche sich der, wie sie sagen, herrschenden Philosophie entgegenstemmen, dieß nicht anders zu bewerkstelligen wissen, als indem sie selbst auf alle Philosophie verzichten (was man ihnen füglich erlauben kann), so wie der, daß die Untersuchung sich auf einen engen Kreis zusammengezogen hat, und die letzte Entscheidung über Bedeutung und künftigen Gang der Philosophie sogar, wie gesagt, von einer einzigen Frage abhängt, diese möchten doch wohl beweisen, daß die Philosophie durch ihre letzte Krisis einen Punkt erreicht hat, von dem sie nicht wieder herabsinken kann, und auf welchem sie eigentlich nicht mehr mit der Unwissenschaft, sondern nur mit der reinen Entwicklung ihrer selbst beschäftiget ist.

Man hört auch wohl öfters sagen: das Interesse an der Philosophie habe in den zehn oder letzten fünfzehn Jahren bedeutend abgenommen. Nichts weniger, und durch nichts geschieht unserer Zeit größeres Unrecht. Man darf namentlich nur die Streitigkeiten auf dem religiösen Gebiet, den schwankenden Kampf zwischen Supernaturalismus und Rationalismus einigermaßen verfolgt haben, um sich zu überzeugen, welche Begierde, welche Sehnsucht nach philosophischer Entscheidung und demnach nach Philosophie vorhanden ist. Wo aber solches Verlangen, da ist doch wohl auch Interesse für die Philosophie *als solche*, wenn auch nicht gerade für die Philosophie, wie sie eben *zufällig* und in einem gewissen Zeitraume sich zeigt. Vielleicht wenn in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren sich kein dem frühern vergleichbares Interesse — nicht an Philosophie, sondern an philosophischen *Erscheinungen* gezeigt hat, wäre dieß ebenso sehr nicht zu tadeln. Vielleicht konnte man überhaupt nichts Besseres thun, als eben die Sache einstweilen gehen und auf sich beruhen zu lassen. Vielleicht, daß doch manche sinnigere Menschen dem, was ein Fortschritt zu seyn sich rühmte, gleich ansahen, daß erst entschieden werden müsse, ob überhaupt oder wenigstens in welchem Sinn es ein Fortschritt sey, und die sich daher nicht voreilig damit belästigen wollten, es kennen zu lernen. Ich kann also, wenn ich die wahre und wirkliche Sehnsucht der Zeit auf der einen und die

Lage der Wissenschaft auf der andern Seite erwäge, nicht umhin eine gewisse Aehnlichkeit zu finden zwischen meinem ersten Auftritt in der Philosophie und dem gegenwärtigen, wo es mir nicht bloß zur innern, sondern zur äußern Pflicht wird, mich entschieden und deutlich auszusprechen.

Als ich vor bald dreißig Jahren zuerst berufen wurde, in die Entwicklung der Philosophie thätig einzugreifen, damals beherrschte die Schulen eine in sich kräftige, innerlich höchst lebendige, aber aller Wirklichkeit entfremdete Philosophie. Wer hätte es damals glauben sollen, daß ein namenloser Lehrer, an Jahren noch ein Jüngling, einer so mächtigen und ihrer leeren Abstraktheit ohnerachtet doch an manche Lieblingstendenzen der Zeit sich eng anschließenden Philosophie sollte Meister werden? Und dennoch ist es geschehen — freilich nicht durch sein Verdienst und seine besondere Würdigkeit —, sondern durch die Natur der Sache, durch die Macht der unüberwindlichen Realität, die in allen Dingen liegt, und er kann den Dank und die freudige Anerkennung, die ihm damals von den ersten Geistern der Nation zu Theil wurde, nie vergessen, wenn auch heutzutage wenige mehr wissen, wovon, von welchen Schranken und Banden die Philosophie damals befreit werden mußte, daß der Durchbruch in das freie offene Feld objektiver Wissenschaft, in dem sie sich jetzt ergehen können, diese Freiheit und Lebendigkeit des Denkens, deren Wirkung sie selbst genießen, damals errungen werden mußte.

Auch jetzt wieder scheint sich die Philosophie an einem Punkt zu finden, über den sie nicht hinaus kann, indeß das, was ihr als das Letzte und Aeußerste gegeben wird, in der Gesinnung aller Besseren einen allgemeinen und nicht wohl zu beseitigenden Widerspruch findet. Denn der unsichtbar über allem waltende Geist ruft in jedem Fall einer Hemmung zu rechter Zeit und Stunde die Gesinnungen hervor, welche die Kraft zur Ueberwindung steigern und die Gemüther für die Hülfe, wenn sie erscheint, empfänglich und gelehrig machen. — —

Unter solchen Verhältnissen unseres Vaterlandes, der Zeit und der Wissenschaft komme ich zu Ihnen und trete in Ihre Mitte. Mit Liebe begrüße ich Sie, nehmen Sie auch mich mit Liebe auf. Ich werde für Sie leben, für Sie wirken und arbeiten, solange es Gott gefällt.

Rede an die Studirenden

der

Ludwig-Maximilians-Universität

in der

Aula Academica

am Abend des 29. Decembers 1830.

Meine Herren!

Ich habe Sie, außerordentlicher Weise, gebeten, mich heute noch zu hören; ich spreche zu Ihnen nicht in Auftrag, nicht daß ein Mensch es mir angemuthet oder mich darum ersucht hätte, sondern ganz allein, weil das eigne Herz es mir gebietet, weil ich es nicht mit ansehen kann, daß noch eine Nacht wie die letzten herankomme und der Zustand von Unruhe fortdaure, der schon so viele unglückliche Folgen gehabt hat und mit noch unglücklicheren uns, Sie alle, die Hoheschule selbst bedroht; um mit Ihnen zu überlegen, wie die Ruhe in die Gemüther, der Friede in die gestörten Verhältnisse zurückzuführen sey; was noch sich thun lasse, um dem immer weiter um sich greifenden, unsern liebsten Hoffnungen schmähliche Vernichtung drohenden Unheil ein Ziel zu setzen. Ich rede zu Ihnen — nicht als ein Vorgesetzter, sondern als Ihr Lehrer, dessen Stimme Sie in manchen ruhigen und, ich darf sagen glücklichen Stunden, wenn es ihm gelang, Sie in Ihr eignes Inneres und in die Tiefen menschlicher Gedanken zu führen, mit Lust, mit Liebe, selbst mit Begeisterung gehorcht haben — ich rede zu Ihnen, nicht als einer der Ihnen gegenüber steht, sondern der mit Ihnen dasselbe Interesse hat, als Freund der Jugend, als Ihr Freund, der in Ihnen nie etwas anderes gesehen hat als wahre Commilitonen, Mitstreiter im großen Kampfe des menschlichen Geistes. Hören Sie also auch heute den, dem Sie als Anführer

Diese Rede hatte ihre Veranlassung in einem mehrere Tage andauernden Studenten-Tumult, bei dem es bereits zu blutigen Auftritten zwischen dem Militär und den Studenten gekommen war. D. H.

auf dem Wege der Wissenschaft mit Vertrauen und Muth gefolgt sind, mit Liebe und Vertrauen, und lassen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden!

Denn: Heilbar sind die Herzen der Edeln, wie Homer sagt. Zeigen Sie sich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegsehen und nur das Wesentliche im Auge haben. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt ist blind; der einmal entfesselten vermag der beste Wille, die zärtlichste Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben; über die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie sollte ich billig etwas vermögen; ich habe es — warum dürfte ich es nicht sagen? — ja ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken sehen lasse. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an Sie; Sie habe ich mir ersehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie — durch Sie allein ohne andere Dazwischenkunft — durch einen einzigen großen und auf immer ruhmwürdigen Entschluß Ihres Herzens das alles beendigt werde, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle, die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig sind, mit der tiefsten Betrübniß, mit den bangesten Sorgen erfüllt. Noch stehen die Sachen so, daß man sie ansehen kann als solche, die von einem ersten, vielleicht unüberlegten, insofern zwar tadelhaften, doch verzeihlichen Anfang durch eine Verkettung von Umständen und Verhältnissen, gegen die nicht jeder gleich stark und gewaffnet ist, bis zu dem Punkte gediehen sind, wo der nicht Wollende mit dem Wollenden, der Unschuldige mit dem Schuldigen fortgerissen wird, wo die Besinnung flieht und blinde Wuth bis zum Aeußersten fortschreitet — ja bis zum Aeußersten! oder soll es, kann es noch weiter kommen, nachdem Blut, ich schaudere es zu sagen, das Blut der Jünglinge, die uns zu geistiger Pflege und Ausbildung anvertraut sind, geflossen ist? O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehen! **Excidat illa dies aevo!** Möge eine augenblickliche, jetzt gleich, und indem ich Sie anrede, beschlossene Umkehr diese Tage in eine ebenso

tiefe als schnelle Vergessenheit begraben! An Ihnen ist es — ich sage es frei und furchtlos — an Ihnen ist es umzukehren; oder sollten Sie den Abgrund nicht sehen, der sich zu Ihren Füßen bereits geöffnet hat, der Sie, der uns alle, der unsere theuersten und schönsten Hoffnungen zu verschlingen droht? Hören Sie die Stimme der Weisheit und einer väterlichen Zuneigung, denken Sie, daß aus Ihren Lehrern, daß aus mir in diesem Augenblick Ihre Eltern, Ihre Verwandten, alle, die Ihnen die liebsten und werthesten unter den Menschen sind, zu Ihnen sprechen, Sie beschwören, durch eine plötzliche, nie zu spät kommende Besinnung still zu stehen auf der gefährlichen Bahn, die Sie betreten haben. Noch ist es Zeit, bald — einen Schritt noch — und es wird zu spät seyn!

Ich weiß es — unvollkommen zwar und nur aus Angaben einzelner unter Ihnen, die den rechten Weg gewählt haben, sich deßhalb an die vorgesetzte akademische Behörde zu wenden, aber ich weiß es — daß auch Sie zum Theil über schwere Unbilden, über unnöthig grausame Behandlung einzelner sich zu beklagen haben. Glauben Sie nicht, daß Ihre Lehrer gleichgültig sind gegen das, was Ihnen widerfährt; kehren Sie nur zuerst in die Schranken der Ordnung zurück! Ich rede zu Ihnen, wie gesagt, ohne Auftrag, der Entschluß selbst, an Sie mich zu wenden, ist ohne Vorwissen der akademischen Behörde gefaßt; aber die Gesinnungen meiner verehrten Amtsgenossen sind mir, wie meine eignen, zu gut bekannt, als daß ich mich nicht berechtigt halten sollte, mich dafür zu verbürgen, daß wir bereit sind, alles zu thun, um den unverschuldet Gekränkten oder Mißhandelten jede Genugthuung zu verschaffen, die von einer gerechten und selbst jetzt (ich bin dessen gewiß) noch viel weniger entrüsteten als schmerzlich betrübten Regierung zu erwarten steht. Wenden Sie sich von heute an in jedem Fall, wo Ihnen über Gebühr geschehen, an den akademischen Senat, setzen Sie diesen selbst in den Stand, alle Thatsachen solcher Art, hinlänglich beglaubigt, der höchsten Behörde vorzulegen.

Sie sehen, wie wenig ich geneigt bin, alles Unrecht nur auf Ihrer Seite zu suchen. Aber, meine theuersten Herrn und Freunde, Sie haben die Gewalt hervorgerufen, und Sie haben während vier Tage nicht

aufgehört sie hervorzurufen. Wir beklagen, ja wir beweinen alles, was ohne Noth gegen Sie verübt worden seyn sollte; allein unsere Klage wendet sich immer zuletzt an Sie selbst zurück. Von Ihnen hängt es ab, die Stille und Ruhe wieder eintreten zu lassen, bei der allein gerechte Klagen Gehör fordern und finden können.

Schon trägt man sich zum Theil mit gräßlichen Beschuldigungen von Absichten, die Ihnen zugetraut werden. Ich bin wie von meinem eignen Leben überzeugt, daß der gesunde Verstand, das richtige Urtheil, die gute Gesinnung des bei weitem größten Theiles unter Ihnen den bloßen Gedanken solcher Absichten mit Abscheu und Entrüstung zurückstößt. Aber eben darum, und weil man Absichten dieser Art vorauszusetzen eben jetzt so geneigt ist und leider zum Theil so viele Ursache hat, eben weil durch eine Verkettung von Umständen und unglücklichen Maßregeln gerade in Deutschland — zwar in geringer Zahl — aber denn doch eine Gattung von Menschen sich erzeugt hat, die, gleich heimathlos im Reiche des Geistes wie im Gebiete des Staates, unfähig durch irgend einen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmwürdige That die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, den Umsturz suchen, der ihre unbedeutende, aber von einem sinnlosen Ehrgeiz verzehrte Persönlichkeit an die Stelle setze, wo sie bemerklich werde; eben deßhalb und dieser Umstände wegen, die ich mit Freimüthigkeit ausspreche, hat jeder, dem das Vaterland lieb, dem die Ehre der Nation ein unschätzbares Gut ist, aufs gewissenhafteste zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Ordnung irgend eine Lücke, eine offene Stelle entstehe, durch welche jene den Staat umschleichenden und vergebens bis jetzt in ihn einzudringen suchenden Wölfe wirklich einzubrechen vermöchten. Wenn Auflehnung gegen die rechtmäßig eingesetzte Gewalt, selbst dann, wenn diese durch eine offenbare und schreiende Verletzung beschworener Pflichten und Rechte sie hervorruft, stets ein Unglück, da wo keine unwiderstehlich dringende Ursache dazu vorhanden ist, stets ein Verbrechen ist, so wäre sie hier, so wäre sie in Verhältnissen wie die unsrigen außerdem zugleich — Wahnsinn. Ich weiß, daß Sie diese Ueberzeugung mit mir theilen; kann ich aber ebenso gut wissen, können Sie selbst

wissen, daß Wölfe von der eben bezeichneten Art nicht auch unter Ihnen herumschleichen, die durch treulose und verrätherische Einflüsterungen eine Sache, die nur jugendliche Unbesonnenheit angefangen, groß zu ziehen und bis zu jenem Aeußersten zu bringen suchen könnten? Müßten Sie nicht erschrecken, wenn unversehens in Ihren Reihen Stimmen eines solchen Wahnsinns sich erheben sollten, die freilich unfähig, unsere Verhältnisse, das Glück welches wir vor so vielen andern Völkern, nah und fern, unter Gesetzen und einer alle unsere theuersten Rechte schützenden Verfassung genießen, zu erschüttern, aber hinlänglich wären, die in meinen Augen unauslöschliche Schmach auf uns zu laden, daß wir selbst solchen Stimmen Gelegenheit gegeben hätten, auf bayerischem Boden und im Anblick eines Volks sich vernehmen zu lassen, das von jeher zu stolz gewesen, Fremdes blind nachzuahmen, von leeren erfindungsarmen Köpfen sich führen zu lassen, oder seine Eigenthümlichkeit zu verleugnen.

— O wie erfreut mich dieser Sturm eines lauten, anhaltenden, eben hier aus dem Herzen hervordringenden Beifalls, den ich nicht als Beifall für mich, den ich nur als Ausbruch der innersten und herzlichsten Zustimmung zu den von mir ausgedrückten Gesinnungen ansehen kann!

Um so mehr, und weil dieß Ihre Gesinnungen sind, ist es die höchste Zeit, meine Herrn, und ich rechne von diesem Augenblick mit Gewißheit darauf, daß die Unordnungen aufhören, von denen Sie selbst nicht wissen können, wohin sie führen und wo sie enden. Die einzige Frage ist wie? wie herauskommen aus dieser unseligen Verwicklung? Nichts einfacher, wenn Sie nur, — Sie selbst, wenn Sie Ihrer eignen Würde, Ihres eignen hohen Standpunktes sich bewußt seyn wollen. Aufgereiztem Pöbel kann man nicht zumuthen, daß er sich selbst überwinde. Ihnen, Jünglingen, die die Sonnenhöhen der Wissenschaft kennen, die tief unter sich gemeine Denkart und gemeines Vorurtheil sehen, die ihren Geist an dem Höchsten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert sind — Ihnen kann man zutrauen, daß Sie den Werth der Selbstüberwindung fühlen, und daß Sie in sich selbst die Kraft finden, sie wirklich zu üben; Sie kann man auffordern, eben jetzt ein Beispiel dieser Selbstüberwindung zu geben, das nicht allein Sie ehren,

sondern — als allein durch die Stimme der Vernunft und der bessern Einsicht bewirkt — ein allgemeines Zeugniß für den Geist deutscher Universitäten ablegen wird. Was will die bloß physische Unerschrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sklave selbst, vom Stecken des Treibers getrieben, blitzenden und todtverbreitenden Waffen oder festen und unbezwingbar scheinenden Mauern sich entgegenstürzt, was will diese Unerschrockenheit, der auch die tiefste Rohheit fähig ist, gegen die Tapferkeit sagen, mit der ein edles Gemüth *sich selbst bezwingt*? Den bloßen Naturmenschen kann man auch an dem Widerstand erkennen, den er der physischen Gewalt entgegensetzt; den Gebildeten und wahrhaft menschlichen Menschen, unter den Gebildeten den Mann, der *Mann* ist im vollen Sinne des Worts, erkennt man an der Gewalt, die er über sein eignes Inneres ausübt. O lassen Sie diesen höchsten Sieg nicht sich entgehen! Niemand wird sich über die Gründe Ihres Entschlusses täuschen, niemand wird verkennen, daß Sie sich zu gut und durch ihren Beruf zu erhoben gefühlt haben, um ferner einen Kampf hervorzurufen, der ohne Gegenstand, der ohne allen vernünftigen Zweck ist, den Sie selbst nach wenigen Wochen, schon nach wenigen Tagen, wenn er heute noch fortgesetzt würde, verwünschen, ja verfluchen müßten.

Wissen Sie, was uns bevorsteht? Wenn dieser Kampf noch einen einzigen Abend erneuert wird, so ist vorauszusehen, daß die Vorlesungen geschlossen, auf mehrere Monate alle einheimischen Studirenden die Stadt, alle auswärtigen das Land zu verlassen genöthigt werden. Die öffentliche und allgemeine Ordnung ist ein zu großes und unschätzbares Gut, als daß hier eine Rücksicht auf irgend ein besonderes Institut stattfinden könnte. Wissen Sie, was noch entfernter bevorstehen kann? Ich muß es sagen: leider gibt es noch immer eine Anzahl Menschen unter uns, die der Verlegung der Hohenschule in die Hauptstadt, die der Macht, welche der wissenschaftliche Geist dadurch erlangt hat, gram und im Innern abgeneigt sind, die alles aufbieten werden, diese Vorfälle zu benutzen, um die Hoheschule für immer von hier zu verbannen, sie auf den alten Stand zurückzusetzen. Bayerische Jünglinge, die Ihr wißt, die Ihr fühlt, was Ihr der hiesigen Universität verdankt, welche

Vortheile für allseitige, gründliche, immer dauernde Bildung sie Euch gewährt, die Ihr insbesondere im Stande seyd, den gegenwärtigen Zustand mit dem frühern zu vergleichen, wendet alles an, weiteres Unglück zu verhüten! Vielleicht ist es sogar in diesem Augenblicke schon zu spät, und es bleibt uns nur die Hoffnung, wenn dieser Abend die vorigen Scenen nicht wieder erneuert, noch die Katastrophe abwenden zu können.

Die Zeit drängt, ich kann nur kurz noch sagen, wie weniges ich im Grunde Ihnen zumuthe. Es ist nur dieß, daß Sie diese Eine Nacht alle, wie Sie hier sind, sich ruhig zu Hause halten, daß die, welche mich gehört haben, alles thun, um auch die, welche mich nicht gehört haben, zu diesem Entschluß zu bewegen. Es ist so wenig, um das ich bitte, zu dem ich Sie als Lehrer, als Freund ermahne. Ich war auch einst Student; ich muthe Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachtheilig seyn kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden, geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordere Sie auf, wagen Sie es sich selbst zu überwinden, einen Augenblick der Verleugnung wird es Sie kosten, im nächsten Augenblick des fest gefaßten Entschlusses werden Sie sich größer, werden Sie sich über sich selbst erhoben fühlen. Ich entlasse Sie nicht von hier, ohne daß Sie das, was ich verlange — im Namen des Vaterlandes, im Namen der Wissenschaft, im Namen dieser Universität von Ihnen verlange — ehe Sie dieß fest, wie Männer beschließen, beschlossen haben. Geben Sie nicht zu, daß man von mir sage, er hat sich in seiner Meinung getäuscht, sein guter Wille ist ihm schlecht gelohnt worden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonetstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, daß das Wort eines einzigen Lehrers im Stande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurückzurufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles aufgeboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte,

wenn diesem nur die kleinste durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden könnte! Nein; die Ehre Ihres Lehrers ist eins mit Ihrer eignen, und welches auch Ihre Empfindungen seyn mögen, Sie werden den Lehrer, der sich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßstellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie gesetzt hat, nicht beschämen lassen!

Gott mit Ihnen!

* * *

Unmittelbar nach Beendigung der Rede, und während die Mitglieder des akademischen Senats, die derselben beigewohnt hatten, noch gegenwärtig waren, erschien eine Abordnung der Zuhörer, welche für sich, wie für die nicht Anwesenden versprachen, und ihr Ehrenwort gaben, daß in der folgenden Nacht kein Studirender auf der Straße erscheinen sollte. Sie haben ihr Ehrenwort gelöst. Die Nacht verfloß in tiefster Ruhe, Grabesstille herrschte auf den Straßen, nur unterbrochen von dem Geräusch der zahlreichen Patrouillen des Linien- wie des Bürgermilitärs; kein Studirender wurde verwundet.

Reden in den öffentlichen Sitzungen

der

Akademie der Wissenschaften in München.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften

am 25. August 1827.[1]

Höchstzuverehrende Versammlung!

Zum erstenmal seit ihrer Wiederbegründung, am Geburtstage des Königs, dem sie ihre neue Einrichtung verdankt, ist die Akademie feierlich versammelt.

Womit sonst wohl diese öffentlichen Sitzungen am schicklichsten eröffnet werden, Berichterstattungen über die jüngsten Begebnisse und die neuesten wissenschaftlichen Leistungen, findet dießmal nicht statt, denn es ist eine gewissermaßen neue, unter neuen Formen wieder anfangende Akademie, welche heute die Freunde der Wissenschaften um sich vereiniget.

Was zunächst übrig bliebe, Auseinandersetzung des Werths einer Akademie, entweder überhaupt oder für Bayern insbesondere, käme in jeder Ausführung zu spät, in einem Lande, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das erste im südlichen Deutschland — gewiß nicht durch zufällige Anregungen oder eine unüberlegte Nachahmungssucht gereizt, sondern durch ein lebhaft gefühltes Bedürfniß bewogen, eine Akademie der Wissenschaften gegründet hat, die von drei aufeinanderfolgenden, durch milde Weisheit, menschenfreundliche Huld und hohen Geist ausgezeichnete Regenten ihres Schutzes und immer steigender Begünstigungen gewürdiget worden.

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Nicht weniger ist anzunehmen, daß in dieser ehrwürdigen Versammlung niemand sich befinde, der nicht durch die wiederholten, bei verschiedenen Anlässen, unter uns und anderwärts stattgehabten Erörterungen über Zweck und Bedeutung einer Akademie sich hinlänglich aufgeklärt fühlte, und wenn, Gemeinplätze zu vermeiden, die erste Regel für die öffentlichen Aeußerungen einer Akademie seyn soll, so möchte sich zu einer Einleitung der heutigen Feier wohl überhaupt kein angemessenerer Inhalt finden als eben die neue Stellung der Akademie selbst, ihre großentheils glücklich veränderten Verhältnisse, die wir billig suchen sollen, zunächst uns selbst, aber auch dem Publikum deutlich zu machen, dem wohl manche Bestimmungen minder bedeutend scheinen möchten als denen, die in den früheren Verhältnissen gelebt und ihre Folgen empfunden haben.

Denn so könnte es manchem als etwas Gleichgültiges, andern sogar als eine Schmälerung des Wirkungskreises und der Vorrechte der Akademie erscheinen, daß sie — ohne in dem Gebrauch der zu ihren Arbeiten nothwendigen Sammlungen und Anstalten im mindesten eingeschränkt zu seyn — gleichwohl aufgehört hat eine Verwaltungsbehörde derselben vorzustellen.

Wenn aber außer einer ansehnlichen Bibliothek zahlreiche und wohlversehene Sammlungen anderer Art, also auch eine schon bestehende und geordnete Verwaltung derselben, zu den Voraussetzungen einer Akademie gehören, so kann sie nicht die solche Anstalten erst ordnende und erschaffende Behörde seyn, ohne den höheren Beruf, Akademie der Wissenschaften zu seyn, mit dem geringern zu vertauschen, eine Akademie der Wissenschaften möglich zu machen.

In den Verhältnissen, unter welchen die neuere Akademie entstand, war es freilich wohl ein natürlicher Gedanke, ihr die oberste Aufsicht über die theils vorhandenen theils erst zu erschaffenden Anstalten zu ertheilen, wurde sie gleich dadurch nicht sowohl eine Akademie als die Voranstalt zu einer solchen. Wenigstens aber hatte die so gestellte keine Ursache, sich als besonderer, sie über alle andern, auch die berühmtesten Akademien erhebender Auszeichnung einer Sache zu rühmen, die für sie eigentlich mehr ein Gegenstand des Bedauerns seyn mußte, nämlich

Anstalten, die sie vor sich finden sollte, theils in einem schwankenden, unvollendeten Zustand übernehmen, theils selbst erst begründen zu müssen, noch konnte sie als hochehrendes Vertrauen eine Bestimmung preisen, die ihre hauptsächliche Thätigkeit für die Hülfsmittel in Anspruch nahm.

Die Art also, wie jener Gedanke ergriffen wurde, ließ nur zu bald die Richtung ahnden, welche die Akademie nehmen mußte, indem das Mittel sich zum Zweck erhob; so wie die Spaltung, die unvermeidlich in sie selbst kam, wenn jedes mit einer Verwaltung beauftragte Mitglied sich gleichsam für etwas Besseres und Vornehmeres hielt als das einfache, nur für die Wissenschaft selbst thätige und arbeitende; vorauszusehen war ein ängstlicher Geschäftsgang, indem über den umständlichen Anstalten zum Wissen das Wissen selbst, oder, wie früher ein verehrungswerthes Mitglied sich ausgedrückt hat, über den untergeordneten Beruf, Hervorgebrachtes zu erhalten, der höhere und eigentliche vergessen wurde, selbst Erhaltungswürdiges hervorzubringen.

Wer daher nicht etwa die Würde einer Akademie der Wissenschaften nach ihrer größern oder geringern Aehnlichkeit mit einer Verwaltungsbehörde, ihre Thätigkeit nach der Anzahl von Berichten, die sie erstattete, Befehle, die sie empfing, Weisungen, die sie ertheilte, zu bemessen sich gewöhnt hatte, der wünschte längst, die Akademie von dieser — wenn auch inzwischen durch die allmählichen Fortschritte der Anstalten selbst — verminderten Last entbunden zu sehen; denn es kam nicht auf das Mehr oder Weniger des Geschäfts, so wenig als auf bloß veränderte Formen, sondern vor allem darauf an, der Akademie ihre rein wissenschaftliche Würde und Bestimmung wieder zu geben, und keine Möglichkeit übrig zu lassen, sich als Mitglied derselben durch andere als rein wissenschaftliche Leistungen geltend zu machen.

Dieß ließ sich aber nur durch eine völlige Trennung bewerkstelligen, die nun noch überdieß durch das neue Verhältniß geboten wurde, das für die wissenschaftlichen Sammlungen durch die Ankunft der Universität entstand. Denn von nun an sollten und mußten die bei weitem meisten derselben nicht mehr den Mitgliedern der Akademie allein, sondern ebensowohl denen der Universität, und diesen zwar nicht bloß als Forschungs-,

sondern zugleich als Unterrichtsmittel, demnach zur freiesten und unbeschränktesten Benutzung, dienen. Dieser Gebrauch konnte nicht eine Vergünstigung seyn, welche die hohe Schule von der Akademie zu erbitten hatte; er mußte ein Recht seyn. Also konnte die Verwaltung nicht mehr einseitig bei der Akademie, sie mußte — unabhängig von beiden, zwischen beide gestellt, und einer von beiden unabhängigen Behörde übertragen werden.

Ob nun bei dieser Einrichtung, ebenso wie die Akademie, auch die Sammlungen selbst gewinnen werden, dieß wird freilich, wie alles andere, am besten die Zeit lehren. Hoffen wir wenigstens, daß nie ein Wetteifer von Planen entstehen wird, in dem der verwickelteste den Preis davon trägt; daß nie wieder mit großen Kosten und unsäglicher Arbeit ein Plan verfolgt werde, den man nach Jahren vergeblicher Anstrengung aufzugeben sich genöthigt sieht. Rechnen wir darauf, daß die Männer, denen künftig nur das persönliche Vertrauen des Regenten die Verwaltung so kostbarer Schätze überträgt, selbständiger sich bewegen, freier der eignen Einsicht folgen werden, wenn sie nicht mehr von einer Commission abhängig sind, die nur zu oft aus sehr verschiedenartigen Mitgliedern zusammengesetzt seyn mußte, wie ich mich erinnere, daß in der für das Antiquarium vorgeschriebenen geraume Zeit ein Mann Platz genommen, dem niemand eine Kenntniß der griechischen Sprache, oder irgend eine Bildung des Urtheils oder Geschmacks, die einen vertrauten Umgang mit Werken des Alterthums voraussetzte, zuzuschreiben veranlaßt war. Zählen wir von der andern Seite darauf, daß nach anderweitigen Erfahrungen in jedem möglichen Fall die allgemeine, zur Erhaltung so herrlicher Sammlungen, auf welche die Nation mit Recht stolz ist, nöthige Ordnung sicherer durch die Aufsicht eines einzigen Mannes als durch die einer Commission verbürgt werde.

Doch, nach einmal ausgesprochener Trennung ist diese Frage kein Gegenstand unsrer Untersuchung. Uns ist die Verfügung, durch welche — nicht die Sammlungen unabhängig von der Akademie, sondern umgekehrt diese frei und unabhängig von den Sammlungen geworden, nur wichtig in dem Betracht, als durch sie zum erstenmal die Akademie für

würdig erkannt worden, bloß um ihrer selbst willen da zu seyn, da sie lange schon nur um der Sammlungen willen da zu seyn scheinen konnte, ehe sie jenen tiefsten Stand der Erniedrigung, dessen sie nach so vielen Abwechslungen fähig schien, wirklich erreicht hatte, nur noch um der Sammlungen willen Gnade zu finden, etwa wie wenn erklärt würde, daß die Archive nicht mehr des Staats wegen, sondern der Staat nur noch der Archive wegen daseyn solle, nämlich um diese fortschreitend zu vermehren und unversehrt zu erhalten.

Es wäre Unrecht sich wegen dieser — Organisation können wir nicht sagen, wohl aber — Desorganisation der Akademie als solcher an irgend eine Behörde oder überhaupt an Personen außer der Akademie halten zu wollen. Die Wahrheit erfordert zu gestehen, daß die Ansicht, aus welcher jener Plan hervorging, Gelegenheit gefunden hatte, sich in die Akademie selbst einzuschleichen, und daß der wahre Urheber jener jetzt so laut verworfenen Einrichtung ein Mitglied der Akademie selbst war. Wenn nun durch die Befreiung von fremdartigen Geschäften die Akademie zum erstenmal gleichsam das Recht erlangt hat, sie selbst zu seyn, so ist ihr durch eben diese allein auch die vollkommene Ausübung jenes Rechts gesichert, ohne das sich keine Selbständigkeit denken läßt, des Rechts, durch eigne, freie Wahl sich selbst zu ergänzen. So lange die vom Staat ausgehende Ernennung zum Vorsteher einer Sammlung die Ernennung zum Mitglied der Akademie in sich schließt, wird diese in Ansehung des größten Theils ihrer Mitglieder vom Staat abhängig, wie hinwiederum dieser, wenn er den Zwecken der Akademie einige Rücksicht schenkt, leicht in der Wahl des Mannes, dem er so wichtige Schätze anvertrauen soll, sich beengt fühlen kann; denn hier darf nicht wissenschaftliche Auszeichnung allein, so groß auch immer das Gewicht ist, das sie in die Wagschale legt, es müssen noch andere, Vertrauen einflößende Eigenschaften, strenge Ordnungsliebe, unermüdlicher, auch mechanische Arbeiten nicht scheuender Fleiß, und nicht nur über allen Zweifel erhabene, sondern bis aufs Kleinste sich erstreckende Rechtlichkeit entscheiden.

Um die Freiheit ihrer Wahl zu erhalten, muß die Akademie jedes

Zusammentreffen vermeiden, in das sie bei Gelegenheit derselben mit dem Staat gerathen könnte.

Denn wenn ihr nicht die Befugniß zusteht, welche die Natur jedem organischen Wesen ertheilt hat, Ungleichartiges und Unvereinbares abzustoßen, Gleichartiges und Uebereinstimmendes anzuziehen, so wird sie nie ein Körper werden, den Ein Geist — und darum überhaupt ein Geist beseelt. Denn nicht einmal über gewisse Grundsätze kann sie dann sich verstehen, über eine Norm ihres Verfahrens, deren beständige und in allen Fällen gleiche Beobachtung ihr die innere und äußere Haltung gewährt, ohne die es keine Achtung für sie gibt.

Denn gleichwie unter einzelnen Menschen doch am Ende nur der Mann von Charakter wahre Freunde sich erwirbt, und selbst im Fall allgemeiner Mißbilligung nicht zugleich aller Achtung verlustig geht: so ist eine völlige Charakterlosigkeit diejenige Eigenschaft, welche, einmal wahrgenommen, einer Akademie alle Theilnahme und unwiederbringlich jene Achtung entzieht, deren sie vielleicht mehr als jede andere Anstalt bedürftig ist. Denn wenn sie nicht dahin gelangt, allgemein als das höchste Ziel eines edeln und rühmlichen Ehrgeizes betrachtet zu werden, so darf sie nicht hoffen, je wahrhaft national zu werden.

Umsonst wäre, sich verbergen zu wollen, daß es der neueren Akademie nicht gelang, jene wahre und wünschenswerthe Theilnahme der Nation sich zu erwerben, nach der sie offenbar strebte; unwürdig zugleich wäre es der gegenwärtigen Stellung der Akademie, darüber nicht mit Offenheit zu reden. Nach allem, was geschehen, muß sie als erstes Recht ansprechen, über ihre Lage und ihre Verhältnisse sich mit Freiheit zu äußern, und derjenige, dem das ehrenvolle Vertrauen seiner Collegen das erste Wort in dieser Versammlung gegönnt, hat die doppelte Pflicht, diesem Rechte nichts zu vergeben, wenn er überzeugt ist, nur die ungeschminkte, ungefälschte Wahrheit in allen ihren öffentlichen Aeußerungen könne die Akademie in den Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung setzen und in demselben erhalten.

Wer möchte in den Forderungen, welche das Publikum an die frühere Akademie machte, gern etwas anderes als jene ausnehmende

Lernbegierde erkennen, welche das bayrische Volk vor vielen andern so ganz besonders auszeichnet? Auch war die Nation durch die alte Akademie gewöhnt, eine solche Forderung zu machen. Denn diese, oder wenigstens die ersten Urheber derselben, — Männer, deren reines, uneigennütziges Wollen in jeder zukünftigen Zeit die dankbarste Anerkennung finden wird, — diese also hatten die Nation wirklich unterrichtet, die Kunde der ersten bessern Erzeugnisse der neu aufstrebenden deutschen Literatur und eine Menge schätzbarer, nützlicher Kenntnisse in weite Kreise verbreitet.

Aber ihre Bemühungen selbst und die rastlos fortschreitende Zeit hatten die Nation über das Bedürfniß eines solchen unmittelbaren Unterrichts hinausgeführt, und wenn man in einer Zeit, wo alle für Ackerbau, Kunst und Gewerbe nützlichen Erfindungen durch landwirthschaftliche und polytechnische Vereine, Zeitschriften und öffentliche Blätter jeder Art mit ungewöhnlicher Schnelligkeit allgemein bekannt werden, wenn man in einer solchen Zeit die neue, mit viel reichern und größern Mitteln ausgestattete Akademie wieder auf das Letzte, auf Mittheilung und Verbreitung für das Leben, wie man sagt, Nutzen versprechender Erfindungen anweisen wollte: so war dieß ebenso viel als sie anweisen, das Ueberflüssige zu thun und so weit sich selbst als überflüssig darzustellen.

In der glücklich-engen Zeit, welche die erste Akademie vor sich fand, konnte sie sich auf das für Bayern unmittelbar Nützliche und Nothwendige beschränken; nachdem aber alle größeren Völker Deutschlands, und unter diesen nicht zuletzt das bayrische durch die Auflösung der alten und die Einführung neuer, großentheils dem Ausland nachgeahmter Formen und Verfassungen aus der stillen, gleichsam häuslichen Beschränktheit heraus, und durch den Lauf der Ereignisse selbst auf die allgemeine Weltbühne gestellt waren; als es nicht mehr darauf ankam, eine starre Abgeschlossenheit zu behaupten, sondern durch Theilnahme an den allgemeinen alle gebildeten Völker beschäftigenden Forschungen sich jener Stellung würdig zu zeigen: da konnte, da durfte eine neu gegründete bayrische Akademie der Wissenschaften nicht mehr Gegenstände von bloß provincieller oder beschränkt-nationaler — sie konnte nur Gegen-

stände von allgemein-menschlicher und überall gleich anerkannter Wichtigkeit ihrer Forschungen werth achten, und diesen Standpunkt hatte ihr die erste Verfassung angewiesen, an der noch Männer von überlegener Einsicht und allgemein gebildetem Geist Theil hatten.

Darf man nun wohl annehmen, daß es solche Forderungen waren, die das Publikum an die Akademie machte, daß die Nation Leistungen verlangte, die — nicht ihr unmittelbares, häusliches Bedürfniß, sondern ein gewisses Nationalgefühl gegenüber von andern Völkern befriedigen sollten? In diesem Fall mußte sie, um das rechte Maß dieser Erwartungen zu finden, vor allem die gegebenen Mittel mit den gemachten Forderungen vergleichen. Zwar die Verfassungsurkunde setzte voraus, daß „durch vereinte Kräfte im Reich der Wahrheit und der Kenntnisse hervorgebracht werde, was einzelne, nähme man jede derselben auch als die möglich größte an, nicht zu leisten vermögen würden", etwa wie ein Staat gesellig vereinter Bienen etwas erzeugt, was die einzelne zu Stande zu bringen nicht vermocht hätte. Ein solcher Erfolg gemeinschaftlicher Thätigkeit läßt sich aber ohne außerordentliche Umstände nur für Werke des Fleißes erwarten, und da diese Werke der vereinten Bemühungen einer Akademie nicht in die Augen fallende, wie die ägyptischen Pyramiden oder unsere altdeutschen Bauwerke, sondern höchstens Wörterbücher, Urkundensammlungen oder ähnliche bloß dem Gelehrten wichtige und schätzbare Unternehmungen seyn können, so läßt sich billig zweifeln, ob selbst außerordentliche Leistungen dieser Art die öffentliche Aufmerksamkeit in einem wünschenswerthen Grade erregt und beschäftigt haben würden.

Aus der Gleichgültigkeit gegen das wissenschaftliche Treiben, die ihr gewöhnlicher und natürlicher Zustand ist, kann die große Mehrheit nur durch Entdeckungen von höchstem Belang oder durch Donnerschläge des Genies geweckt werden. Aber lassen diese sich befehlen oder durch ungestümes Verlangen hervorlocken? Wenn mit Entdeckungen, die scheinbar auch der bloße Zufall gewähren konnte, gleichwohl stets nur ernstes und eifriges Suchen sich belohnt sieht, so wird der größte Erfinder gestehen, daß wie an jedem Siege, an jeder gelungenen That, so auch an

jeder Eroberung im Reiche des Wissens das Glück seinen Theil hat. Ehe man die Erfüllung so hoher Forderungen erwartete, mußte man sich fragen, ob die, an welche sie gemacht wurden, auch in die Lage gesetzt waren, sie erfüllen zu können? Genoßen sie, unter den schon erwähnten Umständen, während ein großer Theil der wesentlichsten Hülfsmittel erst herbeigeschafft werden mußte, unter den Beunruhigungen und Eingriffen, denen sie in einer Zeit allgemein herrschender Vielthätigkeit ausgesetzt waren, in Folge der Zufälle und von zum Theil mehr persönlichen Beweggründen als wissenschaftlichen Erwägungen, die bei der ersten Zusammensetzung der Akademie gewaltet hatten, wirklich, wie man vielleicht sich vorstellte, der ihnen zugesagten Muße, des ihnen von der Zusammenwirkung verheißenen Vortheils, oder der Sicherheit und Freiheit unabhängiger, nur ihrem Genius zu folgen berechtigter Gelehrten? War es also ihre Schuld, wenn die Akademie, ohne die eingeschränkteren Absichten der früheren verfolgen zu können, den höheren Forderungen einer späteren Zeit und ganz anderer Verhältnisse ebenso wenig vollkommen genügte, — denen in der That nur eine anders zusammengesetzte, anders verwaltete und freier gestellte genügen konnte? Gewiß, wer dieß alles wohl überlegt, wird vielleicht auch jetzt noch finden, daß, wenigstens während der ersten zehn Jahre, die neue Akademie noch immer mehr geleistet, als unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen, streng genommen, sich erwarten ließ.

Verschiedenes wurde versucht, um die so laut bezweifelte Nützlichkeit der Akademie in ein besseres Licht zu stellen. Unter andern, wie man es nannte, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, von der man sich gewöhnt hatte, in der Staatshaushaltung und der Rechtspflege alles Heil zu erwarten, und die nun gedankenlos auch auf die Beschäftigungen der Akademie angewendet wurde. Gleich als hätte diese vorher aus ihren Entdeckungen ein Geheimniß gemacht. Gleich als lebten wir noch in den Zeiten, wo sich einer oder wenige im Alleinbesitz einer Idee gefielen, während in den meisten Fächern des Wissens bei weitem mehr zu fürchten ist, daß die unreifen Gedanken zu schnell, als daß die reifen zu langsam bekannt werden. Man konnte also einer solchen Oeffentlichkeit

wohl keine andere Absicht unterlegen, als dem Publikum ein bloßes Schauspiel von Thätigkeit überhaupt zu gewähren, indem man voraussetzte, es werde so wenig von diesen als von andern öffentlichen Probeablegungen Erweiterung der Wissenschaft verlangen, sondern mit bloßen Beweisen des Fleißes zufrieden seyn. Was außerdem aufs Allgemeine zu wirken fähig ist, macht sich von selbst, ohne besondere Veranstaltung, öffentlich, so wie, was dieser Kraft entbehrt, im höchsten Licht der Oeffentlichkeit doch nicht aus seiner Dunkelheit hervortritt. Nicht über den Mangel an Mittheilung, sondern über den Mangel des Mittheilungswürdigen klagte die — richtige oder unrichtige — Meinung des Publikums. Oder sollte die anderweitige, nichtwissenschaftliche Thätigkeit dadurch außer Zweifel gesetzt werden? Aber diese war wohl niemals bezweifelt worden, niemand glaubte, daß es der Akademie an Männern fehle, die für ein richtiges Aus- und Einlaufbuch zu sorgen wissen.

Die Akademie kann es daher der neuen Einrichtung nur Dank wissen, daß sie von jener sinnlosen und störenden Oeffentlichkeit wieder befreit worden. Durch die Beschränkung auf zwei öffentlich gefeierte Tage, deren einer allen Bayern heilig, der andere der Akademie wichtig ist, werden ihr diese zu Festtagen, an welchen sie die nothwendige Stille und Zurückgezogenheit ihrer Forschungen unterbricht, um sich an ihre Verbindung mit dem öffentlichen Leben, mit Staat und Volk zu erinnern, und hinwiederum die Nation durch die Voraussetzung zu ehren, daß sie unter den Sorgen für das tägliche Leben und die Fortbewegung des Staats noch etwas in sich frei und übrig behalte, um an den Ergebnissen höherer Forschung und an den Erfolgen ihrer ersten wissenschaftlichen Anstalt Theil zu nehmen.

Ein anderes Mittel, die Akademie in der öffentlichen Schätzung höher zu stellen, war, ihre Verbindung mit dem Staats-Organismus hervorzuheben, in der sie als eine letzte Instanz in wissenschaftlichen Dingen, gleichsam (wie ein bekannter Sprachreiniger das Wort „Akademie“ zu verdeutschen pflegte) als ein hoher Gelehrten-Rath der Regierung zur Seite stehen sollte. Allerdings ist dieß ein Nebenvortheil, den jede Regierung von einer wohleingerichteten Akademie, doch haupt-

sächlich nur in dem Verhältniß ziehen kann, als diese die öffentliche Meinung für sich hat.

Aber darum das Heil der Akademie selbst daran geknüpft glauben, daß sie wie eine Landesstelle geachtet und mit allen Auszeichnungen einer solchen umgeben wäre, hieße wieder die Sache am verkehrten Ende angreifen, und wäre am wenigsten der Zeit gemäß, in der wir glücklicher Weise uns befinden.

Was wäre denn auch gebessert, wenn der gelehrte Stand wieder so gestellt wäre, daß die erste wissenschaftliche Anstalt ihren Werth in der öffentlichen Meinung von einer äußern Auszeichnung, die für sie doch immer nur ein Flitterstaat seyn könnte, erborgen müßte, während er durch sich selbst so viel gelten sollte, um allen andern die Nothwendigkeit aufzulegen, durch wirkliche Achtung für Wissenschaft, die nicht in vornehmer Protektion, sondern zuerst und vorzüglich in dem Streben nach eigner Bildung sich zu erkennen gibt, sich selbst jene höhere, persönliche Würde zu erwerben, die kein äußerer Vorzug ertheilt, wenn er die innere Bildungslosigkeit nur nothdürftig verhüllt?

In der Zeit, wo es einer Regierung — aus welchem Grunde immer — Bedürfniß ist, nur willige Werkzeuge zu sehen, jeder eigenthümlich freien Thätigkeit für den Staat sich zu versichern, und daher jeden Unterschied der Beschäftigungen und ausgezeichneter Berufsarten in dem allgemeinen Prädicat „Staatsdiener" auszulöschen, wird auch der Gelehrte nicht umhin können, diesem Zuge zu folgen.

In der Zeit König Ludwigs wird jeder, dessen Beruf ein geistiger ist, frei gestehen dürfen, daß er zunächst und unmittelbar nur Gott, der Menschheit und der Wissenschaft diene, und welchen Wirkungskreis der Staat ihm anweise, sein wahrer Beruf ein solcher sey, den keine Staatsgewalt ertheile.

Ein vom Glück erhobener Herrscher, durch Umstände und Schicksal so gestellt, keine von sich unabhängige Größe zugeben zu können, zeigte wenigstens seine über alles Gemeine erhabene Denkart dadurch, daß er als die schönste Zierde seines Triumphs die hervorragenden Talente, die großen wissenschaftlichen Geister seiner Nation ansah, die er an seinen Siegeswagen zu fesseln wußte.

Der geborene König, der es in jedem Sinne des Worts ist, läßt alles Gute und Ruhmwürdige, also auch die Wissenschaft in ihrer eigenthümlichen Größe und Unabhängigkeit gewähren.

Eine Akademie der Wissenschaften, der verstattet ist dieß wirklich zu seyn, bedarf keiner andern Ehre. Bedurfte sie einer andern, so war es nur, weil sie in der That etwas anderes vorstellen sollte, und innerlich abhängig, mußte sie auch mit den äußern Zeichen dieser Abhängigkeit geschmückt werden.

Die zarteste Achtung für die innere Selbständigkeit der Akademie, der bestimmteste Wille, daß sie frei, ihrem eignen bessern Wissen gemäß, sich bewegen solle, hat sich darin ausgesprochen, daß ihre innere Einrichtung ihr völlig freigelassen, nur die Bestätigung der selbstgegebenen Form vorbehalten worden ist.

Mögen in die so rein und frei gestellte nie wieder Formen Eingang finden, die, ohne zu einer wesentlichen und nothwendigen Ordnung erforderlich zu seyn, ihr bloß den äußern Anschein einer öffentlichen Stelle geben sollen; denn unter solchen Formen ist der Schwung der früheren Akademie erlegen.

In dem Gedräng von Behörden, das unsere Hauptstädte erfüllt, konnte eine stillschweigende Akademie übersehen werden, und vielleicht eines äußeren Schutzes bedürfen gegen den Uebermuth der Aemter und die Geringschätzung, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist. Aber eben dieß hat Ein großer Entschluß verändert; der Entschluß, der die Hoheschule hieher berief, und durch die Verbindung mit dieser auch Mitgliedern der Akademie das Recht der freiesten öffentlichsten Wirksamkeit ertheilte. Ja, in dieser Verbindung hat die Akademie erst ihre wahre Begründung und, daß ich so sage, ihren lebendigen Zusammenhang mit der Nation gefunden. Lag den früheren Forderungen in der That der Drang nach Belehrung zu Grunde, so ist jetzt ein lebendiger, stets fließender Quell von Unterricht eröffnet, aus dem jeder seinen Durst stillen kann, und unmöglich ist, daß da, wo die Erfolge der Wissenschaft so unmittelbar sichtbar werden und auf die einzig denkbare Weise wirklich ins Leben übergehen, nicht auch die stillen langsam fortschreitenden

Forschungen geachtet werden, durch die jede Erkenntniß erst hindurchgehen muß, ehe sie in den Schatz allgemein anerkannter und mittheilbarer Wahrheiten aufgenommen wird.

Die Forderung unmittelbarer Nützlichkeit wird von der Hohenschule erfüllt, ohne daß jedoch auf die Akademie der Schein der Unnützlichkeit fällt, wenn es dem größeren Theile nach dieselben Männer sind, die sich dem Lehrberuf und die sich jenen Forschungen widmen; Geschäften, die anstatt sich auszuschließen oder zu hemmen, vielmehr sich gegenseitig fördern und unterstützen.

Akademien können nicht Gelehrte erschaffen, sondern Gelehrte müssen vorhanden seyn, um eine Akademie zu bilden, die dieses Namens werth ist. Aber nirgends sonst hat man Gelehrte zusammengesucht, um eine Akademie zu bilden, sondern wo eine Akademie entstand, da gab die Menge ausgezeichneter, an demselben Orte vereinigter Gelehrten den ersten Anstoß dazu. Eine solche ursprüngliche Vereinigung von Gelehrten läßt sich aber nach unsern Verhältnissen nur da erwarten, wo eine Hoheschule errichtet ist. Diejenige gelehrte Societät, deren wissenschaftliche Arbeiten noch am meisten Achtung in und außer Deutschland sich erworben, verdankte diesen Erfolg nur dem Umstande, daß sie sich aus den thätigen Mitgliedern einer Universität bilden konnte, der es zu keiner Zeit, in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, an vorzüglichen, mit besonderer Sorgfalt ausgewählten Lehrern fehlte.

In jener Stadt, die so lang als Hauptstadt der gebildeten Welt und als tonangebend besonders für die Errichtung von Akademien galt, wohin eine Bevölkerung von 30 Millionen alles, was sich an ausgezeichneten Talenten unter ihr erzeugt, beständig fort sendet, und eine Auswahl möglich macht, wie sie sonst nirgends stattfindet, wurde niemals einem Gelehrten die ausschließliche Bestimmung für die Akademie ertheilt, sondern der anderwärts, sey es im Staat, sey es an einer öffentlichen Lehranstalt beschäftigte, wenn er sich literarische Auszeichnung erworben, trat, von der Akademie erwählt, in die Reihe ihrer Mitglieder, ohne seine frühere Stellung oder Beschäftigung aufzugeben. Man erkannte also, was durch die neuesten Bestimmungen auch bei uns

jetzt anerkannt ist, daß die Eigenschaft eines Akademikers eine anderweitige Begründung voraussetze, und vorzüglich Männer als Lehrer an den Unterrichtsanstalten der Hauptstadt verdient und hochgestellt in der öffentlichen Meinung waren die Zierden des berühmten Instituts, und sind noch jetzo die Stützen der Akademien, in die es wieder zerfallen ist.

Schon zu der äußern Begründung einer Akademie also wird ein Reichthum von Gelehrten gefordert, der in der Hauptstadt nur seyn kann, sofern sie der Sitz einer hohen Schule ist.

Bayerns Ueberfluß an Gelehrten (als könnten der unterrichteten Männer in einem Staate je zu viele seyn) wurde in einer bekannten Versammlung, und zwar in Bezug auf die Akademie, — beklagt; jeder Unterrichtete mußte in derselben Beziehung vielmehr den Mangel bedauern.

Wie sollte in einer wissenschaftsöden Stadt, in der Mitte einer großen, für das, was man ihm oft als Wissenschaft geboten, vielleicht nicht mit so gar großem Unrecht, wenig empfänglichen Bevölkerung, eine kleine Zahl vereinzelter, noch dazu ungleich beurtheilter Gelehrten gegen die lange Gewöhnung einer herkömmlichen Gleichgültigkeit aufkommen! Die dünn gesäeten Reihen sind jetzt dichter geworden. Die Mitglieder der Akademie, die immer wachsende Zahl geisteskräftiger Lehrer an der Hohenschule, vereint mit einer wissenschaftsbegierigen Jugend, bilden eine Masse, der auch wirkliche Unempfänglichkeit nicht in die Länge widerstehen würde.

Doch nicht bloß zur äußern, sondern ebensosehr zur innern Begründung scheint einer Akademie der Zusammenhang mit einer Universität nothwendig. Nicht zuerst bei uns, sondern früher schon in einer andern deutschen Hauptstadt bildete sich eine isolirte, außer Verbindung mit einem Lehrkörper stehende Akademie. Wer sich die Mühe gibt, die großentheils öden Steppen, welche durch ihre Abhandlungen gebildet werden, zu durchlaufen, die Unfruchtbarkeit ihrer meist über Gegenstände, die schon damals alles Interesse verloren hatten, sich verbreitenden, nie der Zeit vorausgehenden, sondern in weiter Entfernung ihr nachfolgenden Untersuchungen durch eignen Anblick kennen zu lernen, der

ist versucht zu glauben, daß der Fluch, der dem Fleiß des Ackerbauers nur Dornen und Disteln verhieß, mit seiner ganzen Macht auf eine deutsche Akademie niedergefallen sey.

Ist aber dieser offenbare Unsegen nicht vielmehr nur das Zeichen der Verwerfung, welche über alles bloß Künstliche, nicht Natürliche ausgesprochen ist? Das Verhältniß des Gelehrten zum Gelehrten, wie es Akademien festsetzen, ist immer, oder doch mehr oder weniger, ein conventionelles, das Verhältniß des Lehrers zu dem Schüler und des Jüngers zu dem Meister allein ein natürliches. Der Gelehrte, abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr, der durch die unmittelbare Mittheilung seiner besten Einsichten und Ueberzeugungen an eine noch unbefangene, lebens-frohe und frische Jugend entsteht, wird sich in der blühendsten Akademie immer einsam und gleichsam wirkungslos fühlen.

Akademien waren es vorzüglich, durch die fast überall, aber am meisten in Frankreich, Wissenschaft und Literatur mit gewissen conventionellen Schranken umgeben wurden, die keiner ungestraft durchbrechen durfte. Wenn es bei uns nicht dahin gekommen, so haben es nur die Universitäten verhindert.

Im Allgemeinen ist der Deutsche, unter den Deutschen vielleicht der Süddeutsche am wenigsten geschickt, sich in bloß übereinkömmlichen Formen frei zu bewegen, aber vorzüglich in Wissenschaft und Kunst liebt er die unbeschränkte Freiheit und Weite, die sich am besten mit dem Geist der Universitäten verträgt, darin vielleicht noch etwas bewahrend von dem Geist der Ahnen, von denen Tacitus [1] sagt: die Götter in Wände einzuschließen oder unter beschränkten Formen anzubeten, achten sie für Frevel; aber in der Freiheit der Wälder und der Haine, im freien Wehen und Weben des Unbekannten verehren sie das Göttliche, nur heiliger Scheu Vernehmliche.

Von welcher Seite wir also das Zusammenseyn und die nahe Verbindung der Akademie mit der Universität betrachten, sehen wir ihre Verhältnisse wesentlich dadurch verändert.

[1] Germania, cap. 9.

Aber auch diese Verbindung konnte die zu hoffende Frucht nicht tragen, wenn nicht eine in gleichem Geiste unternommene Verbesserung der Hohenschulen und aller andern Unterrichtsanstalten hinzukam. Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stufen, also auch zwischen den ihnen entsprechenden Anstalten der wissenschaftlichen Bildung, ist ein so enger, daß der Staat, der keine wohleingerichteten Schulen, auch keine Akademie haben kann, wie sie seyn soll. Kein Wunder, wenn die Akademie, zum Theil sich selbst, gewiß aber dem richtigen, wenn auch dunkeln Gefühl des Volks als etwas Haltungloses, ohne Wurzel, gleichsam in der Luft Schwebendes erschien, solang unsere Universitäten Einrichtungen unterworfen waren, die sie tief unter ihre wahre Bestimmung herabsetzten, und deren gewiß nicht gewollte und berechnete, aber nothwendige Folgen kein Wohlgesinnter in der Nähe sehen konnte, ohne von ihnen tief betrübt oder empört zu werden; solang zugleich unsere niedern Schulen unter den beständigen Veränderungen, dem gleichsam regelmäßigen Wechsel gegenseitig sich bekämpfender Systeme keine feste Gestalt gewinnen konnten.

Dieß alles sehen wir mit einemmal anders werden; alle bessern, fortschreitenden, die Forderungen der Zeit erkennenden Geister haben in Bezug auf höhere geistige Entwicklung die Regierung König Ludwigs mit denselben Empfindungen und Hoffnungen begrüßt, mit denen einst in Bezug auf die ersten Bedingungen freier Entwicklung der Regierungsanfang Maximilian Josephs gefeiert wurde, in dessen väterlichen Gesinnungen, argwohnfreiem Geist und zu allem, was der Vortheil seines Volks heischte oder der nothwendige Gang der Zeit gebot, bereitwilligstem Gemüth gewiß der Grund nicht lag, daß Bayern, in so vielen nützlichen Einrichtungen auf dem Wege zur allgemeinen Verbesserung andern Staaten vorausgehend und von vielen nachgeahmt, in Ansehung eines zeitgemäßen Systems des öffentlichen Unterrichts durch ein wahrhaft unbegreifliches Verhängniß fast hinter allen zurückblieb. Schon erwarten die Universitäten, von einem unwürdigen Zwange befreit, wieder in gleiche Linie mit andern Hohenschulen Deutschlands zu treten, wie einst Ingolstadt, wie nach seiner ersten Einrichtung auch Landshut und eine Zeit lang Würzburg.

Nicht mehr wird künftig der begabtere bayrische Jüngling, fern gehalten oder nur unvollständig unterrichtet von dem, was die bedeutendsten Geister seiner Zeit beschäftigt, unbegrüßt von den Strahlen des längst angebrochenen Tags, die kostbare Jugend wie in einem wissenschaftlichen Kerker vertrauern; nicht mehr dem geistvollen Lehrer in einem mit Verdrossenheit, weil mit Zwang, gehörten und darum auch seines wesentlichen Zweckes verfehlenden Vortrag die schönste Blüthe seines Talents, die Gabe der klaren, begeisternden wissenschaftlichen Rede allmählich dahinschwinden.

Nicht mehr werden hohe und niedere Schulen als Nebensache behandelt zuletzt nur noch mit allgemeiner Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Die Nation wird sich ihrer Schulen wieder freuen, sie lieben mit der Liebe, mit welcher sie das Vaterland selbst, die Religion, die Freiheit des Gedankens und alle ihre höchsten Güter liebt; über todte Schätze diese lebendigen Werkstätten einer immer fortschreitenden, nie versiegenden Bildung achten, und wie andere bessere Völker, die Schulen — als ihre wahren Kleinode, als die Unterpfänder eines dauernden, nicht durch bloß physische Kraft, sondern durch sanftere Tugenden, die nur dem durch Unterricht überwundenen und veredelten Innern von selbst entquellen, zu erlangenden Ruhmes — mit eifersüchtigem, ja argwöhnischem Blick gegen alle beschränkenden oder herabwürdigenden Eingriffe bewachen.

Denn wo so viel Zweckgemäßes schon geschehen, dürfen wir hoffen, daß auch für die untern Schulen die rechte und wahre Mitte gefunden werde, über die unter Männern von Einsicht kein eigentlicher Streit seyn kann. Auch der bayrische Vater will, daß sein Sohn diesen Schulen den nothwendigen, für jeden künftigen gelehrten Beruf unentbehrlichen Bedarf an Sprachkenntnissen verdanke, und wird sich freuen, wenn er in dem ersten Unterricht die Schwierigkeiten der alten Sprachen so weit überwindet, daß er, wie brittische Staatsmänner, oder andere, die, ohne Philologen von Profession zu seyn, nicht aufhören ihren Geist an den Werken des Alterthums zu stärken und zu erheben, eines wahren, freien Genusses jener unvergänglichen Werke fähig ist, wenn

zuerst der Geist des Alterthums ihn anweht und ihm vernehmlich wird. Aber er will vor allem den wirklichen Erfolg; er will nicht, daß an die Stelle jener bestimmten und genauen, den künftigen Beruf im Auge haltenden Aufgabe irgend ein allgemeiner, unbestimmter, Lehrer und Schüler leicht mit falschem Dünkel erfüllender Begriff treten, noch daß jener nothwendige Unterricht, von dem so viel, ja alles abhängt, und den man nur um so mehr durch Uebertreibungen zu gefährden sich hüten sollte, auf eine Weise ertheilt werde, als sollten aus den Schulen nur wieder Grammatiker und Kritiker hervorgehen, oder durch sie vorzugsweise das Geschlecht bloßer Sprachgelehrten vermehrt werden, denen nur zu oft, wenn sie die Schulen ausschließlich einnehmen, bei dem unvermeidlichen Mangel an realen und positiven Kenntnissen nothwendige praktische Anhaltspunkte fehlen, die allein den Unterricht wahrhaft bildend machen.

Wir können uns nicht einseitig freuen über die der Akademie gewordene Verbesserung, weil es keine wahre Verbesserung derselben gibt, die sich nicht zugleich auf alle andern Anstalten der gelehrten Bildung erstreckt. Das Schicksal einer dieser Anstalten kann nicht von dem aller andern getrennt werden, in dieser Kette eines eng verbundenen Systems darf kein Glied fehlen. Unsere besondere Freude wäre daher eine unvollkommene, wenn sie nicht mit der allgemeinen über einen gleichen und übereinstimmenden Fortschritt zum Bessern in allen Anstalten wissenschaftlicher Bildung sich vermischte.

Die Einheit eines besseren Geistes, der in allen Veranstaltungen und Anordnungen für Wissenschaft fühlbar ist, hat sich auch darin gezeigt, daß der Akademie ihre frühere Klasseneintheilung und durch Voranstellung der philosophisch-philologischen Klasse der Geist allgemeiner Wissenschaftlichkeit wieder gegeben ist, durch den allein sie der Universität gleich gestellt ist, während sie durch die letzte Einrichtung, die ihr nur zwei Klassen ließ, etwa auf die Linie bloßer Specialschulen zu stehen kam. Diese Voranstellung der Philosophie in einer deutschen Akademie könnte nur jene undeutsche Beschränktheit anstößig finden, die so wenig von dem Gang der Philosophie als dem immer mächtigeren und

ahndungsvolleren Fortschreiten der Empirie einen Begriff hätte; die nicht wüßte oder nicht zu begreifen vermöchte, wie nah und immer näher jene Erkenntniß kommt, in welcher das Ergebniß des reinsten und höchsten Denkens ebensowohl als Sache der Erfahrung erscheint, und umgekehrt das lautere und gereinigte Ergebniß empirischer Forschung an sich selbst die kühnsten Gedanken einer reellen Philosophie erreicht. — Niemand ist heutzutage, wie ehemals, versucht, die Natur poetisch zu machen; die schmucklose Rede eines Cuvier, wenn er, deutsche Gedanken sich aneignend, „den mühsamen Kampf des beginnenden Lebens gegen die todte Natur und seinen nur allmählichen Sieg über diese" rein geschichtlich beschreibt, ist der Sache nach poetischer als die begeisterten Reden seines Vorgängers, des prachtvollen und nicht selten erhabenen Büffon. Die recht verstandene Natur bedarf keiner poetischen Zuthat, sondern ist an sich selbst und durch sich selbst poetisch. So bedarf sie auch der philosophischen Zuthat nicht, sondern, sowie sie nur vor dem Geschrei zudringlicher, meist ebenso prosaischer als wissenschaftlich sinnloser Hypothesen, von denen eine mißleitete Empirie noch immer nicht lassen kann, dazu kommt, sich selbst auszusprechen, zeigt sie sich als an sich selbst philosophisch, als ein wahres Gedanken-Meisterstück, wo, wie der Dichter sagt, Ein Tritt tausend Fäden regt, Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Dasselbe, was von der Naturforschung, gilt von der Geschichte; ja man könnte diesen Geist, der alle Mittel der Entwicklung und der Darstellung nur aus dem Gegenstande selbst schöpft, in vorzüglichem Sinn den geschichtlichen nennen.

Dieser geschichtliche, den abstrakten Ideen in der Philosophie nicht minder als in der Physik und Historie entgegengesetzte Geist, dessen letztes Erzeugniß eben jene Wissenschaft seyn wird, in der die beiden Wege, der Weg der Erfahrung und der des Denkens, zugleich ihre Rechtfertigung und Bestätigung erhalten, ist des Deutschen eigenthümlicher, jetzt von den Fremden selbst allmählich erkannter und gesuchter Vorzug, der ihm zu Theil ward, weil Er, den Kampf bestehen und durchführen zu können sich bewußt, alle Elemente der Bildung zusammenhielt,

indeß die andern sie nur noch in der Vereinzelung wollten, und daher die mächtigsten und am meisten auf die Einheit dringenden, in unmuthiger Uebereilung, entweder ganz ausstießen oder ihrer wahren Kraft und Würde beraubten.

Diese Vollständigkeit also der Bestrebungen des deutschen Geistes auch in der Akademie wiederherzustellen, war eines groß- und durchaus deutsch-gesinnten Königs würdig.

Unter so glücklichen Vorzeichen, in einer für die theuersten Angelegenheiten entscheidenden Zeit, zur höchsten Freiheit der Forschungen und allem was ächter Wissenschaft zukommt berechtiget, beginnt die Akademie ihren neuen Lauf. Alles wird darauf ankommen, daß sie die ihr gegebene Stellung begreife, und wie aufs besonnenste, so zugleich auf das freieste benutze —

felix, sua si bona norit.

Der Dank aber, der dem erhabenen Regenten gebührt, dessen Fest die Akademie heute mit doppelt erhöhten Empfindungen feiert — denn es ist Sein Geist, der in der neuen Einrichtung weht — dieser Dank konnte für jetzt durch bloße Anerkennung sich äußern — dessen was er mit wahrhaft königlichem Sinn für sie gethan hat.

Diese auszusprechen, war mein Beruf. Die wahre Feier dieses Tages sind die für ihn bestimmten wissenschaftlichen Vorträge.

Schlußwort [1].

Wenn das erreichte Ziel leicht zur Schranke wird, früher gewonnene Freiheit selbst in Befangenheit sich verkehrt, so müssen wir gestehen, daß die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, von der Art sind, an sich selbst die günstigsten Bedingungen für freiestes Fortschreiten

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften (S. 6). D. H.

und eine wahrhaft von vorn anfangende Lebensbewegung zu enthalten. Ihre wahre Bedeutung aber erhalten diese Umstände durch den Geist des Königs, der nicht den bloßen Schein der Wissenschaft oder den vorübergehenden Glanz begehrt, den auf eine wohlwollende Regierung auch die bloß äußerlich gepflegte und begünstigte wirft, der die wirkliche Frucht der Wissenschaft will, nicht ein bloßes end- und insofern zweckloses Fortschreiten des Wissens, sondern ein wirkliches Ziel desselben — nicht ein bloß mit Kenntnissen geschmücktes, sondern ein durch tiefe Bildung innerlich umgewandeltes, zum höchsten Bewußtseyn seiner selbst gebrachtes und dadurch zu allem befähigtes Volk. In dieser Absicht — stark zugleich durch eigne selbsterworbene Einsicht, keinen Gedanken fürchtend, weil jedem gewachsen, kleinlichem Argwohn fremd, der meist nur Unbedeutendem oder Verächtlichem Wichtigkeit verleiht — hat Er die freieste Bewegung aller Kräfte seines Volkes beschlossen, dessen ganzes Schicksal und jegliches Bedürfniß Er im Herzen trägt. Er hat sie beschlossen — nicht in aufwallender Begeisterung, sondern in ernster, gereifter Besonnenheit, die mit völlig gleicher Sorgfalt jedes Mittel, den äußern Wohlstand und die innere Tüchtigkeit seines Volks zu erhöhen, aufsucht und in Wirkung setzt, und darum auch keine Gefahr läuft, entweder in Geistesschwelgerei auszuarten, oder in jenen unköniglichen Sinn zu verfallen, der nur das gemein und grob Nützliche der Aufmerksamkeit und Belohnung werth achtet. Er hat sie gewollt, und will sie, nicht mit einem Vorbehalt, der sich auf die Meinung gründete, dem einmal freien Geist eines Volkes könne Widerstrebendes durch königliches Ansehn aufgenöthiget, oder einer nothwendigen Richtung des Geistes mit Gewalt entgegengewirkt werden; sondern unbedingt, im Vertrauen auf die der Wahrheit selbst inwohnende Macht und die Kraft, welche alle der Menschheit wesentlichen Ueberzeugungen im deutschen Geiste erlangt haben, so wie mit klarer Voraussicht und Erwägung der Folgen, welche zugleich die Zuversicht einflößt, daß, wie immer die Schwierigkeiten beschaffen seyn mögen, denen so edle Absichten begegnen müssen, welche harte Kämpfe der Sache noch bevorstehen mögen, welche Er als die Seinige betrachtet, Sein königliches Herz, im Einklang mit

seiner alles überlegenden Weisheit, alle Hemmungen überwinden, die königliche Gesinnung immer dieselbe bleiben, und keine der Hoffnungen täuschen werde, welche die Besten seines Volkes und seiner Zeit von ihr gefaßt hatten. — Die Vorsehung, die Ihn durch eine Zeit trostlos scheinender Verwirrung, während der nur Ein Verhängniß über Seinem Haupte und dem seines Volkes schwebte, sicher auf den Thron seiner Väter geleitet, wacht auch jetzt über Ihm und Bayern, um die eifrigen und einhelligen Gebete zu erhören, welche heute die Erhaltung des theuren Königs und den glorreichen Erfolg aller seiner Unternehmungen erflehen. — Wir, die von manchen Seiten mehr als viele, nah und fern, im Stande sind, das Zeitalter des Ruhms vorauszusehen, das Er Bayern bereitet, haben auch desto mehr Ursache, Sein edles, großes Wollen treu und liebend anzuerkennen. Dürfen wir doch annehmen, daß für die liebende und liebeheischende Seele eines durch Eigenschaften des Herzens nicht minder als des Geistes ausgezeichneten Herrschers der höchste Genuß jener einzige sey, der edle Sterbliche erfreut, den sogar die nichtsbedürfende Gottheit nicht verschmäht, in ihrem Wollen und ihren Absichten erkannt zu werden! — Möge in dem zusammenhangenden Ganzen wissenschaftfördernder Anstalten, wie es allmählich aus dem Geiste des Königs hervorgeht, die Akademie ihre Stelle mehr und mehr thätig erfüllen, und möge die unbestechliche Geschichte, die schon so vielen, der äußern Abhängigkeit der Wissenschaften abgedrungenen Huldigungen ihre Bestätigung verweigert hat, wenn sie einst das Werk König Ludwigs, anerkennend und bewundernd, erzählt, von der Akademie sagen: auch sie hat mitgewirkt zu der großen königlichen Absicht: Erhebung des bayerischen Volkes zu der ihm gebührenden, von Gott und Natur bestimmten Stelle im Reiche des Geistes!

Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1828.[1]

Vor nicht längerer Zeit als etwa einem halben Jahr hat die Akademie der Wissenschaften die neue, ihr von des Königs Majestät vorgezeichnete Form und Verfassung angenommen. Niemand wird erwarten, daß sie nach so wenigen Monaten schon im Stande seyn werde, die Wirkungen zu verkünden, welche sie von dieser neuen Ordnung sich mit Recht versprach. Die ersten Bedingungen und die Möglichkeit eines wahren Gedeihens sind gegeben: das wirkliche Gedeihen hängt noch immer von Zeit und glücklichen Umständen ab. Die Weisheit des Königs hat nur die ersten Umrisse des Bestehens und Wirkens der Akademie gezogen, das Nähere und Bestimmtere der innern Gestaltung ihr selbst freigelassen. Fortwährend ist die Akademie noch mit dieser beschäftigt. Es reicht hin, zu versichern, daß sie ihre Aufgabe ebensowohl als die Vortheile ihrer neuen Stellung erkennt; daß sie, weniger um augenblickliche, vorübergehende Gunst, als um eine dauernde, bleibende Meinung bemüht, zuerst und vor allem sich selbst genugzuthun sucht, und anstatt den Maßstab ihres Wirkens von außen zu empfangen, diesen vielmehr in sich selbst zu haben und immer mehr zu befestigen bestrebt ist; denn ohne jenes Selbstgefühl, das nur bestimmtem, sich selbst klarem Willen zukommt, ohne Einverständniß über das, was in der Wissenschaft eigentlich Werth hat, und den Gemeingeist, der hieraus allein von selbst sich erzeugt, wird

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie, S. 8.

eine Anstalt solcher Art, selbst bei hervorragenden Verdiensten im Einzelnen, stets im Ganzen das Spiel der Laune und der Willkür nicht bloß der Gewalthabenden, sondern am Ende selbst einer unberufenen Menge werden. Gönne man der Akademie, nach den Zufällen, denen sie unterworfen war, und indeß alle Nachwirkungen früherer Verhältnisse nicht gleich schnell sich überwinden lassen, die Zeit, ihren Standpunkt in der Nation einzunehmen, und das zu werden, was ihr jetzt zum erstenmal wieder verstattet ist wirklich zu seyn. Berufen, alles allgemeinmenschliche Wissen zu umfassen, und in allen wissenschaftlichen Fragen, über welche ein aufklärungs- und unterrichtsbegieriges Volk Aufschluß oder Entscheidung verlangt, gleichsam eine letzte Zuflucht und Behörde zu seyn, ist sie selbst von den ihr zu Gebot gestellten Mitteln in ihrer Hauptwirkung, und besonders in größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, abhängig. Die wunderartige, gleichzeitige Erweiterung aller Zweige des vielgetheilten menschlichen Wissens macht für jede wissenschaftliche Anstalt, welche einer solchen Zeit gleich und gewachsen sich zeigen soll, eine Ausdehnung der Mittel nothwendig, für welche die Maßstäbe der Vergangenheit nicht mehr zureichen. Möge bei den Erfordernissen der Akademie dieß stets und überall im Geiste unseres, durchaus nicht die **bloßen Namen** der Sachen, sondern **die Sachen selbst** wollenden Königs, so wie im Geiste der Nation erwogen werden, deren verfassungsmäßige Stellvertreter manches Gute, das nicht in den Kreis unserer Beurtheilung fällt, gewirkt haben mögen, aber das denkwürdigste, jedem, der die wahren Quellen des Ansehns, der Macht und des Wohlstandes einer Nation kennt, im Gedächtniß gebliebene Wort unstreitig damals gesprochen haben, als sie erklärten: „an dem öffentlichen Unterricht, an dem, was für die geistige Bildung der Nation erforderlich sey, wollen sie nicht gespart wissen". — Ist doch übrigens alles andere um uns her in Bewegung und durch den mächtigen Hauch eines alle Kräfte zugleich anregenden und belebenden Geistes wie in ein neues Werden versetzt! Eine noch im Entstehen begriffene Hoheschule, in welcher die Akademie selbst erst ihre wahre dauernde Grundlage erhalten zu haben erkennt,

fordert unsere ganze Theilnahme, nimmt vielfach selbst unsere Kräfte in Anspruch. Die Akademie darf sich, wie früher schon einmal geäußert worden, nicht abgerissen vom Ganzen wissenschaftlicher Anstalten, nicht einzeln betrachten; und nicht eher wird sie mit voller Freiheit, Unabhängigkeit und Zuversicht des Geistes ihre Bahn verfolgen, ehe sie über ihre nothwendigen Voraussetzungen, über ein System zusammenhangender Bildung beruhiget ist, durch welche, vom zartesten Keim und der Wurzel an, jener Baum des menschlichen Wissens gepflegt wird, an welchem ihre Arbeiten nicht Blüthen, sondern die letzten gereiften Früchte seyn sollen. Dieß alles wird uns unter der Leitung und Obhut des königlichen Geistes, dessen Wirken und Walten wir mit Ehrfurcht betrachten, die alles gewährende Zeit geben. Denn durch die Zeit ward auch Apollon, wie Pindar sagt.

Von der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1828 liegt keine Rede vor, da Schelling an diesem Tage laut dem ersten Jahresbericht der Akademie abwesend und durch ein anderes Mitglied vertreten war. A. d. H.

Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie

am 27. März 1829 [1].

Vorbemerkung.

Des Verfassers Absicht ist, die bei verschiedenen Veranlassungen von ihm als Vorstand der Akademie gehaltenen Reden zusammendrucken zu lassen, damit erhelle, was er in diesem Amte gewollt hat. Die gegenwärtige erscheint für sich, den andern voraus, wegen vielfachen Verlangens an Ort und Stelle, zunächst für das einheimische Publikum, das an dem Inhalte derselben besondere, dankbar zu erkennende Theilnahme gezeigt hat; zugleich um unvollkommenen Relationen des Gehörten durch einen wörtlichen Abdruck des Vorgetragenen zu begegnen. Der Verfasser hat keine Ursache gefunden, im Druck eine Stelle zu unterdrücken, wohl aber hat er (S. 412) eine im Vortrag ausgelassene Stelle im Druck wiederhergestellt, auch die wenigen Anmerkungen hinzugefügt. Kenner werden diese Rede, als eine nicht ursprünglich für den Druck bestimmte, sondern nur für den mündlichen Vortrag gearbeitete von selbst diesem gemäß beurtheilen.

Oft schon, wenn die Akademie der Wissenschaften diesen Tag, an welchem sie vor nunmehr siebzig Jahren gestiftet worden, feierlich in öffentlicher Versammlung beging, mochte in der Stille gefragt werden: ob denn diese Stiftung als ein für Bayern in dem Grade wichtiges und folgereiches Ereigniß sich gezeigt habe, daß sie alljährlich auf so festliche Weise gefeiert zu werden verdiene; welche Großthaten im Reiche der Wissenschaften durch sie veranlaßt, welche entscheidende und dauerhafte Veränderung zum Bessern im Geiste des Volkes durch sie bewirkt worden

[1] Besonders im Druck erschienen. D. H.

sey. Denn, wenngleich nicht zu leugnen stehe, daß die unerwartet erscheinende Akademie im Anfang eine allgemeine freudige Bewegung der Geister hervorgebracht, vielfaches Leben angeregt und ein gewisses Gefühl für den Ruhm, welchen Einsicht und Geschicklichkeit gewähren, erweckt und allgemeiner verbreitet habe: so liege doch nicht weniger am Tage, ja es sey von dem unsterblich verdienten Geschichtschreiber der Akademie selbst eingestanden, daß im Verhältniß der hervorgebrachten Wirkung die Ursache an Bedeutung habe verlieren müssen; daß eben die Größe des ersten Beifalls den Nachkommenden schwer, ja unmöglich gemacht habe, jene hohe Meinung, welche die muthigen Vormänner auf sich gezogen hatten, in die Länge zu behaupten; daß bedeutende Zeiträume hindurch die Akademie selbst räthlich gefunden, sich so still wie möglich zu halten, jedes Aufsehn zu vermeiden, und in thatloser Verborgenheit ihren einzigen Schutz zu suchen; daß ihr auch nachher bei günstigeren Zeiten nicht möglich gewesen, eine gewisse Gleichgültigkeit, oft selbst Geringschätzung, zu überwinden, die sich unter andern auch darin gezeigt, daß die öffentlichen Sitzungen, welchen beizuwohnen einst die ersten Männer des Staates und die Inhaber der historisch berühmten Namen Bayerns sich zur Ehre gerechnet, immer öder und weniger besucht wurden. Wir wollen und können diese Thatsachen nicht widersprechen, ja beinahe müßten wir an eine völlige Unerwecklichkeit dieser früheren Theilnahme an der Akademie glauben, nachdem selbst das Beispiel, mit welchem unser jetzt gnädigst herrschender König, noch als Kronprinz, vorauszugehen geruhte, so wenig Nachfolge gefunden hat. Denn Er, zum Throne bestimmt, und im vollen Besitz aller Bildung seiner Zeit, fand es weder des erhabenen Standpunktes, den Ihm die Geburt, noch des gleich erhabenen, den ihm der eigne Geist anwies, unwürdig, so oft er sich hier aufhielt, diese Versammlungen durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Allein, wenn Betrachtungen dieser Art allerdings die Freudigkeit dieser Feier einigermaßen herabstimmen könnten, sie selbst als unangemessen darzustellen vermöchten sie nicht. Denn die Hauptsache bleibt immer das Daseyn. Daß ein Individuum da ist oder nicht, kann als zufällig erscheinen; aber daß es seine vorbestimmte Größe erreicht,

dafür sorgt, wenn sie nicht durch besondere Zufälle gestört wird, die Natur und der nothwendige Gang der Entwicklung von selbst. Ebenso kann das Seyn oder Nichtseyn einer Anstalt als etwas Zufälliges erscheinen; daß sie aber, einmal vorhanden und in einem Volk gegründet, früher oder später ihren wahren Begriff erreiche, dieß läßt sich von der alles gebenden und reifenden Zeit, dem nothwendigen Gang der Dinge und jener allgemeinen, langsam aber sicher wirkenden Vernunft, der am Ende alles gehorchen muß, mit Zuverlässigkeit erwarten. In diesem Sinne ist leicht einzusehen, daß der Moment selbst, in welchem irgend ein Lebendiges seine höchste Vollendung erreicht und den ganzen Zweck seines Daseyns erfüllt, nie von gleicher Bedeutung zu erachten ist mit dem Moment, welcher ihm zuerst Daseyn ertheilt. Ebensowenig könnten Betrachtungen der angeführten Art überhaupt, und am wenigsten könnten sie jetzt noch über die geschichtliche Bedeutung des gefeierten Ereignisses uns zweifelhaft machen. Denn, abgesehen davon, daß der Werth und die Bedeutung öffentlicher Anstalten ebenso wie mancher Individuen nicht bloß nach ihren offenbaren und unmittelbar in die Augen fallenden Wirkungen, sondern oft weit mehr nach jenen stillen Einflüssen zu schätzen sind, die sie durch ihr bloßes Daseyn ausüben; und nicht zu erwähnen, daß kein Sterblicher im Stande seyn möchte, zu ermessen, was in den traurigsten Zeiten selbst einer allgemeinen Niedergeschlagenheit die bloße, wenn auch kaum bemerkte Fortdauer der Akademie zur Aufrichtung der Geister bewirkt; welche Keime, die jetzt schon Wurzel geschlagen haben und Früchte tragen, in jenen besseren Zeiten, wo auf den Wink des väterlich gesinnten Maximilian Josephs die lang vernachlässigte plötzlich in ihren Verhältnissen und Mitteln erweitert und bereichert hervortrat, unmerklich vielleicht und selbst unbeabsichtigt, ausgestreut wurden: dieses alles, und was dem noch weiter sich beifügen ließe, bei Seite gesetzt, so hat gerade diese letzte Zeit die landesgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses, welches wir heute feiern, auf die glänzendste Weise ins Licht gesetzt, und der Erfolg gezeigt, wohin die Vorsehung, welche selbst in dieser Welt der Verwirrung und des Mißverstandes nichts umsonst geschehen läßt, zielte, und was sie beabsichtete, als sie das Herz des

wohlwollenden Kurfürsten, Maximilian III., dahin lenkte, an diesem Tage die Stiftungsurkunde einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu unterzeichnen. Denn eben diese Akademie, welche sein zweiter, königlicher Nachfolger so reichlich ausstatten sollte, und deren große, im Verhältniß der Mittel erweiterte wissenschaftliche Schätze konnten allein in dem Geiste seines jetzt regierenden erhabenen Nachfolgers den Gedanken erzeugen und den Entschluß hervorbringen, die Hoheschule, als einen immer lebendigen Quell der Bildung und des Unterrichtes, einen mächtigen, weithin strahlenden Mittelpunkt des Lichts, in die Hauptstadt des Landes zu verlegen. Seit diesem Ereigniß, welches der Vorsehung gefallen, an die erste Stiftung einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu knüpfen, ist das Daseyn der Akademie geschichtlich gerechtfertigt, und nie wird diese künftig den Tag ihrer Entstehung festlich begehen, ohne zugleich diese für die Wissenschaft und für die Bildung des Landes entscheidendste und folgenreichste That König Ludwigs mitzufeiern.

Aber auch aus andern Gründen müßte die Akademie die festliche und öffentliche Feier dieses Tages stets als eine ihr werthe und theure Einrichtung betrachten. Denn es ist dieser Tag gerade, welcher ihr die natürlichste Veranlassung gibt, sich mit der Nation in ein unmittelbares Benehmen zu setzen, und über ihre Verhältnisse öffentlich sich zu äußern: eine Gelegenheit, der sie ohne den offenbarsten Nachtheil für sich selbst nicht entbehren könnte. Denn über eine Anstalt, die nicht umhin kann die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist es nach unsern Gesetzen jedem verstattet, auch öffentlich zu urtheilen. Selbst von Seiten jenes achtbaren Theils der allgemeinen Ständeversammlung des Reichs, dessen Verhandlungen öffentlich bekannt werden, hat sie sich einer regelmäßigen Beachtung zu erfreuen, wenn man gleich nicht behaupten kann, daß sie in diesen Bereich stets auf die zarteste Weise gezogen worden, und ohne daß man auch nur der Mühe werth gefunden zu haben scheint, die gegenwärtigen Verhältnisse der Akademie genauer kennen zu lernen [1].

[1] Der letzte Berichterstatter bei der Kammer der Abgeordneten fängt, in dem Vortrag über die Staatsausgaben der letzten Jahre, seine Bemerkungen über die Akademie der Wissenschaften mit den Worten an: „die Akademien der Wissen-

Denn so ist die stets wiederholte Erwähnung der großen Kosten, welche sie dem Lande verursache, vollends ganz ohne Grund, seitdem durch die letzte der Akademie ertheilte Verfassung ausgesprochen ist: „Nur jene Mitglieder der Akademie, welche zu öffentlichen regelmäßigen Vorlesungen an der Ludwig-Maximilians-Universität, an der polytechnischen Schule, oder an andern ähnlichen Staatsanstalten sich verpflichten, können in Zukunft aus dem Fond der Akademie einen ständigen Gehalt erhalten". Nie wird die Akademie zu Ausnahmen von diesem Grundsatz Anlaß geben, dessen Weisheit sie verehrt, und in dem sie eine ihr selbst wohlthätige Schranke erkennt; denn während sie durch diese Verfügung nur solche besoldete Mitglieder zählen wird, die die Probe des öffentlichen Lehramtes bestanden haben, verhindert sie von der andern Seite nichts, Männer, welche eine uneigennützige, auch in den Geschäften des Staatsdienstes bewahrte Liebe zu der Wissenschaft den akademischen Beruf als wünschenswerthe Auszeichnung ansehen läßt, mit den Gefühlen der reinsten Achtung sich zu verbinden. Im gegenwärtigen Augenblick wird ein ansehnlicher Theil der allerdings bedeutenden, obgleich darum noch keineswegs den höchsten Forderungen der Wissenschaft genügenden Summe, welche noch immer als Fundation der Akademie der Wissenschaften erwähnt zu werden scheint, auf Besoldungen öffentlicher Lehrer an der Hohenschule, der bei weitem größere Theil aber auf Erhaltung und Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen verwendet, welche, unentbehrliche Hülfsmittel der Forschung und des Unterrichts in einem Zeitalter, das die Grenzen des menschlichen Wissens nach allen Seiten

schaften und Künste empfangen einen bedeutenden Theil des sauren Erwerbs der Staatsbürger" (XIV. Beilagenband, Beil. 79, S. 54). Diese Redensart war früher gewöhnlich, wenn man von dem Aufwand für die ausschweifende Jagd- oder Pferdeliebhaberei eines Fürsten sprach; sie auf Wissenschaften und Künste anzuwenden, blieb diesem Berichterstatter vorbehalten, dem übrigens ein anderer allgemein verehrter Abgeordneter, den wir noch mit Freuden unser (wiewohl jetzt auswärtiges) Mitglied nennen, in der Folge erwiederte: wenn man fordere, daß die Akademie der Wissenschaften die Nation mehr von ihren Leistungen überzeuge, so könne man vor allem fordern, daß sich die Nation mehr um die Leistungen derselben bekümmere, und mehr, als der Herr Berichterstatter gethan zu haben scheine (Verhandl. XV. Bd., S. 213).

und in den verschiedensten Zweigen zu gleicher Zeit mit beispielloser Schnelligkeit erweitert, zugleich Gegenstände eines edlen Wetteifers unter den aufgeklärten Nationen Europas geworden sind [1]. Wenn es unmöglich ist, die kostbarsten wissenschaftlichen Schätze überall gleich zu verbreiten, wenn ein Staat wie der bayerische schon froh seyn darf, die wichtigsten und unentbehrlichsten Hülfsmittel gelehrter Forschungen an Einem Orte zu vereinigen: so gehören die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, auf welche der Akademie in ihren gegenwärtigen Verhältnissen kein größeres Recht als auch der Hohenschule zusteht, der ganzen Nation an; und diese in einem solchen Grade von Vollständigkeit zu besitzen, daß jeder Eingeborene durch sie zu jeder wissenschaftlichen Unternehmung hinlänglich, wenigstens in der Hauptsache, ausgerüstet sey, dieses sollte in einer Zeit, in welcher die wissenschaftliche Auszeichnung einer Nation eines der größten Gewichte in der Wagschale ist, mit welcher Völker gewogen werden, unter die ersten Wünsche eines edeln, in allen andern Stücken für die Selbständigkeit seines Vaterlandes rühmlichst wachenden Nationalstolzes und einer aufgeklärten Vaterlandsliebe gehören, von der man sich insbesondre gern wohldenkende Volksabgeordnete beseelt denkt. Mit Freuden erkennt die Akademie jedes öffentliche Zeichen der Theilnahme der Nation, und weit entfernt, in Bezug auf sich eine Ausnahme von der allgemeinen Oeffentlichkeit zu wünschen, sieht sie in dieser vielmehr selbst ihren

[1] Im Anfang des gegenwärtigen Finanzjahres (Oct. 1828) betrugen die Kosten der Akademie als solcher, oder für rein akademische Zwecke, nicht mehr als 6710 fl., (eine kaum größere Summe als das Einkommen der Akademie unter Kurfürst Maximilian III.); nur mit Hinzurechnung aus früherer Zeit sich herschreibender unvermeidlicher Quiescenzgehalte, 12200 fl. (weniger als $1/6$ der ganzen unter dem Titel der Akademie vorgetragenen Summe). Die Gesammtausgaben für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates betrugen 71800 fl. Da sich aber hierunter 16733 fl. für Besoldungen aktiver öffentlicher Lehrer an der Universität befinden, nebst einer Ausgabe von 800 fl., die ebenfalls nur zum Vortheil der Hohenschule nothwendig ist, so betrug die für die Erhaltung und Vermehrung der Sammlungen und Anstalten (Hof- und Staatsbibliothek, Sternwarte, botanischer Garten, naturgeschichtliche Sammlungen, anatomische Anstalt, chemische Werkstätte, Münzsammlung u. s. w.) für Regie und für Besoldungen der Mitglieder des Generalconservatoriums als solcher damals bestimmte jährliche Summe nur 51307 fl.

mächtigsten Schutz. Sie zumal, deren Wirkungen nicht unmittelbar, schnell, in die Augen fallend, und großentheils nur dem Kenner verständlich sind, über die daher das Urtheil der Menge, wie einzelner Personen, leicht irre zu führen ist; sie vor allen hat jene Macht der öffentlichen Meinung zu ehren, die immer zuletzt jedes noch so künstliche Gewebe der Lüge und der Täuschung zerreißt, und noch immer die Rechtfertigung jeder an Wahrheit, Recht und den unverletzlichen Grundsätzen der Ehre festhaltenden Gesinnung übernommen hat. Die Akademie weiß am besten, was zu ihrer Vollkommenheit fehlt, und sie ist ebenso redlich als einstimmig bemüht, jenen Standpunkt zu gewinnen, der ihr zukommt, und nach dessen völliger Erreichung erst sie hoffen kann, ihren Begriff, das heißt, den wahren Zweck ihres Daseyns ganz zu erfüllen. Bereit, sich über ihre Verhältnisse jederzeit offen zu erklären, und edle Freimüthigkeit in Darlegung derselben sogar als ein Recht ansprechend, überzeugt, wie dieß schon bei dem ersten Eintritt der gegenwärtigen Ordnung erklärt worden, nur durch die ungeschminkte, unverfälschte Wahrheit aller ihrer öffentlichen Aeußerungen sich in dem Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung erhalten zu können, hat sie keine andere Absicht, als von der Oeffentlichkeit, die sie als eine allgemeine Wohlthat erkennt, auch für sich und ihre Angelegenheiten einen nützlichen und angemessenen Gebrauch zu machen; und so gesinnt spricht sie die Hoffnung aus, daß künftig jede öffentliche Stimme, die sich überhaupt in wohlmeinender Absicht über sie vernehmen läßt, anstatt der Akademie entgegen zu wirken oder die öffentliche Meinung, oft selbst der Machthaber, über sie zu verwirren, sich vielmehr mit ihr vereinigen möge, um ihr zur Erfüllung der gerechten und billigen Wünsche, die sie für die Wissenschaft und für ihr eignes wahres Gedeihen hegt, förderlich und behülflich zu seyn.

Stets war es vergönnt, an feierlichen Tagen Wünsche auszusprechen. Nach der aufrichtigen Begeisterung, mit welcher die neue Verfassung, in der die Akademie ganz den freien Geist und den herrlichen Willen des Königs erkannte, aufgenommen worden, können alle Wünsche nur in dem einen begriffen seyn, daß die wohlthätige Freiheit und die würdige Selbständigkeit, die der König ihr bestimmt hat, wirklich ihr zu Theil

und auch in der Ausübung stets bewahrt werde. Sie betrachtet jedes ihr ertheilte Recht als ein ihr anvertrautes Gut, das sie nur dann gehörig zu erkennen und zu achten glaubt, wenn sie es auf jede Weise zu behaupten sucht. Sey es daher vor allem erlaubt, zu wünschen, daß, den unzweifelhaft edeln, wohlwollenden und allem Gesetzlichen durchaus holden Gesinnungen des hohen Ministeriums gemäß, niemals außerordentliche, nicht in der Verfassung der Akademie gegründete und den ihr zugsicherten Freiheiten zuwiderlaufende Maßregeln ihren gesetzmäßigen Gang unterbrechen mögen. Stets wird es zweifelhaft seyn, ob der versprochene oder vorgespiegelte Vortheil durch ein solches Eingreifen wirklich erreicht werde, oder vielmehr noch immer hat die Erfahrung gezeigt, daß er nicht erreicht worden. Aber selbst einen wirklichen Uebelstand, der, wenn er ein wirklicher ist, der Akademie selbst nicht verborgen bleiben wird, und welchen aufzuheben sie in sich selbst und ihren verfassungsmäßigen Verhältnissen alle Mittel besitzt, selbst einen solchen bestehen zu lassen, wäre noch immer weniger nachtheilig, als das Vertrauen in die Unverletzlichkeit der einmal gegebenen Bestimmungen und jene Anhänglichkeit zu erschüttern, die nur für bleibende und keiner willkürlichen Abänderung unterworfene Gesetze sich erzeugt — denn welcher edle Geist möchte seine Theilnahme und die Liebe, ohne die nichts gedeiht, einer Anstalt zuwenden, die unter dem schönen Titel eines freien Vereins wissenschaftlich ausgezeichneter Männer sich als ein nach Gefallen zu behandelndes Spielwerk in der Hand der Gewalt betrachten müßte? Da, wo man mit bloß willenlosen Werkzeugen ausreicht, mag man dafür halten, daß die Sachen alles, und die Personen nichts sind; ganz anders aber verhält es sich, wo die freie Lust des Schaffens und des Hervorbringens jeden Erfolg bedingt. Denn was auch immer in den Sachen versäumt oder vernachlässigt worden, es läßt sich wieder einbringen; aber der unwiederbringlich verlorene gute Wille, die gekränkte Lust und freie Zuneigung zu einem Geschäft oder einer Anstalt lassen sich so wenig wieder erschaffen, als sich ein Individuum, wenn es einmal aufgehört hat zu seyn, mit allen seinen vielleicht unersetzlichen Eigenschaften wieder erschaffen läßt.

Von jeher hat man die Sorgfalt, welche Regierungen für Empor-

bringung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit ausüben können, unter dem Bild einer Pflege vorgestellt und unstreitig damit ausdrücken wollen, daß auf wissenschaftliche Hervorbringungen Befehle so wenig als auf das Wachsthum der Pflanzen oder organischen Wesen wirken können, denen man übrigens durch entgegenkommende, ihrer Natur gemäße, niemals gewaltsam eingreifende und hauptsächlich nur auf Entfernung von Hindernissen bedachte Fürsorge ungemein förderlich seyn könne[1]. Gelehrte Frohnarbeit: bloßen Stoff sammeln, Sand anhäufen, aus dem einmal vielleicht in der Folge beharrlicher Fleiß einige Goldkörnchen auslese, dieß liegt noch innerhalb der Grenzen des auf Geheiß Auszurichtenden; nicht aber, was in gebildeter Form als unmittelbarer Gewinn für den Geist aus eigner selbständiger Forschung hervorgeht. Aber schon für die einer Akademie nothwendige Achtung bedarf sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten der völligen Unabhängigkeit nicht bloß von dem, was sonst unter dem Namen Censur ausgeübt wurde, sondern von jeder Art der Bevormundung. Als vor heute siebzig Jahren (so erzählt der unvergeßliche Geschichtschreiber der Akademie) der höchstselige Kurfürst Maximilian schon die Feder in der Hand hielt, die Stiftungsurkunde der Akademie zu unterzeichnen, wurden die Anwesenden durch die Eröffnung überrascht, daß die Schriften der Akademie jederzeit vor dem Druck den verständigen Vätern der Universität zu Ingolstadt zur Einsicht und Gutheißung vorgelegt werden sollen. Die Folgen einer solchen Zumuthung, fährt der Erzähler fort, waren leicht vorauszusehen, und nur eine standhafte Gegenwart des Geistes konnte die Gefahr, mit einem schweren Joche belegt zu werden, entfernen. Die Anwesenden, unter denen sich ein Graf von Törring, der geheime Staatskanzler von Kreitmayr, und der künftige Sekretär der Akademie von Lori befanden, erklärten sich, daß eine Akademie der Wissenschaften, welche noch erst unter

[1] Daher Curatelen, Curatoren der Universitäten und anderer gelehrten Körperschaften; nicht um über diese in Dingen, die sie nach jeder vernünftigen Voraussetzung besser als jede Regierungsbehörde verstehen müssen, eine Vormundschaft auszuüben, sondern hauptsächlich auch zu ihrem Schutz, indem man zugleich voraussetzte, daß Gelehrte, mit höheren Dingen beschäftigt, wenig bemüht oder wenig geschickt seyen, gemeinschaftliche Rechte zu wahren, also einer fürsorgenden Behörde bedürfen, die in allen vorkommenden Fällen gegen jede Uebermacht sie vertrete.

einer fremden Aufsicht zu stehen hätte, alle Achtung vernünftiger Männer verlieren, daß sich mit einer solchen Akademie kein würdiger Gelehrter verbinden, und daß es demnach besser gethan seyn würde, das ganze Vorhaben wieder bei Seite zu legen, als etwas, das schon in seinem Entstehen den Keim des unvermeidlichen Verfalls mit sich führte, aufzustellen [1]. Ob nun aber eine Akademie in ihren wissenschaftlichen und literarischen Entwürfen oder Unternehmungen von den verständigen Vätern der Gesellschaft Jesu, oder von Referenten einer Staatsbehörde abhängig und geleitet wäre, würde, was die Wirkung und die von jenen Ehrenmännern vorausgesagten Folgen in Absicht auf die öffentliche Achtung einer solchen Akademie beträfe, im Grunde ganz dasselbe seyn.

Der erste Satz der von dem Könige gegebenen Verfassung erklärt die Akademie für einen unter dem Schutz des Königs stehenden Verein von Gelehrten. Anerkannt ist damit, daß die Akademie als eine freie Verbindung für ihre wissenschaftlichen Unternehmungen des königlichen Schutzes, nicht aber, daß sie der Leitung irgend einer außer ihr stehenden Behörde bedürfe. Aber der wahre Gedanke eines erleuchteten Regenten wird nicht immer von untergeordneten Organen, oft selbst von denen, zu deren Gunsten er gereicht, sogleich auch in seinen nothwendigen Folgen und Wirkungen begriffen; die lange Gewohnheit der früheren Ideen behauptet ihr Recht, und glaubt diese bei völlig veränderten Verhältnissen wieder ebenso geltend machen zu können. Wir bescheiden uns auch wohl, daß alles nur stufenweise geschehen kann, wie ja in Ansehung des natürlichen und von dem Begriff einer Akademie, nach dem richtigen Gefühl aller Länder, in welchen solche Vereine bestehen, unzertrennlichen Rechtes der eignen Wahl ihrer Mitglieder die gegenwärtige Akademie bis jetzt ruhig einer Einschränkung sich unterworfen hat, von der man gestehen muß, daß sie der Natur eines freien Vereines, der überdieß aller Attributionen einer Staatsbehörde ausdrücklich entkleidet worden, eigentlich und im Grunde widerspricht. Bei der ersten Stiftung der bayerischen Akademie wurde dieses Recht nicht als ein Zugeständniß, sondern als etwas sich von selbst Verstehendes angesehen, obgleich auch sie einer Unterstützung vom Staat bedurfte und eine Einnahmsquelle angewiesen er-

[1] L. v. Westenrieders Gesch. der bayer. Akad. der Wiss. Th. I, S. 192.

halten hatte, die, gehörig verwaltet, ergiebig genug gewesen seyn würde [1]. Als kurze Zeit nach der Stiftung ein Brief des kurfürstlichen Beichtvaters und Jesuiten, Pater Stadler, auf ein Dekret antrug, nach welchem der jedesmalige Professor der Mathematik zu Ingolstadt beständiger Astronom der Akademie seyn sollte, antwortete die Akademie: „Dieser Versuch, ihr ein Mitglied aufzudringen, stoße wider ihre Gesetze an, welche verletzen zu lassen, Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Willensmeinung nicht seyn werde. Das Wesen einer Akademie bestehe darin, daß sie eine freie Gesellschaft von solchen Personen sey, welche einerlei Absichten zur Verbesserung und Erweiterung der Wissenschaften führen. Diese Freiheit schließe allen Zwang aus, und das Wesen einer Akademie höre auf, sobald diese Freiheit benommen oder eingeschränkt werde; die Auswahl ihrer Mitglieder müsse daher der Akademie ohne Maß oder Einschränkung überlassen, keineswegs aber solche Mitglieder ihr aufgedrungen werden, von denen man gewiß wisse, daß deren Denkweise von der ihrigen gar weit unterschieden sey" [2]. Diese freimüthige Erklärung der Akademie, von der Hand des bekannten von Osterwald, wurde von dem Grafen von Seinsheim sammt dem Schreiben des Beichtvaters dem trefflichen Kurfürsten vorgelegt, der sogleich einfürallemal erklärte, „daß der Akademie zu keiner Zeit jemand aufgedrungen werden, und daß sie überhaupt die ganz uneingeschränkte Macht haben solle, in Bestellung ihrer Arbeiten und ihrer Mitglieder ganz nach ihrem Gutdünken zu handeln" [3].

Ist es zu verwundern, wenn ich heute so oft, wie unwillkürlich, an Züge aus der ältern Geschichte der Akademie erinnert werde? Meine ich vielleicht dadurch Ihnen und mir selbst das Bild jenes Mannes zurückzurufen, den seit zwei und fünfzig Jahren das Auge der Akademie zum erstenmal vergeblich auf seinem Posten sucht, den er rühmlich, standhaft, und wie es einem Manne geziemt, bis an sein Ende behauptet hat? Denn Er allein von uns gehörte durch seine ersten Erinnerungen

[1] Der Kurfürst hatte ihr in der Stiftungsurkunde (bei Westenrieder Th. I, S. 24) die Einrichtung und Verwaltung des gesammten Kalenderwesens überlassen.

[2] L. v. Westenrieders Geschichte, Th. I, S. 202.

[3] Ebend. S. 219.

noch jener Zeit der entstehenden Akademie an; er hatte ihre ersten Urheber und Häupter wenigstens noch gesehen und gehört; vielleicht waren überhaupt in seinem Charakter und in seiner Persönlichkeit die Spuren der abwechselnden Eindrücke aller der heitern und trüben, glücklichen und unglücklichen Tage aufbewahrt, die Bayern zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen gesehen hat. Ebenso wehete in ihm noch etwas von jener ersten Frische, dem Morgenhauche der erwachenden deutschen Literatur, gegen deren weitere Entwickelungen er sich gleichsam verschloß; doch nicht wie andere aus unwillkürlicher Unfähigkeit — dieß widerlegen so manche klassische Stellen seiner Schriften, deren tiefe, inhaltsvolle Gedanken über seine Zeit hinausgehen —, sondern vielleicht schon, weil er fühlte, daß doch dem ersten Eindrucke nichts mehr gleichkomme, und in Folge einer sich selbst absichtlich gesetzten Grenze. Denn überhaupt hatte er früh gelernt, auch für das Leben und den Umgang mit andern sich zu begrenzen. Nicht leicht war es, sein Vertrauen zu gewinnen, noch suchte er selbst andern zu schmeicheln und liebenswürdig zu scheinen, sondern ganz und gar gehörte er, nach seinem Aeußern wie nach seinem Innern, zu dem eben nicht sehr zahlreichen Geschlechte, welches man mit einem bekannten geistreichen Ausdruck das Geschlecht der umgekehrten Heuchler nennen könnte; denn gerade so viel Mühe als andere sich geben, ihre bessern oder annehmlicheren Seiten ins Licht zu stellen, so viel gab er sich — vielleicht in ehrenwerthem Unmuth über die allgemeine Unlauterkeit menschlicher Gesinnungen —, den guten Eindruck, den er hervorgebracht zu haben glauben konnte, wo möglich wieder zu vermindern, und ein durchaus wohlwollendes und menschenfreundliches Herz unter rauhen Aeußerungen ebenso zu verheimlichen, wie andere unter einschmeichelnden Formen die völlig entgegengesetzten Gesinnungen verbergen; sey es nun, daß er frühzeitig hierin das Geheimniß gefunden, nie der Betrogene von jemand zu seyn, sich gegen die gemeinen Künste, mit welchen Menschen über andere Menschen etwas zu gewinnen suchen, unzugänglich zu machen; oder daß ein Gefühl höherer Art ihm das Ignorari ama, das Glück etwas in sich zu haben, wovon die Welt nichts wüßte, und zu wissen vielleicht nicht werth wäre, zur Richtschnur seines Lebens gemacht

hatte. Denn das letzte Geheimniß seines Herzens und seiner ganzen Denkart hat er vielleicht niemanden vertraut. Dennoch wäre es wünschenswerth, genauer ausmitteln zu können, ob er durch besondere Eindrücke, äußere und innere Erfahrungen, ob durch Standesverhältnisse, ob zum Theil auch durch den körperlichen Schmerz, den man nach seiner Beschreibung wahrhaft einen philoktetischen nennen mußte, und den er den längsten Theil seines Lebens hindurch ertrug, aber mit heldenmüthiger Geisteskraft zu bezwingen wußte, zu dieser Charakterfestigkeit gehärtet worden, in der er bis zum letzten Hauch immer sich selbst gleich blieb, obwohl, wie seine frühesten literarischen Neigungen und Versuche beweisen, von der Natur mit einem zartfühlenden und empfindungsvollen Herzen begabt, und fröhlich ernster Geselligkeit, horazischen Mahlen nichts weniger als abgeneigt, und Ernst durch Scherz zu mäßigen gewohnt. Einen solchen Mann also und von so ausgezeichneten Eigenschaften, haben wir an Lorenz von Westenrieder verloren, einen Mann, der zugleich mit der Akademie so verwebt, so in einem langen Leben durch Verdienste und standhafte Bemühungen mit ihr gleichsam verwachsen war, daß man sie ohne ihn gewissermaßen nicht denken kann; so von allen, die der Lauf der Zeit in die Akademie geführt hatte, erkannt und verehrt, daß keiner seyn wird, der nicht Jahre lang ihn in diesem Kreise vermißt, aus dem er geschieden ist in hohem, wenigen erreichbarem Alter, doch früher als einer von uns damals gedacht hätte, als er mit jugendlicher Munterkeit der Feier seines fünfzigjährigen Wirkens in der Akademie beiwohnte; geehrt von seinem König noch bei eben dieser Gelegenheit durch die mit besonderer Auszeichnung verbundene Ertheilung des Ludwigordens: ein Mann der Nation und des Volkes, das ihn nicht anders als wie einen gemeinschaftlichen Vater zum Grabe begleitete. Nur Eine Meinung war darüber in der Akademie, daß dem Andenken eines Mannes, dessen Verhältniß zu ihr ein so vollkommenes, nicht bloß eine Seite desselben, sondern den ganzen Mann umfassendes Denkmal errichtet werde. Denn wie ein sehr verehrtes Mitglied der historischen Klasse sich ausgedrückt hat: „so groß sein Verdienst um die bayerische und deutsche Geschichte war, es war doch nicht

sein größtes; und eine Rede, die in vollem Sinn eine Gedächtnißrede seyn sollte, müßte umfassen: quidquid in eo amavimus, quidquid admirati sumus". Ja das Wissenschaftliche läßt sich in ihm vielleicht nicht abgesondert vom Persönlichen darstellen; denn in ihm war das Talent mit der Gesinnung und wissenschaftliche Ueberzeugung mit dem Charakter wahrhaft zu einem undurchbrechlichen Ganzen vereinigt. Die Akademie erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Lobschriften auf Johann von Müller, und auf einen im Staat hochgestellten, auch um sie hochverdienten, in ihrem fortwährenden dankbaren Andenken lebenden Mann, Heinrich von Schenk. Möge der allgemeine Wunsch sich erfüllen, von derselben Hand auch eine Gedächtnißrede auf Westenrieder zu erhalten, die in einem und demselben Gemälde seine Verdienste als Geschichtsforscher und seine durch eine ganz besondere Verbindung seltener Eigenschaften in ihrer Art gewiß einzige Persönlichkeit darstelle. Ein solches Bild ist der Meister, der es entwerfen kann, nicht bloß den Empfindungen der Gegenwart, sondern fast noch mehr der Nachwelt schuldig.

Inzwischen aber, so nahe uns allen sein Tod gegangen, besteht die würdigste Feier seines Andenkens für den Augenblick gewiß darin, wenn wir, seinem Beispiel folgend, ohne über das Unvermeidliche zu klagen, uns frisch aufs neue zu dem Werk wenden, dessen Fortführung uns befohlen, und dessen Gedeihen unzweifelhaft ist, wenn, wie ich mit froher Gewißheit überzeugt bin, sein Geist unter uns fortlebt.

Möchte die Pflicht, die ersten Empfindungen der Akademie bei seinem Verlust auszusprechen, auf einen fähigeren Redner gefallen seyn! Nachdem ich indeß dieser Obliegenheit, soweit ich es vermochte, genügt, bleibt mir nichts weiter übrig, als diese erlauchte Versammlung um ihre geneigte Aufmerksamkeit für die nachfolgenden Vorlesungen zu bitten.

Aus einem Vortrag am Vorabend des Ludwigstages 1829 [1].

— — Indem aber die Akademie mehrerer, durch hohes und ruhmvolles Alter ausgezeichneter Männer aus ihrer nächsten Umgebung gedenkt, würde der Aufmerksame es ihr mit Recht zum Vorwurf machen, wenn sie unterließe, auch ihrerseits eine Theilnahme auszusprechen, die in eben diesen Tagen von allen Seiten Deutschlands dem Manne bezeugt wird, der vorzugsweise und in einem Sinne wie kein anderer der ganzen deutschen Nation angehört. Goethe, seit fünfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, unter den Königen vorzüglich unsrem Könige werth und von Ihm auf eine des Herrschers und des Dichters gleich würdige Weise geehrt; Goethe, auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforscher — wegen des freien, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blickes; dem Philosophen — wegen des Ernstes und der unablässigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforscher — als lebendiges, gegenwärtiges Beispiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller und somit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte: — Goethe vollendet in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr. Möge ihm, dem wie Nestor, dem Trefflichsten der Sterblichen [2], schon zwei der redenden

[1] Dieser Vortrag war besonders im Druck erschienen. Der bloße Personal-Nachrichten ohne allgemeinere Bedeutung enthaltende Anfang desselben wurde hier weggelassen. D. H.

[2] *Φέρτατος ἡμερίων*, in einem griechischen Epigramm.

Menschengeschlechter vorübergegangen sind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, möge ihm unter so vielen Stimmen freudiger und verehrungsvoller Theilnahme, die er in diesen Tagen vernehmen wird, auch der Glückwunsch unserer Akademie, wenn er aus der Ferne zu ihm dringt, nicht unwillkommen und ein Beweis seyn der in allen Theilen Deutschlands gleichgestimmten Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutscher Kunst und Wissenschaft!

Mit einer angemessneren Erwähnung konnte ich nicht auf den eigentlichen Gegenstand unserer Feier zurückkehren, den König, der alles, was deutscher Geist an erhebenden Gedanken oder würdigen Empfindungen in sich vereinigt, selbst durchdacht, selbst gefühlt, und aus den Schätzen seines ebenso umfassenden Geistes als reichbegabten Herzens königlich vermehrt hat. Heil dem König, welcher in einer Zeit, wo so viele Gefahren drohen und eine unsichtbare Hand wieder eines der schweren inhaltsvollen Blätter der Weltgeschichte umzuschlagen scheint, Einer der leuchtenden Sterne ist, zu denen die bessern Geister vertrauensvoll aufsehen! Heil dem König und allen seinen Unternehmungen zum Besten seines Volks, zur Förderung alles dessen, was ein Volk, was die ganze Menschheit adelt und erhebt!

Aus dem Vortrag am 71. Jahrestag der Akademie

27. März 1830. [1]

Seit der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie ist die neue von ihr selbst entworfene und von Seiner Majestät dem König genehmigte Geschäftsordnung in Wirksamkeit getreten. Alle Klassen haben vorzüglich sich beeifert diejenigen Vorschriften in Ausführung zu bringen, die zur Absicht hatten, den regelmäßigen Sitzungen derselben einen mehr gelehrten und wissenschaftlichen Gehalt zu geben. Gewiß wird die Hoffnung sich erfüllen, die der gegenwärtige Vorstand bei der ersten Einführung dieser Vorschriften ausgesprochen, daß regelmäßige gelehrte und wissenschaftliche Mittheilungen der Akademie einen entschiedeneren Charakter ertheilen und zugleich ein innigeres Verhältniß, eine größere Theilnahme und wechselseitige Achtung zwischen den wissenschaftlich thätigen und ernstlich gesinnten Mitgliedern hervorbringen werden. — —

Das erste Halbjahr brachte der Akademie keinen neuen Zuwachs an ordentlichen Mitgliedern; dagegen erhielt sie am Ende desselben die betrübende Kunde von dem erfolgten Ableben ihres vieljährigen berühmten und allgemein verehrten Mitgliedes, des königl. Geheimenraths von Sömmering. Ohnerachtet seines hohen Alters (er hatte das fünf und siebenzigste Jahr erreicht) war sein Tod, den, wie es scheint, die Nachwirkungen des ungewöhnlich heftigen Winters beschleunigt hatten, der Akademie unerwartet. Denn bis auf die letzten Zeiten wußte sie ihn wissenschaftlich regsam und selbstthätig, und noch kürzlich hatte sie von ihm Beweise fortgesetzter Forschungen und seiner auch in der Ferne nie

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß. Vgl. das Referat im zweiten Jahresbericht, S. 7.

erkalteten Theilnahme durch Beiträge zu den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse erhalten. Bereits hat diese Klasse, der er früher angehörte und fortwährend verbunden blieb, beschlossen, das Andenken eines Mannes, dessen Name nicht bloß der Geschichte der Akademie, sondern der Geschichte der Wissenschaften angehört, durch einen besondern Akt zu feiern; von seinem Nachfolger in der Akademie [1], den er selbst als würdigen Mitforscher erkannt und hochgeachtet hat, dürfen wir uns eine ebenso treue als geistreiche Auseinandersetzung der großen Verdienste eines Mannes versprechen, der nicht bloß durch einzelne, dem vielfach erforschten, aber in seinen Tiefen unergründlichen Bau des menschlichen Körpers abgewonnene Entdeckungen, sondern durch die ihm eigne Behandlung der Wissenschaft, die er durch Vortrag und Darstellung, — daß ich so sage, menschlicher, einleuchtender, und allgemein zugänglicher zu machen wußte, Urheber einer neuen Richtung in seiner Wissenschaft geworden war. Noch leben hier mehrere ausgezeichnete Männer, die sich gewiß des Vortrags mit Vergnügen erinnern werden, den Sömmering vor einer auserlesenen Zahl von Zuhörern über den Bau des menschlichen Schädels und Gehirns in früheren Jahren mit einer bewundernswerthen Einfachheit und Deutlichkeit gehalten hat, die jeden bedauern ließ, daß ein solcher Mann durch verschiedene Umstände, zum Theil vielleicht durch zu tief empfundenen Undank mancher Schüler so früh dem öffentlichen Lehramt entzogen wurde. Konnte es der Akademie nicht anders als schmerzlich fallen, auch diesen Mann aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, der noch ganz der Zeit des ersten freudigen ungetrübten und ungekränkten Fortschreitens der Wissenschaften angehörte, so war es ihr nur um so tröstlicher, denken zu dürfen, daß wenigstens die Tage eines ihr so werthen Mannes, unstreitig durch die Entschließung einer wohlwollenden und theilnehmenden Regierung verlängert worden, die ihm verstattete, den Abend eines arbeitsvollen Lebens nach seinem Wunsche im Frieden, im Kreise seiner Familie, im erheiternden Umgange mit einem seiner würdigen Sohn und in der Ruhe einer selbstgewählten Umgebung zu beschließen. — —

[1] Döllinger.

In der allgemeinen Vergänglichkeit menschlicher Verhältnisse ist es aufrichtend, zu bemerken, daß der tüchtige Sinn und die Weisheit der Vorfahren für bleibende Anstalten gesorgt hat, in denen bei allem Wechsel der Individuen der Geist der Wissenschaft unvergänglich fortdauert und stets verjüngt immer neue Früchte treibt.

Die Akademie begeht heute die Feier des einundsiebzigsten Jahrestages ihrer Stiftung nicht als eine bloß herkömmliche oder gebotene Förmlichkeit, sondern mit der Ueberzeugung, daß auch in ihrer Institution etwas Ewiges, alle zufälligen Verhältnisse Ueberdauerndes liege, und daß unabhängig von jeder augenblicklichen Stimmung der gesunde Theil des bayerischen Volks (noch immer ist er bei weitem der größere) nicht aufhören könne, mit Theilnahme eine Anstalt zu betrachten, die aufs Bleibende und Beständige im menschlichen Wissen, auf geistige Ergebnisse und Besitzthümer von immerdauerndem Werth gerichtet ist, eine Anstalt, die unter allen Umständen, und welches Uebergewicht auch vorübergehende Ursachen seichtem Wollen über gründliches, faden Bestrebungen über tüchtige geben mögen, den Beruf hat, die Grundsätze zu bewahren, durch welche die deutsche Literatur, deren Aufschwung erst auch den der Kunst zur Folge hatte, groß geworden ist, — eine Anstalt endlich, die schon allein durch ihr Daseyn, durch ihren Namen ein beständiger Vorwurf seyn würde gegen jeden Versuch, von welcher Seite er käme, der die Absicht oder den Erfolg hätte, Bayern in seinen geistigen Fortschritten aufzuhalten, oder die Mittel einer kräftigen, von der Zeit durchaus geforderten wissenschaftlichen Entwicklung ihm zu schmälern oder zu entziehen.

Mit dieser Ueberzeugung beginnt die Akademie ein neues Jahr ihres Daseyns, und indem sie denselben Sinn für den unschätzbaren Werth der Wissenschaft, die allein dem menschlichen Leben Haltung, allen menschlichen Verhältnissen Dauer und Beständigkeit sichert, bei dieser erlauchten Versammlung voraussetzt, bittet sie dieselbe, die zur Feier des heutigen Tages bestimmten Abhandlungen mit Huld und Wohlwollen anzuhören.

Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1830 [1].

Es sind vielleicht eben jetzt nicht wenige, welche die menschlichen Dinge dann am besten bestellt glauben möchten, wenn man dahin gelangt wäre, alles von gewissen Einrichtungen, und dagegen so wenig als möglich von den Personen zu erwarten.

In Widerspruch damit gesteht jeder, daß der eigentlich anziehende und lebendige Theil der Geschichte allein eben jene großen, mächtig wollenden und wirkenden Persönlichkeiten sind, die durch den unwiderstehlichen Zauber ihres Namens auf späte Jahrhunderte wirken, und von denen man daher sagen kann, daß sie, wie der Seher Tiresias bei Homer, allein auch nach dem Tode noch leben, indeß die andern in dem weiten Raum der Vergangenheit wie wesenlose Schatten schweben.

Im Ernste einen Zustand für möglich halten, durch den die Persönlichkeiten gewissermaßen gleichgültig würden, hieße für möglich halten, daß die menschlichen Dinge zu dem Stillstand und der Einförmigkeit

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der Akademie. Ueber den Inhalt der Eröffnungsworte für die gleiche Sitzung ist ebendaselbst S. 11 referirt und insbesondere folgende Aeußerung mitgetheilt:

„Daß in Staaten, wo dem Volk verfassungsmäßig ein gewisser Antheil an der Verwaltung und Gesetzgebung zustehe, die Bedeutung aller Einrichtungen, aber besonders auch die der öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten sich steigern; wenn nach Willkür regierten Völkern Rohheit und Unwissenheit unschädlich, ja in gewissem Betracht vortheilhaft scheinen können, so könne eine ungründliche und ungenügende Bildung dem zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten durch selbstgewählte Stellvertreter berechtigten Volke nur gefährlich und verderblich seyn. Insofern seyen kraftvolle Institutionen des öffentlichen Unterrichts die unerläßliche Ergänzung einer freien Verfassung, ohne welche diese den öffentlichen Zustand eher bloßstellen als sichern, ja nach Umständen ihn in seinen Grundlagen bedrohen können".

der gleichgültig immer nur dasselbe hervorbringenden, nie über sich selbst hinausgehenden Natur gelangten. Einen solchen Zustand wollen, hieße das Leben aus der Geschichte hinwegnehmen, die Geschichte selbst aufheben wollen.

Aber einen nicht geringeren Widerspruch als in der Geschichte und in der Natur der menschlichen Dinge selbst würde eine solche Denkart in der eigentlichen Volksgesinnung finden. Denn was man auch anwende, dem Volk Begeisterung für Abstraktionen einzuflößen, seine Liebe wird sich immer ausgezeichneten Persönlichkeiten zuwenden, ja sein Bedürfniß, solche Persönlichkeiten zu bewundern und zu lieben, ist ein so großes und mächtiges, daß man es als ein Glück anzusehen hat, wenn sie ihm in einer bedeutenden Zeit wirklich gewährt sind, damit es nicht bloße Idole zu diesem Rang erhebe.

Wohl Bayern, dem in seinem Regenten eine so kräftig und entschieden wollende Persönlichkeit verliehen ist, an die es sich mit aller Begeisterung und Liebe, deren ein gesundes, für alles Rechte tief empfängliches Volk fähig ist, unter allen Umständen anzuschließen vermag, ein König, der allein schon durch sich selbst — auch ohne den geschriebenen Buchstaben, der hinfällig und vergänglich ist, durch die eigne innerste Gesinnung, durch das Ihm ins Herz geschriebene Gesetz die sicherste Bürgschaft — ruhig, ohne Erschütterung, aber im rechten Maß unaufhaltsam fortschreitender Vervollkommnung ihm gewährt! Darin — in diesem Festhalten an dem Regenten sind alle Bayern ohne Unterschied einig, wie in dem Wunsch, der heute aus so vielen Herzen hervordringt: Möge König Ludwigs Name noch lange das Losungswort seyn, bei dem sich sein Volk erkennt, Alle wie Einer, Einer wie Alle empfinden! Möge nichts im Stande seyn, das Glück des Königs und des königlichen Hauses zu stören; möge Er noch die Früchte seiner Arbeit sehen, den vollen Dank eines von Ihm beglückten und hocherhobenen Volkes erndten, um einst nach Jahrhunderten noch in der Meinung eben dieses Volkes als Schutzgeist über dem geliebten Lande Bayern zu walten.

Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie

am 28. März 1831.[1]

Königliche Hoheit!

Erlauchte Versammlung!

Die bayerische Akademie der Wissenschaften, welche heute den Tag ihrer ersten Stiftung, herkömmlicher Weise, durch eine öffentliche Sitzung feiert, hat in den zweiundsiebzig Jahren ihrer Dauer mehrere Umgestaltungen erfahren, durch welche außer ihren innern Verhältnissen jederzeit zugleich ihre Beziehung zum Staat wesentlich verändert wurde. Der erste Gedanke einer bayerischen Akademie ging bekanntlich nicht von dem Regenten oder einer Staatsbehörde aus; er entstand aus der edeln Ungeduld einiger feuriger und vor andern vaterländisch gesinnter Männer, die es übel empfanden, daß Bayern müßig, gleichgültig zurückbleibe, während im übrigen Deutschland die Vorzeichen einer eigenthümlichen Literatur zu erscheinen anfingen, und glückliche Versuche in den Naturwissenschaften einen unbestimmbar großen Gewinn neuer für das Leben nützlicher Kenntnisse und Entdeckungen ahnden ließen. Der ausgesprochene Zweck der damaligen Akademie war also vorzüglich Belehrung und Verbreitung von Kenntnissen. Schon die Ankündigung eines solchen Zweckes mußte zu jener Zeit als ein Angriff auf das Monopol des öffentlichen Unterrichts und der allgemeinen Kenntnisse erscheinen, in dessen Besitz

[1] Besonders im Druck erschienen.

bis dahin noch immer der geistliche Stand sich befunden hatte, aber eben jetzt ein mächtiger Orden sich befand, der indeß längst, selbst in den Ländern seines Ursprungs, die gute Meinung eines wahren und aufrichtigen Einverständnisses auch mit den ächten und wirklichen Fortschritten des menschlichen Geistes verscherzt hatte. Auch in andern Ländern waren Akademien der Wissenschaften zuerst gleichsam als Zufluchtsörter für solche allgemeine Forschungen entstanden, welche unter dem Druck der bevorrechteten, aber selbst unter dem vorherrschenden Einfluß der positiven Wissenschaften stehenden Körperschaften weder fröhliches Aufkommen noch freie Entwicklung finden konnten. Einen glücklichen Erfolg konnte man der ersten bayerischen Akademie schon aus dem Grunde weissagen, weil ihr Ziel ein beschränktes und eben darum zugleich ein bestimmtes war, und dessen sie durch den gefundenen Widerstand sich nur noch entschiedener bewußt werden mußte. Was sie wollte, hat sie in ihrer ersten Zeit erreicht: eine allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fortschritte der Wissenschaften wurde erregt; die Entdeckungen der damaligen Physik und Chemie und die neu erfundenen Werkzeuge wurden durch sie verbreitet und drangen zuerst in die Klöster, die um diese Zeit neben ihren Büchersammlungen auch naturwissenschaftliche Apparate aufstellten; die lang verborgen gehaltenen Urkundenschätze der Stifter öffneten sich, die Sammlung der Monumenta Boica begann und erweckte in ziemlich weitem Kreis wenigstens die Liebe für vaterländische Geschichtsforschung. An dem edeln Kurfürsten Maximilian III. hatte die Akademie einen wohlwollenden, freudiges Wirken begünstigenden und dessen selbst sich erfreuenden Beschützer, der dem ersten Gedanken eines solchen Vereins mit Bereitwilligkeit und, nach Maßgabe damaliger Zeiten, fürstlicher Freigebigkeit entgegen gekommen war. Vorauszusehen war aber auch, daß diese erste glückliche Wirkung nur eine gewisse Zeit dauern könne; denn in dem Maß, als in Folge einer allgemeinen und unaufhaltsamen Veränderung der Dinge und Verhältnisse die Schranken, gegen welche die jugendliche Akademie hauptsächlich anzukämpfen hatte, von selbst fielen (namentlich sah sie, als wenig mehr denn zehn Jahre seit ihrer Entstehung vergangen waren, die Aufhebung

des Jesuitenordens) mußte, im Verhältniß des verminderten Widerstandes, ihre Wirkung an Bestimmtheit, Energie und Bedeutung verlieren, und schon zwanzig Jahre nach ihrer Entstehung, gleich nach dem Tode ihres ersten Beschützers, ist ein auffallender Nachlaß des früheren Wirkens zu spüren. Daran hatten freilich wohl das Mißtrauen, welches unselige Verhältnisse in dem Geist des neuen Regenten erregt hatten, und die daraus hervorgehende ebenso tiefe als allgemeine Mißstimmung ihren bestimmten Theil; doch lag darin nicht die einzige Ursache der sichtbaren Erschlaffung, denn später, gerade als mit dem Regierungsantritt Maximilian Josephs wieder ein besserer Stern über Bayern leuchtete, und die Grundsätze, unter deren Schutz die Akademie früher gewirkt hatte, in größerem Maß, als sie vielleicht selbst beabsichtet hatte, Regierungsgrundsätze wurden, zeigte sich, daß sie der Zeit nicht mehr gewachsen war; wenigstens verhielt sie sich gegen diese leidender, als ihr geziemte; und indem sie in sich selbst die Kraft nicht fand, sich zeitgemäß zu gestalten und durch ein nach den jetzigen Umständen bemessenes Wirken wieder einen neuen Halt in der Nation zu gewinnen, war für sie in der That der Augenblick vorhanden, wo sie entweder gänzlich verkommen oder eine neue Gestalt von der thätigen, alles ergreifenden und nichts unversucht lassenden Regierung erwarten mußte.

Diese aber, als sie ihre Aufmerksamkeit auf die Akademie richtete, konnte nach den inzwischen eingetretenen Verhältnissen, da Bayern zum Königreich erhoben, mehr und mehr zum selbständigen Staat ausgebildet werden sollte, nur noch eine Akademie der Wissenschaften in jenem großen Sinne wollen, in welchem sie eine vielseitig unterrichtete, durch allgemein verbreitete Bildung zur Theilnahme an wissenschaftlichen Forschungen befähigte Nation voraussetzt, und nicht sowohl den Zweck hat, ein Bedürfniß, als vielmehr eine edle Ruhmbegierde der Nation zu befriedigen. Eine unmittelbare Wirkung auf das Volk war durch die Zeitumstände ohnedieß immer unmöglicher geworden; nicht in dieser also, sondern in völlig freier, durch nichts bedingter oder beschränkter wissenschaftlicher Forschung sollte die neue Akademie ihren Zweck erkennen. Außerdem aber, daß für ein solches Ideal keine Empfänglichkeit in der Nation

vorhanden, auch dessen Verwirklichung bei so manchen in die Augen fallenden Gebrechen der für den Unterricht bestimmten Anstalten weniger dringend erschien, hatte schon die erste Einrichtung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn überall sonst, wo Akademien in diesem Sinn entstanden, gab eine in der Nation schon vorhandene Ueberzeugung von dem Werth wissenschaftlicher Forschungen, gab der Ueberfluß ausgezeichneter, an einem Ort vereinigter, und außerdem schon nützlich beschäftigter Gelehrten in allen Fächern den ersten Anstoß dazu, und nicht, wie hier, mußten, um eine Akademie zu gründen, die Gelehrten großentheils erst gesucht werden. Ferner waren die Hülfsmittel, welche eine vollständige, alle allgemeinen Wissenschaften umfassende Akademie zu ihren Forschungen bedurfte, großentheils erst zu erschaffen. Die Sternwarte, der botanische Garten, die chemische Werkstätte, das anatomische Theater entstanden erst unter Leitung und Mitwirkung der von Maximilian Joseph errichteten Akademie. Andere Sammlungen (naturgeschichtliche, antiquarische) waren zwar vorhanden, aber keineswegs in einem den Forderungen einer Akademie der Wissenschaften entsprechenden Zustande; selbst die Bibliothek, die, einst schon der Stolz der bayerischen Herzoge, früher neben der Ambrosiana zu Mailand und der Vaticana in Rom genannt wurde, und inzwischen durch die Bücherschätze der Klöster ungemeinen Zuwachs erhalten hatte, forderte zu ihrer Ordnung und Vervollständigung in manchen Fächern nicht bloß große Zuschüsse, sondern auch außerordentliche Arbeiten. War in Folge dieser Umstände die Thätigkeit der Akademie mehr nach außen auf Erschaffung der Hülfsmittel als nach innen auf die Forschung selbst gerichtet, so hatte sie zugleich in ihrem Innern aufgehört ein freiwilliger Verein über ihre Zwecke und ihr Wollen übereinstimmender Gelehrten zu seyn. Zur Staatsanstalt erhoben und glänzend ausgestattet, konnte die Akademie am wenigsten in einer Zeit, wo es nöthig schien, jeder Art von Thätigkeit, auch der wissenschaftlichen, für die Zwecke des Staats sich zu versichern, auf jene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder und jene innere Unabhängigkeit Anspruch machen, bei welcher allein ein wahrer Gemeingeist in ihr sich erzeugen konnte. Während sie nun in solchen Verhältnissen

den höheren Forderungen nicht völlig genügen konnte, war es ihr von der andern Seite ebenso unmöglich, die Nützlichkeitsforderungen zu befriedigen, die man nicht aufhörte an sie zu machen, und die großentheils zwar höchst unbestimmt und undeutlich, aber jedenfalls von der Art waren, daß es nicht im Beruf der Akademie lag, sie zu erfüllen; denn weder ein landwirthschaftlicher noch ein polytechnischer Verein konnte sie ihrer Bestimmung nach seyn; und so geschah es, daß die Regierung, welche eigentlich das höchste Lob dafür verdient hatte, daß sie in einer Zeit der größten Sorgen und Anstrengungen, in der es nicht selten um Rettung und Erhaltung des Staats selbst zu thun war, Mittel gefunden hatte, die Sache der wissenschaftlichen Bildung nicht sinken zu lassen, statt des mit Recht zu erwartenden Dankes von allen Seiten nur Undank erndtete. Später, als der gegründeten oder ungegründeten Unzufriedenheit der Nation mit der Akademie der Wissenschaften Gelegenheit wurde, durch die Ständeversammlungen, wiewohl nicht immer mit der gehörigen Kenntniß der Sache, sich zu äußern, fand, neben mehreren unzulänglichen und zum Theil ungereimten Versuchen, das einzige vernünftige und wirklich ausführbare Mittel, die Akademie für den Staat und das Leben unmittelbar nützlich zu machen, keinen Eingang. Dieses Mittel hätte darin bestanden, die oberste Lehranstalt des Landes mit der Akademie zum gleichen Vortheil beider in Verbindung zu setzen, so daß die Akademie alle ihre Mittel mit der Universität getheilt, dagegen aber in den Lehrern der Hohenschule ihre thätigsten Mitglieder gefunden hätte. Diese Verbindung ins Werk zu setzen, war den tiefen Einsichten und dem kräftigen Wollen König Ludwigs vorbehalten. Gleich den Anfang seiner Regierung bezeichnete Er durch die beschlossene und ausgeführte Verlegung der altbayerischen Hohenschule in die Hauptstadt, die ich, in Erwägung der mächtigen Vorurtheile und Abneigungen, die diesem Beschluß sich entgegen stemmten, auf der einen, und der nicht zu berechnenden, auf alle Zukunft sich erstreckenden Wirkungen auf der andern Seite auch jetzt keinen Anstand nehme, König Ludwigs folgenreichste That zu nennen.

Wir sind nun in dieser Folge von Abwechslungen, welche die bayerische

Akademie durchlaufen, bis zu dem Zeitpunkt gekommen, wo meines Erachtens ihre Verhältnisse die glücklichste Veränderung erhalten haben. Nur die Gleichgültigkeit, mit der leider noch immer viele unter uns die wissenschaftlichen Angelegenheiten des Landes betrachten, kann es erklären, wenn man von dieser Veränderung so oft nicht zu wissen scheint, und den gänzlichen Unterschied der gegenwärtigen Akademie von der vorigen noch immer übersieht. Denn noch jetzt lassen sich Stimmen vernehmen, welche über die großen Kosten klagen, die sie der Nation verursache, während beinahe die ganze Summe, welche in den früheren Staatsrechnungen als Ausgabe für die Akademie der Wissenschaften erschien, jetzt theils zu Besoldungen von Lehrern der Hohenschule theils zu Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Sammlungen verwendet wird, die unter dem Namen: Sammlungen des Staats, vorzugsweise den Zwecken der Universität und des öffentlichen Unterrichts dienen. Wenn also über diese Summe eine Frage entstünde, so könnte es nur diese seyn, ob sie mit den großen und dringenden Bedürfnissen der Hohenschule, nicht aber, ob sie mit den Vortheilen, welche die Akademie dem Lande gewähre, im Verhältniß stehe.

Denn noch immer scheint auch die andere Frage: wozu die Akademie nütze, der so ganz veränderten Umstände unerachtet, aus bloßer langer Gewohnheit beibehalten; noch immer hält man sich berechtigt diese Frage in der Absicht aufzuwerfen, um, je nachdem die Antwort ausfalle, über Seyn oder Nichtseyn der Akademie zu entscheiden. Die Berechtigung zu einer solchen Frage könnte aber nur entweder von den Kosten hergeleitet werden, die die Akademie erfordert, oder davon, daß sie eine reine Schöpfung der Regierung, und diese gleichsam für ihre Nützlichkeit verantwortlich wäre. Was aber die Kosten betrifft, so bestehen diese nur noch in jenen unvermeidlichen Ausgaben, welche für die Geschäftsführung der Akademie nothwendig sind, und die in ungefähr gleichem Betrag schon Kurfürst Maximilian III. der ersten Akademie angewiesen hatte. Denn kein Mitglied der Akademie erhält als solches, den Satzungen gemäß, eine Besoldung aus dem Fond derselben, und was die vermeinte Verantwortlichkeit der Regierung für die nützlichen Wirkungen der Akademie

betrifft, so ist der wesentliche Unterschied der gegenwärtigen Akademie von der früheren eben dieser, daß sie nicht wie diese etwas Gemachtes, und insbesondere nicht etwas von der Regierung Erschaffenes ist, sondern, seitdem sie die Universität zur Grundlage hat, ist sie etwas natürlich und von selbst aus dieser Hervorgehendes, ein Verein, der sich zwar des königlichen Schutzes erfreut, aber auch unabhängig von dem Willen der Regierung sich selbst bilden würde, und nach unsern Gesetzen nicht gehindert werden könnte, wie er von der andern Seite nicht eigentlich durch den Willen der Regierung, sondern bloß durch den freien Willen seiner Mitglieder besteht. Denn da nach den Satzungen jedem Mitglied der Akademie der Austritt aus diesem Verein jeder Zeit freisteht, da kein Mitglied desselben als solches besoldet, oder durch irgend ein anderes als freies wissenschaftliches Interesse an ihn gebunden ist, so wird man gestehen, daß er durch nichts gehindert seyn würde, jeden Augenblick sich aufzulösen; und daß seine Existenz lediglich von dem freien Willen seiner Mitglieder abhängt. Ihre Verbindlichkeit gegen den Staat erfüllen diese entweder als Lehrer an der Hohenschule oder als Beamte des Staats; was sie als Mitglieder der Akademie thun, ist aus reiner freier Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit gethan, und gibt ihnen vielleicht einigen Anspruch auf die Anerkennung ihrer Mitbürger; keineswegs aber bringt es für ihren Verein die Verbindlichkeit mit sich, einer Beaufsichtigung seiner Nützlichkeit durch irgend eine Behörde, welchen Namen sie habe, sich unterworfen zu glauben.

Da indeß manche, wirklich und aufrichtiger Weise, sich in der Unmöglichkeit zu befinden scheinen, sich von dem Vortheil, den eine Akademie der Wissenschaften auch dem Staate gewährt, einen Begriff zu machen, so wird es wohl nicht überflüssig erscheinen, wenn ich die Veranlassung des heutigen Tages benutze, um darüber einige Erläuterungen zu geben.

Jedem ist bekannt, welchen großen Einfluß heutzutage außer den positiven Wissenschaften allgemeine Kenntnisse, insbesondere naturwissenschaftliche, auf das Wohl des Staats ausüben. Jede mit der Zeit fortschreitende Regierung befindet sich gleichsam beständig in dem Fall,

Aufschlüsse über Gegenstände der Physik, der Chemie, der Naturgeschichte, der Technologie, oder auch der Alterthumsforschung im weitesten Sinn, zu bedürfen. Eine Stelle, von der sie Antworten, Gutachten dieser Art erholen kann, ist ihr daher gewissermaßen unentbehrlich. Bei der bayerischen Akademie fehlt es nie an Anfragen dieser Art von Seiten der höchsten so wie selbst untergeordneter Behörden, aber sie ist eine solche Instanz nicht bloß für die Regierung, sondern für das ganze Land; noch ist kein Fall vorgekommen, wo sie irgend einer nützlichen Unternehmung, wenn sie darum angesprochen worden, Rath, Belehrung und, soweit sie diesen gewähren kann, Beistand versagt hätte. Es ist nur zu wünschen, daß die Akademie noch häufiger in den Stand gesetzt werde, auf solche Art sich dem Lande nützlich zu erweisen. Jedem strebenden Talent ist es schon erfreulich, für irgend eine Erfindung, die dem menschlichen Geist eine neue Einsicht oder menschlicher Geschicklichkeit ein neues Mittel gewährt, durch die Anerkennung einer solchen wissenschaftlichen Behörde belohnt zu werden, um nichts davon zu sagen, daß in dem Verhältniß, als eine Akademie ihre wahre Stelle in der öffentlichen Meinung einnimmt, die Aufnahme in dieselbe das Ziel eines rühmlichen und für die Nation heilsamen Ehrgeizes werden muß. Die Wissenschaft ist ferner nicht das Eigenthum eines Landes, sie ist das Gemeingut aller gebildeten Völker; durch die Institutionen jeder Akademie ist schon dafür gesorgt, daß sie einheimische Ideen in die Ferne verbreite, und hinwiederum, was im Ausland erfunden worden, ungesäumt in das Vaterland hereinziehe. Was die wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie betrifft, so wäre es sonderbar, von diesen einen unmittelbaren Nutzen für das Land zu verlangen, in dem sie errichtet ist, da ihre Aufgabe eben ist, das allgemein Wahre und allgemein Anwendbare zu entdecken, was also nicht einem einzelnen Land, sondern der Welt zu gut kommt. Ueber diesen höheren und allgemeinen Werth der gelehrten und wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie kann nun aber nicht jedem im Volk, sondern nur dem Kenner ein Urtheil zustehen. Denn Akademien sind nicht vorhanden, um das Bekannte mitzutheilen oder nur etwa nützlicher und anwendbarer zu machen; ist das Letzte auch nicht völlig

von ihrem Beruf ausgeschlossen, so sind sie doch eigentlich aufgefordert, der Wissenschaft ihrer Zeit voraus, Dinge zur Sprache zu bringen, die bis jetzt noch überall nicht oder nicht gehörig bemerkt und erörtert sind, Aufgaben zu entdecken, Dunkelheiten aufzuspüren, an deren Auflösung bis jetzt nicht gedacht worden. Eine Menge Untersuchungen in allen Theilen der Wissenschaft, welche später eine größere Anzahl von Gelehrten beschäftigt und zuletzt auch in einem weiteren Kreise Theilnahme gefunden haben, sind zuerst in der Stille der Akademien zu einer Zeit angeregt worden, wo im Publikum für diese Fragen noch kein Sinn vorhanden war. Es gehört mehr Geist und Erfindungsgabe dazu, eine wichtige Aufgabe zu stellen, als oft hernach erfordert wird, sie zu lösen; ja die richtige Stellung der Aufgabe ist meist schon die Hälfte der Erfindung. Manche Untersuchungen bringen freilich einen unmittelbaren und sogleich in die Augen fallenden Nutzen mit sich; aber das Mittel zu den größten Erweiterungen des Wissens besteht nicht darin, diesen zuerst und allein zu suchen; vielmehr darf man überzeugt seyn, daß derjenige, welcher sich z. B. in naturwissenschaftlichen Forschungen zu sehr in der Nähe des unmittelbar Nützlichen oder Anwendbaren halten wollte, auf diesem Wege nie zu den eigentlichen Triebfedern, zu den verborgenen Ursachen gelangen würde, mit deren Besitz oder Erkenntniß nicht ein einzelner Erfolg, sondern ein ganzer Complex von Wirkungen in unsere Gewalt kommt, mit denen eine Welt von Erscheinungen sich aufschließt. Als die Begründer der neueren Chemie, Priestley und Lavoisier, zuerst eine entzündliche Luftart aus dem Wasser entwickelten, dachten sie nicht an die Gasbeleuchtung, obgleich diese in der Folge nothwendig aus jener ersten Entdeckung hervorgehen mußte; umgekehrt würde dem, welcher nur ein neues Mittel der Straßenbeleuchtung gesucht hätte, schwerlich die Entdeckung der Zersetzbarkeit des Wassers zu Theil geworden seyn. Als jener berühmte Arzt von Bologna [1], mit Versuchen über thierische Reizbarkeit beschäftigt, zuerst die Bewegungen wahrnahm, in welche durch den Contakt verschiedener Metalle die Muskeln

[1] Galvani.

eines eben getödteten Thiers versetzt werden, ahndete er nicht, welche große Kraft, welche Quelle von nicht zu berechnenden Entdeckungen er an diesen zwei Metallen in der Hand habe; und selbst Volta, als er schon die Allgemeinheit der Ursache, welche jene Erscheinungen hervorbringe, ahndete, ja als er schon durch unablässiges Sinnen auf das Mittel gekommen war, die Wirkung der einfachen, aus zwei Metallen und einem flüssigen Körper bestehenden Kette bis zu einem Grade zu verstärken, der jeden Zweifel über die Natur der Ursache aufhob, als schon die Säule vor ihm aufgebaut stand, welche die Säule eines unsterblichen Ruhms für ihn selbst werden sollte, auch da wußte er noch nicht, welch einen Schlüssel zu unzähligen Erscheinungen, welche Quelle der unerwartetsten Wirkungen, welches Mittel zu den erfolgreichsten Processen durch jene Säule erfunden und dem Menschengeschlecht gegeben war. Für ihn selbst, den großen Entdecker, hatte seine Erfindung rein wissenschaftlichen Werth; ihm genügte die Befriedigung, die sie seinem denkenden Verstande, die Erweiterung, die sie seiner Einsicht gewährte; ihre Folgen für das gemeine Leben zu entwickeln, konnte er füglich andern überlassen, die nicht im Stande gewesen wären, bis zu dieser Quelle von Erscheinungen vorzudringen.

Höchst erfreulich ist es, wenn die Entdeckungen der Naturwissenschaften schnell praktisch angewendet, und diese Anwendungen, dem bürgerlichen Leben zu Nutz und Frommen, soviel wie möglich gemein gemacht, ja durch besondere Unterrichtsanstalten, heutzutag polytechnische Schulen genannt, verbreitet werden. Aber zweierlei ist dabei zu wünschen: 1) daß man sich über die unumgängliche Gründlichkeit und die Erfordernisse solcher Unterrichtsanstalten nicht täusche, was um so unverzeihlicher seyn würde, als ein wahrhaft musterhaftes Institut dieser Art in der Hauptstadt eines benachbarten großen Reichs schon seit mehreren Jahren, und zwar mit dem entschiedensten Erfolg, für höhere und niedere Gewerbe aller Art besteht; und daß man 2) mit der bloßen Forderung sich nicht begnüge, sondern die Mittel, welche für wirklich nützliche Anstalten dieser Art nicht anders als ansehnlich seyn können, ebenfalls wolle, am wenigsten aber etwa darauf denke, die Mittel auf Kosten der andern, zur rein

geistigen Bildung bestimmten Anstalten zu gewinnen, wodurch nur so viel zu erreichen stände, daß man anstatt einer bis jetzt vorzugsweise unterstützten Art von Unterrichtsanstalten zwei Arten gleich schlecht unterstützter und gleich wenig nützlicher hätte.

Das bürgerliche Leben in seinen gegenwärtigen Bedrängnissen, wenn diese auch einem großen Theile nach mehr in moralischen als gewerblichen Verhältnissen ihren Grund haben sollten, hat die dringendsten Ansprüche auf Berücksichtigung. Aber das bürgerliche Leben ist selbst nur der Träger eines höhern, des menschlichen, und wenn jeder Wohlgesinnte jenem Erleichterungen wünscht, so ist es vorzüglich, damit sich das wahrhaft menschliche in ihm wieder erhebe; denn es läßt sich kein Gedeihen des bürgerlichen Lebens hoffen, wenn jenes vernachlässigt wird. Wahrhaft menschliches Leben aber entspringt nur aus der geistigen Bildung, und dieser kann nichts feindseliger, nichts entgegengesetzter seyn als jene engherzige Denkart, welche menschliches Forschen und Wissen nur auf das vor den Füßen Liegende oder in einen unmittelbaren Nutzen sich Verwandelnde beschränken will. Ist doch das Geist- und Herzerhebendste in der Natur selbst gerade das Entfernteste von uns; und wer die Vervollkommnung, welche das Fernrohr den Erfindungen unseres Fraunhofer verdankt, oder die mathematisch-genauen Beobachtungen, welche auf unserer Sternwarte regelmäßig angestellt werden, etwa aus dem Grunde für unnützlich halten wollte, weil die Bayern keine seefahrende Nation seyen, also von der Vervollkommnung der Sternkunde keinen Nutzen für sich selbst ziehen können, der würde schon dadurch allein in aller Augen sich selbst für einen völligen Barbaren erklären, ebenso wie der, welcher die Erlernung des Sanskrit oder anderer noch lebender morgenländischen Sprachen bei uns unnöthig fände, weil Bayern keine Aussicht habe, mit dem Orient je in unmittelbare Berührung zu kommen; oder der überhaupt die Alterthumsforschung verwerfen wollte, weil sie doch nur das Leben längst verschollener Völker untersuche und solcher, die wir durch *unsere* Einsichten und politischen Einrichtungen längst überboten. Im Gegensatz mit *solchen* Ansichten, die am Ende so selten nicht sind, als sie auf den ersten Blick scheinen, möchte man

an das Wort des übrigens schlichten und rauhen römischen Dichters Ennius erinnern, der, weil er drei Sprachen verstand, damit einen dreifachen Verstand zu haben sich rühmte. Denn gleichwie der, welcher mehrerer Sprachen kundig ist, nicht bloß die Denk- und Ausdrucksweise seines Volkes, sondern mehrerer Völker versteht, so ist es durch die uns gebliebene Kenntniß des Alterthums vermittelt, daß der Einzelne, dem für sein individuelles Daseyn nur eine Spanne Zeit vergönnt ist, dieses Leben geistig über die Jahrhunderte der Vorwelt ausdehne und sein eignes Selbst gleichsam zu dem der Menschheit erweitere. Sollte derjenige die Menschheit wahrhaft in sich darstellen, welcher, wie so viele, bloß der Mann Eines Zeitalters, oder gar nur eines gewissen Zeitraums ist, — oder der, welcher seine Bildung allen Zeitaltern verdankt, und aus der Quelle der Jahrhunderte geschöpft hat? Sollte dem eine allgemein menschliche Bildung zukommen, der nie die erquickende Morgenluft der früheren Menschheit geathmet, der nie unter den einfachen großen Formen und Verhältnissen einer ernsten und gedankenvollen Vorwelt verweilt, sondern seine Bildung nur in dem lauten, aber leeren Getöse einer vorüberrauschenden Zeit, oder auf dem Markt eines eben jetzt so genannten öffentlichen Lebens erhalten hätte? —

Philosophie in Verbindung mit Philologie und Alterthumsforschung, Mathematik in Verbindung mit allen Theilen und Zweigen der Naturwissenschaft, endlich Historie im ausgedehntesten Sinn: dieß sind die Gegenstände, in welche sich die gegenwärtigen Klassen der Akademie theilen. Wöchentlich versammelt sich eine Klasse. In jeder Sitzung finden nach einer vorgeschriebenen Ordnung wissenschaftliche Mittheilungen statt; diese werden in den Jahresberichten zusammengestellt, von denen der erste im Lauf des vorigen Jahres erschienen ist, der zweite, inhaltsreichere, so eben dem Druck übergeben wird. Die mathematisch-physikalische Klasse ist beschäftigt, den ersten, reichausgestatteten Band ihrer akademischen Abhandlungen herauszugeben. Wenn die Abhandlungen der beiden andern Klassen nicht ebenfalls in diesem Jahr erscheinen, so liegt die Ursache davon hauptsächlich darin, daß die angewiesenen Fonds nicht zureichen, mehrere Theile auf einmal erscheinen zu lassen. Die historische Klasse

endlich hat in dem letzten Jahr die erste und zweite Abtheilung einer neuen Folge der Monumenta Boica herausgegeben, über deren Werth ich mich jeder weiteren Angabe enthalte, da die Rede, welche ein Mitglied der historischen Klasse an eben diesem Tag im verflossenen Jahr über diesen Gegenstand gehalten, noch in frischem Andenken ist, und jedem Leser den vollständigen Begriff von der Wichtigkeit dieser neuen Sammlung gewähren wird.

Aufrichtiger kann die Akademie nichts wünschen, als daß der Sinn und die Theilnahme auch für rein wissenschaftliche Untersuchungen immer allgemeiner sich verbreite, und daß ihre Bemühungen, auch wenn sie nicht sogleich alle Nachwirkungen einer frühern Zeit überwinden kann, wenigstens eine billige Anerkennung finden. Wie könnte sie an einem geistigen Fortschreiten zweifeln, da alle die Güter, welche das Volk durch seine Vertreter so eifrig in Anspruch nimmt, erst durch tiefe Bildung ihren wahren und höchsten Werth erlangen können? Denn wozu sollte, um nur Eines anzuführen, unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, auf welche die gebildetsten und geistvollsten Völker einen so hohen und gerechten Werth legen, einem geistig verwahrlosten oder nur zu oberflächlichem Denken und Reden erzogenen Volke nützen? Gerade dieses lebhafte Verlangen nach Verbesserungen im Staat und Erweiterungen der staatsbürgerlichen Freiheit, es gewährt uns die sicherste Bürgschaft, daß unter den wichtigen Fragen, welche die versammelten Stände des Reichs beschäftigen, auch die Anstalten des öffentlichen Unterrichts und der gesammten geistigen Bildung der Nation deren ernsteste Erwägung auf sich ziehen werden. Was von ihnen für diese Zwecke geschieht, wird zum wahresten, bleibendsten Nutzen der Nation geschehen. Denn ein wahrhaft freies Volk ist doch nur dasjenige zu nennen, welchem die Formen der Freiheit nicht bloß äußerlich angethan sind, das durch tiefe Bildung sie zu erfüllen, mit Geist zu durchdringen versteht; und wenn die Stunde der harten Probe schlagen wird, auf welche früher oder später gesetzt zu werden zumal die deutschen Völker gefaßt seyn müssen, — wenn die Zeit des Redens vorüber und die des Thun und Handelns gekommen seyn wird, dann wird gewiß dasjenige Volk am gewissesten

seine Selbständigkeit retten und behaupten, das durch eigenthümliche Bildung am meisten ausgezeichnet ist, gleichwie in Glück und Unglück nicht jenes Land das geachtetere seyn wird, das in der Geschichte des menschlichen Geistes nur eine öde und leere Stelle bezeichnet, sondern dasjenige, welches durch welterleuchtende Wahrheiten und Erfindungen, die von ihm ausgegangen sind, sich um alle verdient, und darum allen werth gemacht hat.

Was unsere Hoffnungen steigert, ist die Ueberzeugung, daß alle edeln und großmüthigen Wünsche dieser Art einen Anklang in den Gesinnungen des Regenten finden, über dessen allgemeines Wirken uns kein Urtheil, also auch kein Lob zusteht, von dem wir aber doch das laut rühmen dürfen, daß Er den Geist achtet, und was ihn erhebt und kräftiget, erkennt.

Die Wünsche, welche ich an diesem Tag, und vor dieser Versammlung, in der wir auch zum Theil die Häupter und die ausgezeichnetsten Mitglieder der eben hier anwesenden Ständeversammlung mit erhebendem Gefühl bemerken, aussprechen zu dürfen glaubte, beziehen sich keineswegs bloß auf die Akademie der Wissenschaften, sondern auf das Ganze wissenschaftlicher Anstalten, die alle in einem unauflöslichen Zusammenhang miteinander stehen, und in deren gleichmäßiger Vervollkommnung die Akademie selbst die erste Voraussetzung ihres wahren Bestandes und ihres glücklichen und erfolgreichen Wirkens anerkennt[1].

[1] Als nachträgliche Bemerkung zu den in dieser Rede gemachten Aeußerungen über die Unterhaltungskosten der Akademie ist der Originalausgabe am Schluß noch eine Uebersicht „über die Kosten der Akademie als solcher" beigefügt. D. H.

Ueber Faraday's neueste Entdeckung.

Rede in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1832.[1]

An allen wissenschaftlichen Entdeckungen, die in irgend einer Richtung die ersten sind, und eine Folge völlig neuer Untersuchungen eröffnen, hat stets auch Glück und Zufall einen gewissen Theil; es ist daher unvermeidlich, daß ihnen zuerst etwas von diesem Ursprung anhange, wovon nur eine nachfolgende Zeit sie befreien kann; diese wird das Zufällige der ersten Erscheinung entfernen müssen, um das unter ihm verborgene Wesentliche in seiner Reinheit hervorzuheben und zuletzt völlig an den Tag zu bringen.

So lag in Galvanis erster Entdeckung, die eine so fruchtbare Mutter anderer, nicht weniger großen Entdeckungen geworden ist, das Zufällige in dem thierischen Organ, welches als der eigentliche Gegenstand des Experiments betrachtet wurde. Aber gerade in diesem als wesentlich angesehenen Theil erkannte Volta das bloß Zufällige des Versuchs. Er zuerst behauptete, daß der thierische Muskel dabei gar nicht als solcher, sondern nur als halbflüssiger Körper und als Stellvertreter eines vollkommen flüssigen in Betracht komme. Mit unermüdlichem Scharfsinn suchte er durch höchst feine und künstliche Versuche die allgemeine, nämlich die elektrische, Bedeutung des Phänomens festzustellen, bis das Entscheidende ihm gelang, was schon einige Jahre früher unser berühmter und verdienstvoller Landsmann Alexander von Humboldt, wiewohl nur in der Form eines Wunsches, geäußert

[1] Diese Rede ist ebenfalls im Druck erschienen. D. H.

hatte, daß für die galvanische Wirkung eine ähnliche Verstärkung möchte gefunden werden, wie sie der gemein elektrischen durch die Leydener Flasche zu Theil geworden [1].

Mit der Erfindung der Voltaschen Säule war die Erscheinung, in der man zuerst eine Enthüllung des Geheimnisses der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung der Thiere, eine den thierischen Organen einwohnende und eigenthümliche Elektricität, mithin eine Thatsache der organischen Naturlehre zu sehen geglaubt hatte, entschieden auf das Gebiet der allgemeinen Naturlehre versetzt. Auf diesem Boden angekommen, konnte das Phänomen auch nicht mehr in den Schranken der bloßen Elektricität erhalten werden; schon griff es in das Gebiet des chemischen Processes über. Auch zuvor schon war die chemische Wirkung der galvanischen Kette im Kleinen bemerkt worden [2]; aber die Säule hob, gleich bei ihrer Entstehung, durch die mit ihrer Wirkung unmittelbar verbundene sichtbare Wasserzersetzung jeglichen Zweifel über diesen Zusammenhang.

Wie nun, vorzüglich von dieser Seite, ein anderer außerordentlicher Mann, Davy, sich des neu erfundenen Werkzeuges bemächtigt hat, um durch Zerlegung der Alkalien, Reduktion der Erden auf ihre metallähnlichen Grundlagen, und zumal durch die sogenannten Ueberführungsversuche die ganze Chemie nicht bloß in materieller, sondern vorzüglich auch in physikalischer Hinsicht umzugestalten, und dadurch jenes System einzuleiten, das allmählich unter dem Namen des elektrochemischen sich erhoben hat: dieß kann, der Absicht des gegenwärtigen Vortrags gemäß, hier nicht weiter verfolgt werden [3].

[1] In der Schrift: Ueber die gereizte Nerven- und Muskelfaser.

[2] Ash's, Ritter's und andere Versuche sind bekannt.

[3] Das Entscheidende bei diesem Versuch ist, daß z. B. die Säure, welche vom Silberpol nach dem Zinkpol hinübergeleitet wird, zwar auf ihrem Weg die Lakmustinktur nicht röthet, wohl aber vom Zinkpol aus, und zwar so, daß die Röthung gegen den Silberpol zu fortschreitet. — Goethe bemerkte einmal, daß Schriften, welche für die eben herrschende Meinung eine unwillkommene Ablenkung oder Berichtigung enthalten, secretirt, d. h., soviel möglich der allgemeinen Kenntniß entzogen werden. Dasselbe kann man auch von Versuchen bemerken,

Dieser Einfluß der Voltaschen Säule auf die gesammte Chemie ist als eine große und mächtige Seitenentwicklung der ursprünglichen Entdeckung anzusehen; aber über das Phänomen selbst lehrte sie im Grunde nicht mehr, als schon der erste einfache Versuch gelehrt hatte, der die beiden das Wasser erzeugenden Luftarten an den Polen der Säule erscheinen ließ. Nur Eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzufügen. Wer von den eben erwähnten Ueberführungsversuchen Kenntniß erlangt hatte (mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere ich mich, in Gemeinschaft mit unserem unvergeßlichen Gehlen, der sie zuerst ungläubig bezweifelt hatte, mich von ihrer Wahrheit überzeugt zu haben); wer gesehen hatte, wie durch Wirkung der Voltaschen Säule die Stoffe irgend einer Auflösung — nicht etwa bloß Luftarten, sondern Säuren, Alkalien, Erden, Metalle selbst — von dem einen Pol zu dem entgegengesetzten hinüber geleitet wurden, und zwar so, daß auf diesem Wege selbst alle ihnen in den Weg gelegten Zwischenmittel, mit denen sie sonst aufs heftigste sich zu verbinden streben, sie nicht aufhielten, daß sie — jeder andern Neigung gleichsam vergessen, und nur dem höheren Zuge folgend — wie todt und unempfindlich für jede Anlockung, durch alle Medien hindurchgingen, um an dem ihnen gemäßen Pol der Säule rein und frei von jeder Beimischung zu erscheinen: wer dieses wahrhaft Erstaunenswerthe gesehen hatte, der konnte nicht länger zweifeln, daß für das in der Säule thätige Begeistigende alles sogenannte Ponderable nur ein Spiel sey, und seiner Wirkung nichts zu widerstehen vermögen werde.

die in die Schranken der angenommenen Theorien nicht passen wollen. Namentlich ist dieß den Davyschen Ueberführungsversuchen begegnet; mir wenigstens sind bis vor wenigen Jahren viele in den Naturwissenschaften wohlunterrichtete Personen vorgekommen, denen jene Versuche völlig unbekannt geblieben waren. Merkwürdig ist auch, daß man durch diese Versuche, soviel mir wenigstens bekannt ist, sich bis jetzt in den herkömmlichen Schlüssen aus geognostischen Thatsachen nicht im Geringsten hat stören lassen, obwohl schon Davy selbst auf diesen Bezug hingedeutet hat.

Ob man von diesen elektro-chemischen Versetzungen (Metastasen) irgend eine Anwendung auf Erklärung organischer (physiologischer) Erscheinungen gemacht hat, ist mir ebenfalls nicht bekannt.

Der galvanische Proceß war nun bereits völlig aus der Grenze herausgetreten, in die er zufällig zuerst eingeschlossen schien. Er hatte seine Herrschaft über das ganze Gebiet der Chemie mächtig ausgedehnt. Sollte man glauben, daß er sich hierauf beschränken, daß er die einmal entwickelte Macht nicht auch nach andern Seiten hinwenden werde?

Drei verschiedene Erscheinungen kannte die Physik, in denen auch die unbeseelte Materie gewisse Zeichen eines eignen inneren Lebens zu geben schien. Unter diesen Erscheinungen waren die chemischen die materiellsten und zugleich die mannichfaltigsten und ausgedehntesten; auf einen engern Kreis eingeschränkt zeigten sich schon die flüchtigeren electrischen; aber den engsten Kreis bildeten die Erscheinungen der magnetischen Anziehung und Abstoßung, die indeß — eben ihrer geringern materiellen Ausdehnung wegen, und weil sie, weniger flüchtig, mit der Substanz mehr verwachsen schienen — das Vorurtheil für sich hatten, die ursprünglichsten und ältesten zu seyn — gleichsam die ersten Regungen eines noch ganz an die Materie gebundenen und sie selbst umzuwandeln unvermögenden Lebens.

Das Erste nun, was bei Vergleichung dieser drei Erscheinungen jedem Beobachter in die Augen fiel, war die Aehnlichkeit der magnetischen und der elektrischen Erscheinungen. Beide, nicht als einerlei, aber als verwandt anzusehen, berechtigte schon der Umstand, daß einander entgegengesetzte und sich gleichsam die Wage haltende Potenzen in beiden auftraten, in beiden das Entgegengesetzte sich suchte, das Gleiche aber vor dem Gleichen floh. Entfernter schien, an den Zusammenhang beider mit den chemischen Erscheinungen zu denken. Ueberlegte man indeß, daß ein nicht minder starker, nur mannichfaltiger gleichsam verkleideter Gegensatz in den Anziehungen und Abstoßungen chemischer Stoffe sich äußerte, daß auch hier Entgegengesetzte, z. B. Alkalien und Säuren, eifrig sich zu verbinden strebten und in der Verbindung, ebenso wie die beiden Elektricitäten oder die beiden Magnetismen, ihre einseitigen Eigenschaften gegeneinander aufhoben, so lag der Gedanke ganz nah, daß hier, in den chemischen Erscheinungen, nur gleichsam materialisirter und mannichfaltiger vermittelt, derselbe Gegensatz wirke, der

freier und unabhängiger in den elektrischen, und mehr an eine bestimmte Substanz gebunden in den magnetischen sich kundgebe.

Wirklich hatten, sogar schon vor Erfindung der Voltaschen Säule, einige Deutsche es auszusprechen gewagt, daß Magnetismus, Elektricität und Chemismus nur die drei Formen eines und desselben Processes seyen, der eben darum nicht mehr insbesondere magnetischer, elektrischer oder chemischer heißen konnte, sondern mit dem allgemeinen Namen des dynamischen belegt wurde; daß jene Formen, als die allgemeinen Kategorien des Naturprocesses, in dem galvanischen, als dem alle vereinigenden, wenn nicht gerade unterscheidbarer Weise, doch in der That und wirklich, enthalten seyn müssen [1].

Den Zusammenhang nun oder vielmehr die Einheit des elektrischen und des chemischen Gegensatzes hatte die Voltasche Säule zur unzweifelhaften Thatsache erhoben; und da die Verwandtschaft der elektrischen und magnetischen Erscheinungen von jeher sich dem Beobachter aufgedrungen hatte, so war, schon zufolge des Axioms, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch sich selbst gleich sind, unvermeidlich der Schluß, daß derselbe Zusammenhang auch zwischen den magnetischen und den chemischen Erscheinungen stattfinden müsse, und um so natürlicher, nach Erfindung der Voltaschen Säule, die von vielen, zumal in Deutschland, gehegte Ueberzeugung, daß jenes große Phänomen, das bereits den Chemismus von sich abhängig gemacht hatte, nicht ermangeln werde, auch noch den Magnetismus in seinen Zauberkreis zu ziehen. Nur denjenigen, deren — weniger combinatorisches als compilatorisches Talent die begrifflos vereinzelte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich angemessener achtete als die geistig durchdrungene, war es verstattet, eine solche Erwartung vorläufig als Schwärmerei zu verhöhnen.

Nach einer langen traurigen Zeit, in welcher man durch end- und zweckloses, wenigstens nichts entscheidendes und zu keinem wahren

[1] Schellings Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) Seite 75 [Bd. III, S. 321], vgl. mit der (ebenfalls vor Erfindung der Voltaschen Säule geschriebenen) allgemeinen Darstellung des dynamischen Processes in der (ältern) Zeitsch. für specul. Physik. Bd. I, Heft 2, §. 56 ff. [Bd. IV, S. 65].

Ergebniß führendes Detail den Geist vollends ermüdet zu haben glauben konnte, erschien endlich Oersteds Entdeckung — die dritte große in dieser Folge —, welche nun auch die Magnetnadel der Wirkung der Voltaschen Säule gehorchen lehrte. Während diese Entdeckung von allen denkenden Naturforschern mehr oder weniger erwartet war, wurde sie von andern beinahe zuerst mit Verdruß aufgenommen und als ein bloß zufälliger Fund erklärt [1].

Um das Oerstedsche Phänomen zu verstehen, muß man zwei Zustände der Säule unterscheiden: den geschlossenen, wie man ihn nennt, d. h. wenn die entgegengesetzten Pole durch einen Leiter verbunden, und den geöffneten, wenn sie außer Verbindung gesetzt sind. Die bis dahin an der Säule beobachteten Erscheinungen waren zunächst die elektrischen, die aber, ebenso wie die in thierischen Theilen erregten Zuckungen, stets nur im Augenblick entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule sich zeigen. Sobald

[1] Gilbert in seinen Annalen der Physik von 1820, Stück 11, erzählt S. 294, er habe Oersteds Versuche, da er zuerst von ihnen gehört, mit Mißtrauen aufgenommen, erst durch die Namen Hauch, Jacobson u. a., die als Zeugen genannt worden, sey sein Mißtrauen so weit überwunden worden, daß er selbst die Versuche angestellt habe. Ebendaselbst S. 292 wird die erste Nachricht von der Entdeckung mit folgenden Worten eingeleitet. „Was alles Forschen und Bemühen nicht hatte geben wollen, das brachte ein Zufall Herrn Professor Oersted in Kopenhagen während seiner Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus im verflossenen Winter. Er und die würdigen Naturforscher, in Gemeinschaft mit welchen er den Fund verfolgte, haben durch ihre Versuche die folgenreiche Entdeckung völlig bewährt, daß" u. s. w. Was also für Oersted ein bloßer Fund war, wird durch die Mitwirkung der würdigen Naturforscher, Hauch, Jacobson u. s. w. zur Entdeckung, an welcher demnach diesen Herren ebenso viel Antheil gebührt als dem denkenden Oersted. In der unmittelbar hierauf (S. 295 ff.) abgedruckten ersten Nachricht Oersteds ist übrigens von einem Zufall, der während einer Vorlesung ihm den Fund in die Hände gespielt, durchaus nichts zu finden; der Zufall ist eine rein Gilbertsche Zuthat. — Im folgenden Heft S. 414 schreibt Munke aus Heidelberg: „Die höchst wichtigen Oerstedschen Entdeckungen haben auch uns hier sogleich beschäftigt; aber wie alle Erscheinungen des Magnetismus sind auch diese einfach, isolirt und räthselhaft". Wie man Abweichungen der Magnetnadel, durch die Voltasche Säule hervorgebracht, auch im ersten Augenblicke, isolirte, einfache nennen konnte, ist freilich schwer einzusehen.

die Säule geschlossen ist, hören alle äußeren Zeichen der elektrischen Spannung auf. Von den Wirkungen der Säule, die sie während des Geschlossenseyns ausübt, hatte man bis jetzt bloß die chemischen beobachtet, jene substantiellen Veränderungen, die sie z. B. in Metallauflösungen, in befeuchteten Alkalien oder Salzen hervorruft. Welche Veränderung aber während des Geschlossenseyns in den starren, Elektricität leitenden Körpern vorgehe, die ihrer Wirkung unterworfen sind, dieses ward bis jetzt durchaus nicht gewußt. Oersteds Versuch zeigte, daß alle Körper dieser Art, also nicht bloß die Leitungsdräthe, sondern die Elemente der Säule, ja sie selbst, während des Geschlossenseyns zu Magneten werden, oder in magnetische Spannung versetzt werden.

In dem Augenblick, wo ein Körper magnetische Eigenschaften annimmt, wird er, nicht nur an seiner ganzen Oberfläche, sondern, bei tiefer eindringender Wirkung, selbst durch sein ganzes Inneres und in jedem Punkte seiner Ausdehnung gleichsam ein Doppelwesen, in welchem, ohne sich auszuschließen, zwei — wie sollen wir sie nennen? wir können nicht sagen, zwei Körper, aber zwei Geister, oder, wenn dieß verständlicher scheinen sollte, zwei Potenzen, ohnerachtet ihrer Entgegensetzung, ja vielmehr eben dieser Entgegensetzung wegen, ähnlich zwei zugleich geborenen und wie zusammengewachsenen Zwillingsbrüdern, sich gegenseitig festhalten, dergestalt, daß, wenn auch nach der einen Richtung der eine zu überwiegen scheint, dieß nur durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft geschieht, vermöge welcher nach der entgegengesetzten Richtung nun ebenso der andere vorzugsweise hervortritt. In diesen Zustand also wird innerhalb der geschlossenen Säule jeder starre, Elektricität leitende Körper gesetzt; doch ist dieser Zustand nur ein vorübergehender, der, so wie die Säule sich öffnet, wieder verschwindet.

So hatte denn die immer größer gewordene galvanische Kette auch den Magnetismus in sich aufgenommen, und sich ganz als jenes Centralphänomen erklärt, das schon der sinnreiche Baco verlangt und erwartet hatte, und das, als alle drei Formen in sich schließend, nicht mehr nach

einer derselben zu benennen ist. Nichts schien also zu wünschen übrig; die kühnsten Hoffnungen wissenschaftlicher Divination waren nicht nur erfüllt, sondern, wie es die Natur zu thun pflegt, übertroffen [1].

Und doch war das Verhältniß zwischen Magnetismus und Elektricität, wie es der letzte Versuch gezeigt hatte, noch ein einseitiges. — Daß die geschlossene galvanische Kette starre Leiter in einen vorübergehenden Magnetismus versetze, war enthüllt. Aber die Forderungen des wissenschaftlichen Geistes sind unendlich. — Wird er nicht verlangen, nun auch das Umgekehrte zu sehen, nämlich einen unmittelbaren Uebergang vom bloßen Magnetismus zu elektrischen Erscheinungen? Vielleicht! Aber wird er bei näherer Erwägung es sich versprechen, wird er es auch nur hoffen können? Nach dem früher gezeigten verhält sich der Magnet wie die beständig geschlossene Kette, und die eigentlich elektrischen Wirkungen, Funken, Lichtbüschel, Erschütterungen thierischer Theile, zeigen sich nur im Moment entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule. Wer konnte nun für möglich halten, daß Mittel gefunden würden, den Magnet so zu bestimmen, daß in ihm ein Moment der Schließung oder Oeffnung, und damit eine Möglichkeit elektrischer Wirkungen entstehe?

Und dennoch ist eben dieß kürzlich vollbracht worden durch eine Entdeckung, von der so eben nur die erste, allgemeinste Kunde, zwar was die Sache selbst betrifft hinlänglich verbürgt, aber ohne alle nähere Angabe der bei dem Versuch angewendeten Mittel, zu uns gedrungen ist [2]. Dieses Experiment war dem englischen Naturforscher Faraday

[1] So hatten die Astronomen bekanntlich in dem großen Raum zwischen Mars und Jupiter einen noch unbekannten Planeten vermuthet. Die Natur gab statt des einen vier, jene höchst merkwürdigen, die frühere Einförmigkeit des Planetensystems so erfreulich unterbrechenden kleinen Planeten.

[2] Die erste, und soviel mir bekannt ist, bis jetzt einzige Nachricht von dieser Entdeckung gab ein Artikel des Oesterreichischen Beobachters vom 11. März (Nr. 71), folgenden wörtlichen Inhalts. „Der berühmte englische Naturforscher Faraday hat die Entdeckung gemacht, daß ein Magnet Wirkungen hervorbringen kann, die man bisher nur durch Elektricität zu erzeugen im Stande war, und so das Daseyn elektrischer Ströme im Magnet gleichsam faktisch dargethan. Während man an Magneten bis jetzt nur Anziehung und Abstoßung kannte, ja selbst

vorbehalten, demselben, der mit ebensoviel Beharrlichkeit und Geist den Oerstedschen Versuch als einst sein großer Vorgänger Davy die elektro-chemische Seite der Voltaschen Erfindung verfolgt hatte. Zufolge dieser Entdeckung also ist man im Stande, mit Hülfe des bloßen Magnets Zuckungen in Gliedmaßen eben getödteter Thiere, Funken und andere nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervorzubringen.

Es wäre nach der vorausgeschickten Entwicklung überflüssig, auseinanderzusetzen, daß erst mit diesem Versuch die Folge der großen Entdeckungen Galvanis, Voltas und Oersteds ganz beschlossen und eigentlich vollendet ist [1].

diese sich nur auf wenige Körper in einem leicht bemerkbaren Grad erstreckte, bringt man dieser Entdeckung gemäß durch sie Zuckungen an den Gliedmaßen jüngst verstorbener Thiere, Funken und andern nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervor. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Naturlehre daraus ungemeinen Vortheil ziehen wird. Faraday hat zwar die Resultate seiner Versuche nur im Allgemeinen bekannt gemacht, sein hierüber verfaßtes Memoire ist noch nicht im Druck erschienen, aber die italienischen Physiker L. Nobili und V. Antinori haben bloß auf die Nachricht von Faradays Entdeckung die meisten dahin gehörigen Versuche mit Glück wiederholt, und von diesen Gelehrten gelangte die nähere Kunde davon nach Wien. An der hiesigen k. k. Universität sind diese Versuche bereits mit gutem Erfolge angestellt worden".

[1] Die nächste Absicht war allerdings nur (wie in der gleich folgenden Stelle auch ausgesprochen ist), bei einer feierlichen Gelegenheit die eben bekannt gewordene Entdeckung Faradays sogleich anzukündigen. Für diejenigen, welche Berufs halber oder aus Neigung den Fortschritten seit Galvanis erster Entdeckung gefolgt sind, bedurfte es freilich, weder um ihnen die neueste Entdeckung zu erklären, noch um ihnen einen Begriff von deren Wichtigkeit zu geben, der vorausgeschickten geschichtlichen Auseinandersetzung. Es ist aber leicht einzusehen, daß Vorträge, welche bei Gelegenheit der öffentlichen Sitzungen unserer Akademie gehalten werden, sich nicht zunächst an Männer vom Fach, sondern vorzugsweise an das Publikum zu wenden haben, das zu diesen Sitzungen eingeladen wird und sich meist zahlreich bei denselben einfindet. Unter diesem aber finden sich stets Personen von allgemeiner Einsicht und lebhafter Theilnahme an allem Wissenswürdigen, denen es nicht unerwünscht ist, von dem Gang und der Aufeinanderfolge wissenschaftlicher Entdeckungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, allgemeine Aufmerksamkeit bereits erregt haben, eine verständliche und erklärende — wenn auch übrigens für Männer vom Fach nichts Neues enthaltende — Uebersicht zu erhalten. Es sey mir erlaubt, hinzuzufügen, daß ich außerdem nachgerade zu den

Würdiger aber schien mir die heutige Feier des Stiftungstages unserer Akademie nicht eingeleitet werden zu können, als mit der

ältesten jetzt Lebenden gehöre, die an den Fortschritten der Galvanischen Entdeckung eifrig, früher auch durch eignes Forschen, theilgenommen haben. Es mochte mir insofern wohl vergönnt seyn, meine Freude über die neueste, nach meiner Ueberzeugung alles entscheidende Entdeckung, bei der ersten mir gegebenen Gelegenheit, und in der Mitte der Akademie auszusprechen, die von jeher zum Wahlspruch gehabt hat, nicht die Dinge bloß, sondern die Ursachen der Dinge zu erkennen,

Rerum cognoscere causas.

Es war sodann ferner nicht eben die Absicht des Vortrages, die angeführten Entdeckungen bloß historisch aufzuzählen, oder als das Geschenk einer bloßen Folge glücklicher Zufälle darzustellen, sondern im Gegentheil ihren nothwendigen Zusammenhang zu zeigen, und damit zugleich auseinanderzusetzen, wie, nachdem zu dem ersten Anfang allerdings auch Glück und Zufall verholfen hatten, im Fortgang der Entdeckungen der Einfluß dieser blinden Mächte immer mehr beschränkt worden, indem die Entdeckungen mit einer gewissen Nothwendigkeit eine aus der andern sich entwickelten und von denkenden Naturforschern mehr oder weniger vorausgesehen wurden. Man könnte bei dem Ueberblick dieser merkwürdigen Folge vielleicht mit einem gewissen patriotischen Bedauern bemerken, daß keine der entscheidenden Entdeckungen einem deutschen Naturforscher zu Theil geworden. Von der andern Seite mag man sich freuen, in dieser Thatsache eine große Erfahrung zu sehen, durch welche auffallend bestätiget worden, daß, wenn der bloße Geist und der Gedanke allein in empirischen Wissenschaften nichts vermögen (wo vermöchten sie überhaupt etwas, ohne alle Beihülfe der Erfahrung?), dieses allerdings nicht zu Bestreitende doch von der andern Seite nicht so verstanden werden dürfe, wie es von manchen Deutschen verstanden worden, die in den letzten zwanzig Jahren auf dem Felde der Physik fast allein das Wort führten, so nämlich, als ob dagegen in einer möglichst geist- und gedankenlosen Empirie das wahre Heil zu suchen sey. Der Mann, welcher in seiner Philosophie der Chemie die kühnen allgemeinen Grundsätze aussprach, für die ein Deutscher in seinem Vaterland nur Widerspruch, ja Hohn, zu erwarten gehabt hätte; der Mann, dessen interessanter literarischer Nachlaß noch ein tiefes philosophisches Gemüth beurkundet (Davy): dieser Mann hat die Alkalien zerlegt, hat die Versetzung ponderabler Stoffe von einem Pol zum andern erfunden und die ganze Chemie umgestaltet. Dagegen dürfte man diejenigen, welche in der Folge der großen physikalischen Entdeckungen der letzten Zeit, wie am Ende in den Naturerscheinungen selbst, bloße Zufälligkeit sehen, und seit drei Jahrzehnten jede Absicht, die Erscheinungen wissenschaftlich und im Zusammenhang zu begreifen, verläumdet, ja pfäffisch verfolgt haben, nach so langer Zeit wohl fragen, welche nur irgend namhafte Erweiterung die Wissenschaft ihnen verdankte?

Ankündigung einer solchen Entdeckung, die ein Triumph der Wissenschaft, in ihren Annalen ein Ereigniß, und außerdem, wie mir wenigstens scheint, bei weitem das Erfreulichste ist, was seit langer Zeit im Gebiet der Wissenschaften sich begeben hat. Denn auch das Oerstedsche Phänomen hatte seine wahre Frucht noch nicht getragen, inwiefern eine schwer überwindliche Vorliebe für alles, was Masse, und eine gleich instinktartige Abneigung gegen alles, was Geist ist, noch immer sich weigerte, zu erkennen, was jene Erscheinung so deutlich, so offenbar aussprach. Der neuen Entdeckung wird es gelingen, auch diese letzte Stockung zu überwinden. Das große Phänomen, an dessen vollständiger Entwicklung die letzten vierzig Jahre gearbeitet, wird, aufs neue siegreich, aus jeder Verdunkelung hervortreten und als die alles erleuchtende Sonne über dem ganzen Gebiet der Naturlehre aufgehen [1].

Zwar diese Entdeckung gehört nur einer, wie man zu sagen pflegt, speciellen Wissenschaft an. Aber die engherzige Denkart, welche die Erweiterung, die Einer Wissenschaft zu Theil geworden, bloß als ein Glück für diese betrachtet, darf weder in einem Gelehrtenverein, der eben nur der gegenseitigen Anziehung aller Wissenschaften seinen Ursprung verdankt, noch darf sie in dieser hohen Versammlung vorausgesetzt werden, die eben durch ihre Anwesenheit bei dieser Feier bezeugt, daß ihr jenes Gemeinsame, alle Wissenschaften Verbindende, nicht fremd ist, das nur darum, weil es das wahrhaft Allgemeine ist, auch würdig ist, vor Männern von allseitiger Bildung ausgesprochen zu werden.

[1] Auch die Oerstedsche Entdeckung ist zum Theil wieder in ein Detail verfolgt worden, in dem sich die Spur des Gedankens allmählich verlor; neue Zweifel sind gegen allgemeine, wie es schien, schon von Davy siegreich festgestellte Bestimmungen entstanden. Diese Zweifel wird das Faradaysche Experiment völlig entscheiden, und wie im Reiche des Geistes Ein großer, lichtvoller Gedanke eine ganze Folge kleinlicher, arm- und mühseliger Gedankenverknüpfungen, die von dürftigen Köpfen bewundert worden, überflüssig macht und in eine verdiente Vergessenheit begräbt: so wird der entdeckte Magnetoelektrismus die Wissenschaft von einer großen Masse unbedeutender, nichts zur Entscheidung beitragender Experimente aufs neue befreien; zugleich, wenn ich über die Art und Weise der Bewerkstelligung des Phänomens nicht völlig mich täusche, wird dieser Versuch ganz neue, zum Theil sogar in ein höheres Gebiet führende Combinationen verstatten.

Jede Wissenschaft hat, daß ich so sage, etwas Vitales in sich (für die allgemeine Naturlehre liegt es eben in jenem Proceß, den wir, in der Verschiedenheit seiner Formen, wie in der Einheit seines Wesens, so eben darzustellen versucht haben); es ist eben dieses Lebendige jeder Wissenschaft, für welches jeder wohl organisirte Geist an sich schon Gefühl und Empfindung hat.

Wenn in irgend einer Zeit zwischen getrennten Wissenschaften eine innigere Theilnahme entsteht, so ist dieß eben ein Zeichen, daß jede in sich zum wahren Leben gelangt, d. h. daß jede in sich zu jenem Vitalen durchgedrungen ist, das gleichsam wie ein gemeinschaftliches Sensorium nicht berührt werden kann, ohne ein allgemeines Mitgefühl, ohne eine entsprechende Bewegung in allen andern zu erwecken. Ist in diesem eigentlichen Lebenspunkt einer Wissenschaft Hemmung oder Stockung eingetreten, so leiden alle andern mit; wird ihm dagegen in einer Wissenschaft eine Befreiung zu Theil, so fühlen sich alle zugleich erweitert und verherrlicht.

Es ist eine der erfreulichen Wahrnehmungen, zu welchen der Gang der Wissenschaften in dieser Zeit Veranlassung gibt, daß ohngeachtet alles Widerstrebens derjenigen, denen das Diffuse, das Auseinanderfallende genehmer ist, und die zu fürchten scheinen, die Wissenschaften, deren unförmliche Masse schon jetzt kaum noch zu handhaben ist, möchten enger sich zusammenziehen, daß, alles solchen Widerstrebens ohngeachtet, dennoch die Wissenschaften in der That einander näher gerückt sind. Von der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß in einer früheren Zeit die Theilnahme an wissenschaftlichen Entdeckungen allgemeiner war. Manche unter uns erinnern sich noch jener Zeit der ersten Bekanntwerdung des Galvanismus, und welche lebhafte Theilnahme nicht bloß der Naturforscher, sondern der Gelehrten, ja aller Stände, diese Erscheinung erregte, die gleichsam als ein allgemeines Glück empfunden, als Vorbote und Ankündigung unbestimmbarer Aufschlüsse über die tiefsten Geheimnisse des Lebens begrüßt wurde.

Was an die Stelle dieser unschuldigen Freude an den Erweiterungen des menschlichen Wissens jetzt getreten ist, wissen wir alle. Um so mehr

scheint es, müssen alle, denen die gegenwärtige Stimmung nicht eben die wünschenswerthe scheint, jeder Erweiterung menschlicher Erkenntniß sich freuen, welche die Hoffnung gewährt, in die Wissenschaften wieder eine allgemeinere und tiefere Anziehungskraft für die ihnen entfremdeten Geister zu legen.

Den Deutschen im Allgemeinen kann, je nachdem man gesinnt ist, zum Lob oder zum Tadel, nachgesagt werden, daß sie immer weit eher von Seiten des Verstandes und der Beurtheilungskraft als von Seiten des Willens und der Gesinnung fehlen. Und so dürfte man behaupten, daß, in Bezug wenigstens auf Deutschland, das wahre Unheil der Zeit weit weniger in einer tiefen sittlichen Verkehrtheit, wie man gerne voraussetzt, als in einer weit verbreiteten, leider von vielen Seiten begünstigten Phantasterei zu suchen sey, die alles ansteckt, alles verfälscht, und indem sie nichts Zuverlässiges, Festes übrig läßt, nothwendig ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit verbreitet.

Unter solchen Umständen wirken Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit des Willens schon durch ihr bloßes Daseyn befestigend und erhaltend. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule hervorragte, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete, der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist, und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben, bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innern Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange — Goethe — lebte.

Liegt, wie wohl niemand bezweifelt, dem Einsicht und Erfahrung

zur Seite steht, in ächter Wissenschaft das einzig Wiederherstellende: so verdienen um so größeren Dank die weiseren Herrscher, die einer maß- und schrankenlosen Zeit das innere Maß, das sicherer als jede äußere Schranke schützt, wiederzugeben bedacht, und das wahre Uebel erkennend, insbesondere es als heilige Pflicht gegen ihr Volk, gegen das jetzige und das künftige Geschlecht ansehen, dem leeren Phantastischen entgegen, ernste, tiefe und starke Wissenschaft zu fördern. Je schmerzlicher eine so allgemeine Beunruhigung gefühlt wird, welche, wenn sie fortdauern könnte, bald allen höheren Bestrebungen des menschlichen Geistes ein Ende machen würde, desto gefühlter ist der Dank, welchen auch die Akademie ihrem erhabenen Beschützer für die Unterstützungen und Aufmunterungen darbringt, die Seine Huld in dem verflossenen Jahr ihres Daseyns ihr hat zu Theil werden lassen; um so begründeter das Vertrauen und die Hoffnung, mit welcher sie, hinsichtlich der Mittel, deren sie bedarf, um ihren Beruf würdig und zeitgemäß zu erfüllen, sich dem königlichen Wohlwollen auch für die Zukunft empfiehlt.

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1832. [1]

Das ganze Land feiert heute den Geburts- und Namenstag seines Königs. Niemand wird den festlichen Tag in diesem Jahre ohne besondere Empfindung begehen. Bayern wird die göttliche Fürsehung preisen, daß unter den schweren Regentensorgen der nächstvergangenen Zeit — Sorgen, die selbst von glücklichen Ereignissen nicht immer zu trennen sind — die Kraft und Gesundheit des Königs unerschüttert geblieben ist. Wohldenkende werden insbesondere sich freuen, nach trüben und augenblicklich beunruhigenden Erscheinungen die Vorzeichen eines sich aufheiternden, auch für jede ernste und nützliche Beschäftigung gedeihlicheren Zustandes wieder zu erblicken. Deutschland hat zum Theil sich wieder gefunden, und wird sich finden. Noch leben im deutschen Volk Erinnerungen an jenes frühere trauliche Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen. Noch gedenkt Bayern der milden, sanften Tage unter dem geliebten Churfürsten Maximilian III.; noch feiert Baden jährlich seinen Carl Friedrich. Vor Kurzem hat Württemberg den nach hundert Jahren wiedergekehrten Geburtstag seines Herzogs Carl gefeiert, der die letzten Jahrzehnte seiner Regierung in aufrichtiger wechselseitiger Zuneigung mit seinem Volke gelebt, die Wohlthaten eines freieren, mannichfaltigeren und bildenderen Unterrichts über sein Land verbreitet und nichts unversucht gelassen hat, was zur Erhöhung des innern und äußern Wohlstandes desselben beitragen konnte. Bald nach diesen Regenten

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der Akademie, S. 9. D. H.

erhoben sich die Stürme, welche das frühere Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern überall zu ändern drohten und in vielen deutschen Ländern das althergebrachte wenigstens auf einige Zeit wirklich aufhoben. Wurde es in der Folge äußerlich wiederhergestellt, so war damit nicht auch das Bewußtseyn seiner eigentlichen Bedeutung sofort allgemein wiedergebracht, wie denn der völlig verrückte Standpunkt durch die Erscheinungen der letzten Zeit hinlänglich an den Tag gekommen. — Aber auch jetzt noch leben Fürsten von ächtdeutscher Gesinnung, deren Stolz es seyn würde — wäre nicht so vieles Unkraut unter den Weizen gesäet — Deutsche mit Deutschen zu seyn; — und unter den Fürsten, in denen das Gefühl deutscher Gesammtheit kräftig lebt, geht gewiß keiner unserem Könige vor, wie schon allein der Gedanke beweisen würde, den der Jüngling gefaßt hat, der König, und zwar auf seine Kosten, herrlich und mit Kraft ausführt, der Gedanke eines Ehrentempels deutscher Nation, in welchem, ohne Unterschied des Landes und des Glaubensbekenntnisses, der verdiente Staatsmann neben dem großen Dichter, der berühmte Feldherr neben dem wissenschaftlichen Erfinder, an der Seite des religiösen Reformators der sinnvolle Künstler verherrlicht wird; und es ist derselbe König, der diesen Gedanken ausführt und der mit unermüdlicher Beharrlichkeit den andern verfolgt, die Schranken fallen zu machen, durch welche bisher in Bezug auf Handel und Gewerb deutsche Länder von deutschen sich abgeschlossen hatten. Sollten wir nicht mit vollem Herzen einem solchen Könige vertrauen, und an diesem Tage nicht wünschen, daß auch in unserem Vaterlande über Schwindeleien und Täuschungen aller Art, und von welcher Seite sie kommen, die richtigen Begriffe vom Verhältniß deutscher Fürsten zu ihren Völkern immer mehr die Oberhand gewinnen; denn nur mit Hülfe solcher Ansichten werden alle rühmlichen und wohlwollenden Absichten unseres Königs sich vollkommen verwirklichen.

Es ist unmöglich, vaterländische Wünsche dieser Art auszusprechen, ohne an Patrioten erinnert zu werden, die unter allen Umständen stets ein volles bayerisches Herz behalten und bewährt haben. Unter diesen ist aber nicht leicht einer eines bleibenden Andenkens würdiger als der vor

einigen Jahren aus diesem Kreis geschiedene Lorenz von Westenrieder[1]. Nur Eine Stimme war in der Akademie darüber, daß ihm ein bleibendes Ehrendenkmal von diesem Verein errichtet werde, dem er länger denn fünfzig Jahre mit unermüdlicher Treue und Liebe angehört hat, — nur Ein Wunsch, daß dieses Denkmal von bewährter Hand verfaßt werde. Das edle Mitglied[2], welches hiezu ersehen wurde, hat den Wunsch der Akademie erfüllt; und die einem solchen Mann geweihte Lobschrift ist wohl würdig, am Geburtstage des Königs gelesen zu werden, der gezeigt hat, daß er Männer wie Westenrieder — könnte es nur viele solche geben —! — als Zierden seines Thrones betrachten und in Ehren halten würde.

[1] Man vergl. die Rede zum siebzigsten Jahrestag, oben S. 415 ff. D. H.
[2] Oberconsistorialpräsident v. Roth. D. H.

Reden zu den öffentlichen Sitzungen der Akademie im Jahr 1833 sind weder gedruckte noch in der Handschrift vorhanden. D. H.

Rede zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Akademie

am 26. März 1834. [1]

Die Akademie, welche heute den fünfundsiebzigsten Jahrestag ihrer Stiftung feiert, hat im verflossenen Jahr ihre Arbeiten in gewohnter Weise fortgesetzt. Im Laufe dieses Jahres sind den im Druck erschienenen Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse die der historischen gefolgt. Ein Band von Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse ist schon zum Theil gedruckt. Gleichfalls ist in diesem Jahr ein dritter Jahresbericht erschienen, welcher über die Verhandlungen sämmtlicher Klassen von 1831 bis 1833, so wie über die in den Sitzungen gelesenen Abhandlungen ausführliche Rechenschaft gibt.

Die schon im vorigen Jahre geäußerte Hoffnung, daß die Akademie in den Stand gesetzt werde, von nun an jährlich auch durch Preisaufgaben ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen, wird hoffentlich in dem gegenwärtigen in Erfüllung gehen.

Ist es verstattet an dem heutigen Tag Wünsche auszusprechen, so beschränken sich die der Akademie unter den gegenwärtigen Umständen auf den einzigen, daß ihr ferner vergönnt seyn möge, innerhalb der ihr vorgezeichneten Bahn frei und nach eigner bester Einsicht sich zu bewegen, und zumal in dem für ihr inneres Gedeihn wie für ihre äußere Würde und Wirksamkeit so wesentlichen, ja von dem Begriff eines freien Vereins unzertrennlichen Recht [2], sich in allen Fällen nur durch eigne freie Wahlen zu ergänzen, wie bisher belassen und geschützt zu werden.

[1] Besonders im Druck erschienen.

[2] Man vergleiche die Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie (München, Webersche Buchhandlung 1829) S. 10 u. f. f. [oben S. 413 ff.].

Im verflossenen Jahre hatten wir den Verlust eines trefflichen Mathematikers und Physikers zu beklagen. Bald nachher verlor die mathematisch-physikalische Klasse und die Akademie ein anderes ordentliches Mitglied durch den Tod des auf der Sternwarte zu Bogenhausen als Conservator derselben verstorbenen Herrn Johann von Soldner: ein Verlust, der nur darum weniger schmerzlich gefühlt wurde, weil er leider lange vorhergesehen und die Thätigkeit des früher so rüstigen Mannes schon seit einigen Jahren durch eine unheilbare Krankheit gelähmt war.

Je kürzer Soldner gelebt und gewirkt hat, desto mehr ist es Pflicht, an seine Verdienste, an das Ausgezeichnete seines Entwicklungs- und Bildungsganges sowie seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu erinnern, wobei ich mich von Mittheilungen unterstützt sehe, die ich seinem mehrjährigen treuen Schüler und Gehülfen bei der Sternwarte, Herrn Dr. Lamont, verdanke, und die ich zum Theil wörtlich benutzen werde.

Johann von Soldner wurde im Jahre 1776 auf einem Bauernhofe in der Nähe von Feuchtwangen unter Umständen geboren, die seine spätere Laufbahn nicht voraussehen ließen. Der Vater hielt ihn früh zu ländlichen Arbeiten an. Die ersten nothdürftigen Kenntnisse ertheilte ihm eine höchst mangelhafte Dorfschule. Da erweckten Erzählungen benachbarter Bauern von den Operationen des Feldmessens zuerst die Aufmerksamkeit, einige Angaben, die ihm in einem alten Ansbacher Kalender, dem einzigen profanen Buche des väterlichen Hauses, zu Gesicht kamen, das schlummernde mathematische Talent des Knaben. Diese erste dürftige Anregung war für ihn hinreichend, viele geometrische Lehrsätze selbst zu erfinden, über die er um so größeres Vergnügen empfand, da er sich als den ersten Erfinder und einzigen Besitzer derselben ansah. Mehrere dieser Lehrsätze, und die Umstände, die ihn zur Erkenntniß derselben führten, hat Soldner in einer selbstverfaßten Darstellung seiner Jugendjahre aufgezeichnet. Es erregt Bewunderung, zu sehen, durch welche sinnreichen Mittel sein gewandter Geist zur Auflösung mancher verwickelten Aufgabe gelangte. Angefeuert durch den Erfolg seiner ersten Bemühungen gab er auch später, als die schweren Feldarbeiten

fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, das Sinnen und Nachdenken über mathematische Gegenstände nicht auf. Endlich war er so glücklich sich einige Lehrbücher verschaffen zu können. Aber erst im achtzehnten Jahr seines Alters wurden die Eltern, ganz gegen ihre Absichten, endlich vermocht, ihn zu entlassen und ihm zu erlauben, wissenschaftliche Bildung zu suchen.

Nach einigen Jahren, in Feuchtwangen und Ansbach, genossenen Unterrichts begab er sich nach Berlin, wo seine durch mehrere Arbeiten für Bodes Jahrbücher kund gewordenen Kenntnisse und die merkwürdigen Umstände seiner frühesten Bildungsgeschichte ihm bald viele Gönner und Freunde verschafften. Der König von Preußen bewilligte ihm eine jährliche Unterstützung. Später, nachdem er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf als Vorsteher der Universitäts-Sternwarte in Moskau ausgeschlagen hatte, wurde ihm die Triangulirung des Fürstenthums Ansbach übertragen. Kaum aber waren die Vorarbeiten hiezu vollendet, als die Kriegsereignisse des Jahres 1806 ihn vertrieben und nöthigten nach Berlin zurückzukehren.

Dort verweilte er, mit theoretischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Jahr 1808, wo er auf sein Ansuchen eine Stelle bei der königlich bayerischen Vermessungscommission mit dem Auftrag erhielt, das Haupt-Dreieck-Netz herzustellen. Dieses große und nützliche Unternehmen, das nicht nur der Steuervermessung zur Grundlage diente, sondern auch wegen seiner Beziehung auf Sternkunde und Erdbeschreibung von hoher wissenschaftlicher Wichtigkeit war, erforderte mehrere Jahre hindurch Soldners ganze und unermüdete Thätigkeit. Welche Umsicht und praktische Gewandtheit er dabei entwickelte, beweist die bisher unübertroffene Genauigkeit seiner Resultate. Zugleich erwarb er sich ein wichtiges Verdienst um das Vermessungsgeschäft durch Einführung einer neuen Berechnungsweise. Bisher hatte man bei ähnlichen Vermessungen die Dreiecke berechnet und auf den Karten verzeichnet, ohne auf die Kugelgestalt der Erde Rücksicht zu nehmen. Man sah die hieraus entstehenden Fehler wohl ein, unterließ aber dennoch, der besondern Schwierigkeiten halber, die genaue sphärische Berechnung. Diese Schwierigkeiten

wußte Soldner zu beseitigen, indem er eine Berechnungsmethode angab, welche die erforderliche Genauigkeit mit allen Vortheilen der Kürze und Leichtigkeit verband.

Diese Verdienste fanden bald Anerkennung; Soldner wurde im Jahr 1811 als Rath in die Steuerkataster-Direktion versetzt, ohngefähr um dieselbe Zeit als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Die Arbeiten, die sich auf das Haupt-Dreieck-Netz bezogen, waren ihrer Vollendung nahe, als Soldner wegen einer Beschwerde im Athmen genöthigt war, sich vom Triangulirungsgeschäfte zurückzuziehen. Dagegen erhielt er nun eine höhere Bestimmung.

Zu den wissenschaftlichen Schöpfungen, welche die Regierung Maximilian Josephs auf immer verherrlichten, sollte auch eine Sternwarte hinzukommen. Soldner wurde ersehen, ihren Bau und ihre Einrichtung zu leiten, und in der Folge ihr vorzustehen. Die Wahl des Mannes zeigte, was beabsichtet wurde: eine Sternwarte für mathematisch beobachtende und berechnende Astronomie.

Unter allen Wissenschaften bedarf vielleicht keine so sehr der Unterstützung intelligenter und weiter sehender Regierungen als diese streng wissenschaftliche Astronomie. Denn weder durch einen unmittelbar in die Augen fallenden Nutzen empfiehlt sie sich, noch dient sie jener unersättlichen Neugierde, die, nicht zufrieden mit den von allen Enden der Erde täglich einlaufenden Neuigkeiten, dergleichen selbst vom Himmel verlangt. Aber auch eine edlere Wißbegierde ist sie genöthigt auf eine ferne Zukunft zu verweisen. In Ansehung des größten und erhabensten Theils ihrer Betrachtung, des Fixstern-Himmels, ist sie auf bloße Beobachtung der Oerter beschränkt. Die jährliche Ortsveränderung der meisten Fixsterne ist eine so geringe, daß sie mit unsern Werkzeugen kaum wahrzunehmen ist. Aber wenn jetzt die Oerter der Fixsterne genau bestimmt werden, und nach funfzig, — nach einem oder mehreren hundert Jahren, dieselben Sterne wieder beobachtet und mit den jetzigen Bestimmungen verglichen werden, dann wird die Ortsveränderung so bedeutend seyn, daß man mit Zuverlässigkeit auf ihre Richtung und

Bewegung schließen kann; und so können in diesem Augenblick angestellte Beobachtungen, die eine um so größere Selbstverleugnung und Gewissenhaftigkeit erfordern, als sie für jetzt im Grunde nichts lehren, nach Jahrhunderten zur Entscheidung einer großen, das menschliche Wissen ins Ungemessene erweiternden Thatsache beitragen.

Zu diesen Beobachtungen gehören nun aber Werkzeuge, welche die größtmögliche Genauigkeit gewähren, oder, da alle Fehler nicht auszuschließen sind, diesen wenigstens den geringstmöglichen Spielraum übrig lassen. Vorrichtungen und Werkzeuge aber sind nichts ohne den Beobachter, dessen Charakter, dessen Kenntnisse durch gediegene Werke erprobt, dessen ruhiger, umsichtiger und jeder Aufopferung fähiger Fleiß, auch künftigen Zeiten noch ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen im Stande sind.

Es war eine glückliche Verbindung von Umständen, daß gerade in die Zeit der Begründung unserer Sternwarte die herrlichen Erfindungen unserer unvergeßlichen Mitbürger, Reichenbachs und Fraunhofers, sowohl was die mechanischen Vorrichtungen der Werkzeuge als die Vervollkommnung der Gläser betrifft, fallen mußten; ein glücklicher Zufall, der einen Mann wie Soldner zur Ausführung dieser Unternehmung darbot. Aber es war nicht weniger das Verdienst der Regierung, die diesen Mann zu würdigen verstand, und ihn mit einem Vertrauen bekleidete, das ihn in den Stand setzte, ohne durch Einflüsterungen von Halbwissern oder ganz Unwissenden in seinem Plane gestört zu werden, mit sorgfältiger Benutzung aller früheren Erfahrungen, mit genauer Erwägung und Berücksichtigung alles dessen, was die Sicherheit der Beobachtungen begründet, dieser Anstalt eine Einrichtung zu geben, die als eine in allen ihren Theilen zweckmäßige und so durchaus musterhafte betrachtet werden kann, daß unter allen Anstalten, welche die Wissenschaft der edeln Munificenz Maximilian Josephs verdankt, die Sternwarte zu Bogenhausen, ohne eine Ungerechtigkeit gegen die andern zu begehen, leicht die vollkommenste genannt werden dürfte.

Unterem 16. August 1816 ertheilte der hochverdiente Graf von Montgelas, dessen wir nie ohne einen besondern Ausdruck der Dankbarkeit erwähnen, weil die Mittel, welche die Akademie noch jetzt allein

in den Stand setzen ihren Zweck zu erfüllen, größtentheils seiner einsichtsvollen Unterstützung verdankt werden (in der ihm der zu unserer Freude hier anwesende Herr Staatsminister Freiherr von Zentner geraume Zeit zur Seite stand), die letzten Befehle zum Anfang des Baues, der, ganz nach Soldners Angaben, im Jahr 1818 vollendet war und von dem Astronomen bezogen werden konnte, wenn schon die Hauptwerkzeuge, sämmtlich aus den Werkstätten Reichenbachs und Fraunhofers hervorgegangen, um dem neuen Gebäude Zeit zum völligen Austrocknen zu lassen, erst im Frühjahr 1819 dorthin versetzt wurden.

Von diesem Augenblick fing Soldner an sich mit unermüdetem Eifer dem Beruf eines praktischen Astronomen zu widmen. Von seiner Thätigkeit zeugt die vieljährige Reihe seiner sorgfältig angestellten Beobachtungen, welche als eine schätzbare Quelle astronomischer Bestimmungen sein Verdienst um die Wissenschaft für immer begründen. Es sind die zwei ersten Jahrgänge derselben im Druck erschienen. Zu bedauern ist, daß die folgenden Jahrgänge nicht in ununterbrochener Reihenfolge herausgegeben wurden; jedoch darf von der Theilnahme, womit unsere aufgeklärte Regierung wissenschaftliche Zwecke befördert, erwartet werden, daß sowohl Soldners Beobachtungen, als in der Folge mit gleicher Sorgfalt und Geschicklichkeit angestellte, von Jahr zu Jahr regelmäßig erscheinen, wodurch allein unsere Anstalt in der Reihe von Sternwarten, die sich jetzt über ganz Europa hinzieht und bis jenseits des Oceans fortsetzt, den Platz wirklich behaupten kann, den sie durch ihre Ausstattung und ihre Einrichtungen einzunehmen bestimmt ist. Es steht bei niemand, ihr eine andere Bestimmung zu geben; wie sie einmal ist, kann sie nur ein europäisches Institut seyn und keinen bloß örtlichen Zwecken dienen.

Soldner hat sich niemals mit populären Darstellungen befaßt. Als Astronom, dessen Pflicht es war für die Wissenschaft zu arbeiten, glaubte er eine kostbare Zeit nicht auf Dinge verwenden zu dürfen, durch welche die Wissenschaft nichts gewinnt. Bei seinem strengen wissenschaftlichen Streben hatte er sich zwar eines populären Rufs und des Beifalls

der Dilettanten nicht zu erfreuen; aber die Achtung der Gelehrten und auch sonstige Anerkennung konnten ihm nicht entgehen. Im Jahr 1825 erwählte ihn die astronomische Gesellschaft in London zu ihrem auswärtigen Mitglied, eine Ehre, die nur den anerkannt verdienten Astronomen des Continents widerfuhr. In demselben Jahr erhielt er von des verewigten Königs Maximilian Joseph Majestät das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone, und einige Zeit nachher (1826) das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion von Frankreichs König.

Nach zehnjähriger Verwaltung der Sternwarte im Jahr 1828 mußte Soldner, einer zunehmenden Kränklichkeit wegen, seinen astronomischen Arbeiten gänzlich entsagen und sich bloß mit der Leitung der Geschäfte begnügen. Bald darauf erfolgte eine schnelle Abnahme seiner Kräfte, und er beschloß sein thätiges Leben am 13. Mai 1833.

Seine Schriften sind gründlich und gediegen, aber nicht zahlreich; er wollte nur Neues geben, nicht bereits Bekanntes nur auf neue Art behandeln. Seinem Werk über die Integral-Logarithmen verdankt die höhere Analysis eine wesentliche Erweiterung. Sehr wichtig sind seine Abhandlungen über die Expansivkraft der Wasserdünste; dann seine neue Methode zur Reduktion gewisser Reihen von Beobachtungen, die er zuerst in seiner Schrift über das Azimuth von Altomünster angewendet und später in mehreren Abhandlungen vollständig entwickelt hat.

In seinem Leben war er einfach und zurückgezogen. Er hegte aufrichtige Achtung für wissenschaftliches Verdienst, und schätzte den Umgang gründlicher Gelehrten. Dagegen war es ihm freilich unmöglich, auch nur zum Schein in gutem Einverständniß mit denjenigen zu leben, die in Ermanglung wahrer Kenntnisse durch gehaltlose Schriften oder eingebildete Entdeckungen nach Popularität streben. Er selbst bewies sich frei von aller Eitelkeit und allem Bestreben zu glänzen; er arbeitete nur für die Wissenschaft und um der Wissenschaft willen. Möge ihm ein Nachfolger werden, der in gleichem Sinn mit ihm und in seinem Geiste wirke!

Unter den auswärtigen Mitgliedern, welche die Akademie im vergangenen Jahr verlor, finden sich durch eine seltsame Fügung die

Namen zweier Männer beisammen, die beide, wiewohl auf höchst verschiedene Weise und mit sehr ungleichem Erfolg, sich mit den Schriften Platons beschäftigt hatten.

Der eine dieser Männer ist unser als geistlicher Rath, Dekan und Abgeordneter zur Ständeversammlung kürzlich verstorbener Landsmann, Dr. Joseph Socher, den wir noch vor drei Jahren bei dieser feierlichen Sitzung in unserer Mitte sahen. Ein Mann von allgemeiner, seiner Zeit vorausgehender Bildung, einst von wichtigem Einfluß auf Geistesrichtung und Denkart eines bedeutenden Theils bayerischer Jugend, hatte er in noch kräftigen Jahren sich vom öffentlichen Lehramt der Philosophie an der Landesuniversität zurückgezogen, und auch nachher jeder öffentlichen Theilnahme an den philosophischen Verhandlungen der neuern Zeit entsagt. Dieß war jedenfalls zu bedauern in einer Zeit, wo vorauszusehen war, daß er das Wort, das ihm gebührt hätte, zunächst nur wenig Gebildeten und Unterrichteten überlassen würde. Als feiner, kenntnißreicher Beurtheiler auch der neueren Systeme, wie er sich noch in seinen letzten akademischen Vorträgen zu Landshut gezeigt hatte, konnte er, in welchem Sinn er auch sich äußerte, jeder bessern Entwicklung nur förderlich seyn.

Es gibt Männer, deren Geist bis zum Ende ihrer Laufbahn nicht bloß in Thätigkeit, sondern in fortschreitender Entwicklung begriffen ist. Ein solcher war Schleiermacher, der nach vieljähriger, ebenso tief eingreifender als viel umfassender Thätigkeit, für menschliches Urtheil dennoch zu früh aus einem großen und bedeutenden Wirkungskreis geschieden ist, von allen bedauert, ja in gewissem Sinn als unersetzlich angesehen. Denn ein Mann von dieser ganz eigenthümlichen Mischung verschiedener, sonst sich auszuschließen scheinender Eigenschaften wird und kann wohl nicht wieder entstehen.

Am Ende eines so thätigen, mit größter Ausdauer wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen gewidmeten Lebens, das nun als ein abgeschlossenes und vollendetes vor uns liegt, ist es gewöhnlich, zu fragen: was denn nun durch dieses Leben zur Wissenschaft hinzugefügt, welche bestimmte Erweiterung ihr durch dasselbe zu Theil geworden. Leicht finden sich auch, die auf eine solche Frage antworten. Aber wenn wir

es nicht für Anmaßung hielten, die Summe eines so reichen Lebens, das in den verschiedensten Sphären der Wissenschaft und Literatur gleichmächtig gewirkt hat, schon jetzt ziehen und in ihren einzelnen Elementen nachweisen zu wollen, so würde die dem gegenwärtigen Vortrag zugemessene Zeit allein schon es verbieten. Doch gibt es noch einen tiefern Grund, eine solche bloß materielle Schätzung abzulehnen; denn schon darum hat sie etwas unvermeidlich Engherziges und Illiberales, weil jeder den Maßstab dazu nur aus seinen eignen, oft sogar aus fremden, von ihm selbst bloß als Stoff aufgenommenen Ideen entlehnt. Immer aber, und im besten Fall, wird eine solche Schätzung nur einen bestimmten und begrenzten Werth ausmitteln, indeß sie den eigentlich unschätzbaren, wahrhaft unendlichen Werth eines solchen Lebens übersieht.

Denkweisen und Ansichten können vorübergehen, oder, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, sogar nur die eines einzigen ausgezeichneten Individuums bleiben. Ergebnisse auch sehr tiefer Forschungen können nur vorläufige seyn, die für eine gewisse Zeit die letztmöglichen sind, aber von folgenden übertroffen werden. Nicht darauf so sehr kommt es an, was ein edler Geist erreicht, was nicht, bis wohin er fortgegangen, und wo er stehen geblieben, als darauf, wie er das Erreichte erstrebt, und warum er still gestanden. Vieles ist leicht, wenn man mit der ungereiften Frucht sich begnügt; vieles, was derjenige sich versagt, der die Wahrheit selbst nicht will, wenn er sie nur in der Form der Lüge, wenn er sie nicht zugleich auch in der Gestalt der Wahrheit, als eine wirklich und klar erkannte, besitzen kann. Leicht ist es, eine fanatisch oder phantastisch aufgeregte Menge zu bethören; schwer und langsam überzeugt sich der Verstand. Dagegen ist, was dieser, mit klarer Einsicht überwunden, nun willig annimmt und an sich zieht, erst sein wahres, ihm fortan unentreißbares Eigenthum, ein Besitzthum auf ewig.

Bei der schönen Zeit, die das Menschengeschlecht vor sich hat, kann es gleichgültig scheinen, wie weit in jeder einzelnen die Stärke oder, um einen Ausdruck von Fernröhren zu entlehnen, die Tragkraft der Wissenschaft reiche; aber nicht gleichgültig, sondern wesentlich ist, daß die Klarheit

und Reinheit des Organs selbst unverfälscht erhalten werde; daß die Wissenschaft, Trug und Schein unzugänglich, in ihrer streng abweisenden Stellung gegen alles beharre, was, und solang es nicht — und wär' es durch noch so viele Mittelglieder hindurch — besonnener, ruhiger Vernunft einleuchtend gemacht ist.

Und so möge denn unser dahin geschiedene Freund vorzüglich darum gepriesen seyn, daß er, von vielen Seiten gedrängt, sogar zum Theil den Angriffen eines blinden, zudringlichen, wiewohl selbst wissenschaftlich unvermögenden Eifers bloßgestellt, dabei, wie alle, die Vorzügliches geleistet, mit tief wirkendem Gefühl begabt, und innerlich selbst zur Gefühlsansicht sich neigend, durch Wort und That standhaft jenes Recht der Wissenschaft behauptet hat, in allen Dingen nur vollkommen klarer und überzeugender Einsicht nachzugeben und zu vertrau'n.

Schleiermachers in der Geschichte des deutschen Geistes dauernder Ruhm wird seyn, denen beigezählt zu werden, welche das Erbtheil freier Vernunftforschung, das von Leibniz und Lessing auf uns gekommen, aufrecht und nicht nur ungeschmälert erhalten, sondern erweitert und verstärkt den Nachfolgenden zurückgelassen haben. Noch lange werden wir in allem, was ächte Wissenschaft fördert, oder ihr hemmend entgegentritt, seine Mitwirkung, sein Urtheil, sein vorleuchtendes und bestärkendes Beispiel vermissen. — Schwer erreicht sich ein Ansehn wie das seinige war. Als Glück ist anzusehen, wenn ein solches sich bildet, möge es auch manchen lästig dünken. In einer zu wissenschaftlicher Anarchie sich neigenden Zeit ist der Verlust eines solchen Mannes ein allgemeiner Verlust.

Wenden wir den Blick auf unsere Akademie zurück, so darf ihr zum Ruhm nachgesagt werden, daß sie, ohne das allgemein Wissenschaftliche aus den Augen zu setzen, von ihrem Anfang an eine weit mehr und entschiedener vaterländische Richtung als die meisten ähnlichen Vereine gehabt hat. Zeugniß deß ist die früh angefangene, wenn auch unter manchen Abwechslungen mit Beharrlichkeit fortgesetzte Sammlung der Urkunden der vaterländischen Geschichte. Was in diesem Augenblick in Frankreich durch eine eigne, unter den Auspicien der ausgezeichnetsten

Staatsmänner, an deren Spitze sich der ebenso geistvolle als tiefunterrichtete Minister des öffentlichen Unterrichts befindet, neugebildete Gesellschaft unternimmt, die Originaldocumente der französischen Geschichte, nach den früheren Sammlungen der Benediktiner des heiligen Maurus, vollständiger herauszugeben und allgemeiner zugänglich zu machen, — was ebenfalls in der neuesten Zeit in Sardinien beabsichtet wird, wo auf Geheiß und mit Billigung des Königs durch eine eigne Gesellschaft die Urkunden der Landesgeschichte sollen gesammelt werden — das hat unsere Akademie in ihrem Beginn gleich als einen der wichtigsten ihrer Vorsätze betrachtet, zu dessen Ausführung sogleich geschritten und der bis jetzt festgehalten wurde; wie denn eben dieses Geschäft noch jetzt den Hauptgegenstand der Thätigkeit unserer historischen Klasse ausmacht. Eine neue Liebe hat sich in der letzten Zeit der einheimischen Geschichte zugewendet; die Einwirkung eines geschichtlich denkenden und geschichtlich gesinnten Königs konnte diese Liebe nur erhöhen. Eine Frucht derselben ist auch die Rede des Herrn Ministerialraths Freiherrn v. Freiberg, Secretärs unserer historischen Klasse, die zur Feier dieses Tages bestimmt ist, und für welche, da sie einen — im allgemeinen und besondern Sinn — deutsch- und bayerisch-vaterländischen Gegenstand betrifft, ich keine Ursache finde, erst die huldvolle und geneigte Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung zu erbitten.

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1834.[1]

Die Akademie hat sich heute versammelt, um den Geburts- und Namenstag des Königs, ihres erhabenen Beschützers, festlich zu begehen.

Wenn alle Klassen der Gesellschaft wetteifern, ihre Theilnahme an diesem Tag auf die eine oder andere Weise auszudrücken, so haben Männer, deren Lebensberuf die wissenschaftliche Forschung ist, gewiß ganz besondere Ursache, sich desselben zu freuen. Denn diese bedürfen wohl am meisten des Zustandes friedlicher, ruhig gesetzlicher Entwicklung, den der mächtige Wille eines festgesinnten Monarchen sicherer als jede Veranstaltung gewährleistet. Sie vor andern würden sich gefährdet sehen, wenn Grundsätze, die am Ende für alles Höhere gleich verderblich sind, im Staat die Oberhand oder auch nur Einfluß gewinnen könnten. Ein Staat, aus dessen Verfassung alle höheren Elemente hinweggenommen wären, würde bald auch nur noch die seichteste Wissenschaft zulassen, Pöbelherrschaft geistige Größe, wie jede andere, mit ihrem Neid verfolgen.

Kein Volk ist so stumpf, daß es nicht eines hochbegabten, geistvollen Herrschers sich freute. Aber was kann denen, welche der Wissenschaft leben, deren Bemühungen Kurzsichtigkeit oft verkennt, gemeine Denkart schmäht und herabsetzt, erhebender seyn, als das — für alles was menschliches Wissen und Vermögen erweitert — freudig begeisterte Gemüth eines Königs, der den Maßstab des wahren Talents in sich selbst trägt, dem für Werth und Umfang wissenschaftlicher Entdeckungen ein so richtiges Gefühl gegeben ist als unserem König, von dem wir unter

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

anderem wissen, daß Champollions Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen seinen Geist aufs lebhafteste ansprach, ihm früher als selbst manchen Männern vom Fach in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit einleuchtete!

Jedes Volk darf sich glücklich preisen, dem ein Führer zu Theil geworden, der an die Nachwelt denkt, dem, mit Klopstock zu reden, die Unsterblichkeit ein großer] Gedanke ist und des Schweißes selbst der Herrscher werth.

Ein solcher aber kann nicht anders als jene Bestrebungen achten und beschützen, in Folge welcher allein die Männer entstehen, durch die, wie Horaz sagt: „guten Führern der Völker auch nach dem Tode Leben und Athem wiederkehrt". Denn nicht Erz und Marmor, wie der römische Dichter hinzufügt, die nur die äußern Züge des Antlitzes und der Gestalt zurückrufen, vermögen dieß so wie die mächtige Kunst der Pieriden, wie die auch das innere Leben merkwürdiger Persönlichkeiten ergreifende Darstellung.

Was endlich die Wünsche betrifft, die an so festlichen Tagen für das Glück und Heil geliebter Fürsten ausgesprochen werden, so lassen sich die am treuesten gemeinten und am meisten verstandenen gewiß von denen erwarten, welche die Forderungen der Zeit am bestimmtesten erkennen, — nicht jene falschen und bloß vorgeblichen, zu deren Organen sich unberufene sogenannte Volksredner aufwerfen, sondern jene wahren und wirklichen, die aus einem wirklich erhöhten Selbstbewußtseyn der Völker — wozu bessere Fürsten sie selbst geführt haben —, aus einem wahrhaft sittlichen Gefühl hervorgehen, das, durch die Katastrophen der Zeit selbst nur geschärft, manches mit andern Augen betrachtet, was in gleichmäßig verlaufenden Zeiten gleichgültiger angesehen wurde.

Am Geburtsfest aber eines in allen Beziehungen das wahre Beste seines Volkes eifrig zu erkennen strebenden und dafür glühenden Königs, dem Gott ein unerschütterliches, durch nichts aufzuhebendes Gerechtigkeitsgefühl ins Herz gegeben, und der durch mehr als Eine Aeußerung gezeigt hat, daß Er das Loos der Könige fühlt, die nach einem schnell vorübergehenden glanzvollen Daseyn, während dessen sie

von einer blendenden Macht umgeben sind, die, je größer sie ist, desto größeren inneren und äußeren Täuschungen sie zugänglich macht, das ernste, unerbittliche, über ihr Andenken auf immer entscheidende Urtheil der Geschichte erwartet — an dem Tag eines solchen Königs lassen sich alle Wünsche in dem Einen zusammenfassen, daß seine edeln und hohen Absichten sich immer mehr erfüllen, daß keine noch so große Ungunst der Zeit vermögend sey, sie von ihrem Ziele abzulenken.

Es sey mir erlaubt, diese feierliche Sitzung mit dem Wunsche zu beschließen:

Möge unter dem Schutze unseres allergnädigsten Königs die Akademie der Wissenschaften nicht bloß fortdauern, sondern fortwährend an innerer Kraft gewinnen. Mögen mit dem guten Willen der Mitglieder, an dem es übrigens zu keiner Zeit gefehlt hat, Mittel und Aufmunterungen stets im Verhältniß stehen. Möge die Wissenschaft überhaupt unter uns wachsen, und in ihr das wahre Mittel erkannt werden, die Uebel der Zeit zu überwinden. Möge die Wissenschaft reich werden in ihrer materiellen Ausdehnung, stark und einfach in ihren Principien, wie bayerische Natur und bayerische Sitte!

Aus dem Jahr 1835 sind keine in der Akademie gehaltenen Reden Schellings, sondern nur ein (besonders gedruckter) Bericht über die öffentliche Sitzung am 28. März vorhanden, in welcher der Vorstand die geschehene Ergänzung der Akademie durch neue Mitglieder mittheilt und das Erscheinen der „Gelehrten Anzeigen" ankündigt. D. H.

Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie

28. März 1836.[1]

— — Wenn die Bestimmung einer Akademie der Wissenschaften sich nicht durch die Grenzmarken eines Landes beschränken läßt, wenn sie berufen ist, in den allgemeinen Wetteifer der Geister mit einzugehen, und ihren Theil beizutragen zur Vermehrung des Gemeinguts der Wissenschaft; so hat sie dennoch zugleich einen Bezug auf das Land und das Volk, dem sie zunächst angehört, und die bayerische Akademie insbesondere hat wenigstens in ihrem Beginnen sich vorzüglich bemüht, jedes höhere und bessere Streben in der Nation hervorzurufen und soviel möglich zu fördern. Nichts aber achtet ein Volk sich mehr gemein als die Erinnerung seiner Vorzeit und die Denkmäler seiner Geschichte. Gleich im Anfang seiner ruhmvollen Regierung rief König Ludwig die historischen Kreisvereine hervor, um Sinn und Lust für Lokalforschungen zu erregen, aus welchen am Ende allein eine vollständige, ihres ganzen Inhalts versicherte Landesgeschichte sich erbauen kann. Eine einzige Monographie, wie die über den Kampf bei Göllheim zwischen dem Kaiser Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich, die von dem historischen Verein in Speyer ausgegangen ist, wäre hinreichend, die Wichtigkeit solcher örtlichen Vereine darzuthun, die der Wille des Königs geschaffen hat. Von jenseits der Alpen begegnete sein mächtiges Wort zugleich der fernern Zerstörung vorzeitlicher Denkmäler, deren viele in einer achtlosen oder stürmisch dem Neuen zustrebenden Zeit verschwunden waren. Die plastischen Monumente des Mittelalters wurden später

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

unter eine allgemeine Oberaufsicht gestellt, und diese einem Manne anvertraut, dessen Name mit allen auf mittelalterliche Kunst sich beziehenden Forschungen längst rühmlich verwebt ist, und der zugleich als thätiges Mitglied der Akademie angehört [1]. Diesen Verfügungen wurde die Krone aufgesetzt, indem durch die neuesten Anordnungen den historischen Vereinen, die großentheils bereits sich gebildet und mit löblicher Thätigkeit dem königlichen Aufruf entsprochen hatten, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt in der historischen Klasse der Akademie gegeben wurde, mit der sie fortan in beständiger Berührung und Wechselwirkung seyn, die ihnen mit Hülfsmitteln, Aufschlüssen, und nach Befund der Sache mit Rath und That an die Hand gehen solle. Zugleich wurde der neu errichteten Behörde für die plastisch-historischen Denkmale Bayerns ihr Sitz in der historischen Klasse der Akademie angewiesen. Es fällt in die Augen, und bedarf keiner umständlichen Auseinandersetzung, wie durch diese Anordnungen der historischen Klasse nicht nur für ihre eignen Forschungen der ausgedehnteste Gebrauch aller Mittel, die das Land darbietet gesichert, sondern zugleich die Möglichkeit gegeben wurde, historischen Sinn und Liebe für die Erforschung vaterländischer Geschichte in den weitesten Räumen zu erwecken und zu fruchtbringender Thätigkeit anzufeuern und anzuleiten.

Es hätte wohl der heutigen Sitzung noch ein Wort des Andenkens geziemt an mehrere selbst historisch bedeutende Männer, die mit der Akademie in mehr oder weniger thätiger Beziehung gestanden hatten, und kürzlich aus diesem Leben geschieden sind. Die Akademie behält es sich insbesondere vor, dem kürzlich im höchsten Alter verschiedenen Staatsminister Freiherrn von Zentner den Tribut ehrenden Andenkens zu zollen, den sie ihm schuldig ist. Nahe läge ein freundlicher Nachruf an den vaterländischen Dichter, dessen frühzeitiger Tod in entferntem Lande die Theilnahme nicht nur dieses Vereins, dem er als Mitglied angehörte, sondern Bayerns, ja Deutschlands, erregt hat. Denn das ist das Vorrecht des Dichters, unmittelbarer als jeder andere von der Nation erkannt und gleichsam im Herzen getragen zu werden. Hier käme es aber

[1] Sulpiz Boisserée. D. H.

hauptsächlich darauf an, in einer tieferen Würdigung seiner Art und Kunst einzugehen, ausführlich zu sagen, was er für deutsche Poesie überhaupt und in dieser Zeit gewesen[1]. Aber theils ist die einer öffentlichen Sitzung zugemessene Zeit bereits überschritten, theils möchte es nur vortheilhaft seyn, von längerer Zeit die Milderung manches Schmerzlichen zu erwarten, das mit den ersten Empfindungen über diesen Verlust unwillkürlich verbunden ist. Nur des Erfreuenden also werde heute erwähnt, daß dem Grafen von Platen im Leben, wie er selbst rühmt, eines großgesinnten Königs Gunst zu Theil wurde. Auf seinen entfernten Wanderungen begegnete dem schwermüthigen Dichter wie eine beglückende Erscheinung mit angeborener Huld und Freundlichkeit unser verehrter Kronprinz; Ihm dichtete er den ersten Hymnus, in dem er Pindarischen Schwung und Inhalt wie den kühneren, kunstvolleren Bau großartiger lyrischer Dichtkunst mit dem Erfolg versucht hat, den im verflossenen Jahr an eben dieser Stelle ein gründlicher Kenner[2] mit gerechter Anerkennung als einen für immer bezeichnenswerthen Fortschritt hervorgehoben hat. Auch im fernen Auslande fehlte seinem letzten Schicksal edle Theilnahme nicht; der Ritter Landolina, der den berühmten von allen Reisenden des vorigen Jahrhunderts gefeierten Namen seines durch Geist und Forschungen ausgezeichneten Vaters noch jetzt durch edle Gastfreundschaft verherrlicht, hatte erst des Erkrankten sorgfältig gepflegt, und wies dem Verblichenen in einem Felsengrab seines Gartens die letzte Ruhestätte an, die der leicht erregte, manches Vorübergehende vielleicht zu unwillig empfindende Dichter am südlichsten Rande Europas auf dem Eiland finden sollte, wo auch der Athen entflohene Aeschylos sein Ziel erreichte, wo neben Griechengräbern so viele deutsche Helden ruhen, wo „Friedrich im Grabe schläft und Heinrichs früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag" (es sind die Worte des letzten und schönsten Hymnus, durch den der Dichter, vorahnend gleichsam, mit wahrhaft unsterblichen Tönen die Insel gefeiert, die das Ende seiner Wanderungen

[1] Vgl. Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 242, Anm. D. H.

[2] Thiersch in einem Vortrag über die Geschichte der griechischen Lyrik. D. H.

seyn sollte). Auch im Vaterlande geschah, was des Dichters würdig, indem die höchste Behörde es nicht unter ihrer Aufmerksamkeit achtete, durch schleunige Befehle, an auswärtige Agenten gesendet, dafür zu sorgen, daß der schriftliche Nachlaß des Verstorbenen, unter dem auch angefangene historische Forschungen und Ausführungen sich finden werden — nicht unwürdig seiner früher bekannt gewordenen Geschichten des Königreichs Neapel — sicher und ungefährdet in die Heimath gelange.

Alles Schmerzliche weiche am Schlusse dieser Sitzung freudigerem Gefühl. In diesem Augenblick vielleicht begrüßt Italiens Küste das schnell segelnde Schiff, welches den Wünschen seines Volkes den König zurückbringt, über dessen Reise durch entfernte Meere gütige Geister gewaltet. Unvergeßlich wird der Akademie stets die heutige Sitzung seyn, in welcher sie zum erstenmal unsern gnädigsten Kronprinz gegenwärtig sah, der vor Jahren schon die Huldigung der Akademie, die um Erlaubniß bat, Ihn unter ihre Ehrenmitglieder zu zählen, mit Güte aufnahm; dessen Denkart und bereits erprobte Gesinnungen Bürgschaft sind, daß es Bayern auch in der Folgezeit für die holden Musenkünste, für geisterweiternde Wissenschaft und tief eindringende Forschung nicht an dem mächtigen und großmüthigen Beschützer fehlen werde, dessen sie bedürfen.

Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie

am 25. August 1836.[1]

Erlauchte Versammlung!

Mitten in dem tiefen Frieden, der uns umgibt, während die alten Völkerzwiste ruhen oder beschwichtigt sind, ist unter allen der Ruhe genießenden Völkern eine lebhafte innere Bewegung wahrzunehmen. Das letzte Anregende dieser Bewegung ist der „nie ruhende Menschengeist“ selbst, die immer fortschreitende Intelligenz, die unablässig sich erweiternde Wissenschaft. Ohne diese stete Beweglichkeit des Geistes würde das menschliche Leben in seinen glücklichsten Perioden bald einem stehenden Sumpf gleichen, und eher würden die Völker wieder zu dem verzweiflungsvollen Mittel greifen, sich untereinander zu zerfleischen, als in einem solchen dumpfen Stillstand verharren und auf jeden Fortschritt verzichten. Waren es nicht die Tiefen der Wissenschaft, in denen alle jene Entdeckungen sich vorbereitet haben, deren überraschende Anwendungen ganze Länder auf einmal in die lebhafteste Thätigkeit versetzen und sie eine neue Aera des physischen Wohlstandes und Glücks erwarten lassen? Und nicht genug, daß die Wissenschaft die Principien dieser neuen zuvor ungeahndeten Wirkungen entdeckt hat; auch für die Anwendung wird sie fortwährend in Anspruch genommen, und nie, dürfen wir sagen, war das Leben für seine Zwecke der Wissenschaft bedürftiger, von der Wissenschaft abhängiger.

Es gab Zeiten einer stillen Beschränktheit — man könnte sie in

[1] Besonders im Druck erschienen.

manchem Betracht allerdings eine glückliche nennen —, wo das Leben auf der Erde als bloßer Durchgangspunkt galt, und man ihm kaum einen selbständigen Zweck zugestand; wo der Mensch mit denjenigen Künsten und Erwerbsmitteln sich begnügte, die ihm durch eine unvordenkliche Ueberlieferung zu Theil geworden waren und sich eben darum, nach der gemeinschaftlichen Ueberzeugung der Völker, nur von den Göttern selbst oder einem göttlichen Unterricht herschreiben konnten. Es ist ein anderer Geist in die Welt gekommen, der auch diesem Leben einen Zweck und eine Bedeutung in sich selbst zuschreibt. Nicht nothwendig wird sein Verhältniß zu einem höheren darum aufgehoben. Denn auch in der Natur sehen wir, daß, was nur als Stufe oder Uebergang zu einem Höheren gelten kann, in der untergeordneten Stellung dennoch sich zu vollenden strebt, und durchaus sich benimmt, als ob es zugleich einen Zweck in sich zu haben sich bewußt wäre. Ist es dem einzelnen, eifrig strebenden und thätigen Menschen unverwehrt, sich noch für dieses Leben eine Zeit der Befriedigung, irgend ein letztes Ziel der Ruhe zu versprechen; sollte es nicht erlaubt seyn, auch für das Menschengeschlecht eine Zeit sich zu denken, wo es aller ihm dienstbaren, in der Natur noch schlummernden Kräfte sich zu seinem Vortheil bemächtiget hat, und nach Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen das physische Daseyn zu ringen hatte, frei sich aufrichtet, um das arbeitsvolle Leben, im reinen Genuß aller höheren Güter, wie in einer geistigen Verklärung zu beschließen?

In den Uebergangszeiten der vorherrschenden Bestrebungen für Erhöhung des physischen Wohlseyns könnte man befürchten, daß unter denselben der höhere Bezug des Menschen allmählich verloren gehe, der geistige Aufschwung völlig gelähmt werde. Hier wäre um so größere Ursache, einen König zu preisen, der, während er den materiellen Interessen die höchste Aufmerksamkeit und Begünstigung zuwendet, von der andern Seite das, was die freiwillige Begeisterung der Völker nicht mehr hervorbringt, hohe religiöse Monumente, wie sie zum Theil nur die ersten Zeiten des Christenthums gesehen, Monumente, durch die Gemüth und Geist mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt vom

Sichtbaren zum Unsichtbaren emporgehoben werden, aus überströmender Liebe zu Religion und Kunst aus eignen Mitteln erschafft und jenen andern, bloß auf das physische Wohl sich beziehenden Schöpfungen der Zeit als mächtiges Gegengewicht an die Seite stellt. Ruhmwürdig ist, wer immer die Wirksamkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur zu erhalten sucht; am ruhmwürdigsten, der es mit den größten Mitteln, mit tiefer Einsicht, und aus eigenster, innerster Bewegung thut.

Nicht zu verlangen noch zu erwarten ist, daß die Kunst für sich jene tiefern Uebel heile, an denen die Völker kranken. Es gilt von ihr, was Schiller vom Geheimniß sagt. Die Kunst ist für die Glücklichen; nicht für die tief Unglücklichen, die innerlich Zerrissenen. Die Umwandelung, der es hier bedürfte, ist nur von der durchgebildetsten Erkenntniß zu erwarten. Hier kann man nur hinweisen auf jenen unaufhaltsam fortschreitenden Proceß der Wissenschaft, der unter allen Schwierigkeiten, die er zu überwinden, trotz der Masse widerstrebenden Stoffes, den er zu gewältigen hat, seines Zieles sicher und gewiß ist, und die Zeit voraussehen läßt, wo der Mensch, wie er allmählich sich zum Herrn aller ihm zugänglichen Naturkräfte gemacht hat, auch die Kette findet, durch die sie an die höhere Welt geknüpft sind; wo das Tiefste und das Höchste wirklich sich vereinigt, und über die verschiedenen, disparat, ja zum Theil entgegengesetzt scheinenden Theile des menschlichen Wissens der Geist allseitiger Vermittlung wie ein Balsam sich ausgießt, der zuletzt auch die verborgensten Wunden heilt, die der menschliche Geist im eifrigen Ringen nach Wahrheit sich selbst geschlagen hat.

Mögen diese Gedanken über die ernste Bedeutung der Wissenschaft in unserer Zeit nicht unwürdig dieses Orts und dieses Tages erscheinen, an dem unsere Akademie im Namen der Wissenschaft ihre Huldigungen dem König darbringt, der so Großes unternimmt, so Großes vollbracht hat, und möge unserer, dem Geburtsfeste des Königs gewidmeten Feier auch dießmal die geneigte Aufmerksamkeit einer so hohen und erleuchteten Versammlung nicht fehlen!

Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie

28. März 1837.[1]

Erlauchte, hochansehnliche Versammlung!

Die Akademie hat sich heute zur Feier des 78. Jahrestages ihrer Stiftung in einer öffentlichen Sitzung versammelt; aber mit Schmerz sieht sie leere Stellen in ihren Reihen, an denen sie dieselben Personen nie wieder erblicken wird. Dieser Winter, der sich durch häufige Todesfälle bemerklich machte, hat auch die Akademie nicht verschont. — —

Am 23. Jänner starb das älteste Mitglied der historischen Klasse, Herr Georg Carl von Sutner, königlicher Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, und Vorstand der Staatsschuldentilgungs-Commission, dem ein hohes — in ungeschwächter Rüstigkeit, unter fortdauernd reger Theilnahme nicht bloß an der Verwaltung des Staats, sondern auch an wissenschaftlichen Gegenständen, erreichtes — Alter ein längeres Leben ebenso gewiß zu versprechen schien, als es allgemein für ihn gewünscht wurde.

Reiner Bürgersinn, der schönsten Zeiten würdig, ganz auf das Wohl der Vaterstadt und des nicht weniger geliebten Vaterlandes gerichtet, führte ihn frühzeitig auf Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit beider, ohne ihn je in die fabelhafte Urzeit bayerischer Geschichten ausschweifen zu lassen; im Gegentheil hielt er sich so nah als möglich an der Gegenwart, um in der Vergangenheit zu erspähen, was in früheren Vorfällen Begebenheiten unserer Zeit ähnlich seyn und darum

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

dieser zur Lehre, zur Warnung, zum Trost, zur Verständigung und zum Beispiel gereichen konnte. Ihm selbst ward aus dieser Art, die Geschichte zu behandeln, was er als die vorzüglichste Frucht dieses Studiums rühmt, die Gabe, über nichts, was den Lauf der Dinge herbeiführe, zu erstaunen, die weise Gelassenheit, die er für die erste Grundlage der menschlichen Zufriedenheit erklärte[1], und welche ihm selbst unter vielbewegten und wechselnden Umständen jenen Gleichmuth erhielt, der ihm glücklich durch das Leben geholfen.

In diesem Sinn war seine erste, mit allgemeinem, verdientem Beifall aufgenommene akademische Rede: „München während des dreißigjährigen Krieges", verfaßt, welche nicht nur — inwiefern sie, nach Westenrieders Urtheil, manche überlieferte Erzählung berichtigt, manche bezweifelte Thatsache bestätigt — für die Kenntniß jener Zeit, sondern für alle Zeit lehrreich ist, indem sie besonders den gänzlichen, wie er bemerkt, bis zu seiner Zeit nicht wiederhergestellten Verfall des früheren bürgerlichen Wohlstandes und der einst blühenden Gewerbe seiner Vaterstadt als die Folge jenes unseligen Krieges nicht mit rednerischen Farben darstellt, sondern mit ebenso unwidersprechlichen als laut redenden Thatsachen belegt hat.

Dieser Rede folgte im nächsten Jahre eine andere über die Unruhen bei dem Regierungsantritt der Herzoge Ernst und Wilhelm von Bayern-München, deren Verdienst zu Aufhellung verworrener Zustände und Ereignisse auch durch spätere Forschungen nur in höheres Licht gesetzt worden, — später eine dritte, auf das ältere Gewerbswesen der Stadt München bezüglich.

Jene erste Rede hielt v. Sutner Ein Jahr, nachdem er von der Akademie zum ordentlichen Mitglied der historischen Klasse gewählt war. Volle 40 Jahre hindurch, unter Staatsgeschäften der wichtigsten und verschiedensten Art, hat v. Sutner nie aufgehört, der Akademie eine aufrichtige und warme Theilnahme zu schenken; in ihm sah sie fortwährend noch einen Mann jener Zeit, in welcher die Akademie als eine Nationalsache angesehen, ihr anzuhören selbst von hochgestellten Männern

[1] Sutners in den nächsten Zeilen angeführte Rede, S. 4.

als Auszeichnung und Ehre betrachtet wurde. In Tagen, wo alles raschen, oft unerwarteten Veränderungen unterworfen ist, kann auch eine gelehrte Gesellschaft, die von dem allgemeinen und öffentlichen Geist mehr oder weniger abhängig ist, nicht immer in gleichmäßiger glücklicher oder in die Augen fallender Wirksamkeit fortdauern. Es gab ganze Zeiten, in welchen diese Akademie aus Gründen der Klugheit oder der Nothwendigkeit darauf verzichten mußte, ins Große und Allgemeine zu wirken; aber unter den ungünstigsten Verhältnissen dieser Art haben einsichtsvolle Männer nie aufgehört, ihr Daseyn und ihre Erhaltung als Gegenstand patriotischer Wünsche zu betrachten; denn wenn sie auch durch widrige Fügungen, durch ungleiche oder unangemessene Behandlung, oder welche andere Ursachen immer, Jahre lang in ihren Wirkungen gehemmt ist, früher oder später kann die Zeit kommen, wo sie, freier sich entfaltend, die ohne ihre Schuld angewachsene Schuld gegen das Vaterland mit überreichen Zinsen zu bezahlen im Stande ist. Für die Akademie wird die Verbindung mit Männern, die auch in andern als wissenschaftlichen Kreisen Bedeutung und Auszeichnung erlangt haben, stets von besonderem Werthe seyn. Wo möglich, fehlte bis ans Ende seines Lebens v. Sutner in keiner Sitzung der historischen Klasse oder der Gesammtakademie; stets war seine Mitwirkung zu allem Guten und der Akademie Ersprießlichen gewiß; bei vielen und großen Geschäften hatte er von der Akademie dennoch nicht selten selbst besondere Berathungen und Ausarbeitungen mit der größten Bereitwilligkeit übernommen. Wenn daher seine Geschäftserfahrung, wenn die Klarheit seines Verstandes wie die Redlichkeit seines Charakters und die Sanftheit seiner Sitten seinen Verlust als einen allgemeinen empfinden lassen, so muß derselbe unserem Verein noch auf besondere Weise schmerzlich seyn. Nie wird bei denen, die ihn in diesem Kreise kennen gelernt, sein Andenken erlöschen, und gewiß geschieht es mit allgemeiner Zustimmung, wenn ich dem Abgeschiedenen bei dieser feierlichen Veranlassung im Namen der Akademie ihr Have pia et candida anima! nachrufe.

Einleitungs- und Schlußworte in der Sitzung

am 25. August 1838 [1].

Am Ende der Platonischen Bücher vom Staat findet sich die bekannte Erzählung des Armeniers Er (Ἠρ), der, auf einem Schlachtfeld für todt zurückgeblieben, wieder auflebte und berichtete, was er in der andern Welt gesehen hatte. Unter andern erzählte er auch, wie vor den Seelen, denen bestimmt sey, in dieses Leben wiederzukehren, die Muster aller möglichen Lebensarten ausgebreitet werden, damit sie unter diesen nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung wählen; denn frei sey die Wahl, aber unwiderruflich. Das Schauspiel nun aber, wie nämlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, errege bald Mitleid, bald Bewunderung. In den meisten Fällen wählen die Seelen nach Maßgabe der Erfahrungen, die sie in dem vorhergegangenen Leben gemacht haben. So habe die Seele des Agamemnon, eingedenk dessen, was er einst von Menschen erfahren, und darum unter Menschen zu leben wenig geneigt, das Leben eines Adlers gewählt. Nach vielen andern aber, von denen die meisten, weil sie zuerst wählen durften, begierig nach dem Leben von Gewaltherrschern oder ähnlichen, dem Ehrgeiz zusagenden Lebensweisen gegriffen, sey auch die Seele des Odysseus gekommen, durch den Zufall des Looses die letzte unter den wählenden. Diese nun, der Mühen und Arbeiten des vorigen Lebens sich erinnernd und daher entschlossen allem Ehrgeiz zu entsagen, habe lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes gesucht, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo

[1] Abgedruckt in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1838. Nr. 174.

gefunden. Sobald sie aber das Gewünschte ansichtig geworden, habe sie geäußert, sie würde dasselbe gethan haben, auch wenn sie zuerst hätte wählen dürfen, und ganz sey sie mit dem, was sie erlangt, zufrieden.

Diese Aeußerung wird nicht einem solchen zugeschrieben, der sich im Leben schwach und unfähig gezeigt hätte, oder in seinen Bestrebungen unterlegen wäre, sondern demjenigen, der alle andern Könige und Helden des trojanischen Krieges an ausdauernder Kraft, an Klugheit und besonnenem Muth übertroffen und jegliche Probe eines mühe- und wechselvollen Geschicks zuletzt siegreich bestanden hatte. Schon immer schien mir deßhalb die Erzählung trefflich erfunden, um jeden, der es bedürfe, zu einer gelassenen und gleichmüthigen Ansicht der verschiedenen Lebensverhältnisse zu stimmen. In diesen Tagen aber, da ich sie zufällig einmal wieder gelesen, wurde sie mir auf besondere Weise merkwürdig. Ich erinnerte mich, wie auch ein König unserer Zeit, ganz durchdrungen übrigens von der Größe und Hoheit seines königlichen — mit unermüdlicher Thatkraft erfüllten — Berufs mehr als einmal das Glück und die Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens öffentlich gepriesen hatte. Dieser König war unser König, und es schien mir dieser Zug eines menschlich fühlenden, nichts Menschliches sich fremd achtenden Herzens insbesondere am Geburtstage des Königs erwähnenswerth, da er allein schon hinreichen würde, die übereinstimmenden Gefühle zu rechtfertigen, mit welchen dieser Tag von ganz Bayern gefeiert wird. Denn dem König, der für das stille, bescheidene Glück, das Er, wachend und fürsorgend, vielen Tausenden gewährt, ohne es selbst genießen zu können, eine so tiefe Empfindung zeigt, muß wohl das ganze Volk mit dem Vertrauen entgegenkommen, daß von Seinem Herzen nie eine Störung dieses Glücks ausgehen könne, daß Er fortwährend sein Volk weise, gerecht und milde beherrschen werde — Ihm ist die freiwillige Liebe, Ihm die aufrichtige Anhänglichkeit, die unbedingte Hingebung seines Volkes gewiß.

Unter den verschiedenen Ständen aber, aus denen sich ein Volk, das dieses Namens werth ist, zusammensetzt, ist gewiß der, welcher sich mit Wahrheitsforschung und Erweiterung der Wissenschaften beschäftigt,

vor allen bei Erhaltung jenes friedlichen Zustandes betheiligt, der nur aus der innigen Vereinigung eines Königs mit seinem Volk und eines Volks mit seinem König hervorgeht. Durch Geist und Willen ausgezeichnete Herrscher erwerben sich außerdem noch besondere Ansprüche auf die Huldigungen der Wissenschaften, wenn ihre Voraussicht und Großmuth Forschungen begünstigt, deren Wichtigkeit einem gewöhnlichen Beurtheilungsvermögen meist erst im letzten Erfolg sichtbar wird. So möge auch in dieser festlichen Versammlung, durch welche die Akademie der Wissenschaften, auf ihre Weise, den Geburtstag ihres erhabenen Beschützers feiert, vorzugsweise einer wissenschaftlichen Unternehmung gedacht werden, die nur durch die besondere Unterstützung des Königs möglich geworden ist — einer Unternehmung, die, indeß sie die Grenzen der gegenwärtigen Kenntnisse zu erweitern verspricht, von der andern Seite nicht zu berechnende Vortheile für das bürgerliche Leben wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ahnden läßt. Hr. Conservator und Professor Dr. Steinheil, ord. Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse, wird die Ehre haben, das einstweilige Ergebniß seiner auf Befehl des Königs über Telegraphie, besonders vermittelst galvanischer Kräfte, angestellten Untersuchungen dieser hohen Versammlung vorzutragen.

* * *

Vorübergegangene ereignißreiche Zeiten treten erst völlig in den Hintergrund, wenn auch die Männer, welche in denselben besonders mächtig gewirkt, allmählich den Schauplatz verlassen. Allgemeine Theilnahme in diesem Sinne erweckte vor wenigen Monaten das Ableben des Staatsmannes, dessen Name mit den wichtigsten europäischen Verhandlungen, mit den großen politischen Veränderungen seines Vaterlandes, Frankreichs, seit mehr denn vier Jahrzehnten in Verbindung gestanden hatte. Ihm folgte nach kurzem Zwischenraume der geistesverwandte bayerische Staatsmann, der ihm zwar nicht an weitgreifender Wirkung gleich-, aber wenigstens nicht an europäischem Rufe nachstand (denn auch sein Name war weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen), und der außerdem vor ihm voraus hatte, nicht

vorzugsweise nur die äußern Angelegenheiten, sondern zugleich eine geraume Zeit hindurch die innere Verwaltung seines Vaterlandes fast unbeschränkt geleitet zu haben. Die hohe Versammlung bemerkt von selbst, daß ich von dem kürzlich verewigten Grafen von Montgelas rede, dem unsere Akademie schon als vieljährigem Ehrenmitglied, und wegen des großen Einflusses, den er auf ihre Wiederherstellung im Jahre 1807 ausübte, noch mehr aber darum ein ehrendes Andenken schuldig ist, weil er selbst durch geistige, von gründlichen Kenntnissen, zumal der Geschichte, unterstützte Bildung hervorragte, und für alles, was im Gebiete der Wissenschaften ihm als bemerkenswerth und bedeutend sich darstellte, bis an sein Ende offenen Sinn und rege Theilnahme bewahrt hatte. Nicht jeder dürfte sich berufen glauben, dem Andenken eines solchen Mannes ein würdiges Denkmal zu setzen; um so erfreuter ist die Akademie, daß ein Mann aus ihrer Mitte, der dem Verewigten durch Familienverhältnisse näher gestellt war, es übernommen hat, ihm in der nächsten öffentlichen Sitzung die gebührenden letzten akademischen Ehren durch eine feierliche Gedächtnißrede zu entrichten.

Aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder ist ganz kürzlich ein verdienter Mann geschieden, Herr Dr. Karl von Loé, königlicher Obermedicinalrath, Leibarzt, Director des Krankenhauses, und ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft an der hiesigen Hohenschule. Wenn die Pflichten eines vielbeschäftigten, gewissenhaften Arztes, die Arbeiten, welche andere wichtige Aemter ihm auflegten, dem Dahingeschiedenen nicht erlaubten, der Akademie sich in dem Maße, als sie wohl gewünscht hätte, zu widmen: dennoch wird die Erinnerung an das Wohlwollende, von jeglichem Parteigeist Entfernte seines Benehmens seinen Namen unter uns stets in ehrenvollem Andenken erhalten. Und wenn wir mit vielen andern seinen frühzeitigen Tod beklagenswerth finden, dürfen wir nichtsdestoweniger ihn glücklich nennen und seinem Namen ein immer bleibendes Gedächtniß verheißen, denn seiner Einsicht und Sorgfalt war es gelungen, in früherer gefahrdrohender Krankheit das Leben zu retten, für dessen Erhaltung eben heute die Segenswünsche und Gebete von ganz Bayern vereinigt sind.

Worte in der öffentlichen Sitzung

am 27. März 1839.[1]

Man rühmt Akademien der Wissenschaften vorzüglich darum als nützliche Anstalten, weil sie Männer von verschiedenem wissenschaftlichen Beruf vereinigen; denn alle Wissenschaften, sagt man, seyen durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten, und keine könne das Licht und die Hülfe der anderen entbehren.

Dieses nun ist so allgemein anerkannt und so oft gesagt, daß man fast Bedenken tragen muß, es zu wiederholen.

Heute möge es vergönnt seyn, eine andere nahe liegende Seite hervorzuheben. Ist es nicht begreiflich, wenn wir in diesem Augenblick uns erinnern, noch vor wenigen Jahren an eben diesem Tage den greisen Feldmarschall[2] in unserer Mitte gesehen zu haben, der, seit vielen Jahren Ehrenmitglied unserer Akademie, früher, und zwar im Glanzpunkt seines Ruhms und seines Einflusses, sogar regelmäßig unseren öffentlichen Sitzungen beiwohnte, immer freundlich sich erzeigend und wissenschaftliche Bemühungen mit Wohlwollen anerkennend.

Bekannt ist, wie durch römische Feldherrn zuerst griechische Geistesbildung in Rom Eingang gefunden. Dem Sieger bei Zama war noch der vaterländische Ennius werth, der in lateinischer Sprache, obwohl in rauher Weise und wunderlichem Versmaß, den zweiten punischen Krieg besungen hatte; wie man zu Ciceros Zeit glaubte, stand im Grabmal der Scipionen das Bildniß des calabresischen Dichters von Marmor.

Später, wie ihre Waffen gegen die griechische Welt sich ausbreiteten, fingen die Römer an zu ahnden, daß sie gegenüber dieser Welt von

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen von 1839. Nro. 68.
[2] Fürst Wrede.

Bildung doch nur Barbaren seyn möchten. Zugleich erschracken sie über das Mißverhältniß zwischen dem immer sich erweiternden und schon auch den Orient umfassenden Schauplatz ihrer Thaten und den engen Grenzen, in die ihre Sprache eingeschlossen war, die schon im untern Italien der griechischen als der herrschenden begegnete, im oberen der tuscischen oder gallischen. Von nun an finden wir griechische Dichter oder Logographen im Gefolge römischer Heerführer, und schon der rauhe Krieger Cajus Marius, sonst wenig den Musen befreundet, lächelte dem Griechen, der den cimbrischen Krieg besungen. Lucius Lucullus, der den römischen Waffen zuerst den Pontus eröffnete, hatte zum Begleiter im mithridatischen Feldzug den griechischen Dichter, dessen römisches Bürgerrecht Cicero so beredt vertheidigte; und als etwas Besonderes wird erwähnt, daß im ätolischen Krieg Quintus Fulvius den Theil der Kriegsbeute, der ihm als Feldherr zufiel, nicht, wie sonst gebräuchlich, dem Mars, sondern den Musen weihte; ferner daß, als Pompejus der Große seinen Geschichtschreiber Theophanes von Mitylene im Angesicht des Heeres mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, selbst der Haufe gemeiner Krieger, der ihn umstand, wie von einer gewissen Empfindung des Ruhms ergriffen, mit lautem Zurufe dieß gebilligt habe.

Dergleichen nun mochte Cicero hervorheben; aber diese unruhige Eitelkeit, die den wahren und dauernden Nachruhm nicht erwerben konnte, bemächtigte sich der Römer vielleicht nur, weil sie fühlten, daß bald niemand mehr außer ihnen seyn werde, ihre Thaten zu bewundern. Ruhiger sahen ihrem Antheil von Ruhm Helden der neueren Zeit entgegen, weil ein welteroberndes Volk nicht mehr denkbar, weil die freie Gemeinschaft voneinander unabhängiger Völker ein unantastbar gewordener Grundsatz, die Geschichte nicht die Geschichte eines einzigen Volkes, sondern vieler Völker ist, die, in inniger Wechselbeziehung und ohngefähr auf gleicher Stufe der Bildung stehend, von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden. Die Anziehungskraft, welche die Wissenschaften über ihre unmittelbare Grenze hinaus auch auf Männer der That und des Lebens ausüben, ist die reine Folge der Achtung, welche in der öffentlichen Schätzung und in der allgemeinen Ueberzeugung

die Wissenschaften erlangt haben, ohne welche freilich weder regelmäßige Kriegführung möglich wäre, noch den immer steigenden Forderungen des gesellschaftlichen Lebens und den immer zunehmenden Verwicklungen desselben genügt werden könnte. Diese Bedeutung der Wissenschaft hat sich seit jener Zeit fortwährend erhöht, wo Prinz Eugen von Savoyen mit dem größten wissenschaftlichen Geist seiner Zeit und vieler Zeiten, mit Leibniz, wegen Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften im Mittelpunkte des damaligen Reiches, in Wien, Plane und Hoffnungen theilte. Unter diesen Verhältnissen wird gefühlt, daß zwischen allen Arten des Ruhms eine gewisse Verwandtschaft ist; insbesondere dürfte kein wissenschaftlicher Verein gegen den Ruhm seines Vaterlandes so gleichgültig seyn, daß er nicht den Helden ehrte, der mächtig dazu gewirkt, dieses Vaterland groß zu machen, von dem dessen Krieger oft zu glorreichem Sieg geführt, für alle Zeiten aber dem Heer der Geist und Charakter eingehaucht worden, der es unter den bedenklichsten, ja äußersten Umständen aufrecht erhalten, und der, wenn je dem Vaterlande Gefahr drohen sollte, immer neu aufleben, stets neu kräftig sich bewähren würde.

So mögen die wenigen, leider nur flüchtigen Worte, die wir in diesem Kreise den Manen des dahingeschiedenen, von nun an der Geschichte angehörigen Feldherrn, gewidmet haben, nicht am unrechten Orte gesprochen erachtet werden, um so mehr, als in dieser Einnerung von selbst der Aufruf liegt: Möge überall, wohin bayerische Waffen und ihr Ruf gedrungen, auch der Ruf der geistigen und wissenschaftlichen Bildung Bayerns dringen, wie längst auf Rußlands entlegene Sternwarten die bewunderten Werkzeuge und die sinnreichen Erfindungen Reichenbachs und Fraunhofers ihren Weg gefunden! Bayern ist groß genug, um auf alle Arten des Ruhms Anspruch zu machen; und was wäre ihm nicht möglich unter der Leitung des mächtigen, für alles Große empfänglichen Willens, der über seine Schicksale jetzt auch in der Ferne wacht!

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 24. August 1839. [1]

Zur Vorfeier des morgen bevorstehenden Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, ihres erhabenen Beschützers, hat sich heute die Akademie öffentlich versammelt. Wenn am Tage einer solchen Feier auch der Geringste im Volke sich als Glied der großen Familie empfindet, von welcher der König das Haupt ist, und wenn er im Freudegefühl der Bedeutung, welche auch ihm dieses Verhältniß ertheilt, alles aufbietet, den Tag zu einem Festtag zu machen, und ihn wenigstens durch stille, aufrichtig gemeinte, von Herzen kommende Gebete zu feiern bestrebt ist: so erhält eben dieser Tag für Männer wissenschaftlichen Berufes eine besondere Beziehung dadurch, daß sie in der königlichen Macht zugleich die höchste Gewährleistung und Bürgschaft aller geistigen Interessen erblicken. Denn wem könnte mehr daran gelegen seyn, daß einem Volk alle Wohlthaten geistiger Bildung in immer höherem Maß zu Theil werden, als Demjenigen, den die reichste und erhabenste Erfahrung belehrt hat, daß die menschlichen Dinge nicht durch blinde Gewalt, sondern allein durch Weisheit und hohe Intelligenz geleitet werden? Nicht wie unter barbarischen Völkern wird der christliche König durch das Schwert eingeweiht, mit dem er sich umgürtet, sondern durch die Krone, die er auf sein Haupt setzt, zum Zeichen, daß es der Geist allein ist, dem die Oberherrschaft gebührt, und der allein sie auch wirklich ausübt. Ist nun aber einem Volk ein König wie uns zu Theil geworden,

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1839. Nr. 185.

dem einweihenden Blicks — um mit dem Dichter zu reden — bei der Geburt schon die Muse gelächelt; der mit allem, was die vergangene Zeit an großen geschichtlichen Erfahrungen zurückgelassen, seine Jugend genährt; der unter dem Druck einer argen Zeit nie an dem Geist und der Größe seiner Nation verzweifelt, und jene Denkmale vorbereitet hat, die sie einst und auf ewige Zeiten an alles, was in ihr sittlich- und geistig-Großes gelebt hat, erinnern werden; der, als er zum Thron berufen ward, sein Erstes seyn ließ, der Stimme der Menschlichkeit für die letzten Reste und wenigstens für den Namen des Volkes, von dem einst alle ächt menschliche Bildung ausgegangen, Gehör und Wirkung zu verschaffen; der auch jetzt, unter den Mühen des schweren und mit Ernst erfüllten Herrscherberufes, seine Erholung in geistigen Beschäftigungen sucht; der endlich dieß alles, was ihn auszeichnet, dadurch adelt, daß er über sich einen Herrn erkennt — jenen, welcher die Macht und das Glück gibt, wem er will, dem die Reiche dieser Welt nur Gerüste sind für einen ewig bleibenden und dauernden Bau, zu dessen endlicher Verwirklichung, wollend oder nicht wollend, auch die gewaltigsten Herrscher beitragen: — ist, sage ich, einem Volk ein solcher König zu Theil geworden, ja, da dürfen alle, die dem Geiste leben, in Ihm ein Werkzeug der Vorsehung verehren, Ihm und seinem Thun ihre herzlichste Theilnahme und ihre innigsten Wünsche zuwenden, und des Tages sich freuen, der Ihn der Welt und seinem Volke gegeben.

Glücklich mögen die später Geborenen sich dünken, die in diese Zeit eines äußerlich tiefen Friedens gekommen sind nach einer von vielen unter uns erlebten Vergangenheit reich an Scenen des Kriegs und der Zerstörung, wo es fester Entschlossenheit, großer Umsicht, zum Theil selbst der schmerzlichsten Opfer bedurfte, um nur die Hauptsache zu retten, den Grund, auf dem eine künftige glücklichere Zeit sich wieder aufbauen konnte. Aber eben jene Zeit hat auch Talente entwickelt, für die in einer friedlicheren kaum Raum gewesen wäre, gleichwie vieles ihr zu verdanken ist, dessen froh zu seyn wir noch jetzt Ursache haben. Und so dürfen wir, sowohl um des gegenwärtigen Glücks mit Einsicht uns zu erfreuen, als aus der nächsten Vergangenheit für künftig

Mögliches Belehrung zu schöpfen, auch der Feier des heutigen Tages gemäß erachten, wenn ein vorzüglich dazu Berufener mit Treue und Sachkenntniß das Bild des hervorragenden und einflußreichen Mannes uns zurückruft, dessen nächste Aufgabe in jener Zeit es war, das Schiff des bayerischen Staates durch die gefahrdrohenden Klippen als weiser und erfahrener Steuermann hindurch zu leiten, der aber in dieser Arbeit dennoch Zeit und Kraft, wie in den Gesinnungen des wohlwollendsten Königs, Maximilian Josephs, die Mittel fand, zu zeigen, was er in einer Zeit des Friedens und der allgemeinen Ruhe für Bayerns inneres Wohl und Gedeihen zu leisten vermocht hätte. Die bestimmteste Aufforderung sein Andenken zu ehren, hat unsere Akademie, weil sie durch seinen Rath und unter seiner Einwirkung die Grundlagen erhalten, auf denen sie noch jetzt beruht, und weil es ihr, die, von allen Geschäften des Staates entfernt, nur der ruhigen parteilosen Betrachtung der Dinge gewidmet ist, am ehesten zusteht, ihr Zeugniß für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes abzulegen, der, in den seinem Beruf am nächsten liegenden Kenntnissen selbst als Gelehrter hochzuachten, den Werth und die Wichtigkeit aller Wissenschaften zu erkennen, ihren Geist zu ahnden, ihre Erfindungen zu würdigen, das Genie zu unterscheiden wußte; der eben darum von uns bis an sein Ende hochverehrt, auch von seiner Seite stets in einem befreundeten Verhältniß zu uns geblieben ist. Ich lade Herrn Staatsrath Baron von Freiberg, Sekretär der historischen Klasse, ein, dieser hohen Versammlung seine Gedächtnißrede auf unser vieljähriges, jetzt verewigtes Ehrenmitglied, den königlich bayerischen Staatsminister Grafen von Montgelas vorzutragen.

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1840. [1]

In der Geschichte der Wissenschaften wäre es anziehend zu untersuchen, nach welchem Gesetz der menschliche Forschungsgeist einen Gegenstand nach dem andern aufgenommen, hervorgehoben und ins Licht der Wissenschaft zu stellen gesucht hat. Selten, aber doch zuweilen geschieht es, namentlich im Gebiete der Naturforschung, daß für einen Zweig, der lange den Untersuchungen einzelner überlassen blieb, unversehens, obwohl niemals unvorbereitet, eine so allgemeine Theilnahme entsteht, daß man sieht: es ist dem menschlichen Geiste gleichsam unmöglich geworden, ihn länger unergründet zu lassen. Eine solche Theilnahme hat sich kürzlich auf eine ganz besondere Weise für die Untersuchung des Erdmagnetismus erklärt, die neben einer großen Anzahl merkwürdiger Thatsachen von bereits ergründetem Zusammenhang noch viele erst zu enträthselnde Erscheinungen darbietet. Zu andern Zeiten haben andere Gegenstände die Aufmerksamkeit in gleichem Maße gefesselt, nicht aber zu ihrer Erforschung jene umfassenden Anstalten, jene großen und kostspieligen Einrichtungen wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, welche ein regerer, durch glänzende Erfolge auch des Forschens kundiger gewordener Zeitgeist dem Erdmagnetismus jetzt zuwendet. Akademien der Wissenschaften sind gleichsam die Warten, die erhöhten, weite Fernen beherrschenden Standorte, von wo die Signale zu Untersuchungen erwartet werden, die durch gemeinschaftlich verabredetes und gleichzeitiges Zusammen-

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 76.

wirken vieler, voneinander entfernter Forscher erreichen sollen, was sonst vereinzeltes Bemühen niemals oder erst in sehr ferner Zeit zu erreichen vermocht hätte. Es waren gelehrte Gesellschaften, die für die zwei mächtigen europäischen Reiche, deren Besitzungen auch außer Europa über beide Halbkugeln am weitesten sich ausdehnen, die Erforschung des Erdmagnetismus zuerst als den Gegenstand bezeichneten, der die Aufmerksamkeit der Regierungen, ihre weitgreifende und mächtige Unterstützung in Anspruch nehme. Während in Folge dieser Anregungen durch die wetteifernde Liberalität der beiden Regierungen, zu Ende des verflossenen Jahres, ausschließlich dem Erdmagnetismus gewidmete Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde sich erhoben, mußte der Wunsch entstehen, daß dazwischenliegende Anstalten die Kette der über Süden und Norden sich ausbreitenden Beobachtungen vervollständigen.

Unser hochverehrter König, dessen einsichtsvolles Walten im Gebiete der Intelligenz wie in dem der materiellen Interessen seines Volkes immer Großartiges ergreifend und fördernd sich kund gibt, wollte, daß unser Vaterland auch hierin nicht bloß bewundere, was fremden Anstrengungen gelingt, sondern selbstthätig mitwirke zum Erfolg der europäischen Unternehmung. Das magnetische Observatorium, welches auf Befehl Seiner Majestät an der königlichen Sternwarte dahier errichtet wird, um sich an Englands und Rußlands Anstalten plangemäß anzuschließen, und dessen Gründung um so wichtiger ist, je mehr das Eintreten mannigfacher Hindernisse die Zahl gleich vollständiger Observatorien in einem bedeutenden Theil Europas beschränkt hat, rückt schnell seiner Vollendung entgegen, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo in den unterirdischen Räumen dieses für die örtlichen Verhältnisse wie für den vorgesetzten Zweck wohl berechneten Baues die dreijährige Periode nächtlicher und täglicher Beobachtungen beginnen wird.

Bei Erwähnung der Forschungsgegenstände, auf welche der Wirkungskreis unserer akademischen Anstalten sich ausgedehnt hat, darf auch das Fach der Meteorologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der stets wechselnde Zustand unseres Luftkreises, von endlos verzweigten Verhältnissen abhangend, deren Gesammtheit nicht zu erfassen ist, bietet

dennoch viele Verhältnisse, wichtig für die Wissenschaft wie für industrielle Zwecke, dar, welche ein angemessenes Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter vollkommen zu ergründen vermag. Wie allgemein und tiefbegründet das Interesse für meteorologische Untersuchungen von jeher sich gezeigt habe, bedarf wohl kaum eines Nachweises. Keine Stadt, ja selten eine bedeutendere Ortschaft dürfte zu finden seyn, wo nicht Witterungsbeobachtungen von einzelnen Privatmännern unternommen, und oft viele Jahre hindurch mit beharrlichem Eifer fortgesetzt, die erfreulichsten Hoffnungen für das Fortschreiten der Meteorologie zu gewähren schienen. Wenn einer so ausgedehnten Thätigkeit und Mühe kein entsprechender Erfolg zu Theil wurde, so ist der Grund nicht schwer zu erkennen. Es fehlte an einem gemeinsamen Plane, es fehlte an einem Mittelpunkt, von wo aus die Untersuchung und Vergleichung der fast nirgends berichtigten und nirgends übereinstimmenden Beobachtungswerkzeuge durchgeführt wurde. Eine richtige Würdigung analoger Verhältnisse hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert die Societas meteorologica Palatina hervorgerufen, die von Mannheim, wo damals der Sitz einer Schwesteranstalt unserer hiesigen Akademie war, ausgegangen, und gefördert durch landesfürstliche Gunst, während eines eilfjährigen Bestehens sich ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Meteorologie gestiftet hat. Das Wiederaufleben eines ähnlichen Unternehmens, allgemein als Bedürfniß gefühlt und oft als sehnlicher Wunsch ausgesprochen, dürfen wir den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Jahres beizählen. Seine Majestät der König haben einem in dem gleichen Geiste wie die Societas Palatina gebildeten und auf sichere Grundlagen gestützten meteorologischen Vereine die allerhöchste Bestätigung zu ertheilen geruht. Die königliche Sternwarte, seit Jahren bemüht, die Meteorologie, wie andere Zweige der Naturforschung, welche fortwährende Beobachtung erfordern, angemessen mit ihrem Hauptzweck zu vereinigen, und bereits durch die in Folge allerhöchster Anordnung ihr zugewendete Mitwirkung der Gerichtsärzte Bayerns ein Centralpunkt meteorologischer Beobachtungen geworden, wird auch den Mitgliedern des meteorologischen Vereins die zu Erzielung wissen-

schaftlicher und vergleichbarer Resultate erforderten Hülfsmittel darbieten, sie wird als Organ des Vereins die Beiträge der einzelnen, wie die allgemeineren Ergebnisse in geeigneter Weise veröffentlichen und so den wissenschaftlichen Erfolg der angewendeten Mühe sichern. Möge dem Verein die Dauer und die Theilnahme werden, welche der Zweck wünschen läßt und die Mittel uns zu hoffen berechtigen! — —

Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie

am 24. August 1840.[1]

In der letzten öffentlichen Sitzung zur Stiftungsfeier dieser Akademie haben wir einer neuen Anstalt wissenschaftlicher Forschung erwähnt, welche die Akademie der Municificenz Sr. Majestät des Königs demnächst verdanken werde. Heute dürfen wir jene Anstalt als eine nun bereits vorhandene und in voller Thätigkeit begriffene ankündigen, und an dem Tage, wo die Akademie das Namens- und Geburtsfest ihres erhabenen Beschützers feiert, ziemt ihr wohl vor allem öffentlicher Dank für diese neue Erweiterung ihrer Thätigkeit, für den Antheil, den ihr die Weisheit und das Wohlwollen des Monarchen an einer großen, weitgreifenden Untersuchung geben wollte.

Zu allgemein sind durch verschiedene Mittel und Wege naturwissenschaftliche Kenntnisse heutzutag verbreitet, als daß man sich veranlaßt finden könnte, umständlich die Wichtigkeit und den Belang jener Untersuchung über den Erdmagnetismus darzulegen, die in diesem Augenblick in den verschiedensten und voneinander entlegensten Theilen der Erde gleichzeitig nach dem größten Maßstabe begonnen hat. Denn höchstens ihre unmittelbare Wichtigkeit für Deutschland ließe sich bezweifeln.

Mit Macht strebt eben jetzt der Deutsche, seiner Ströme völlig Herr zu werden, nach Besiegung der natürlichen Hindernisse, die sich ihrer Beschiffung entgegensetzten, auch die äußeren Schranken zu überwältigen, welche einer durch sie vermittelten Verbindung mit der See

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 177. 178.

bis jetzt sich entgegenstellten. Durch den festen Willen unsers großgesinnten Königs sind die Donau, der Main und der Rhein im Begriff eine zusammenhängende Wasserstraße zu werden, durch die man aus dem Innersten Deutschlands in die Meere gelangen kann, worein seine beiden großen Ströme sich ergießen. Dennoch ist die Zeit schwer vorauszusehen, wo deutsche Flotten mit Hülfe der Magnetnadel ihren Weg durch entfernte Meere suchen werden. Der Deutsche ist schon durch seine geographische Lage darauf angewiesen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu suchen, und Deutschland, das am wenigsten durch seine Weltstellung und durch unmittelbar einleuchtenden Vortheil zur Erforschung des Himmels hingezogen schien, Deutschland ist es, dem Europa jenen Johannes Keppler verdankt, den Entdecker der Gesetze, auf denen die Wissenschaft der Astronomie noch heute beruht, von dem eigentlicher noch als von Newton Hallers prachtvolle Worte gelten dürften:

Er schlug die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott Einmal gemacht, daß er sie nie verletze.

Nur von seiner Einen Seite hat Deutschland Beziehungen zum Orient, und wie schwach sind seine Berührungen mit demselben in Vergleich mit der ausgedehnten und tiefgreifenden Macht, welche anders gestellte Völker auf Asien ausüben! Dennoch ist kein Volk in den Geist des Orients, in den Sinn seiner dunkeln und verwickelten Religionen, in die Philosophie seiner mannichfaltigen Sprachen tiefer oder so tief als das deutsche eingedrungen.

Noch vor nicht allzu langer Zeit war der Magnetismus überhaupt den meisten nur eine vereinzelte Erscheinung. Was damals denkende Männer zwar mit großer Zuversicht, aber doch nur vorausschauend erkannten, das sieht und erkennt jetzt auch der, welcher nur dem Zeugniß der fünf Sinne zu vertrauen gewohnt ist. Die Stelle, welche der Magnetismus unter jenen großen Potenzen der Natur einnimmt, die das allgemeine Leben der Erde unterhalten und bestimmen, sein Zusammenhang insbesondere mit der Elektricität, den der frühere Forscher

nur etwa in den Fällen erkennen mußte, wenn ein heftiges, über dem Scheitelpunkt seines Beobachtungsorts hinweggehendes Gewitter [1], oder ein entferntes, an Ort und Stelle vielleicht nicht einmal sichtbares Nordlicht ihm die zufällig beobachtete Magnetnadel in Unruhe oder unregelmäßige Schwankungen versetzte; dieser Zusammenhang ist jetzt durch Erfahrungen und Versuche, welche anzustellen in der Macht eines jeden steht, ebenso unzweifelhaft gewiß als die weitere Verzweigung der Elektricität mit den chemischen Erscheinungen und demnach mit den innersten Vorgängen aller materiellen Bildung und Erzeugung.

Seitdem ist es erlaubt, in den Zuckungen der — nie in Einem Zug, nur unter stetem Vor- und Zurückgehen nach einer Richtung fortschreitenden Magnetnadel wahre Pulsschläge eines inneren Lebens der Erde zu sehen, Regungen, durch die sie einen Wechsel wirklicher innerer Zustände zu erkennen gibt, dem man selbst eine Beziehung auf den verschiedenen Charakter der Jahre, auf den von Zeit zu Zeit auffallend sich verändernden Genius der Krankheiten, und so zuletzt selbst auf menschliches Leben abzugewinnen hoffen mag, inwiefern man voraussetzen darf, daß diesen periodischen Abweichungen des allgemeinen Gesundheitszustandes kosmische und tellurische Veränderungen wenigstens parallel gehen. Ja es hat von diesem Punkt aus die Ahndung sich noch weiter gewagt; denn schon hat man die, nach bis jetzt unerkannter Regel, von Zeit zu Zeit erscheinenden Weltkrankheiten, dergleichen eine auch unsere Zeit gesehen, mit den jeweiligen großen, geistigen, moralischen und geschichtlichen Vorgängen in der Menschheit in Verbindung zu setzen gesucht [2]: denn unaustilglich ruht im menschlichen Bewußtseyn der Glaube, daß das Physische mit dem Geistigen gehen müsse, und daß selbst unter dem Schein dieser äußeren Trennung der Natur und des Menschen noch immer ein innerer geheimnißvoller Bezug zwischen beiden fortdaure.

Waren doch beide füreinander geschaffen! Wohl konnte der Mensch

[1] Vergl. von früheren Beobachtern Wallot in den Commentatt. Academ. Theodor.-Palatinae. Vol. VI. Physic., p. 312.

[2] Dr. Schnurrer's bekannte Schriften.

über dieser ersten Welt und Schöpfung eine neue und zweite erheben, deren alleiniger Urheber er selbst wurde, diese Welt der Geschichte, die jetzt allein die Gegenwart erfüllt, indeß jene frühere, die nichts Neues hervorbringt, und immer in demselben Cirkel von Erscheinungen umläuft, gegen sie nur wie eine sich stets wiederholende Vergangenheit erscheint. Denn nicht ebenso gelang es dem Menschen, die Natur mit in seine Geschichte hineinzuziehen und fortzureißen; der Baum der Erkenntniß, nach dessen Frucht er gegriffen hatte, blieb ihm fortan unverwehrt, aber nach dem Baum des Lebens, dem ursprünglichen Seyn, der Natur, durfte er nicht ebenso die Hand ausstrecken; diese trat in ihr eignes, von ihm unabhängiges Leben zurück, in dem sie fortwährend gegen ihn beharrt. Seitdem achtet sie des Menschen nicht mehr, und geht unbekümmert um ihn ihren ewig gleichförmigen Gang, nur auf ihre eignen Gesetze horchend, unbeirrt durch die mächtigsten und stolzesten seiner Werke, über die sie schonungslos hinwegschreitet; und nur durch List und Kunst, auch da nicht, ohne ihren Gesetzen sich zu unterwerfen, gelingt es dem Menschen, in einem engumschriebenen, äußerst beschränkten Kreise sie seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Hat der Mensch indeß für die gegenwärtige Natur offenbar aufgehört Zweck zu seyn, so würde sie doch ein Räthsel ohne Auflösung, ein sinnloses, unbegreifliches Ganze seyn, hätte nicht am Ziel ihres ursprünglichen Werdens als höchster Zweck der Mensch gestanden. Und so fühlt sich der Mensch dennoch durch eine unauflösliche Sympathie zu der Natur gezogen, wie er mit Begierde jedes Zeichen ergreift, wodurch die sonst so gleichgültige und theilnahmlose Natur eine Art von Mitempfindung bei menschlichen, wenigstens bei außerordentlichen Ereignissen kund zu geben scheint.

Man kann es nicht behaupten, und man kann sich ebensowenig entschließen zu verneinen, daß bestimmten Perioden des Menschengeschlechts und seiner Geschichte bestimmte Perioden der Natur entsprechen. Um so anziehender sind alle Erscheinungen für den Menschen, welche auf bestimmte, große Zeiträume im Leben der Erde deuten. So lauscht er auch gern der stummen Sprache der Magnetnadel, ob sie

ihm die Räthsel der Vergangenheit und Zukunft deute. Außer der täglichen und jährlichen Abweichung der Magnetnadel, in welcher sie, wie bereits früher aus Beobachtungen geschlossen wurde, vom scheinbaren Lauf der Sonne abhängig ist, gibt es eine sich mit jener durchkreuzende, die man, weil sie zu ihrem vollständigen Verlauf Jahrhunderte fordert, die säculare nennen könnte. Durch direkte Beobachtungen und ältere Aufzeichnungen, deren Bekanntmachung wir Cassini verdanken [1], wissen wir, daß die Magnetnadel auf der Sternwarte zu Paris im Jahre 1666 keine bemerkliche Abweichung vom Pol zeigte, nachdem sie noch im Jahre 1664 0 Grad 30 Minuten gegen Osten abweichend war [2]. In welche Zeit ihre größte östliche Abweichung fiel, wissen wir nicht; denn es finden sich nur vereinzelte Aufzeichnungen, deren beglaubigtste, wie es scheint, bis ins Jahr 1580 zurückgeht, wo die mittlere Declination in Paris nach Sennertus Angabe nur 11 Grad und 30 Minuten östlich war, indeß die seitdem eingetretene und beobachtete westliche Abweichung über 22 Grad betrug. Denn derselbe Beobachter [3], der in dem genannten Jahr die Abweichung = 0 gefunden hatte, fand schon im Jahre 1673 die Nadel einen Grad 30 Minuten nach Westen abweichend, und in dieser Richtung ist sie bis vor Kurzem fortgeschritten; erst seit 1814 glaubte man eine Verminderung der westlichen Abweichung wahrzunehmen, die jedoch, inzwischen eingetretener Schwankungen wegen, noch immer keinen entschiedenen Rückgang zum Nordpol behaupten läßt.

Die neueren Methoden, die sinnreichen, von Gauß angegebenen Vorrichtungen, welche den Beobachtungen der Magnetnadel die Schärfe astronomischer Beobachtungen zu geben erlauben, mögen den künftigen Forscher in den Stand setzen, die ganze Dauer einer solchen großen magnetischen Periode noch vor dem wirklichen Ablauf einer neuen durch

[1] S. dieselben in Gren's (älterem) Journal der Physik, Band VII. und VIII.

[2] Gren VII, S. 419. Gewöhnlich wird jetzt dieses Zusammentreffen des magnetischen mit dem wahren Meridian auf 1663, drei Jahre früher, gesetzt, wahrscheinlich nach Thevenot's Beobachtung, ohne auf die Bemerkung von le Monnier (ebendas. S. 421) Rücksicht zu nehmen.

[3] Picard.

Calcul zu bestimmen, und wie der Astronom den Stand des Mondes oder eines Planeten für jeden gegebenen Zeitpunkt der Geschichte zu berechnen vermag, ihm etwa auch möglich machen, auf die Fragen zu antworten: Wo stand die Magnetnadel im Mittagspunkt römischer Macht und Herrlichkeit, zur Zeit Julius Cäsars, zur Zeit des Augustus? wo, als bis dahin vom Schauplatz der Weltgeschichte entfernte Völker plötzlich, wie von einem unsichtbaren Hauch bewegte Fluthen, die westliche Welt überströmten und das römische Reich zertrümmerten? wo zur Zeit der Kreuzzüge, wo zur Zeit der Entdeckung Amerikas?

Im Anblick der Ereignisse, die unter unsern Augen sich vorbereiten; in dem Augenblick, da selbst die Pforten des uralten, der übrigen Welt bis jetzt verschlossen gebliebenen, aus seinen eignen Katastrophen stets unverändert hervorgegangenen Reiches, dessen Beständigkeit wirklich der des Himmels zu gleichen schien, gewaltsam erbrochen werden, und ein neues breites Thor sich öffnet, durch welches europäische Sitte, Wissenschaft und Bildung, vor allem christliche Religion über eine bisher von ihnen ganz unberührte Welt sich ergießen werden, — ist es verstattet, zu denken, daß die Weltgeschichte sich aufs neue dem Orient zuwende, und die letzten Bestimmungen der Menschheit und des Christenthum dort sich zu erfüllen eilen.

In welchem Maß das christliche, durch Wissenschaft erhobene Europa zum Bewußtseyn seiner gemeinschaftlichen Mission, einer gemeinschaftlichen Aufgabe gelangt ist, — und in der That ist dieses Bewußtseyn während eines 25jährigen Friedens so erstarkt, so sehr zur allgemeinen Stimmung geworden, daß jeder im Mittelpunkt dieses Welttheils ausbrechende Krieg, wenn er je möglich wäre, nur wie ein Bürgerkrieg empfunden, wie ein Bürgerkrieg verwünscht werden könnte — davon legt unter anderem auch die Vereinigung verschiedener europäischer Länder zu gemeinschaftlichen Erforschungen von großem und allgemeinem Belang, — legt auch diese Verabredung ein Zeugniß ab zu gleichzeitigen, über einen großen Theil der Erde sich erstreckenden, Jahre lang, täglich je von zwei zu zwei Stunden, fortzusetzenden Beobachtungen des Ganges der Magnetnadel.

Eine würdige Feier des heute von uns zu begehenden Tages wird es seyn, wenn die Einrichtungen mitgetheilt werden, welche, in Folge der Freigebigkeit unseres allem Großen zugewandten Königs, die hiesige Sternwarte sich geben konnte, um jenen Beobachtungen als ergänzendes Glied einer Kette sich anzuschließen, die von Vandiemensland, durch das Himelajagebirg, Rußland hindurch bis zu den brittischen Inseln, von der Südspitze Afrikas bis in die Steppen Siberiens sich fortsetzen wird.

Ich ersuche Hrn. Dr. Lamont, Conservator der Sternwarte, über jene Einrichtungen in dieser feierlichen Versammlung Bericht zu erstatten.

Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 27. März 1841. [1]

Das eben verflossene akademische Jahr hat unsrem Verein bedeutende Mitglieder durch den Tod entzogen. Zuerst am 16. September den Professor der Sanscritsprache an der Universität, Dr. Othmar Frank, der mit einem literarischen Auftrag Sr. Majestät des Königs in Wien befindlich daselbst gestorben ist.

Der Eifer und Erfolg, mit dem er sich in schon vorgerücktem Alter jenes merkwürdigen Idioms, der Sprache der heiligen Bücher Indiens und seiner wichtigsten poetischen und philosophischen Werke bemächtigte, die Anstrengungen, mit welchen er die erworbene Kenntniß, zuerst auf höchst mühsame Weise mit Hülfe des Steindrucks, in Deutschland zu verbreiten und allgemeiner zu machen sich bestrebt hat, werden stets ein rühmliches Andenken verdienen.

Später, am 14. Jänner, verlor die Akademie einen Mann, der seit vielen Jahren in sie gleichsam eingewachsen, ein wesentlicher Bestandtheil von ihr schien, dessen Thätigkeit als Mitglied und bis vor Kurzem als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse stets erweckend, leitend, maßgebend, zusammenhaltend auf sie gewirkt hatte, während sein großes Verdienst weit über den Kreis dieser Akademie und der hiesigen Hohenschule hinaus allgemeine Anerkennung gefunden hatte.

Die hohe Versammlung weiß, wen ich mit diesen Worten bezeichnet habe; sie weiß nicht weniger, daß der Tribut ehrenden Andenkens, den

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1841. Nro. 64. 65.

die Akademie einem solchen Manne schuldig ist, sich nicht mit wenigen, flüchtig erwähnenden Worten abtragen läßt.

Es ist dafür gesorgt worden, daß die letzte Ehre einer feierlichen Gedächtnißrede ihm nicht fehle, und damit der Würdige von dem Würdigen geehrt werde, ist ein geistes- und fachverwandter Mann sie zu übernehmen ersucht worden.

Was Döllinger für den Unterricht in der Anatomie, in welchem er an die Stelle bloß äußerer, geistloser Aufzählung genetische Entwicklung setzte und selbst über das todte Skelett wieder geistig den Hauch des Lebens zu verbreiten wußte; was er seit seinen Untersuchungen über das bebrütete Ei und die Anfänge des Blutumlaufs bis zur Herausgabe eines leider unvollendet gebliebenen Lehrbuchs, für die Physiologie, was durch scharfsichtige und sinnreiche Anwendungen auf die menschliche für die vergleichende Anatomie geworden, kann nur ein specieller Kenner würdig auseinandersetzen. Mir sey es vergönnt, mehr zu möglichem allgemeinen Nutzen und Frommen, als zu specieller Belehrung, für welche meine geringen Kenntnisse nicht ausreichen würden, einige allgemeine Bemerkungen vorzutragen über die Umstände, durch die er zu einem wissenschaftlichen Charakter von solcher Bedeutung erhoben worden.

Dr. Ignaz Döllinger, als königl. Obermedicinalrath und Ritter des Verdienstordens vom h. Michael, als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor der Anatomie an der Universität und Conservator der anatomischen Anstalten und Sammlungen des Staats verstorben, war insofern noch der Mann einer früheren Zeit, als der Grund zu seiner Bildung durch einen tüchtigen Schulunterricht gelegt war, wie er zur Zeit seiner Jugend in dem größten Theil Deutschlands, und auch in seiner Heimath, den geistlichen Fürstenthümern Frankens, im Allgemeinen noch bestand und unter bewährten, seit langer Zeit überlieferten Formen unverrückt von neueren Bestrebungen sich erhalten hatte.

Wir heben diesen Umstand hervor, weil wir glauben, daß jeder Aufmerksame sich von selbst an Beobachtungen und Erfahrungen erinnern

wird, die ihm zeigten, welchen bestimmenden Einfluß auch auf das spätere wissenschaftliche Gebahren und Benehmen eines jeden jener erste Unterricht ausübt, den manche so gering schätzen zu dürfen glauben.

In der That nichts, selbst nicht der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, der zwar an ein nothwendiges, stufenweises Fortschreiten, aber nicht ebenso zugleich an freie geistige Bewegung gewöhnt, kann jene strenge, Dünkel und falsche Einbildung frühzeitig niederhaltende Zucht des Geistes, jene Gewöhnung an Stetigkeit und gleichmäßiges Fortschreiten ersetzen, welche ein gründlicher Unterricht in den alten Sprachen gewährt, und weniger würden wir oft über leichtsinniges, abspringendes, hastiges Verfahren in Wissenschaften uns verwundern, wüßten wir, wie meist schon durch verkümmerten und oberflächlich gegebenen oder oberflächlich genommenen ersten Schulunterricht der Grund dazu gelegt worden.

Wir machen für dieses Urtheil selbst keine Ausnahme für die auf Naturforschung sich beziehenden Wissenschaften.

Verbände sich uns mit dem Worte: Gelehrter, derselbe engere Sinn wie unsern feinsinnigen Nachbarn, die bekanntlich zwischen einem Savant und einem Naturaliste unterscheiden, ohne beide Prädicate je zu vermischen, so hätten wir, um unsern Gedanken auszudrücken, von Döllinger einfach sagen können: Er war ein Gelehrter im vollen Sinn des Wortes, ein Gelehrter wie Cuvier, dessen geistige Ueberlegenheit vielleicht mit von einer ähnlichen Fügung sich herschrieb, die nämlich gewollt hatte, daß er, dem einst als Mann die reichsten und wichtigsten Schätze für Naturforschung zu Gebot stehen sollten, in seiner Jugend an gründlichem altwürttembergischen Schulunterricht theilzunehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Viele Zweige der Naturwissenschaften dürfen des Vorzugs sich freuen, daß ihre Erfindungen oder Entdeckungen unmittelbar dem Leben zu gut kommen, einer ungesäumten Anwendung auf Bedürfnisse, auf Nutzen, Annehmlichkeiten und selbst Bequemlichkeiten des Lebens fähig sind. Groß und von nicht zu berechnenden Folgen sind in dieser Hinsicht die Wirkungen einer immer tieferen Erkenntniß der allgemeinen

und besonderen Naturkräfte, und wohl mag sich die Wissenschaft solcher glänzenden und in die Augen fallenden Erfolge rühmen.

Aber die Naturkräfte selbst bieten eine äußere und innere, wir können sagen eine exoterische und eine esoterische Seite dar; mit jener sind sie dem Leben und der Technik zugewendet, hier Gegenstände uneigennütziger Betrachtung, welche sich an der Wahrheit um ihrer selbst willen erfreut, und jeder Spur des großen Zusammenhangs nachgeht, den wir zwar nur stückweis zu erkennen vermögen, aber in welchen wenigstens hineinzuschauen das größte Vergnügen jedes höher gestimmten Geistes ist.

Und wie verschieden nach den verschiedenen Standpunkten die Urtheile über beide Richtungen seyn mögen, zweifeln wir nicht, welche von beiden die bleibendere sey, denn alle Bedürfnisse des Menschen, die früher oder später ihre Befriedigung finden, werden von jenem höchsten Bedürfniß seines Geistes überdauert, welches nach dem Wissen nicht um eines Zweckes oder Erfolges, sondern um seiner selbst willen verlangend ist, und um so entschiedener dessen begehrt, je freier und unabhängiger der Mensch von untergeordneten Bedürfnissen geworden ist.

Außerdem gibt es innerhalb der Naturforschung selbst Resultate einer höheren Ordnung, die sich nicht ebenso unmittelbar auf dem Markt des täglichen Lebens und Verkehrs umsetzen oder verwerthen lassen, wo dem sinnigen Forscher die dringende Aufgabe begegnet, in der, wie oberflächlich abstrakte Betrachtung wähnt, dem Geist entfremdeten Natur selbst die Spuren und Wege zu entdecken, die in eine höhere Ordnung der Dinge hinüberleiten.

An dem Eingang zu dieser höheren Welt steht der räthselvolle Organismus, welchem in seine labyrinthischen Gänge, in die Tiefe seiner blind (wir können nicht anders urtheilen) und doch mit der bewußtvollsten Absichtlichkeit bildenden Kräfte zu folgen, eine höhere Weihe erfordert wird.

Diese Weihe hatte Döllinger frühzeitig ebenfalls durch ein günstiges Geschick erhalten.

Seine Jugend fiel noch in die Anfänge der großen wissenschaftlichen Bewegung, die durch Kant hervorgebracht worden, von der Goethe urtheilt, daß kein geistig strebender Mann ungestraft gleichgültig gegen sie geblieben sey, den Philologen allein etwa ausgenommen, und sehr glaublich ist, daß ihm, selbst bei dieser Ausnahme, nur die hervorragende Persönlichkeit Friedrich August Wolfs vorschwebte. Früh nämlich war jene — von Grund aus untersuchende, das menschliche Wissen einmal wieder auf seine Anfänge stellende Philosophie auch auf die Universitäten in den deutschen geistlichen Ländern gedrungen; anfängliche Verdächtigungen hatten bei dem Fürsten, dem Würzburg und Bamberg damals gehorchten, und dessen Name bei seinen ehemaligen Unterthanen noch jetzt hochgeehrt ist, dem berühmten Franz Ludwig von Erthal, keinen Eingang gefunden.

An dieser Philosophie also, welche, wie die bestimmenden Anfänge alles Wissens, so auch die obersten Gründe aller Naturwissenschaft einer aufhellenden Kritik unterworfen hatte, deren Urheber das besondere Verdienst bleiben wird, durch sein geistvollstes Werk zuerst die eigentlichen Tiefen der organischen Natur, jenes blind-zweckmäßige Bilden, kühn beleuchtet und dadurch für immer, wie auch von Goethe anerkannt worden, den wahren Weg der organischen Naturforschung bezeichnet zu haben, an dieser Philosophie entzündete sich auch für Döllinger das Licht, das ihn in die Tiefe führte, allen seinen Studien ein Ziel, dadurch allen seinen Arbeiten eine Bedeutung gab, und ihn vor dem Versinken in eine platte, zweck- aber eben darum zugleich sinnlose Empirie bewahrte.

Auch wußte Döllinger, was er der Philosophie verdankte, deren aufeinanderfolgenden Entwicklungen er bis in seine letzte Zeit mit lebendiger Theilnahme, zum Theil mit Liebe, immer mit richtigem Urtheil folgte. Ganz unähnlich manchen, aus deren Reden man fast auf die Meinung schließen sollte, als würde einer allein schon dadurch zum bedeutenden Naturforscher, daß er von der Philosophie gering zu denken sich rühmt (sich rühmt, denn vernünftigerweise kann man von dem, was man nicht kennt, weder groß noch gering denken), betrachtete

Döllinger die Philosophie fortwährend als eine Leuchte auf seinem Weg, die, wenn sie zu hoch stand, ihm jeden einzelnen Gegenstand desselben zu beleuchten, darum nicht aufhörte, ihm die Richtung und das letzte Zeil seiner Forschung zu bestimmen.

Hier möchte denn auch die Stelle zu der Bemerkung seyn, welche bedeutende Rückwirckung die Art und Weise, irgend eine Wissenschaft zu betreiben, auf den persönlichen Charakter ausübt.

Möchte man insbesondere da, wo vom ersten Unterricht die Rede ist, stets erwägen, wie es nicht darauf ankommt, daß ein Mensch vieles wisse, sondern daß er eine Sache ganz und aus dem Grund verstehe. Denn ein ganz anderes Bewußtseyn hat der, welcher es in irgend einer Sache, und wär' es auch nur im Lateinschreiben, zur Vollkommenheit, ein ganz anderes der, welcher es in keiner weiter als zum Pfuschen gebracht hat.

Charakterloses Hin- und Herschweifen in der Wissenschaft hat stets auch moralische Charakterlosigkeit, wie ein gleichmäßiger, großartiger Betrieb der Wissenschaften auch Ruhe und Ernst der moralischen Gesinnung zur Folge oder zur Begleitung.

Durch eine einzige, in allen ihren Vertiefungen und möglichen Wendungen erschöpfte Wissenschaft, wird ein Maßstab auch für Beurtheilung anderer Dinge gewonnen, der weit über die Grenzen dieser Wissenschaft hinausreicht.

Durch die Gewöhnung, das Besondere nicht als den Gegensatz des Allgemeinen zu betrachten, sondern als die Materie oder den Stoff, in dem eben dieses sich zu bewähren, sich wiederzufinden und zu erkennen hat, erhob sich Döllinger, ohne je über die Schranken seiner Wissenschaft hinauszugehen, dennoch zugleich über dieselbe zum Mann von allgemeinem Urtheil, der auch allgemein-menschliche Dinge, ganz insbesondere aber alles, was in den Kreis der Wissenschaft fällt, richtig zu schätzen, das Tiefe und Bedeutende überall zu erkennen wußte; dessen Ansicht und Beurtheilung auch über seine besondere Wissenschaft hinaus Vertrauen erweckte und verdiente.

Bedenkt man nun, wie die Natur manche von Menschen geschätzte

Gaben mit verschwenderischer Hand ausstreut, aber schon eine von Natur starke Beurtheilungskraft ein seltener Vorzug ist: so kann man ermessen, von welchem Werth ein durch große Arbeiten des Geistes, durch reiche Erfahrung zur vollen Reife des Urtheils herangebildeter Mann in jedem Kreise seyn muß, wie schmerzlich, wenn er scheidet, er in jedem, wie schmerzlich besonders in einer Akademie der Wissenschaften ein solcher vermißt werden müsse.

Ich glaube, die Lücke, die in dieser Hinsicht durch Döllingers Scheiden entstanden, wird von uns allen gleicher Weise gefühlt. Mir aber stand es nicht bloß als Organ der Akademie, auch aus persönlichen Gründen zu, ihm bei der ersten Gelegenheit, so weit ich es vermochte, öffentlich ehrende Worte zu widmen.

Denn unsere Verbindung schrieb sich nicht von gestern, sondern von einer nun schon weit entfernten Zeit her, wo wir beide zugleich, beide noch jung, an dieselbe Hoheschule als Lehrer berufen, eines freundlichen und übereinstimmenden Zusammenwirkens uns erfreuten, und ich unter andern das Glück hatte, als Mitglied des akademischen Senats meine Stimme mit dafür zu geben, daß Döllinger, zuerst in Würzburg, als Professor der Anatomie an die Stelle gesetzt wurde, von wo seine Wirkung bald auf die ausgezeichnetste Weise über ganz Deutschland sich verbreiten sollte.

Als Sömmering von Alter und Besorgnissen für seine Gesundheit gedrängt, Anstalt machte, München zu verlassen, sorgte Maximilian Josephs Weisheit dafür, daß ihm ein würdiger Nachfolger werde.

So kam Döllinger in die Akademie, und wurde, nachdem unsere herrliche anatomische Anstalt nach seinen Angaben und unter seiner Leitung gegründet worden, nach Hierherverlegung der Universität wieder auf den Lehrstuhl berufen, dessen Zierde er in Würzburg gewesen war, und auf dem er nun so schwer, so schwer wie in der Akademie, zu ersetzen seyn wird. — —